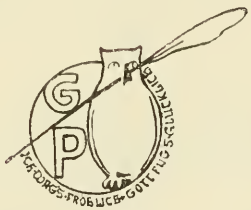
A
Ger. Lit.
N

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Bruno Hake

Band CLXVII

(April — Mai — Juni 1916)



164403
24/8/21

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Castor & Co. — Budapest, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. — Mailand, U. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — Petersburg, Gesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krahe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Polleweky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — Yokohama, Gelser & Gilbert. Winckler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel & Wurzel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.167

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertsiebenundsechzigsten Bande (April — Juni 1916).

	Seite
Otto Freiherr von Dungern. Königin Elisabeth von Rumänien	1
Josef Krauter. Die Politik Österreichs im griechischen Freiheitskampfe 1822—1829. II (Schluß)	17
Heinrich Hubert Houben. Freundesbriefe von Ferdinand Gregorovius	42
Marie von Bunsen. Aus der Asiatischen Welt. I	59
Gottfried Fittbogen. Der ideale und der historische Lessing	83
Max Maria von Weber. Unter den Wassern und in den Lüften	102
Franz Servaes. Schattenarme. Novelle	112
Franz Fromme. Friedrich Naumanns „Mitteleuropa"	134
Georg von Below. Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg	141
Franz Zinkernagel. Herman Grimms Aufsätze zur Literatur und Kunst	145
Literarische Notizen	151
Literarische Neuigkeiten	160
Franz Zweybrück. Marie von Ebner-Eschenbach †	161
B. L. Freiherr von Mackay. Zum indischen Problem	168
Wittich o von Einsiedel. 1866. Kriegstagebuch des Generalleutnants Kurt Haubold von Einsiedel, 1866 Hauptmann in der königlich sächsischen Leibbrigade. I	188
Wilhelm Schäfer. Die begrabene Hand. Novelle	217
Erich Petzet. Aus Jakob Burckhardts Briefwechsel mit Paul Heyse	243
Marie von Bunsen. Aus der Asiatischen Welt. (Fortsetzung) II	256
Hans von Müller. Lessings unterdrückte Schrift gegen Jöcher. Die Geschichte eines Problems von 1753 bis 1915	272
* * * Dreihundert Jahre nach Shakespeares Tode	288
Wilhelm Waetzoldt. Aus der Geschichte der Schlachtenmalerei	289

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

Valerius von Smialovszky. Zur Stellung Ungarns in Naumanns „Mitteleuropa" 296
Walter Heynen. Eine neue Otto Ludwig-Ausgabe 307
Literarische Notizen 310
Literarische Neuigkeiten 319
Hermann Hassel. Landwirtschaft und Nahrungsmittelfrage in Schweden während des Krieges 321
Wittich von Einsiedel. 1866. Kriegstagebuch des Generalleutnants Kurt Haubold von Einsiedel, 1866 Hauptmann in der königlich sächsischen Leibbrigade. (Fortsetzung) II 343
Jakob Schaffner. Die Schweizerreise. Roman. I 357
Albert Leitzmann. Autobiographische Fragmente von Wilhelm von Humboldt 378
H. Prehn-v. Dewitz. Aus den Schicksalsjahren Persiens. Ein Beitrag zur Geschichte englisch-russischer Politik im nahen Orient . . 406
Marie von Bunsen. Aus der Asiatischen Welt. III (Schluß) . 431
Gustav Ernest. Berliner Musikleben 446
Franz Zweybrück. Paul Schlenther † 460
Gottfried Fittbogen. Die ungarländischen Deutschen während des Krieges 464
Literarische Notizen 473
Literarische Neuigkeiten 479

Königin Elisabeth von Rumänien.

Von

Otto Freiherrn von Dungern.

Deutsche Prinzessinnen sind seit dem Mittelalter in das Ausland auf fremde Throne gezogen. Nach Polen und Rußland und den nordischen Königreichen, einige wenige auch nach Schottland und England, viele nach Frankreich und Italien — selbst nach dem Balkan. Eine Gräfin von Sulzbach war Kaiserin von Byzanz; eine Gräfin von Andechs ist 1189 von Barbarossa mit einem serbischen Fürsten vermählt worden; eine Schwester Manfreds von Hohenstaufen war Kaiserin von Nicäa und Thessalonich.

Diesen deutschen Fürstentöchtern ist es selten gut gegangen. Das Herrschen steht der deutschen Frau nicht; deshalb läßt sie es meistens und hält sich an die Kirche und an Werke der Fürsorge und der Wohltätigkeit. Die staatsmännische Kraft Katharinas der Zweiten ist eine Ausnahme und kommt uns mehr russisch als deutsch vor.

Merkwürdigerweise hat die Heimat für diese Fürstinnen schon im Mittelalter wenig Interesse gezeigt. Man vergaß sie und überließ sie ihrem Heimweh und ihrer heimlichen Sehnsucht nach der Herzlichkeit und Offenheit und Zucht ihres deutschen Vaterlandes. Wo immer wir diese deutschen Prinzessinnen in der Entwicklung ihres Lebens verfolgen können, da finden wir eine stille Wehmut, durch deutsches Pflichtgefühl ergeben bekämpft.

Königin Elisabeth von Rumänien hat eine Brücke zwischen ihrer Heimat und ihrem fernen Balkanthron geschlagen durch ihre Dichtungen. Diese Dichtungen sind durch und durch deutsch geblieben, wenn sie auch gelegentlich rumänisch oder französisch oder gar englisch und italienisch sich äußerten und rumänische Sagen nachdichteten oder andere fremdländische Werke übersetzten. Sie wollte in der Erinnerung der Deutschen fortleben. Sie hat lange gehofft, als ein ganz großer Dichter für alle Zeiten in unserer Literaturgeschichte Platz zu finden, und als sie sah, daß die Gemeinde ihrer unbedingten Verehrer als Dichterin klein blieb, hat sie doch nicht aufgehört zu glauben, daß eine andere Generation aus der gewaltigen Menge ihrer Gedichte — denn die standen ihr selbst viel höher als ihre Prosa — wenigstens eine kleine Auswahl unter die Perlen der deutschen Poesie einreihen würde. Heute steht die Kritik ihren Werken ziemlich fremd gegenüber. Vielleicht wird sich dies ein wenig ändern,

wenn die sorgfältige Auslese erscheint, mit der sich Carmen Sylva seit dem Tode des Königs Carol beschäftigt hat.

Aber unabhängig neben der Dichterin steht die Frau, die auch verdient, daß wir uns ihrer erinnern.

Vereinsamung in der Fremde scheint allgemein auf die deutsche Frau so zu wirken, daß sie unwillkürlich das Deutsche in ihrem Wesen kräftigt und hervorkehrt. Wer in der Welt herumgekommen ist, der hat gewiß eine große Hochachtung vor der entschlossenen und starken Bejahung des Deutschtums mitgebracht, das er draußen gerade bei deutschen Frauen finden konnte. Wenn in früheren Jahrhunderten die Heimat den Deutschen, der hinausging, aus den Augen verlor oder doch ein wenig fremd wieder aufnahm, so ist das ja jetzt anders geworden. Und Königin Elisabeth war eine so eigenartig gesteigerte Verkörperung der typisch deutschen Frauenart, daß sie gerade als Frau bei uns fortleben muß.

Als Frau und als Prinzessin. Die deutsche Prinzessin ist ja für die ganze Welt ein eigentümliches Wesen. In die romanische und heute sogar in die amerikanische Phantasie ist sie eingezogen, wie sie bei uns in unserem Märchen lebt, als ein feines, schönes, edles Geschöpf, treu und sittsam, meistens vom Schicksal grausam behandelt, aber schließlich siegreich in ihrer Güte und Hingabe.

Ein solches Wesen aus dem Reich der Phantasie auf die wirkliche Erde versetzt konnte die rheinische Prinzessin wohl werden. Denn ihr war für den Lebensweg nicht nur die Zierde einer bezaubernden Erscheinung, sondern ein reiches Gemüt und ein lebhafter Geist geschenkt, und dazu all die Zucht und Bildung, die man in deutschen Fürstenhäusern den Töchtern immer gern mitgegeben hat.

Prinzessin Elisabeth zu Wied ist in kleinen, beinahe dürftigen und sehr traurigen Verhältnissen aufgewachsen. Das Wiedische Vermögen war während ihrer Jugend noch von den Zeiten der französischen Verfolgungen her in Unordnung. Sogar das einzige bewohnbare Familienschloß war damals eng und knapp eingerichtet. Aber die Mutter der Prinzessin war mit allen evangelischen Höfen Europas verwandt und wäre beinahe russische Kaiserin geworden, ehe sie dem schönen Fürsten zu Wied die Hand zum Lebensbund gegeben. Dieser Fürst selbst hatte einen stolzen deutschen Sinn. Als bald schwere Krankheit ihn unbeweglich machte, entwickelte er das Erbteil seiner Familie, eine reiche Begabung, zu reger geistiger Tätigkeit. Er wurde ein gründlich nachdenkender Philosoph. Das außergewöhnliche Wissen anderer älterer Familienglieder und die erstaunlich umfassende Bildung der klugen Fürstin waren ein Gegengewicht gegen diese abstrakte Gedankenvertiefung. Die aufgeweckte Tochter mußte von früher Kindheit an beides in sich aufnehmen, die Gedankentiefe des Vaters und in geradezu eisernem Arbeitszwang das Wissen der Mutter.

Sie hat davon für ihr ganzes Leben die Fähigkeit behalten, auch sehr

gründlich und vielseitig gebildeten Männern gegenüber mitzukommen. Für alle Errungenschaften der modernen Wissenschaft hat sie Interesse gehabt und verblüffte manchen Gelehrten durch die sichere Art, mit der sie auf schwierige fachmännische Erörterungen einging, und noch mehr durch die Bereitwilligkeit, mit der sie die kühnsten Kombinationen und Zukunftshoffnungen der heutigen Gelehrtenwelt nicht nur als möglich, als diskutabel, sondern als ganz selbstverständlich hinnahm. Und sie bezauberte den Denker und Dichter, der ihr persönlich begegnete, durch die schmiegsame Anpassung an fremden Ideenflug, an noch so kühne und selbst phantastische Gedankengebäude des Geistes, der nach Erkenntnis der letzten Zusammenhänge sucht.

Aber bei alledem hat sie ihren weiblichen Charakter nie verleugnet. In ihrem Grübeln wollte sie nicht originell sein, nur klar. Sie wollte nicht selbständig eindringen in das Wesen der Dinge; nur sehen, nur das Glück dessen mitgenießen, den Forschung und langes Sinnen über die Einsicht des Durchschnittsmenschen hinaustrug. So hat sie es als bewunderte und doch bescheidene Prinzessin gehalten, und so auch als Königin und gefeierte Dichterin.

Zu dem Nachdenken kam bei der Königin Elisabeth die Phantasie; eine Phantasie, die bei dem Kinde zügellos den Geist immer in Tätigkeit hielt, daß sie selbst Furcht davor hatte und die Bilder, die in ihr wuchsen, verheimlichte. Denn diese Art innerer Arbeit paßte gar nicht zu dem kühlen Verstand der Mutter. Als die Prinzessin heranwuchs, war der Vater schon so krank, daß lange eine tägliche Todessorge das Haus erfüllte. Dann wurde auch die Mutter gelähmt, und ein jüngerer Bruder plagte sich zwölf Jahre lang mit einem grausig schmerzvollen Leben hin. 1904 bereitete ein Rumäne eine Biographie der Königin vor. Sie war damals in gedrückter Stimmung. Die Beschreibung ihrer Jugend war in dem Werk, das dem Volke Rumäniens ein liebenswürdiges Bild geben sollte, kurz und nicht allzu düster. Damals hat mir die Königin eine ganze Reihe von Einzelheiten diktiert, die das Bild richtigstellen sollten. Sie wünschte, daß ihre Deutschen wenigstens erfuhren, wie sie wirklich aufgewachsen war. Was da entstanden wäre, das wäre ein Bild äußerer und seelischer Marter und Entbehrungen geworden. Erst langsam, nach Jahren, hat sich die Königin darüber beruhigt, daß soviel Hartes und Grausames nicht veröffentlicht wurde.

Die Phantasie ist schließlich für die Königin ein treuer Helfer in einem Leben geworden, das ihr bei allem Reichtum auch später genug Enttäuschungen und Vereinsamung und Leid gebracht hat. Denn diese Phantasie wurde, Hand in Hand mit einer ganz ungewöhnlichen Gewalt über die Sprache, zur Quelle, aus der die Königin sich durch ihr Dichten immer wieder Beruhigung nahm.

In Rumänien hat die Dichterin ungewöhnliche Gelegenheit gefunden, ihre Phantasie schöpferisch arbeiten zu lassen. In ihrem neuen Reich brauchte sie nicht mehr allein aus ihren eigenen Empfindungen heraus oder in Anlehnung an fremde Anregungen die Bilder für ihre Gedankenwelt zu formen.

Sie kam in ein Land, zu einem Volk, um das sich Deutschland, ja ganz Europa bis dahin kaum gekümmert hatte; dessen Literatur ganz neu, erst im Entstehen war; dessen Geschichte und Sage unerforscht, dessen Urkunden und Erzählungen ungedruckt waren, und das in seiner Lebensweise, in seinen Schicksalen, seinem jungen, starken Willen zur Entwicklung und seiner tief eingewurzelten Verzweiflung am Fortschritt einem dichterischen Geist unendliche Anregungen gab. Dazu kam die Eigenart der Gegend, des Klimas; Rumänien ist ein Sonnenland, in dem der Sommer über endlose Steppen eine eintönige Glut hinbreitet und der Winter die tiefverschneiten Ebenen und Berge für Monate in leuchtende Stille hüllt.

Die Phantasie hat in späten Jahren das Denken der Königin manchmal etwas gefangen genommen. Sie übertrieb leicht. Sie fing an mit einer Beschreibung eines Erlebnisses oder einer Erzählung und malte dann immer lebhafter aus, bis schließlich alles, ohne daß sie es recht merkte, mehr ihre eigene Erfindung war.

Dieses Übertreiben war harmlos, kindlich und so durchsichtig, daß man es unmöglich tragisch nehmen konnte; wenn sie etwa von den fabelhaften Sauberkeitskünsten oder von Proben des unwahrscheinlichen Intellekts kleiner Kätzchen erzählte, die sie eine Zeitlang um sich gehabt, oder von einer phänomenalen Erfindung oder Leistung, von der sie einmal etwas gelesen. Es war dann mitunter schwer, ernst zu bleiben. Wenn sie an der königlichen Tafel so ihre Phantasie spielen ließ, und alles etwas verlegen zuhörte, war es rührend zu beobachten, wie der König, der in seiner sachlichen Art jede Ungenauigkeit verbessern mußte, zunächst ein paarmal kurz unruhig zu ihr aufsah und schließlich leise die Hand auf ihren Arm legte und die Ausführungen mit einer drastisch nüchternen Bemerkung abschnitt. Aber dann kam bei der Königin ein Eigensinn heraus: sie fügte sich, aber sie nahm kein Wort zurück.

*

Man hat die Königin oft fühlen lassen, das Schicksal habe sie gerade als Dichterin verwöhnt, dadurch, daß es sie nach Rumänien in eine fremde, anregende Umgebung führte und dazu noch in eine Stellung, in der sie auf hoher Warte frei von äußeren Schwierigkeiten unmittelbar und unbekümmert das Schöne und Merkwürdige um sie her auf sich wirken lassen und ausgestalten konnte. Wenn darauf die Rede kam, wurde die Königin böse. Und dann erzählte sie, was dieser Wechsel vom Rhein nach der walachischen Ebene für sie an neuen Entbehrungen gebracht. Das Haus, in das sie einzog, war in der Tat ganz und gar nicht fürstlich eingerichtet. Ihr Gemahl hatte, als er wenige Jahre vorher den rumänischen Thron angenommen, das Land und die Hauptstadt in einem Zustande der Rückständigkeit gefunden, den sogar die Rumänen der jüngeren Generationen heute gar nicht mehr begreifen. Alles, was heute in Rumänien modern ist, ist neu, ist erst unter der Regierung des

Fürsten und Königs Carol geschaffen worden, bis zu dem Pflaster in der Hauptstadt, den Straßen über Land und natürlich auch den Häusern. Das „Palais", in welches Fürst Carol seine Gemahlin heimführte, war klein, ungesund, feucht, kalt, leer. Von einer auch nur halbwegs gemütlichen Häuslichkeit konnte noch lange keine Rede sein. Die junge Fürstin mußte trotz der Erinnerungen an ihr einfaches Elternhaus noch viel natürliche Anspruchslosigkeit oder Hoffnung auf spätere bessere Zustände zu Hilfe nehmen, um nur den trostlosen äußeren Rahmen ihres neuen Hofes zu ertragen. Auch darüber hat sie später manchesmal Einzelheiten erzählt, die ihr rumänischer Biograph klüglich verschwieg; denn das hat sich alles ja längst ganz geändert, und wie sollte ein Mensch, der mit den Jahren innerlich größer und reicher geworden ist, klagen dürfen über äußere Dürftigkeit, die ihm die Jugend gebracht?

Aber nicht der Mangel jeglicher Behaglichkeit war für die Königin damals das Harte, sondern die Abschließung von der westländischen Kultur und Gesellschaft. Gerade in dieser Hinsicht war sie verwöhnt gewesen. Nach dem Tode ihres Vaters hatte die besorgte Mutter, die ihre Tochter von Kind auf für die äußere Beherrschung in einem Pflichtleben auf irgendeinem Thron erziehen wollte, sie zu kaiserlichen und königlichen Verwandten in das Ausland geschickt oder mitgenommen. Bei der geistig hochbedeutenden Großfürstin Helene in Petersburg hatte die Prinzessin den vollen Glanz eines luxuriösen Hofes kennen gelernt. Ihr eigenes Haus — damals in Bonn — hatte die Fürstin zum Mittelpunkt einer auserlesenen Gesellschaft gemacht, in der Gelehrte, Künstler und berühmte Schriftsteller eine Rolle spielten.

In Rumänien fand die junge Fürstin Elisabeth von alledem nichts. Die meisten reichen, europäisch erzogenen und gebildeten Bojaren, der Adel des Landes, hatten sich mit der Regierung eines fremden Fürsten nicht recht abfinden können, obwohl sie ihn doch selbst in ihr Land gerufen. Wenn sie schon als Politiker und Beamte an der neuen Regierung Rumäniens mitarbeiteten, so ließen sie doch ihre Frauen von dem neuen Hofe fernbleiben, der von mancher ihrer eigenen Haushaltungen auf ihren riesigen Gütern oder auch in Paris an Glanz und Bequemlichkeit in den Schatten gestellt wurde. Die Zahl der geistig bedeutenden Damen des rumänischen Adels, die in der ersten Zeit in die Umgebung der Fürstin herangezogen werden konnten, war nicht groß. Erst viele Jahre später ist dies allmählich anders geworden.

Auch das Leben in der Stadt bot der Königin nichts von dem, was ihr kunstbegeisterter Sinn in ihrer rheinischen Heimat oder in Berlin, Petersburg, Paris genossen hatte. Bildende Kunst gab es nicht. Das Theater war ganz auf die primitiven Bedürfnisse eines minderen Publikums zugeschnitten, denn Rumänen mit erlesenem Geschmack zogen den Aufenthalt im Ausland vor. Für Musik sorgten nur die eingeborenen Zigeuner. Sehr selten kam damals ein westländischer Besucher nach Bukarest. Die lange Reise die Donau hinunter, damals der einzige Weg in das Land, war zu wenig verlockend.

Auch in dieser Beziehung hat sich heute vieles geändert; aber bis in ihr hohes Alter mußte die Königin sehen, daß ihr Land gerade den Deutschen ferner lag als Konstantinopel. Sie hat nie überwinden können, daß der deutsche Kaiser bei seinen zwei Reisen zum Sultan Bukarest mied. Ihre nächsten Angehörigen reisten auch lieber in andere Länder. Mit großer Mühe setzte sie 1905 durch, daß sie eine ihrer Wiedischen Nichten einmal längere Zeit bei sich beherbergen konnte. Später zog sie eine andere entferntere Nichte, die heutige Fürstin von Albanien, zu sich heran. 1906 kam der deutsche Kronprinz, und seitdem hatten Bukarest und Sinaja häufiger Besuch von fürstlichen Verwandten.

Von deutschem Geistesleben ist noch heute in Rumänien wenig zu spüren. Die Deutschen im Lande sind fleißige Kaufleute und Handwerker. Die intellektuelle Verbindung mit dem Westen sucht man, soweit Kunst und Literatur in Frage kommen, in Paris.

Vor elf Jahren wurde ich einmal befohlen, die Königin während eines kurzen Aufenthaltes der Majestäten in Wien herumzuführen. Auf das Programm hatte ich für den Abend die Oper gesetzt, in der damals Mahler eine seiner ersten berühmten Aufführungen des „Fidelio" dirigierte. Die Königin lächelte melancholisch, schickte uns hin, blieb aber selbst, weil es noch einige Tage vor dem Ende der Hoftrauer um einen Stiefbruder ihrer Mutter war, abends im Hotel und freute sich nachher an unserem Erzählen. Dann meinte sie ganz schlicht: „Ich werde den Fidelio wohl nie sehen — es war immer mein größter Wunsch." Sie hat ihn auch nie gesehen, und vieles andere nicht, ja das meiste nicht, das sie gern auf sich hätte wirken lassen; nicht die Dramen der großen Dichter, noch Opern, noch die Oratorien, von denen sie jeden Satz auswendig kannte. In ihrer Jugend war dafür vor lauter Krankenpflege und Unterricht keine Zeit gewesen, und später war sie als Königin nie recht frei, wenn sie einmal in die großen Städte Westeuropas kam. Gelang es ihr doch, zu einer öffentlichen künstlerischen Veranstaltung zu kommen, wie zum Beispiel auf Kölner Musikfeste, so war das eine Freude und ein Glück, für die sie immer dankbar blieb.

Ihrer dichterischen Ausbildung war ebenso nachteilig, daß ihr die persönliche unbefangene Diskussion mit anderen Künstlern gefehlt hat. Wenn später, als ihr Dichtername schon berühmt war, Fürsten der Feder ihr manchmal schrieben, so geschah das doch fast immer mit einer Huldigung vor der Königin und mit dem devoten Respekt, den man der edlen Frau auf dem Thron ja so gern aussprach. Hier und da ist es aber doch zu einem Briefwechsel gekommen, durch den ein rein literarischer Zug ging; so seinerzeit mit Pierre Loti und neuerdings noch mit dem feinsinnigen Tiroler Hoffensthal. Aber da waren ihr Stil und ihr poetisches Augenmaß längst fertig ausgebildet, und es hätte auch viel strengerer Hilfe bedurft, um auf ihre literarische Form nützlichen Einfluß zu gewinnen.

Oft war die Königin betrübt darüber, daß so selten bedeutende Landsleute, Künstler oder Schriftsteller, nach Rumänien kamen und sie aufsuchten, während man Franzosen, auch Italiener und Engländer, öfters sah. Die Königin hätte gern Fühlung gehabt mit der Kunst ihrer Heimat, um ihrem Lande davon mitzuteilen. Sie war in ihrem Geschmack unabhängig von dogmatischer Auslese, selten kritisch; meistens zufälligen persönlichen Nebenempfindungen unterworfen. Das Extremste konnte vor ihr Gnade finden, aber auch die banale Schablone. Sie wollte in Kunstfragen gar nicht überlegen, nur Sympathie oder Antipathie urteilen lassen. Deshalb tat man ihr etwas Unrecht, wenn man ihr Wahllosigkeit zum Vorwurf machte. Die Kunst sollte, meinte sie, nur schmücken und gefallen. Ihrem Lande war moderne Kunst so neu, daß eine erzieherische Einwirkung auf individuelle Empfindungen dort intuitiv erfolgte. Zeigen zu können, daß Deutschland etwas leistet, nicht nur Frankreich und Italien, das wäre ihr eine Freude gewesen; in der Malerei, der Plastik, der Musik, der Vortragskunst und auf dem Theater.

Bei der praktischen Betätigung ihrer Kunstbegeisterung war sie übrigens sehr gehemmt. Ihre Zimmer richtete der König in den Schlössern, die er baute, selbst für sie ein, bis auf die Auswahl der Möbel und der Bilder. Sie fühlte sich gar nicht wohl in den schweren Salons, die dem Schloßstil des Königs Carol angepaßt waren. Sie zog sich gern in kleine, zum Teil winzige Nebenräume zurück, die sie sich mit wenigen schlichten Holzmöbeln und Bildern und Büchern ausschmückte; oder in ein Atelier, einen großen hellen Raum mit kahlen Wänden. Da hat sie ein wenig selbst gemalt, stillos, ohne Schulung, meistens auf Pergament, Farbensymphonien von byzantinisch anmutenden Ziermustern mit phantastischen kleinen Engelsfigürchen. In dem Atelier stand auch ein Flügel. An den setzte sie sich früher gern. Ihr Spiel war streng, merkwürdig unpersönlich. Die reinen, klaren Tonarbeiten Bachs zogen sie an, ohne daß sie aber imstande gewesen wäre, sie technisch vollkommen zu beherrschen. Dafür hatte sie in einer Art kleiner Hauskapelle, die sie sich vor etwa fünfzehn Jahren schuf, ein ganz ausgezeichnetes Quartett zusammengebracht. Der Geigenspieler Enesco, ein junger Rumäne, ist inzwischen längst in Paris als einer der größten lebenden Violinkünstler gefeiert worden. Mit seiner weichen, zarten, ungemein tonvollen Musik hat er seiner Königin viel Schönes gegeben. Der Cellist des Quartetts, Dinico, ist heute Dirigent eines neuen großen Bukarester Orchesters und ist in der Stadt auch bei den Kreisen, die gewohnt sind, in Frankreich und Deutschland die besten musikalischen Veranstaltungen aufzusuchen, durchaus anerkannt.

Auf diese musikalischen Leistungen im Schloß, zu denen bedeutende ausländische Künstler zugezogen wurden, die nach Bukarest kamen, war schließlich nicht nur die Königin, sondern auch König Carol mit Recht stolz. Vor einigen Jahren empfingen die Majestäten einmal ein hochgestelltes, vornehmes Ehepaar aus Deutschland und wollten ihre Gäste besonders auszeichnen. Die

Königin stellte ein ganz erstklassiges Konzertprogramm zusammen und lud zu einer glänzenden musikalischen Nachmittagsunterhaltung ein. Mehrere Wochen nach der Abreise hat die deutsche Dame, einem deutschen Künstlerpaar im Schlosse Gelegenheit zum Auftreten zu geben, und berief sich dabei auf den hohen Kunstsinn der Majestäten, den sie selbst kennen gelernt. Der König hatte schon eine Ordensdekoration für den fremden Künstler zurechtgelegt, da kam ein biederer Tiroler Spielmann an mit seinem Schatz im Tiroler Kleidchen. Man drückte ihnen schleunigst fünfhundert Franken in die Hand und beförderte sie weiter. Aber die Königin war verletzt, weil sie daraus sah, daß ihr feiner musikalischer Geschmack nicht mit Verständnis bewertet worden war.

In Italien hat die Königin August Bungert kennen gelernt. Der rheinische Tonkünstler war in seinem gesellschaftlichen Auftreten nachlässig und paßte deshalb gar nicht an einen Hof. Er kam rücksichtslos zu spät und entschuldigte sich bestenfalls damit, daß er sich im Wald verlaufen hätte. In den Unterhaltungen der höfischen Umgebung blieb er gleichgültig abseits stehen. Er war immer nur mit seinen künstlerischen Gedanken und den moralischen und philosophischen und musiktheoretischen Problemen beschäftigt, die er in seinen Tonwerken ausprobte. Deshalb war er für die Umgebung eine Verlegenheit und ist nie nach Rumänien eingeladen worden. Aber wenn die Königin in Deutschland war, kam er stets. Er war im Leben der Königin bis in ihr Alter der einzige, den eine wirkliche Freundschaft mit ihr verband. Sie hat ihm mit ihren bescheidenen eigenen Mitteln an seinem lieben Rhein ein kleines Künstlerheim geschaffen. Wenn sie ihn dort besuchte, in seiner Weinlaube in Leutesdorf, dem alten Andernach gegenüber, am Fuß des Hammerstein, den sie selbst in ihrer Jugend besungen, dann konnte sie von ausgelassener, übermütig rheinischer Fröhlichkeit sein, auch noch als sechzigjährige Frau.

Die beiden Künstlernaturen verband eine vollkommene Überlegenheit über die Leidenschaft. Beide wußten, daß es ohne die Wirkungen dieser stärksten Triebfeder des individuellen Wesens keine vollkommene Kunst gibt, und beide haben das Motiv der Liebe, die mit dem Verstand im Menschen ihr schicksalbestimmendes Spiel treibt, in ihren Dichtungen unbefangen verwendet. Aber beide waren nicht erotisch veranlagte Naturen. Beide waren durch das mitfühlende Eindringen in wechselvolle Lebensführungen und Erlebnisse anderer zum künstlerischen Überblick über das Leben gekommen. Deshalb war das nicht zwischen ihnen, was sonst Mann und Frau, die eine Urverwandtschaft fühlen, innig vereint oder scharf voneinander reißt. Ihre Gedanken und ihre Empfindungen verstanden sich. Das haben sie genossen. Wenn sie ihre eigenen Arbeiten einander mitteilten, so gab es wechselseitig eine ungezügelte heiße Begeisterung. Wenn sie ausruhten, und Bungert sich bei ihr an den Flügel setzte und Chopin spielte in seiner feinen, geflüsterten und doch so eindringlichen Art, dann war es, wie wenn ein zarter, schmeichelnder Duft durch den Raum zog: zwei reiche Naturen, die einander Freude machten.

*

Wenige Menschen sind der Königin nahe gekommen, die nicht den Eindruck ihrer Güte mitgenommen hätten. Aber diese Güte war auch ungewöhnlicher Art. Güte ist ja wohl der Eindruck, den wir beinahe immer vom Besuch bei einer deutschen Fürstin mitbringen. Die Stellung der gekrönten Frau, ihre Macht, zu helfen, die Freude, die sie hat, zu zeigen, daß die Krone ihr das Mitgefühl für Elend und Leid der Geringeren nicht genommen hat, bringt leicht die Empfindung von etwas Unerwartetem, das wir dankbar als etwas Besonderes hinnehmen. Bei der Königin Elisabeth war das Wohltun das Geringste. Darin konnte sie nicht einmal viel leisten. Denn die finanziellen Kräfte ihrer Schatulle waren immer sehr klein. Aber sie gab etwas, worüber wenig Menschen verfügen. Bei ihrer Mutter, der Fürstin Wied, hatte sie gesehen, wie vor dem unfaßbar Gewinnenden, das manchmal Frauen eigen ist, die Herzen sich aufschließen. Die alte Fürstin war berühmt für die Schärfe des Urteils, mit dem sie denen, die ihr Zweifel und Sorge beichteten, half sich aufzurichten. Durch ihr verstandesmäßiges Begreifen auch ganz fremder Verhältnisse konnte sie einen sicheren Weg aus Verzweiflung zu neuem Lebensmut finden und weisen. Königin Elisabeth machte es ganz anders. Auch vor ihr haben viele, viele auf den Knien gelegen und die Not ihres Lebens und die Unruhe ihres Herzens ausgeschüttet. Frauen vor allem, aber manchmal auch Männer. Bei ihr genügte ein Blick, um zu sehen, daß dem Menschen, der zu ihr kam, etwas fehlte; und ein Blick genügte auch, um dem anderen zu sagen, daß er hier alles Menschliche aufdecken durfte und keinen harten Richter finden würde. Aber wenn sich die Königin dann erzählen ließ, hörte sie nur kurz zu. Sehr schnell fielen ihre Augen wieder auf die Häkelarbeit, die sie stets in der Hand hielt, und ihre Gedanken wanderten weit weg; nur hier und da ermunterte ein freundliches Nicken oder Aufschauen den andern, weiter zu sprechen. Und dann war ihre Antwort ein Emporheben des individuellen Kummers in das allgemeine Leid des Menschengeschlechts; eine Sympathie, die ihre Kraft und ihre Wirkung hatte in der großen Erkenntnis, daß alles Leid des einzelnen nichts ist in dem ungeheuren Meer von Kummer, Ungerechtigkeit, Verkennung und Unterdrückung, das diese Welt erfüllt. Sie fing dann gern selbst an zu erzählen, ohne besonderen Zusammenhang mit allem, was man ihr geklagt, von eigenen Erlebnissen, von Schicksalen Fremder. Und es gibt in Rumänien viel Leidenschaft und deshalb viel seltsame Schicksale. Aber in Ton und Ausdruck war die Antwort der Königin unendlich persönlich abgestimmt. Während sie zugehört, hatte sie Zeit gehabt, sich ganz in die augenblickliche Verfassung und den Bildungsgrad und den Gedankengang des Menschen vor ihr einzufühlen.

So sich einzustellen und einen Augenblick mit ihrem ganzen Empfinden in einer fremden Sphäre aufzugehen, war ihr eine Anstrengung und ermüdete sie. Aber sie tat es immer. Es gab ihren Worten eine wunderbare Intensität. Sie hütete sich vor Ratschlägen und Urteilen. Sie half nicht durch

das, was sie sagte, sondern durch die Art, wie sie sprach — dabei gab sie immer etwas von sich selbst. War es der Klang ihrer Stimme oder das ganz eigentümlich leuchtende Auge, die Wirkung war immer: man nahm das Gefühl mit, besonders tiefes und vollkommenes Verständnis und Mitleid gefunden zu haben. Das ist so viel. Deshalb nannten unzählige sie Mutter.

⁂

Ganz außerordentlich war dieses Vermögen der Königin, im Stil und Ausdruck der fremden Individualität entgegenzukommen. Und dabei nahm sie den Menschen stets so, wie sie ihn im Augenblick sah. Jeder Brief, ja jedes Telegramm bekam eine Wendung, die sich überraschend den Worten und der besonderen Stellung und Bildung und Stimmung derer anpaßte, denen sie etwas sagen wollte; ein wenig nach der altbiblischen Regel: wer überschwenglich schrieb, bekam eine wortreiche Antwort; wer kühl schrieb, eine förmliche, wer kurz war, eine knappe. Das war auch Kunst.

Ich werde nie den Tag vergessen, als ich der Königin am Sterbebett des Königs Carol helfen durfte, hintereinander wohl an hundert Telegramme den verschiedenartigsten Menschen in ganz Europa zu schicken, alle mit der gleichen Art der Mitteilung, in fünf verschiedenen Sprachen, an Kaiser und Könige und königliche Frauen, an Staatsmänner und dazwischen an ihre nächsten Verwandten und Freunde, an Dichter und Künstler und Gelehrte, die sie verehrten, und auch an Fremde, denen sie nur einmal hilfreich begegnet war und die nun alle ihr Beileid ausgedrückt hatten. Für jeden einzelnen fand sie ohne langes Besinnen ein Wort, das in scharfer Prägung sich der Person und dem Charakter und dem Grad der Zuneigung des Menschen anpaßte, an den es gerichtet war, ohne geistige Ermüdung durch die Leistung, die schon der Dauer nach eine ganz außerordentliche war.

Eine vollendete Beherrschung der Sprache gehörte hierzu. Auf dieser Seite dichterischer Begabung war die Königin sicherlich Meister. Für die Entwicklung einer Sprachgewandtheit, wie sie wenigen Deutschen gegeben ist, hat bei ihr ein Zufall gesorgt. Sie hatte einen Lehrer, der einer der größten Polyglotten seiner Zeit war. Sie lernte schon als Kind nicht nur alle möglichen Sprachen gut und stilvoll sprechen, sondern auch alle möglichen Literaturen lesen, und sie lernte, als eine Art geistiger Gymnastik, aus einer fremden Sprache in die andere übersetzen. Noch im Alter konnte sie ein italienisches Buch auf französisch oder englisch oder rumänisch, ein lateinisches auf deutsch fließend in reiner Umbildung des Stils vorlesen, ohne Vorbereitung. Sie diktierte drei Briefe gleichzeitig in verschiedenen Sprachen.

Ihren Dichtungen ist diese Fähigkeit allerdings nicht voll zugute gekommen. Sie gab da leicht der Freude am Rhythmus den Gedanken preis, faßte nicht streng zusammen, übertrug die Freiheiten des einen Versmaßes leichthin auf das andere, vertraute zu sehr auf den Klang. Sie konnte es besser,

hat manchmal gründlich gefeilt, aber gerade das Schönste war meist glückliche Inspiration. Abwägendes Ändern ist ihren Gedichten selten zustatten gekommen.

Das Zusammenfassen einer Stimmung oder Empfindung oder eines Gedankens in ganz knapper Form war vielleicht für die Dichterin charakteristischer als viele ihrer dicken Gedichtbände. Als sie vor zehn Jahren in Rumänien anfing, ein Kapital zu sammeln, um für eine phantastisch großartig ausgedachte Methode der Blindenfürsorge im eigenen Land, ja auf der ganzen Welt, die nötigen Mittel aufzubringen, hat sie diese Fähigkeit, Sentenzen und Mottos zu prägen, beinahe fabrikmäßig ausgenutzt. Unzählige Postkarten und Bilder von ihr mit irgend einem geistvollen Ausspruch sind in die Welt hinausgeflogen, besonders auch nach den Vereinigten Staaten, und brachten Beiträge für ihre Wohltätigkeitswerke ein; brachten nebenbei auch Menschenerfahrung, von der die Dichterin nie genug sammeln konnte; so wenn eine arme Frau aus Deutschland eine Mark zwanzig schickte in der Erinnerung an ihr eigenes verstorbenes blindes Kind — für andere arme Blinde; oder wenn die Gattin eines der mächtigsten Berliner Bankiers zwanzig Mark schickte für eine pompöse Photographie mit Motto und Unterschrift, die von der Königin selbst ihrem Photographen mit fünfzig Franken bezahlt werden mußte.

Auch wenn sie einem Gast ein Bild mitgab und ihre Unterschrift darunter setzte, fügte sie bereitwillig ein Wort und Motto hinzu.

In den tausend Sprüchen, die so geprägt wurden, war dann nicht immer alles originell und auch nicht alles ganz klar und ganz richtig, und vieles ist auch mißverstanden worden. Trotzdem finden sich gerade unter diesen kurzen Worten der Königin wundervolle Wendungen. Vielleicht wird man sie einmal sammeln und sichten können.

In dem Wohltätigkeitswerk, für das die Königin Mithelfer in der ganzen Welt suchte, ist auch ihre Korrespondenz gewaltig gewesen. Es genügte manchmal, daß ein wildfremder Mensch an sie in diesen Sachen schrieb, um ihr einen seitenlangen Brief zu entlocken, ja eine dauernde Korrespondenz einzufädeln. Sie schrieb seit zwanzig Jahren auf der Schreibmaschine mit der denkbar größten Geschwindigkeit. Sie kam dann ins Plaudern. Sie hatte die Gewohnheit, jedem, ohne zu fragen wer er war, womöglich ihre ganzen Pläne auseinanderzusetzen und auch noch zu rechtfertigen. Sie fühlte, daß praktisch blickende Menschen ihrer Umgebung mißtrauisch waren, wenn sie etwas Großzügiges unternahm, vor allem auch ihr hoher Gemahl. Deshalb hatte sie das Bedürfnis, zu erklären.

Ihr glühender Wunsch war, daß eine ihrer großen, menschenfreundlichen Unternehmungen einmal gelingen möchte, damit die Welt sehe, daß sie doch nicht ganz unpraktisch und unwirtschaftlich arbeite. Der Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen. Immer gerieten die Geschäfte bald in die Hand bürokratischer Beschränkung oder unehrlich eigennütziger Ausbeutung durch

Mithelfer, bei denen sie dieselben reinen menschenfreundlichen Motive voraussetzte, die ihre Phantasie leiteten.

Da sie sich in ihrem Wohltun stets gehemmt sah durch andere, denen das, was sie wollte, unerreichbar erschien, dankte sie um so überschwenglicher für wirkliches oder vermeintliches Verständnis, Vertrauen, für treues Ausharren mit ihr, der Verkannten; dankte manchmal durch eine aufrichtige Zuneigung, jahrelang; hat in mehr als einem Fall absolut nicht glauben wollen, daß sie getäuscht oder gar nur ausgenutzt worden war, und hat ihr Entgegenkommen fortgesetzt oder gar in tätige Hilfe gewandelt, auch wenn die deutlichsten Beweise gegen die Würdigkeit des anderen da waren. Das gab dann wohl schlimme Konflikte mit dem strengen und korrekten König.

Auf diese Weise sind auch viele Briefe von ihr an Menschen gerichtet worden, die es nicht verdienten, daß die warmherzige Frau ihnen ihre letzten Ideen und Hoffnungen offenbarte. Dabei hatten alle ihre Briefe, auch die an gänzlich Unbekannte, ein höchst persönliches, oft geradezu intimes Gepräge. Besonders wenn sie glaubte, Grund zur Dankbarkeit zu haben, kannte die Skala ihrer Ausdrücke keine Grenzen. Mancher sah sich als einziger Helfer, als Retter in der Not gefeiert, der vielleicht nur einen Orden haben wollte. Die Königin gab ihre Gedanken, die ja so rein und altruistisch waren, daß sie kein Licht zu scheuen brauchten, rücksichtslos preis.

Nur über eines konnte die Königin dann tief empört sein: Wenn man diese ihre Briefe, ihr unkorrigiertes Geplauder am Schreibtisch, an die Öffentlichkeit brachte. Sie hatte die unglaubliche Naivität, zu denken, daß der Empfänger ihrer Briefe Takt genug haben würde, müßte, Briefe, die einen intim vertraulichen Ton anschlugen, aus Diskretion sofort zu vernichten. Sie wußte, daß man Äußerungen ihrer Feder mindestens als wertvolle Autographen behandelte, und war darauf als Dichterin nicht wenig stolz. Aber sie hat nie begreifen wollen, daß dieses Interesse so weit gehen könnte, auch literarisch wertlose persönliche Äußerungen aufzuheben. Wenigstens hat sie sich nie danach gerichtet. Als ihre ehemalige Freundin und Mitarbeiterin, Frau Mite Kremnitz, eine Biographie der Königin herausgab und darin einige alte, sehr intime Plauderbriefe abdruckte, war die Königin tief verletzt und hat die Enttäuschung nicht überwunden. Aber sie hat fortgefahren, an alle Welt die persönlichsten Briefe zu senden, so schrecklich ihr der Gedanke war, daß man jemals aus ihren unzähligen Briefen das Bild ihrer dichterischen Persönlichkeit vervollständigen könnte. Die Tätigkeit der Goethegesellschaft zum Beispiel, die den kleinsten Lebensäußerungen und Schriftproben des größten Dichters nachgeht, fand sie entsetzlich. Ihr Leben hat sie durch recht entgegengesetzte Stimmungen geführt. Bei ihrer impulsiven Natur lehnte sich der Geist an die Gemütsverfassung an. So sind die Urteile, die sie über Dinge und Menschen, über Schriftsteller und Künstler und Frauen und Völker, über Fragen der Erziehung und der Moral, ja sogar über ihr eigenes Arbeiten

und Dichten ausgesprochen hat, ungemein verschieden, je nach dem Augenblick und der Gelegenheit.

Königin Elisabeth konnte aber auch ganz andere Briefe schreiben. Wenn sie überzeugen wollte, oder wenn sie eine persönliche Leistung verlangte, oder wenn sie einmal einem Brief eine diplomatisch abgemessene Bedeutung geben mußte, dann konnte sie sehr straff und mit vollkommener Überlegung des Wertes, den jedes ihrer Worte bekam, und ohne einen Satz zu viel und einen Ausdruck zu reich sich ausdrücken.

In der Politik ist Königin Elisabeth nie selbständig hervorgetreten. Aber ihr Gemahl konnte sich stets darauf verlassen, daß er an ihr im nimmermüden Eintreten für das rumänische Volk eine taktvolle und diplomatisch kluge Helferin hatte. Die Lebenserinnerungen des Königs Carol haben dafür manches Zeugnis aufgebracht. Die Königin hatte nie etwas wie eine deutsche Partei. Ihre Beziehungen zur deutschen Kolonie in Bukarest waren immer sehr gut, haben aber nicht zu einem auffallenden Heranziehen von dortigen Deutschen geführt. Unter den Rumänen hat sie dem König, oder besser: der deutsch geborenen Dynastie, viele Anhänger gewonnen; im Volk, von dem sie angebetet wurde, aber auch unter der eleganten und geistvollen französisch gebildeten Gesellschaft. Ihr ganzes intellektuelles Auftreten hatte ja etwas von der französischen Beweglichkeit, wie man sie in Deutschland gerade am Rhein findet.

*

In ihrer Jugend war die Königin nicht nur daheim im Elternhaus, in den Häusern der kleinen Stadt, bei den Bauern im Dorf berühmt wegen ihrer ungemein gewinnenden Erscheinung; auch an manchen großen Höfen Europas hat man von der Prinzessin geschwärmt. Kaiser Friedrich der Dritte, dem ja auch der Zauber einer ganz persönlich wirkenden Güte gegeben war, huldigte der Prinzessin Elisabeth und der späteren Königin mit besonderer Bewunderung. Er hat sie dem späteren König Carol, einem seiner nahen Freunde, als Gattin empfohlen.

Dieser Reiz der Erscheinung ist der Königin geblieben. Ich habe sie manchesmal beobachten dürfen, wenn sie Männer von Rang und Geltung oder geistiger Kraft empfing. Sie hatte dann, wenn sie stand und den Gast auf sich zukommen ließ, etwas ungemein Hoheitsvolles und gleichzeitig Gewinnendes. Auch wer für ihre intellektuelle Art gar kein Verständnis fand, konnte sich doch dem unmittelbaren Einfluß einer ganz ungewöhnlichen Persönlichkeit nicht entziehen und nahm, wenn er auch nicht recht wußte, warum, die Erinnerung an eine ehrfurchtgebietende Frau mit, die viel mehr war, als irgendeine geistreiche, vornehme Frauennatur. Später, als die Königin oft durch Krankheit gezwungen wurde, liegend oder sitzend zu empfangen, als ihre Erscheinung schwerfällig war und ihr Gesicht die zarte Schönheit nicht hatte bewahren können, hat sie es doch verstanden, diese Gewalt, die ihr gleich der erste Eindruck über Menschen gab, weiter auszuüben. Schon ihr Blick und

ihre Sprache konnten eben leisten, was die schwebende Anmut des Ganges, die Hoheit der Haltung und das edle Ebenmaß der feinen Figur nicht mehr zu unterstützen vermochten.

Sie hatte Sinn für die Pose und das Abmessen der Bewegung, des Blickes, des Wortes und Tones auf die wirksamste Form. Sie wußte selbst in eine kleine Gesellschaft ohne viel äußere Mittel, schon durch die Art der Anordnung von Stühlen und Sesseln, durch die Leitung der Konversationen, durch die Auswahl irgendwelcher Sachen, die etwa vorgelesen oder vorgetragen wurden, Stil und Bewegung zu bringen. Sie hatte jedenfalls ein Verständnis für diese äußerliche Art, den gesellschaftlichen Ton künstlerisch zu beeinflussen, wie man es ja am Rhein häufiger findet als in anderen Gegenden Deutschlands.

Nur wer das Leben oberflächlich nimmt und den Menschen mehr nach seiner Geschlossenheit und seinen Erfolgen als nach seinem Willen und seinen Gaben beurteilt, blieb wohl der Königin Elisabeth gegenüber kühl und kritisch. Und dann auch die, denen das Leben ein Feld für das Erproben ihres Glückes bei Frauen ist. An den fremden Höfen war Königin Elisabeth im allgemeinen mehr bei harmlosen Naturen beliebt. Ihre Mitteilsamkeit für alle Welt wirkte da unbehaglich. Ihre so ganz persönliche Art und die innere Überlegenheit über Etikette und monarchische Unnahbarkeit, die man bei ihr durchfühlte, wenn es in ihrer Gegenwart auch noch so gemessen herging, widersprachen dem Typus von repräsentativer Fürstlichkeit, der heute der normale ist. Auch das Urteil der Königin selbst über ihre nächsten Standesgenossen war scharf und selten durchaus günstig. Sie war dabei ganz unabhängig von der Meinung des Königs Carol, der ebenso überlegen über Männer und Frauen auf anderen Thronen dachte, aber manchmal etwas anders als seine Gemahlin. Die Königin konnte sich in einer geradezu demokratischen Weise über fürstliche Art und fürstliches Selbstvertrauen äußern. Im persönlichen und schriftlichen Verkehr mit ihren Standesgenossen blieb sie aber stets in den Grenzen vollkommenster Hochachtung und Höflichkeit. Nur einmal ist in einem wichtigen Moment ein Wort an einen fremden Souverän, in dem Groll über kränkende Mißachtung unwillkürlich in einer vorwurfsvollen Wendung zum Ausdruck kam, aus ihrer Hand gegangen — aber nicht abgeschickt worden.

Kritik war der Königin unangenehm, nicht nur, wenn sie ihre Dichtungen, sondern noch mehr, wenn sie das oft unkontrolliert übertreibende Ausbauen einer Idee oder Ausschmücken einer Erinnerung im Gespräch oder gar, wenn sie die unpraktischen Unternehmungen der Königin traf. Sie fügte sich meist nur dem Zwang und blieb dann verbittert. Es war fast unmöglich, sie durch Widerspruch von ihren Ansichten und von Absichten, die sie mit Menschen und Plänen hatte, zurückzubringen und sie dabei doch nicht zu verletzen, sondern ihr volles offenes Vertrauen zu behalten. Das war schon deshalb schwer, weil man nur empfinden, nicht sehen konnte, ob dieses Vertrauen fortbestand. Die Königin ließ ihre Ungnade niemand fühlen. Sie hat in ihrer

nächsten Umgebung jahrelang Menschen dulden können, die ihr innerlich fremd, ja unangenehm geworden waren. Ihre Selbstbeherrschung war so groß, daß sie dann eine unveränderte Freundlichkeit im Ton, in täglichem, stundenlangem Zusammensein festhalten konnte, so daß der andere gar keine Ahnung hatte, wie vollkommen sich ihm Herz und Zutrauen der Königin längst verschlossen hatten. Sie nannte dies Verfahren Höflichkeit der Könige.

Dadurch ist das Leben der edlen Frau immer einsamer geworden. Ihrem Naturell nach gehörte sie gar nicht zu den Menschen, die bestimmt sind, einsam durch das Leben zu gehen. Aber das Schicksal hat sie dazu verurteilt. In ihrer Kindheit und Jugend war niemand um sie, der ein Ohr und ein Herz hatte für die heimliche Sehnsucht ihres lebensdurstigen Gemütes und die Not jeder Dichternatur: den Drang, sich mitzuteilen, der mit keuscher Scheu vor der Preisgabe kämpft. Man hatte nur ihren Verstand und ihr Gedächtnis entwickeln wollen. Eine ganz kurze Ahnung von Liebe flog vorüber und blieb nicht einmal haften wie ein Traum. Dann kam die Ehe, die rein und geschlossen bleiben mußte, weil das für beide Gatten zum Begriff der Ehe gehörte wie der Körper zum Geist. Aber dem König war die Gemahlin viel zu blendend und zu verschwenderisch für alle mit ihren leuchtenden Gaben. Bei ihm war alles streng abgemessen auf das Erreichen seiner Ziele, und die waren unpersönlich. Er ist mit ihr ein paar Jahre heiter gewesen, fortgerissen von ihrem jauchzenden Glück über das erste Kind. Aber das starb bald und blieb das einzige. Dann hat er sie ertragen, manchmal nur schwer ertragen in ihrem ganz anderen Wesen, bis er spät im Alter erst sich mit ihrer sprudelnden Art abfand und Güte und Dank für ihre Treue gab. Sie hat ihn immer bewundert und verehrt und zuerst geglaubt, das müßte Liebe sein, und zuletzt, da Liebe längst nur noch Glauben sein konnte, ihn mit ihrem ganzen reichen Gemüt umfaßt in Pflege und Sorge und kindlichem Stolz, wenn er sie an seinen Gedanken und an seiner Arbeit teilnehmen ließ.

Aber damit war das brennende Herz dieser Frau nicht ausgefüllt. Bis zuletzt hat sie nach Menschen verlangt und gesucht, vor denen sie sich mit ihrem Empfinden und ihren Gedanken gehen lassen konnte.

Die gleichaltrigen Verwandten, mit denen sie Gefühlsinnigkeit auch ohne geistige und seelische Übereinstimmung verbunden hatte, starben fast alle vor ihr; auch Bungert, der eine Mann, bei dem sie diese Art Gemeinsamkeit und zugleich die rückhaltlose Anerkennung ihrer Künstlernatur gefunden hatte, ist im letzten Jahre gestorben. Das war, als die Königin schon unter dem angstvollen Gefühl der Not ihres deutschen Vaterlandes litt; doppelt, weil seitdem niemand um sie war, dem sie ganz vertrauensvoll ihre Furcht mitteilen und durch den sie sich aufrichten lassen konnte. Ihre Umgebung dachte mehr französisch oder bekam wenigstens mehr Nachrichten von der französischen Seite. Nur die Obersthofmeisterin, Frau Maurojeni, eine vornehme, kluge rumänische Aristokratin mit herber Lebenserfahrung und eiserner Selbst-

beherrschung, glühte von Russenhaß und war deshalb über jeden deutschen Sieg froh. Aber gerade diese Frau hatte seit den ersten Tagen der Ehe als eine Wächterin erbarmungsloser Korrektheit neben der Königin gestanden, immer auf der Seite des Königs und der Ordnung. Und schließlich, vor einem halben Jahre, drückte die Königin auch ihr die Augen zu.

Für die außerordentliche ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit, mit der König Ferdinand und Königin Marie sich seit dem Tode des Königs Carol ununterbrochen um die Königin Elisabeth bemüht haben, war sie im tiefsten Herzen dankbar. Aber die Politik blieb bei diesem verwandtschaftlichen Verkehr völlig aus dem Spiel. Die bedeutenden Kapitalien und Renten, die König Carol der Königin hinterließ, mußten ihr helfen. Sie versuchte ihre Unruhe zu meistern durch Aussinnen neuer weitausschauender Wohltätigkeitswerke und durch tägliche fleißige Arbeit. Sie hat sich getröstet mit Plänen, dem Teil Rumäniens, in dem sie zuletzt residierte, und der an Wassermangel litt, durch große Leitungsanlagen und andere Fürsorge zu helfen. Ein reger Briefwechsel mit der Großherzogin-Mutter von Baden wob die Erinnerungen an lang vergangene Tage fort und wies die Königin auf ruhige Ewigkeitssicherheit hin. Aber den Glauben an ein Leben, das uns für die Zeit nach dem Tode verheißen wird, nahm die Königin mit der melancholischen Ruhe der Menschen hin, bei denen der Verstand die Empfindungen, wenn auch nicht meistert, so doch restlos begreift. In früheren Jahren hat sie in einem schmerzlichen Pessimismus, später sogar durch Spiritismus und Theosophie Beruhigung gesucht. Aber das war mehr ein Tasten nach mystischer Hilfe, ohne Hingabe, ohne klaren Entschluß, auch ohne Neugier: sie hat sich nie angestrengt, zu verstehen, was das alles eigentlich war, und behielt davon nur den Glauben an eine naturgeschichtlich notwendige Fortpflanzung der Seele, die sie sich dialektisch konstruierte. Die Fähigkeit, mit der Sprache zu bilden, war bei ihr so groß, daß sie schließlich in einem Aufbau geistreicher Sätze die Harmonie der letzten Fragen sehen konnte und nicht mehr fühlte, wieviel davon nur Kunst war.

*

Macht ist der letzte Schlüssel zum Fortschritt jeder Kultur. Macht über sich selbst und Macht über andere sind die Federn, die den Menschen unbewußt über andere und über sich hinausdrängen. Edel ist nur, wer die Mittel zur Macht ganz aus sich selbst nimmt; denn der allein wird sie immer freundlich für andere verschwenden, weil sie für ihn unerschöpflich sind. Wir Männer verehren am liebsten eine Frau, die nur in ihrer Weiblichkeit die Quellen ihrer Macht findet. Königin Elisabeth nahm geistige Kräfte hinzu. Wer sie so verstanden, für den lag der Zauber einer einzigen Seltenheit in ihrem Wesen, das weibliche Anmut, geistige Stärke, künstlerischen Freiheitssinn und königliche Würde vereint hat.

Die Politik Österreichs im griechischen Freiheitskampfe 1822—1829.

Nach den Briefen des Hofrates v. Gentz an Franz Freiherrn v. Ottenfels.

Von

Josef Krauter.

(Schluß.)

1826.

Wenn man die Politik Metternichs in der griechischen Frage einmal eine „Komödie der Irrungen" genannt hat, so gilt dies vorzüglich von dem Jahre 1826.

Die Briefe Gentz' geben uns darüber Aufschluß. Gentz sowohl wie Metternich sind Optimisten, suchen jeder schlechten Nachricht wieder eine gute Seite abzugewinnen, sind gleich getröstet, wenn ihnen etwas gegen ihre Absicht geht, und wissen immer wieder Mittel, um sich aus der Klemme zu ziehen. Als Entschuldigung für dieses Schwanken, dieses dilettantenhafte Benehmen muß wohl angeführt werden — auch das geht aus den Briefen hervor —, daß sie vielfach nicht gut unterrichtet sind.

Mir liegen die Berichte der einzelnen Gesandten nicht vor, und ich kann daher kein endgültiges Urteil aussprechen. Ich kann es nur vermuten, und die Briefe des Gentz bestärken mich in dieser Vermutung. Um uns in diesen Irrgängen zurechtzufinden, wird es gut sein, wenn wir in chronologischer Folge die Ereignisse betrachten und die Ansichten Gentz' dazu aus seinen Briefen verfolgen.

Die Hauptursache der Differenzen ist wohl der Standpunkt des österreichischen Kabinetts, ein Hort der Legitimität, eine Stütze der gesellschaftlichen Ordnung gegen die Irrungen der Revolution zu sein. „Der Haß Rußlands und der Vorwurf Rußlands ist der Dank für die uneigennützige, bloß auf das Beste der Welt berechnete, reine, edle und weise Polikik, die unser Kabinett seit zehn Jahren geleitet hat und durch welche der Untergang aller gesellschaftlichen Ordnung bisher allein noch verzögert ward. In diesen Abgrund von Unsinn und Verrücktheit scheint der Kaiser (Nikolaus der Erste) sich mit auswärtigen Angelegenheiten noch nicht eben beschäftigt zu haben."

Zu Beginn des Jahres 1826 ist die wichtigste Frage, nachdem Nikolaus der Erste unter den bekannten Wirren den Thron bestiegen hatte, welche Haltung er in der orientalischen Frage einnehmen werde. Lange ist man von Petersburg ohne Nachricht, weil jeder Verkehr durch den Aufstand und durch Konstantin unterbunden war.

Man war also lange in Wien auf widersprechende Gerüchte angewiesen. Erst am 4. März schreibt Gentz vom überaus freundlichen Empfang des Erzherzogs Ferdinand, der als Vertreter Österreichs zur Huldigung nach Petersburg gesandt wurde.

Der überaus herzliche Empfang des Erzherzogs durch Nikolaus den Ersten hatte den Optimismus am Wiener Hofe noch vermehrt.

„Man hat fast Mühe, zu begreifen, wie er (Nikolaus) bei einem so hohen Grade von Verehrung und Anhänglichkeit für unseren Kaiser und einem so lebhaften Gefühle der Notwendigkeit enger Vereinigung zwischen beiden Höfen je einen Entschluß fassen sollte, der mit unseren Wünschen in direktem Widerspruch stünde."

Von Nikolaus dem Ersten fürchtete Gentz ebensowenig etwas wie früher von Alexander dem Ersten. Nur war er in Angst vor seinen Ratgebern, die ihn zum Kriege drängen könnten. Vor allem fürchtete er Nesselrode, der ein Feind Metternichs war. Wie Nesselrode dem Kaiser die Sache darstellen werde, davon mache er sich keine trostreiche Hoffnung.

„Die persönlichen Dispositionen des Kaisers halte ich für vollkommen rein und gesund; ich bin überzeugt, daß er den Krieg in keiner Rücksicht wünscht und auf alle Weise zu vermeiden suchen wird. Dagegen stehe ich keineswegs dafür, daß er gegen die schiefen Ansichten seiner Ratgeber — und wer sollte ihm richtige beibringen? — hinreichend gerüstet sein wird."

Doch einige Äußerungen des Kaisers machen ihn wieder wankend und lassen ihn wieder das Schlimmste befürchten.

Die größte Unkenntnis hatte der Wiener Hof über die Politik Englands. Canning hatte Metternich vollkommen im unklaren gelassen. Gentz fürchtete schon im Jahre 1825, England werde sich offen für die Griechen erklären, und anfangs 1826 wird Gentz dies immer deutlicher. „Unter allen Umständen müssen wir nun ernsthaft an unsere eigenen Interessen denken und dem Wahne, daß es mit der Insurrektion aus sei, den wir nur zu lange genährt, völlig entsagen."

Die Gefahren für den österreichischen Handel im Mittelmeere werden immer größer, weshalb Gentz unter allen Umständen die Ausfahrt einer österreichischen Eskadre unter dem kriegslustigen Paulucci nach Smyrna bewirkt, zum Schutze gegen die Seeräuber und ihre Beschützer. Leider hatte dieser ehrgeizige Paulucci ganz versagt, und er mußte durch Dandolo ersetzt werden, dem dann der tüchtige Prokesch zugeteilt wurde.

Wenn nicht Gentz sich um diese orientalischen Angelegenheiten bekümmert hätte, würde sonst wohl niemand im Auswärtigen Amte diesem Gegenstande

Aufmerksamkeit geschenkt haben. „Baron Stürmer wird täglich schwächer und ist für nichts mehr zu rechnen; seit vier Wochen ist er krank, zwar nicht gefährlich, aber doch sehr herunter. Brenner, dessen Einsicht und Geschicklichkeit ich zu schätzen weiß, hat mich seit Jahr und Tag redlich unterstützt, ... aber er ist von Natur aus indolent, durch die in den letzten Jahren ihm widerfahrene Zurücksetzung gekränkt und fast ohne Berührung mit dem Fürsten. Der Fürst selbst lebt und webt nur in den hohen Regionen, die er mit so großer Superiorität umfaßt und beherrscht; an untergeordnete Gegenstände geht er ungern, und niemand mag ihn daran erinnern. Mercy verschließt sich sorgfältig und heimtückisch in seine kurrenten Geschäfte und spricht nie, als wenn er ausdrücklich befragt wird. Wacken ist ungefähr so stumpf und null wie Stürmer."

Am 4. März berichtet Gentz auch über die Nachrichten aus London. „Unsere neuesten Nachrichten aus London sind vor der Hand beruhigend genug. Wellesley erhält den bestimmten Auftrag, unserem Kabinett zu versichern, die Sendung des Herzogs von Wellington habe durchaus keinen anderen Zweck als den, daß der Herzog seine ganze persönliche Autorität und Beredsamkeit aufbieten solle, um jeden Gedanken an Krieg im Kaiser Nikolaus zu ersticken; spezielle Instruktionen habe man ihm nicht geben können, da man erst aus den „mit Ungeduld erwarteten Berichten des H. Stratford Canning zu erfahren hoffe, wie die Sachen in Konstantinopel und Griechenland ständen". Es wird hinzugefügt, die englische Regierung sei zwar nach wie vor überzeugt, daß Maßregeln, welche England gemeinschaftlich mit den Kontinentalmächten versuchen könnte, zu nichts führen würden; sie sei aber im höchsten Grade bereit, von ihrer Seite in demselben Sinne wie die Kontinentalhöfe, und namentlich wie Österreich, zu operieren. — Man war in London — wie sich auch aus Wellingtons Äußerungen in Berlin ergibt — in großer Unruhe über die Entschließungen des russischen Kabinetts.

„Die furchtbare pekuniäre Krisis, in welcher England schwebt, macht, daß das Ministerium mehr als jemals vor der bloßen Möglichkeit eines Krieges zittert, und vermutlich unterhält sie Strangford, wäre es auch nur, um sich an Canning zu rächen, mit lauter alarmierenden Vermutungen und Gerüchten. Die Minister fangen an, lebhaft zu fühlen, daß sie mit einer terpiversierenden Politik nicht lange mehr ausreichen können; und wie auch die früheren Instruktionen Stratfords noch gelautet haben mögen, ich glaube, sie werden ihm den Befehl geben (wenn er ihn nicht bereits hat), ernsthafte Schritte in bezug auf eine Pazifikation Griechenlands zu tun. Wenn diese Schritte auch, wie ich zum voraus einsehe, zu gar keinem Resultat führen, so werden sie immer den Vorteil für uns haben, daß England aus seinem bisherigen Übel heraustreten und seine wahren Ansichten kundgeben muß.

„Ich habe zu keiner Zeit geglaubt, daß die englische Regierung sich für die Unabhängigkeit der Griechen aussprechen werde. Neuere Data haben mir bewiesen, daß sie diese Unabhängigkeit nicht allein nicht wünscht, sondern,

wenn andere Mächte sie wünschen könnten, bestimmt zu hintertreiben suchen würde. Dies ist die wahre Gesinnung des britischen Kabinetts. Einem Minister aber, der, nach jeder Art von Popularität geizend, es mit keiner Partei, folglich auch mit den Griechenfreunden nicht verderben will, wird es natürlich schwer, mit einem solchen Geheimnis herauszurücken. Ich hoffe, die Not wird ihn dazu zwingen. Den Tag, wo Canning im Parlament erklären wird, ‚daß die Wiederherstellung von Ruhe im Orient und die Abwendung eines politischen Krieges nicht möglich sei, wenn die Griechen nicht zur Unterwerfung zurückkehren' — den Tag werde ich als den Sterbetag der Insurrektion und als einen der glücklichsten für Europa betrachten."

„Der Fürst schreibt Ihnen (Ottenfels) selbst über die Kommunikationen aus England. Da ich einmal diesen Gegenstand berührt habe, so muß ich Ihnen sagen (obgleich ich lieber schwiege), daß ich mit seinen Worten nicht durchaus einverstanden bin. Ich glaube nicht, wie er sich fortdauernd schmeichelt, daß Canning im Begriffe stehe, auf unsere Linie zu treten, das heißt mit uns gemeinschaftlich bei der Pforte Frieden zu vermitteln. Ich lege auch (während der Fürst in dieser Gemeinschaft den Sieg als entschieden betrachtet) nicht den mindesten Wert darauf, weil ich weiß, daß wir in jedem diplomatischen Feldzuge dieser Art zu fünf ebenso sicher geschlagen werden als zu vier. Der Fürst legt Ihre (Ottenfels) Berichte, die ihm freilich stets gute Hoffnungen geben, in seiner Art aus, ich in der meinigen. Wir können daher in diesen schwierigen Fragen nicht immer einig sein, so vollkommen wir es, gottlob, in allen Grundsätzen sind."

Gerade der Bericht an Wellesley, den Vertreter Englands in Wien und den vertrauten Freund Gentz', zeigt, wie Canning über seine wahren Absichten den Wiener Hof im dunkeln ließ, denn Wellington war ja nach Petersburg geschickt worden, um das Protokoll vom 4. April abzuschließen, und Rußland hatte sich mit England verbunden, um sich der Griechen anzunehmen und sich gegen die Türkei in der Griechenfrage zu erklären.

Daß Rußland die griechische Frage zurückstellte und sich hierin mit England verbündet hatte, daß es aber mit allen übrigen Fragen in einer sehr heftigen und peremtorischen Note sich gegen die Türkei wandte, die Herr v. Minciaky in Konstantinopel überreichte, mit der Drohung eines Ultimatums, wenn nicht alle Forderungen Rußlands von der Türkei bewilligt würden — das alles hatte man in Wien lange nicht gewußt. Gentz glaubte immer an die Friedensliebe des Zaren und hoffte, noch am 18. April, man werde die griechische Frage fallen lassen, er ist ganz voller Freude über diesen Entschluß des Kaisers. „Wenn die Sache in den Gang kommt, den der Kaiser Nikolaus einzuleiten wünscht, so haben wir für eine lange, lange Reihe von Jahren völlige Ruhe zu erwarten," schrieb er noch am 19. April. „Metternich schwört alle Tage, daß er auch nicht den kleinsten Winkel in seinem Kopfe finde, in welchem er einen Krieg zwischen Rußland und der Türkei stellen könnte."

Gentz redet Ottenfels immer zu, wenn die Türkei folgsam und der Gesandte imstande ist, das zu tun, was Gentz und Metternich der Türkei rät, dann kann es der Türkei nicht schlecht gehen, dann kann sie sich wieder aus der größten Verlegenheit retten. Als Gentz auch von den „Munkeleien" zwischen Nesselrode und Wellington erfahren hatte, glaubte er, Nikolaus der Erste habe nur notgedrungen seine Zustimmung dazu gegeben, und im Mai lobte er Nikolaus, weil er die griechische Frage fallen ließ, und weiß noch nichts über den Petersburger Vertrag. Gentz ist nicht zu überzeugen, daß Nikolaus eventuell kriegerische Absichten betreffs Griechenland habe, ja, er wendet sich sogar gegen Ottenfels, der den Grundsatz ausgesprochen, je mehr Rußland bewilligt werde, desto mehr werde es fordern. Dieser Grundsatz sei falsch, man habe es mit einem neuen Rußland zu tun. Könnte Gentz die Antwort der Türkei für Rußland schreiben, dann würde in vierundzwanzig Stunden von einem Bruche zwischen Rußland und der Türkei nicht mehr die Rede sein.

Als es nun Ottenfels gelungen war, die großen Forderungen Rußlands in der verlangten Zusammenkunft in Akkerman von der Türkei zugestanden zu erhalten, und dadurch einen neuerlichen Abbruch der Beziehungen zwischen den beiden Staaten zu verhindern, da kannte die Freude Gentz' keine Grenzen.

„Ehre, dem Ehre gebührt! Sie, mein Freund, stehen vorn an der Reihe derer, welche das glückliche Resultat herbeigeführt haben!" . . .

„. . . Wir erleben keinen ernsthaften Krieg in Europa mehr!"

Noch am 17. Mai glaubt Gentz nicht an die große Bedeutung des Vertrages vom 4. April, er hält ihn nur für einen Schlag ins Wasser. „Habe ich Ihnen nicht gleich geschrieben, daß die Petersburger Transaktion vom 4. April ein Coup d'épée dans l'eau sein würde? Wie lächerlich erscheinen jetzt die hohen Kontrahenten! Niemand wird sich weniger darüber grämen als Canning der Erste. Denn in England sieht es so fürchterlich aus, daß ihm die Lust, mit Griechen zu kabalieren oder mit Türken zu zanken, wohl vergehen wird. (Auch dies sagte ich ja längst voraus.) Aber Nesselrode — der freilich nie genug gezüchtigt werden kann — wird sich scharf in die Finger beißen. Er hat uns verdrängen wollen, und wir stehen steigender als je auf dem Schauplatze, sammeln feurige Kohlen auf Rußlands Haupt — und spotten seiner Umtriebe." Gefahrvolle Machenschaften werden weder Rußland noch England anzetteln können, denn Rußland zwingen innere Notwendigkeiten zum Frieden und nicht zum Krieg. Von England fürchtet er auch keinen Krieg, da ein englischer Minister Krieg nicht nennen darf, ohne daß ihm der Hals abgeschnitten würde.

Die Insurrektion wird noch großes Unheil stiften, wenn auch keinen Krieg mehr bewirken.

Am meisten fürchtet Gentz in der griechischen Frage die verderbte öffentliche Meinung in Europa. In tief bewegten Worten leiht Gentz diesem Gedanken Ausdruck. Es ist eben ein Kampf der Prinzipien — Gentz und

Metternich stemmen sich mit aller Gewalt gegen diese herandrängende Flut, und es liegt eine große Tragik darin, daß es diesen beiden nicht gelungen war, diesen reißenden Strom zu bändigen. Daher wirken diese Herzensergüsse an seinen Freund wirklich erschütternd.

„Wir haben für den Augenblick und hoffentlich für ein paar Jahre keine Störung des äußeren Friedens zu befürchten; unsere Monarchie ist von keiner sichtbaren Gefahr bedroht; unser politisches Ansehen — was auch unsere zahllosen Feinde gern dagegen verbreiten möchten — ist unverkürzt. Aber wir leben in einem unabläßigen, täglich, stündlich wiederkehrenden, schweren, bitteren Kampfe mit einer tief verderbten öffentlichen Meinung und zu gleicher Zeit mit einer Masse schwacher oder halbtoller oder treuloser Regierungen, die den gemeinschaftlichen Frieden, alle Macht, deren sie bedürfen, in die Hände spielen ... Die Organe dieser verkehrten Meinung werden mit jedem Tage törichter, verwegener, entschlossener. Was in den letzten drei Monaten nicht bloß mit Reden, Schreiben und Korrespondieren, sondern mit aktiven Umtrieben in der Sache der Griechen geschehen ist, übersteigt allen menschlichen Glauben. Die Summen, die in Frankreich, den Niederlanden, Deutschland, der Schweiz, Toskana usw. aufgebracht worden, die Kriegswerkzeuge und Kriegsmittel jeder Art, die unaufhörlich nach Griechenland strömen, die Operationspläne, welche einige hundert über Europa ausgestreute Vereine miteinander komplottieren — die Zuversicht endlich, mit welcher alle diese Unholde von dem unbezweifelten Sukzeß ihrer Komplotte und von der gänzlichen Ohnmacht der Kabinette sprechen, von dem allen wissen Sie — wie mir scheint, wenig oder nichts, wir aber lernen, nicht aus den diplomatischen Berichten, ob diese gleich nie etwas Tröstliches enthalten, sondern aus Hunderten von Interzepten jeden Augenblick hundertmal mehr, als wir je zu wissen gewünscht hätten. Der Fürst ist mit der Überzeugung abgereist, daß es so nicht länger fortgehen kann, und daß wir spätestens zur Zeit seiner Rückkehr zu irgendeiner großen, kräftigen Maßregel schreiten müssen, sollte es zuletzt auch auf die Gefahr hin geschehen, von niemandem ernsthaft unterstützt zu werden und uns mit der ganzen Allianz zu entzweien."

Erst Mitte Juli erhielt Metternich sichere Kunde vom Petersburger Protokoll. Die Erbitterung des Fürsten gegen Nesselrode war sehr groß und verzeihlich. „Dieser Mensch hat sich gegen den Fürsten, der durch so viele Jahre seine Stütze und sein Wohltäter war, schwer vergangen. Sollten Sie glauben, daß er seit Jahr und Tag sich nicht hat entschließen können, auch nur eine Zeile privatim an den Fürsten zu schreiben? Lebzeltern, der ihn doch noch einigermaßen entschuldigen möchte, gesteht selbst, daß er ihn in einem Zustande von Ranküne verlassen hat, der keine Verbesserung versprach."

Über die wahren Folgen dieses Protokolls waren sie sich auch nicht klar. Gleich darauf berichtet Gentz an Ottenfels: „Die ganze europäische Welt glaubt nun einmal steif und fest, daß die Sache der Griechen nie besser ge-

ſtanden hat als jetzt. Dieſen Glauben teile ich nicht, aber ebenſowenig den entgegengeſetzten, daß ſie ihrem Ende nahe ſei."

Noch im November glaubt Gentz, daß Rußland ſich in das neue Projekt nicht einlaſſen würde, ſchon aus Scham über die Haltung und Äußerungen des ruſſiſchen Kaiſers. Darin irrte er ſich vollkommen. Er glaubte, Nikolaus könne, ohne die ganze politiſche Reputation zu verlieren, einen Krieg nicht anfangen. Auch hier ſehen wir den Gegenſatz: Grundſatzpolitik auf der Seite des Wiener Hofes — gegenüber der Utilitätspolitik ohne Rückſicht auf die Grundſätze der heiligen Allianz. Und im Grunde genommen liegt gerade in dieſem Gegenſatze der Regierungsmaßregeln die Haupturſache der ſchwierigen Lage der öſterreichiſchen oder Metternichſchen Politik in dem griechiſchen Freiheitskampfe.

Gentz hielt auch das Ultimatum von Akkerman nicht für tödlich, vorausgeſetzt, daß nichts geſchehe, was der weiteren Ausbildung des neuen Militärſyſtems Einhalt tue — und daß die griechiſche Frage nicht eine neue Kriſis herbeiführe. Er glaubte auch, daß dieſer Schritt Rußlands zu einem Bruche zwiſchen England und Rußland führen werde.

So iſt der Wiener Hof ganz und gar über den wahren Gang der Verhandlungen in Petersburg getäuſcht worden, dasſelbe war auch in London der Fall. Canning hat den Wiener Hof über ſeine Abſichten ganz im unklaren gelaſſen.

Die erſten Zweifel über die Haltung Cannings ſteigen Gentz auf, als er von der Expedition Cochranes Kunde erhielt. Mitte Auguſt iſt Gentz noch immer der Meinung, Cochrane könne nicht im Einverſtändnis mit Canning gehandelt haben. Canning könne ſich in dieſe Sache nicht einlaſſen, weil er dann den ſchwerſten Kataſtrophen entgegengehe. Man iſt über die Politik Cannings total unorientiert, man hofft immer das Beſte. Schließlich ſieht Gentz ein, daß die Spannung zwiſchen Öſterreich und England ein großes Unglück ſei.

„Die Spannung," ſetzt er Ottenfels weiter auseinander, „rührt freilich größtenteils von der Verſchiedenheit der Grundſätze her. Sie entſpringt aber hauptſächlich (ich weiß, was ich ſage) aus perſönlichen Antipathien und ganz beſonders aus der ungerechten, übertriebenen Erbitterung des Fürſten über Canning. Dieſer hat nämlich mit Verleugnung ſeines Hochmutes mehr als einmal die Hand zum Frieden geboten. Mit uns lieber als mit jeder anderen Macht möchte er ſich, inſofern dies überhaupt möglich iſt, verſtehen. Der Fürſt aber kann ſeinen Haß nicht überwinden und läßt ihm, was das Schlimmſte iſt, nur allzuoft freien Lauf, ſo daß nach jedem ſcheinbar annähernden Schritt wieder neue Angriffe, neue bittere Kritiken, neue Epigramme, neue unerwieſene Beſchuldigungen und folglich von der anderen Seite neuer Argwohn und neue Beſchwerden eintreten.

„England iſt unſer erſter und ewiger Bundesgenoſſe. In England allein (ich ſage nicht bei allen Engländern) herrſchen wahrhaft freundſchaft-

liche Gesinnungen für Österreich. Daß man uns in Rußland nicht liebt, wissen Sie; von Frankreich werden wir gefürchtet, daher oft geschmeichelt, aber immer betrogen. Preußen ist ein wankendes Rohr, welches unter irgend veränderten Umständen nur allzu leicht uns entfremdet werden kann.

„Nur an England hätten wir, wenn wir wollten, trotz aller Differenzen der Grundsätze und Formen (die übrigens mehr scheinbar als wirklich ist) eine sichere und treue Stütze. Der König betet den Kaiser und den Fürsten an. Alle bedeutenden Männer (ich habe darüber die zuverlässigsten Data aus ganz anderen Quellen als die seichten Esterhazischen), alle Minister sind Österreich hold, nur einiger Nachsicht, nur einiger Geschmeidigkeit bedürfe es, um Canning (der besser als je mit dem König steht) völlig auf unsere Seite zu neigen. Wir stoßen ihn von uns."

Aber trotzdem weiß Gentz immer neue Auskunftsmittel und beruhigt sich selbst wieder mit diesen. Rußland werde Ruhe geben, weil es ein Bedürfnis habe nach innerer Ruhe; er glaube nicht mehr an einen Krieg mit der Türkei — und nennt die Verhandlungen vom 4. April ein „totgeborenes Kind" —. Dann ist er wieder über das fernere Schicksal der Insurrektion ruhiger und gleichgültiger, seitdem er nicht mehr einen Vorwand zu tätiger Einmischung Rußlands in die inneren Angelegenheiten des türkischen Reiches sehe; welche von allen Gefahren die größte wäre und uns zunächst berühren würde. Die Insurrektion werde noch lange leben, weil sie sich in die Gemüter außerhalb Griechenlands eingefressen habe. Daher sei sein Motto für die Griechen: fiat iustitia et pereat mundus. Er wünsche daher den Griechen ein Strafgericht Gottes.

1827.

Dieselbe Unorientiertheit über die Ziele der russischen und besonders der englischen Politik zeigt sich in den Briefen dieses Jahres. Über den wirklichen Sachverhalt des Protokolles von Petersburg ist man in Wien noch immer im unklaren.

Wie man den Wiener Hof über die Sendung des Herzogs von Wellington nach Petersburg getäuscht, dessen Sendung das Ziel hatte, Rußland von der Allianz zu lösen und es unter Benutzung der griechischen Frage in die Gefolgschaft der englischen Politik zu führen, so hatte man auch über den wahren Zweck des Petersburger Protokolls den Wiener Hof im unklaren gelassen. Denn England hatte darin einen Krieg Rußlands ohne England, der nicht die griechische Frage betreffe, als einen Krieg, der aus Ehrgeiz und Eroberungslust unternommen sei, anzusehen erklärt.

Damit hatte England in kluger Weise die Hilfe Rußlands und das Ziel Rußlands, die griechische Frage zu einem Angriff auf die Türkei zu benutzen, in meisterhafter Weise zu vereinen gewußt, und Canning war es, der dies durchsetzte und dann das Protokoll zu dem Vertrage von London am

6. Juli 1827 erweiterte, in welchem sich Rußland, England und Frankreich zu einer Tripelallianz vereinigten. So wurde dadurch dem russischen Kaiser Gelegenheit gegeben, die griechische Frage vor allem im Sinne der russischen Verhältnisse zu erledigen. So ist der kurze Gang der Ereignisse im Norden.

Wie lange dauerte es, bis der Wiener Hof in diesen Gang Einblick gewann. Wie falsch ist die Auffassung Metternichs von der russischen Politik zu Anfang 1827, wenn er glaubt, Kaiser Nikolaus habe alle Lust am Protokoll vom 4. April verloren und warte nur eine schickliche Gelegenheit ab, sich von Canning wieder ganz loszumachen. In dieser Ansicht wurde er auch durch Berlin gestärkt, wo man dasselbe glaubte. Und das Berliner Kabinett sei doch besser über russische Dinge als irgend ein anderes und besonders das Wiener Kabinett unterrichtet. Dazu kommt noch, daß auch der russische Gesandte in Wien, Tatistscheff, Metternich in dieser Ansicht bestärkte; ob mit Absicht oder nicht, kann ich nicht entscheiden. Aber jedenfalls schimpfte er über das Kleeblatt Canning, Nesselrode und Lieven und dessen Gemahlin; auch er glaubte, daß Kaiser Nikolaus dem Canning den Rücken kehren werde. Jedenfalls gefielen Metternich solche Reden und hatten ihn in seinem Optimismus gestärkt.

Gentz redet nun Ottenfels zu, die Türkei dahin zu bringen, mit einem Pazifikationsedikt aus freien Stücken hervorzutreten; dann könnte sie auch diese neue gebrechliche Koalition sprengen. Natürlich müßte dieses Edikt etwas mehr als trockene Amnestie sein; es soll mit einem gewissen Schein von Billigkeit und Liberalität bekleidet sein; dann müßte es die fremden Pazifikationsversuche beseitigen. Nur gegen diese solle der Schritt gerichtet sein; ob die Rebellen davon profitieren wollen oder nicht, das kümmere Gentz weniger. Sein Wunsch wäre nur, die Pforte dergestalt am richtigen zu wissen, daß alle Zumutungen fremder Intervention ein- für allemal aufhörten.

Die Pforte müsse freiwillig eine friedliche Beendigung der Insurrektion der Fortsetzung des Krieges vorziehen, sie müsse aber auch die Art und Weise des friedlichen Weges bekannt geben.

Anfangs Februar wird Gentz unruhig, weil man von Petersburg über zwei Monate ohne Nachricht sei. Was man wisse, erhielten sie aus Berlin, wo man glaube, die Lösung des Einverständnisses zwischen Rußland und England sei nicht mehr fern. Diesen Glauben teilte Metternich sofort; Gentz hingegen zweifelte daran, weil Nesselrode und das Ehepaar Lieven auf die Erhaltung der Allianz, die ihr Werk sei, zu versessen seien. Sehr richtig urteilt Gentz, daß eine Trennung nicht möglich sei, weil ja dann Nesselrode ein total geschlagener Mann wäre, weil Nesselrode einfach von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht mehr zurück könne.

Gentz ist es nun, der anfangs März zuerst aufmerksam wird durch einen Punkt der Instruktion an Tatistscheff, daß man sich in der Politik Rußlands und Englands geirrt habe — daß sich beider Länder Politik ganz im einhelligen

Sinne entwickelt und daß der russische Hof die Pazifikationssache nicht mehr aufgebe, sondern bis zur letzten Extremität verfolgen werde.

Daher ist Gentz ganz desperat, als der Wiener Hof auch noch die Einladung erhält, sich an den Londoner Konferenzen zu beteiligen. „Glauben Sie mir," ruft er aus, „ich weiß, was ich sage: Unsere Kunst ist am Ende, und von Wien aus werden wir dieser Sache nicht mehr die Wendung geben, die uns erwünscht sein könnte. Nur in Konstantinopel können wir noch Meister derselben werden, wenn es Ihnen gelingt, wozu freilich außer Ihrer Tätigkeit und Geschicklichkeit auch noch viel Glück gehört, den Sultan ganz und unbedingt in unsere Arme zu werfen und er mit einer qualifizierten Amnestie und einem vernünftigen Administrationsprojekt herantritt. Erreichen wir dieses nicht, so erleben wir, ehe drei Monate vergehen, ein drittes russisches Ultimatum und müssen noch Gott danken, wenn es die Pforte auf den Knien annimmt, um größerem Verderben zu entgehen, vor welchem wir sie wahrhaftig nicht schützen werden! Sie bemerken wohl, daß ich heute völlig so schreibe, wie es mir ums Herz ist, alle falsche Zuversicht beiseite setze und Sie ganz auf die Linie der Wahrheit stelle, welche unsere nebelhafte Phraseologie Ihnen nur zu leicht verdunkeln könnte." Als nun aber Ottenfels von der fortdauernden Abneigung des Sultans gegen allen und jeden Pazifikationsversuch berichtet, ist Gentz ganz niedergeschlagen, weil mit jeder verlorenen Woche die Wahrscheinlichkeit, daß die Russen einen kategorischen Imperativ aussprechen, zunimmt.

„Dagegen könnte alles gewonnen, das ganze Dilemma im voraus entwaffnet, dem fatalen Augenblick, wo man entweder demütig nachgeben oder das Äußerste aufs Spiel setzen muß, entgangen werden, wenn der Sultan sofort sein Friedensprojekt, das ist seine Amnestie, ausspräche, begleitet von einem feierlichen appel à la justice de tous les Souverains de l'Europe. Ergeben sich die Rebellen dann nicht, so wird niemand der Pforte zumuten können, sie nicht auf Leben und Tod zu bekämpfen."

Dabei ist Gentz darüber so erbost, daß Metternich die Umstände, welche die griechische Frage betreffen, so leicht nimmt.

„Der Fürst gibt sich nicht die Mühe, dergleichen fremde Arbeiten (Instruktion des Gesandten Ribeaupierre in Konstantinopel) zu studieren, er liest sie kaum, fertigt sie mit einem wegwerfenden Gemeinplatz ab und so fort. Ich bin so verdrießlich über alles, was um mich her vorgeht, daß ich Ihnen heute nichts weiter sagen mag."

Gentz hofft immer, diese griechische Frage durch die Türkei lösen zu können. Am 17. März gibt er folgenden Rat: „Lassen Sie (Ottenfels) den Sultan die allgemeine Amnestie und die Grundzüge einer künftigen Organisation der griechischen Länder proklamieren, lassen Sie ihn hiermit eine feierliche Erklärung an sämtliche Höfe verteilen — und ich glaube, Rußland stünde von ferneren Schikanen ab."

Als nun Ottenfels in einem Privatschreiben die herausfordernde Politik Rußlands gegenüber der Türkei charakterisierte und damit den wahren Sachverhalt besser erkannte als der Chef und sein Gehilfe, da glaubte Gentz Ottenfels berichtigen zu müssen, da der Gesandte in Konstantinopel doch zu schwarz sehe.

„1. So sehr ich auch mit Ihnen darin einverstanden bin, daß wir von Rußland unendlich mehr zu fürchten haben als von England, und bei aller Lebhaftigkeit meines Widerwillens gegen die russische Politik scheint mir doch, daß Sie sich die gegenwärtigen russischen Projekte zu alarmierend denken. Aus der neuesten Korrespondenz geht klar hervor (ich berufe mich unter anderem auf die Dépêche resumée an Tatistscheff), daß man die Souveränität der Pforte nicht angreifen will und daß von politischer Unabhängigkeit der Griechen nicht die Rede sein soll. Und was das künftige Protektorat betrifft, eine Idee, die auf das mittägliche Griechenland durchaus nicht anwendbar wäre, so liegt ja schon in dem Antrage, die Garantie der Pazifikation auf die sämtlichen daran teilnehmenden Mächte auszudehnen, die Verzichtleistung auf ein ausschließendes Protektorat.

„2. Ihre Besorgnis, daß ... Rußland seine Forderungen nicht aufgeben würde, halte ich für übertrieben ... Ich weiß gewiß, daß in einer der russischen Redaktionen aus dem Januar gesagt ist, sie würden es sich gefallen lassen, wenn der Sultan freiwillig pazifizieren wollte. Daß Canning das Nämliche gegen Esterhazy geäußert hat, können Sie aus den früheren Mitteilungen ersehen. Lassen Sie den Großherrn nur den Versuch machen, lassen Sie ihn aus höchster Machtvollkommenheit und par forme d'octroy, wie die Konstitutionellen sich ausdrücken, allgemeine Amnestie und Grundzüge einer künftigen Organisation der griechischen Länder proklamieren, lassen Sie ihn hiermit eine feierliche Erklärung an sämtliche europäische Höfe verteilen — und ich glaube, Rußland stände von ferneren Schikanen ab.

„3. Sie schildern die Russen, wie sie sind, es ist kein gutes Haar an diesen Menschen. Der süßliche Ribeaupierre ist ein gemeiner Heuchler, ein Nachbeter des armseligen Nesselrode und ebensowenig unser Freund als Tatistscheff, Severin und alle die anderen Halunken, denen der Fürst immer viel zu viel traut. Daß aber die neuesten russischen Piecen une langage, une tendance presque hostile contre nous verrieten — das, liebster Freund, kann ich nicht zugeben.

„Ich finde darin vielmehr ein fast ängstliches Bestreben, uns auf ihre Seite zu ziehen, uns zu schmeicheln, zu loben, zu schonen, mit uns zu kapitulieren. Es ist ihnen offenbar viel daran gelegen, unseren Beitritt, unsere Sanktion geltend machen zu können, ihre zweideutigen Allüren mit dem Mantel unserer guten Reputation zu bedecken."

Wie in diesem Briefe, so hofft Gentz auch im nächsten, vom 21. März, noch immer das Beste von Rußland. In diesem versichert er, Nikolaus wolle nicht bestimmt den Krieg, er wolle ihn weder als eventuelles Mittel noch als

definitiven Zweck. Für jetzt ist es dem Kaiser um den Krieg noch nicht zu tun, für jetzt handelt es sich bloß um Einfluß und Ansehen.

Also in Wien ist man im März 1827 noch immer der Meinung, Nikolaus werde einem Kriege ausweichen. Ganz das Gegenteil ist tatsächlich der Fall. Da man nun in Wien die Sache nicht mehr ändern kann, da Rußland sein Ziel mit England erreichen will, so hofft Gentz nur mehr für den Wiener Hof von der Türkei Hilfe. Wenn die Türkei nachgibt, so kann noch alles geschlichtet werden. Da man aus prinzipiellen Gründen den Russen nicht nachgeben wollte, so soll die Türkei sich durch freiwillige Nachgiebigkeit retten, um einem Kriege auszuweichen. Gentz sieht gleichsam das Gewitter herannahen, aber er hofft noch immer, ausweichen zu können. Anfangs April kommt er zur Überzeugung, daß Rußland nicht mehr zurückkönne nach dem, was es gegenüber dem österreichischen Hof und anderen Höfen bestimmt gesagt habe. Er erkennt doch immer mehr, daß in Rußland der „Schlüssel für die ganze Zukunft" hängt. Er erkennt allmählich voll und klar, daß man sich in Wien vollkommen getäuscht habe und daß man von Wien aus dem herannahenden Verderben keinen Damm mehr entgegensetzen könne.

Der einzige Ausweg für den Wiener Hof bleibt also: erstlich einen Pazifikationsplan mitten unter ihre einheimischen und auswärtigen Feinde zu werfen oder zweitens die Intervention ohne Widerrede anzunehmen. Da das erstere unausführbar, so ist er für das zweite.

„Es gibt zwischen Himmel und Erde kein Mittel, aus dieser Krisis mit heiler Haut davon zu kommen, als ein Entschluß der Pforte, ohne allen Zeitverlust durch einen kategorischen Schritt allen ferneren Versuchen der unberufenen Friedensstifter zuvorzukommen." —

Inzwischen ist der Londoner Traktat zwischen den drei Mächten Rußland, England und Frankreich am 6. Juli abgeschlossen worden, der eine bewaffnete Intervention bei der Pforte zur Folge hatte. Die Konvention spricht den festen Entschluß der Mächte aus, weiterem Blutvergießen Einhalt zu tun, von den Griechen und Türken Waffenstillstand zu verlangen; Griechenland solle unter der Souveränität des Sultans stehen und einen jährlichen Tribut zahlen, sich selbst durch Wahl unter Mitwirkung der Pforte eine Obrigkeit setzen. Die endgültige Grenzrichtung solle einer späteren Vereinbarung vorbehalten werden. Also alle Hoffnungen des Wiener Hofes waren zunichte.

Aber Gentz tröstet sich wieder damit, daß der Wiener Hof rein wie Gold dastehe und der gute Name wieder gerettet sei, wie unglücklich auch die Sache enden möge. Es kommt darin der Mißmut auch zum Ausdruck, den Gentz und wohl auch Metternich über den Gang der Ereignisse hatten, die von ihnen nicht mehr geändert werden konnten.

Da kam nun auch von seiten der Türkei ein Schlag, das Manifest des Reis-Efendi, Pertew-Efendi, das jede fremde Intervention betreffs der griechischen Frage ausschloß. —

Gentz war darüber ganz entsetzt.

„Diese Leute", schrieb er am 2. Juli, „sind offenbar keiner Belehrung fähig. ... Was soll man also von ihrer Verstocktheit denken? Glauben sie (die Türken) an diese Projekte nicht, ob sie gleich bereits in allen öffentlichen Blättern zu lesen sind? Oder sind sie sich wirklich solcher Energie und solcher außerordentlichen Mittel bewußt, daß sie es aufs äußerste ankommen lassen wollen? Das letzte wäre am Ende noch die günstigste Voraussetzung. Denn nach einer Erklärung, wie die jetzt von ihnen gegebene, zu kuschen, wäre fast ein übermenschlicher Schimpf und der Vorbote herannahender gänzlicher Auflösung; dagegen eine blinde Standhaftigkeit, bei den erbärmlichen Maßregeln ihrer Gegner, bei der Verkehrtheit, inneren Morschheit und Treulosigkeit dieser schändlichen Tripelallianz *vielleicht* eine wichtige Wirkung tun und das elende Gebäude in die Luft sprengen könnte.

„Sie (Ottenfels) wissen längst, daß ich in der ganzen Sache nichts fürchte als Rußland. Diese Furcht aber kann ich keinen Augenblick mehr ablegen. Wir haben seit vier Wochen nicht die geringste sichere Nachricht aus Petersburg, und der Fürst ist sehr oft noch geneigt, zu glauben, daß dieses Kabinett zur Vernunft zurückkehren könnte. Ich teile diese Hoffnung nicht. Ich besorge vielmehr, daß die letzten großen Niederlagen der Griechen für den russischen Hof ein neuer Sporn sein werden, sie von dem, was man dort und anderwärts ihren Untergang nennt, zu retten. Die türkische Deklaration wird die nämlichen Folgen haben. Welcher Satan hat diese Menschen bereden können, die Behauptung, daß die russischen Bevollmächtigten in Akkerman der Teilnahme an der griechischen Pazifikation offiziell und ausdrücklich entsagt hätten, in ihr Manifest aufzunehmen?

„Daß sie sich einem groben Dementi aussetzen, war ja mit Händen zu greifen, und das, was sie bereits von Ribeaupierre empfangen haben, wird, wie ich fürchte, noch sehr gnädig sein gegen das, was sie von Petersburg aus erwartet.

„Vortreffliches Spiel hätten sie (die Türken) gehabt, wenn sie, anstatt in diesen bestialischen Mißgriff zu verfallen, die Note, wodurch Minciaky sie im April 1826 zu den Konferenzen von Akkerman einlud, zitiert hätten."

So war nun auch der Lieblingsplan und die Lieblingsidee des Gentz gescheitert! Was sollte man weiter tun? Man hoffte auf den Kaiser Nikolaus noch immer. Als dieser den Grafen Zichy am 10. August sehr herzlich empfing und herrliche Worte der Freundschaft, Ergebenheit und Verehrung für den Kaiser Franz aussprach, da klammerte sich Gentz natürlich umsomehr an die Hoffnung, Nikolaus werde nicht direkt dem Kriege zusteuern und vielleicht werde die Sache doch eine andere Wendung nehmen.

Da kam der Tod Cannings. Das war für den Wiener Hof ein neuer Anlaß, auf das Beste in der griechischen Sache zu hoffen.

Durch den Tod Cannings „klärt sich im Westen der Himmel auf, und in England geht man einen neuen Weg".

Dadurch hoffte aber Gentz, es werde die Türkei Österreich förmlich anrufen, um zwischen der Tripelallianz und den Osmanen zu vermitteln. Mit Frankreich und England hofft Gentz auszukommen, und vielleicht wird doch die Türkei einen Waffenstillstand mit den Griechen schließen, um einer Intervention auszuweichen.

Noch am 3. Oktober beschwört Gentz den Gesandten in Konstantinopel: „... Wenn Sie die Pforte zu irgendeinem vernünftigen friedlichen Schritte bewegen können, so muß Ihnen eine Ehrensäule errichtet werden; gelänge es Ihnen gar, sie bis zum Waffenstillstand zu führen, so muß diese Ehrensäule so hoch wie der Stephansturm werden!" Und auch im nächsten Briefe vom 17. Oktober schwelgt Gentz noch in der Hoffnung, daß ein Waffenstillstand geschlossen würde. Da kam die Nachricht von der Vernichtung der ägyptischen Flotte durch die englisch-französisch-russische bei Navarin am 20. Oktober 1827. „Am 5. November (schreibt Gentz am 17. November) — es war der Hochzeitstag des Fürsten! — erhielten wir um elf Uhr vormittag Ihre Depesche vom 25. mit dem Schreiben des Großveziers. ... An demselben Tage abends wurde der Fürst zu Hetzendorff durch eine Estafette aus Triest überfallen, welche das ungeheure Attentat von Navarin ankündigte." Die nächste Folge war, daß Österreich die Vermittlung dadurch unmöglich gemacht wurde. „Der Schlag von Navarin hat zunächst auch das Projekt zerschmettert. Wäre dieser aber auch nicht erfolgt, unser Entschluß würde nicht viel anders ausgefallen sein. Man hatte in Paris Wind von der Sache; und die bittersten und giftigsten Glossen wurden über die bloße *Möglichkeit*, daß wir als Vermittler aufträten, in Kurs gebracht.

„Hätte indessen der Brief des Reis-Efendi auch nur irgendeine Basis, worauf ein Vermittlungsantrag ruhen konnte, enthalten, vielleicht hätte man dem bösen Willen, der kleinlichen Eifersucht, dem falschen Ehrgeiz der Russen und Franzosen doch noch getrotzt. Aber der Brief des Reis-Efendi... bot ja nicht den kleinsten Anhaltspunkt dar, woran man irgendeine Ausgleichungsproposition hätte knüpfen können. Er war ja nichts als eine leidige Wiederholung des Manifestes vom 9. Juni. Die Pforte wollte ja nach wie vor kein Jota ihres Rechtes und ihrer Protestation aufgeben und verlangte einzig von uns, wir sollten die drei Höfe persuadieren (womit??), *ihrerseits* von ihren ungerechten Prätensionen abzulassen. Konnten wir so etwas auch nur *versuchen*?"

Metternich half sich einfach damit, dieses Schreiben des Großveziers zu ignorieren und als non avenu zu behandeln. So hatten sich im Jahre 1827 immer mehr die Verhältnisse in der griechischen Frage geklärt, aber in einer Weise, die für Metternich am unangenehmsten war. Eine Hoffnung nach der andern sah er fallen. Die Ereignisse waren stärker als er. — Das Drama steigerte sich immer mehr und mehr, und da England die Führung durch Canning verloren, so übernahm sie Rußland, und dies steuerte direkt auf den Krieg los.

1828.

Obwohl man schon seit der letzten Zeit 1827 vor einem Kriege Rußlands gegen die Türkei zu stehen glaubte, so hoffte Gentz doch noch immer, denselben zu verhindern, wenn die Türkei endlich Vernunft annähme und auf die Ratschläge Österreichs höre.

Es war ein Unglück für die Pforte, gerade jetzt einen starrköpfigen Reis-Efendi in der Person des Pertew Efendi zu bekommen, der dem Starrsinne des Sultans und der Ulemas und des besiegten Tahir Pascha willig Gehör schenkte, aber nicht auf den Rat des österreichischen Gesandten Ottenfels hörte. Wiederholt kann man den Vorwurf lesen, Ottenfels sei zu schwach gewesen, die Pforte zu diesem oder jenem Entschluß zu bringen [1]). Dieser Vorwurf ist ganz ungerecht, da man mit einem orientalischen Hofe rechnen muß, wo nicht immer Vernunft die Führerin der Geschäfte war, sondern nur zu oft der Starrsinn Mahmuds des Zweiten. Es war also Ottenfels oft unter den besten Umständen unmöglich, die Pforte zu einem Beschlusse zu bringen; oft hatte sie anfangs den stärksten Widerstand geleistet und dann erst nachgegeben, als es schon zu spät war. Es war ja recht schön von seiten des Gentz, Projekte auszuspinnen und diese nach Konstantinopel zu schicken; wie schwer aber war es, diese bei der Pforte unter solchen Verhältnissen durchzusetzen.

So hatte nun auch gleich anfangs des Jahres 1828 Gentz einen neuen oder besser gesagt einen alten Rat wohl etwas verändert für die Pforte bereit.

Die Pforte muß ihren Kurs ändern; alle bisherigen Konzessionen sind nur lächerlich und umsonst, und zwar deshalb, weil sie auf einer falschen Basis stehen. Wenn die Pforte nicht zugrunde gehen will, so muß sie endlich die Wahrheit hören — von wem anders als von uns. Es handelt sich um eine neue Verfassung und eine neue Organisation in Griechenland.

„Alles, was der Reis-Efendi bisher als das Ultimatum der kaiserlichen Gnade ausgesprochen hat, ist — als Mittel zum Zweck — keinen Groschen wert. Er mag den Insurgenten hundertjährige Abgabenfreiheit versprechen, er mag ihnen obendrein noch wer weiß welche Geschenke und Ehren anbieten — alles ist umsonst, weil er auf einer grundfalschen Basis steht. Solange er sich noch einbildet, die früher bestandene Administrationsform wieder einführen zu können, solange er nicht begreift, daß Griechenland neu organisiert werden muß, solange er sich nicht entschließt, diese neue Organisation, mit welcher seine Souveränität füglich bestehen kann, selbst auszusprechen, ist an keinen Frieden zu denken."

Immer wieder wiederholt Gentz die Warnung, es sei der letzte Termin für die Pforte, um ihre Ehre und Existenz zu retten; ließe sie diese günstige Konstellation unbenutzt, so sei es zu spät.

[1]) Ich verweise auf mein Buch: Franz Freiherr v. Ottenfels, Beiträge zur Politik Metternichs im griechischen Freiheitskampfe. Pustet, Salzburg. S. 186 ff.

Gentz hält von dem Plane Metternichs, mehrere moreotische Fürsten einzusetzen, nicht viel. — Ja, wenn es möglich wäre, dies bei der Pforte zu erreichen, dann wäre Gentz überglücklich und die Morgenröte besserer Tage würde anbrechen.

Gentz ist ganz konsterniert über die Fehler, die die Pforte anfangs dieses Jahres gemacht, und zwar erstens über die Verfolgung der katholischen Armenier, die durch die schismatischen veranlaßt wurden; zweitens über das Manifest an die Ulgas, das zur Kriegsrüstung aufrief; drittens über die zweideutige Äußerung über die Vollziehung der Konvention von Akkerman und über die Schließung des Bosporus. Denn die letzten zwei Punkte waren eine Herausforderung für Rußland, und man hatte dadurch diese Macht um so mehr in den Krieg gedrängt. Denn jetzt ist Rußland provoziert worden, daß es, unabhängig von der griechischen Frage, die stärksten und speziösesten Vorwände zu unmittelbaren Feindseligkeiten hat.

Wären diese Fehler nicht geschehen, so würden sich vielleicht von England aus Mittel und Kombinationen dargeboten haben, welche uns vor größeren Übeln bewahrt hätten. Die Pforte selbst also und dann die französische Regierung, die ganz im russischen Fahrwasser ist, reizen Rußland zum Kriege, dem man nicht mehr ausweichen könne.

Schon im März erklärt Gentz, jetzt könne nicht mehr Hilfe von der Türkei kommen, sondern von den Kabinetten, welche das Unglück herbeigeführt haben, da das französische Kabinett durchaus nichts anderes sei als eine Antichambre des russischen, wie Gentz, oder eine Kommandite, wie Metternich sagt.

Erst Mitte März sieht Gentz einen Krieg zwischen Rußland und der Türkei für unausbleiblich — bis nahe einen Monat vor dem wirklichen Ausbruche hoffte er noch immer auf eine friedliche Lösung. Welche Wandlungen haben die Ansichten, Projekte und Mahnungen Gentzens im Laufe der Jahre 1823—1828. Gentz erkennt jetzt erst richtig die russische Politik. Rußland werde jetzt die Angelegenheit nicht mehr still sitzen lassen. Rußland wolle die Emanzipation über einen großen Teil des griechischen Kontinentes ausdehnen und werde die Maßregeln der Pforte im Januar direkt zum Anstoße eines Krieges nehmen. In Berlin sei man im höchsten Grade alarmiert, und Bernstorff scheine den Ausbruch des Ungewitters mit jedem Tage zu erwarten.

„Der Fürst hält diese Besorgnis für unbegründet. Meine Meinung steht ungefähr in der Mitte."

Gentz hatte das berüchtigte Manifest des Pertew-Efendi vom 10. Juni 1827 im „Beobachter" verteidigt, seine Gültigkeit angenommen und zwar nur aus dem Grunde, weil man seinen Freunden beistehen müsse, auch wenn sie „Dummheiten" begehen. In Paris und Petersburg werde das großen Anstoß geben, und eben deshalb habe er so geschrieben. Am 28. März 1828 schreibt nun Gentz über die Wirkung dieses Manifestes in Europa:

„Die bösen Ahnungen, die der unselige Hattischeriff geweckt hatte, sind in Erfüllung gegangen und zwar in größerem Maße, als ich selbst geglaubt hatte. Ich erwartete ein donnerndes Ultimatum, die Russen fangen mit der Exekution an.

„Die Depesche an Lieven ... ist eins der unverschämtesten Aktenstücke, die je das Licht der Welt gesehen haben.

„Wir gehen jetzt, mein teurer Freund, einer furchtbaren Epoche entgegen. Die Erschütterungen, die Europa bevorstehen, kann nichts mehr abwenden. Ob sich Rußland durch starke gemeinschaftliche Erklärungen von seiten Englands und Frankreichs würde abhalten lassen oder nicht, weiß ich nicht; aber leider kann von derartigen Erklärungen nicht einmal die Rede sein. Denn Frankreich ist mit Leib und Seele an Rußland verkauft und das englische Ministerium viel zu schwach, um sich Rußland und Frankreich entgegenzuwerfen. Der Herzog von Wellington hat den besten Willen, soll auch persönlich sehr fest stehen; daß er es aber wagen dürfte, irgendeine Maßregel zu beschließen, die zu einer Ausgabe von zwanzig oder dreißig Millionen Pfund Sterling führen könnte, glaube ich keineswegs. Wäre die griechische Sache der einzige Streitpunkt geblieben, so hätte ich mir doch noch geschmeichelt, daß sie ohne einen allgemeinen Krieg gegen die Pforte sich hätte auflösen können; der zweiköpfige Krieg aber, den Rußland jetzt unternehmen will, ist durch keine diplomatische Kunst mehr zu überwinden. ... Auch glaube ich kaum, daß es der größten Geschicklichkeit heute noch gelingen würde, dem Ausbruch des Ungewitters zuvorzukommen. Das russische Kabinett, wenn es wirklich nach keiner unmittelbaren Gebietsausdehnung trachten sollte, scheint mir in jedem Fall Garantien zu fordern, die ein für allemal die Pforte außerstand setzten, den Bosporus zu sperren. Dies ist sein Hauptbestreben, und dies ist in der Depesche an Lieven deutlich und wiederholt ausgesprochen. Worin diese Garantien bestehen sollen, daran mag sich vor der Hand die diplomatische Konjekturalkunst üben ..."

Gentz hatte im „Beobachter" und in Londoner Journalen Artikel über das beleidigte Recht in der griechischen Frage geschrieben. „Was hilft aber alle Schreiberei gegen blinde Übermacht auf einer, unheilbare Dummheit auf der andern und Erbärmlichkeit auf allen Seiten?"

Mit diesen Worten hatte Gentz kurz und drastisch die Situation vor Ausbruch des Krieges gezeichnet, und ich möchte sagen, diese Worte gelten für die ganze Zeit der Unterhandlungen von 1822—1832. — Die Verfolgung derselben bestätigen die Worte vollauf.

Als man auch noch Hoffnungen auf England setzte, daß es einen Krieg verhindern werde, erkannte Gentz richtig: England ist gezwungen, zu Rußland zu halten, weil England gezwungen wäre, sich gegen Frankreich und Rußland zu rüsten.

Gentz hatte noch vor Ausbruch des Krieges ein Memoire nach London und Petersburg über die Pazifikation gesendet. Wenn dasselbe auch von

den Höfen nicht mehr beachtet und keine Wirkung erzielte, so werde es doch früher oder später der Welt und allen aufgeklärten Höfen sehr zustatten kommen. . . . „Denn sie beweist, daß auch wir, ohne unseren Grundsätzen zu vergeben, mit der Notwendigkeit zu paktieren wissen, und daß wir, wenn einmal nachgegeben werden muß, konsequent genug sind, um sogar weiter zu gehen als irgendein anderes Kabinett (wenigstens in seinen ostensiblen Forderungen) bisher gegangen ist. Der Fürst meint und wohl mit Recht, daß dieses Memorandum sogar vor Chateaubriand und Capodistria Gnade finden würde. Übrigens wissen wir bis heute nicht mehr, als wir am 21. und 24. März über Rußlands Absichten erfahren haben. Es gibt sogar noch Personen, welche an dem vollen Ernst der russischen Drohungen zweifeln. Unter diese gehöre ich nicht; wohl aber unter die, die Ihnen von ganzem Herzen ergeben sind." So schrieb Gentz noch am 6. April 1828, und am 19. April berichtet Gentz, daß sie aus Petersburg schon seit fünf Monaten keine Nachricht haben und Graf Zichy einen Krankheitsurlaub verlange. Die Berichte seien alle schlecht und unleserlich.

Ein Beweis dafür, daß Metternich überall nur das Beste glaubte, ist der Brief des Gentz vom 2. Mai, also zu einer Zeit, wo bereits der Krieg von Rußland erklärt war.

„Der Fürst glaubt nun mit täglich wachsender Zuversicht, daß alles, was Reis-Efendi gegen Sie (Ottenfels) ausspricht, Verstellung und Fabel und das ganze Benehmen der Pforte eine reine Komödie ist, daß der Sultan, längst insgeheim entschlossen, über alles nachzugeben, nur die ersten Kanonenschüsse auf dem rechten Ufer der Donau erwartet, um ein sechsmal ärgeres Ultimatum als das von Akkerman zu unterschreiben, und daß in drei Monaten spätestens ein russischer Botschafter seinen friedlichen Einzug in Konstantinopel halten wird. Dieser Meinung sind auch andere Staatsgelehrte; ich kann mich noch nicht entschließen, teil daran zu nehmen, ob ich gleich gestehen muß, daß der Kontrast zwischen der herrischen Sprache des Reis-Efendi und der — von Ihnen (Ottenfels) häufig bemerkten — Erbärmlichkeit und gänzlichen Nullität aller Verteidigungsanstalten, auch mir stets unbegreiflicher wird, da doch der Sultan offenbar weder ein völliger Esel noch auch zum Einsperren reif ist, sondern höchstens in die Kategorie von Tollheit, die weiland Kaiser Paul an den Tag legte, zu stehen kommt. Das Traurigste ist aber, daß es jetzt schon gar keine Chance oder Hoffnung mehr gibt, daß der dermalige Krieg, wenn der Himmel nicht zugunsten der Pforte ein Wunder tut, in jedem Falle entweder der vorletzte oder der letzte sein wird, der dem türkischen Reiche bevorsteht. Der vorletzte, wenn der Sultan den Frieden annehmen muß, den Rußland ihm heute diktieren würde, den ich, Artikel für Artikel (bis auf einen einzigen, dessen Text ich noch nicht zu erraten vermöchte) zum voraus niederschreiben will, mit welchen Rußland sich für diesmal begnügen will und der den Türken eine Gelegenheit von zehn bis fünf-

zehn Jahren, dann aber auch ihr schnelles und unvermeidliches Ende bereitet. Der letzte, wenn es dem Sultan mit seinem Widerstande Ernst sein sollte, denn in diesem Falle kann Rußland selbst, wenn es auch die Katastrophe heute noch nicht wünschte (welches ich in mancher Rücksicht für möglich, sogar für wahrscheinlich halte), seinen gänzlichen Untergang und die Auflösung seines Reiches nicht abwenden. Zehnfaches Wehe über diejenigen, welche dies schreckliche Dilemma herbeigeführt haben."

Gentz gibt die Türkei für verloren, weil sie nicht gerüstet ist, wie der österreichische Offizier Philippovic auf seinem ganzen Wege von Konstantinopel bis Belgrad beobachten konnte. Die Idee des Widerstandes hält er für einen leeren Traum. „Und wenn ich nun hören und lesen muß, daß diese verblendeten Menschen auch noch in der längst für sie verlorenen griechischen Sache keinen Schritt machen wollen, daß sie die Möglichkeit, sich mit England und Frankreich einzuverstehen, dadurch auf einer der verwundbarsten Seite sich Luft zu machen und vielleicht die Tripelallianz aufzulösen, mit Händen und Füßen von sich stoßen — so bleibt wohl kaum etwas anderes übrig, als ihrer letzten Stunde entgegenzusehen." Auch sonst ist Gentz nach der Kenntnis der Kriegserklärung ganz verzweifelt.

„Von der anderen Seite ist die Aussicht nicht heiterer. Was Rußland will, darf ich Ihnen nicht erklären. Ihnen werden die vorläufig ausgesprochenen Friedensbedingungen verständlich genug sein. Der große Haufe, selbst aufgeklärte Staatsmänner, lassen sich durch ein Trugbild von Mäßigung täuschen; Sie (Ottenfels) aber wissen, was man unter vollständiger Vollziehung der sicheren Traktate — unter täglich wachsenden Indemnitätsaussprüchen — endlich und vornehmlich — unter einer ewigen Garantie der semper-freien Fahrt durch den Bosporus — eigentlich zu suchen hat. England steht bis jetzt tief unter der Rolle, die ihm in dieser verzweifelten Krisis obläge; ob es sich später ermannen wird, hängt von inneren Konjunkturen ab, die niemand berechnen mag.

„Frankreich, wie seine elende Regierung sich auch noch drehe und wende, zählt bei mir ein für allemal auf der Seite des gemeinschaftlichen Feindes. Preußen bleibt bis dato noch fest auf der Linie der Neutralität, weiter als auf diese wird es sich nie und nimmermehr leiten lassen.

„Österreich hat keine schlagfertige Armee, wird solche noch lange nicht haben und könnte, wenn sie es auch hätte, allein nichts gegen Rußland unternehmen. Das ist das wahre Gemälde von Europa, in welchem das osmanische Reich mir noch wie eine verlöschende Figur erscheint."

Über die Nachricht, daß Frankreich zehn- bis zwölftausend Mann nach Morea geschickt habe, ist Gentz erstaunt und verbittert, weil England das zugelassen, was es vielleicht nicht einmal unter Canning getan hätte.

Zwischen Rußland und Frankreich war diese Expedition verabredet, und England lieferte sich freiwillig unter das Messer dieses Komplottes.

Aber die Hoffnung, England werde sich von der Koalition trennen, gibt Gentz nicht auf. England könne sich doch nicht gefallen lassen, daß die russische Flotte die Dardanellen blockiere. „Der Bruch ist vor der Tür!" schreibt er am 3. Oktober. „Was weiter? Das deckt noch der Schleier der Zukunft."

„So viel steht bei mir fest: ohne England kann Österreich nichts unternehmen. Beide aber werden (alle inneren moralischen und materiellen Gebrechen beiseite gesetzt) von einem Nachbar, den sie mehr fürchten als Rußland, in Schach gehalten.

„England von Frankreich und Österreich von Preußen. Frankreich ist heute das positive, aktive, Preußen das hemmende, negative Hauptelement des allgemeinen Verderbens. Könnten wir auf Preußen rechnen, so würde sich unsere Politik bald vereinfachen und die englische, aller Hindernisse ungeachtet, mit sich fortreißen. Aber Preußens zweideutige Stellung und seine furchtbare Armee (heute die beste in Europa) legen uns Fesseln an. Keine unserer Bewegungen ist mehr frei. Wir sind fast genötigt, zu wünschen, daß auch England sich nicht regen, die Türkei ihrem Schicksal überlassen und Rußland nicht reizen möge, weil im entgegengesetzten Falle Frankreich gewiß und Preußen höchstwahrscheinlich auf Rußlands Seite treten würde.

„Die Türken haben mit geringen Mitteln viel geleistet, und ganz Europa ruft ihnen heute Beifall zu, wenngleich eine Rotte nichtswürdiger Journalisten die wahre Volksstimme zu überschreien sucht. Ich meide aber gern jede Illusion. Die groben Fehler der Russen haben diesmal zur Rettung der Pforte ungleich mehr beigetragen als die Tapferkeit der Türkei. Wenn der Kaiser, durch Erfahrung belehrt, einen zweiten Feldzug mit einer restaurierten Armee und einem besseren Operationsplan unternimmt, so kann ohne auswärtige Hilfe kein Gott das türkische Reich retten. Nicht der künftige Sommer, der nächste Winter wird diese Frage entscheiden. Nicht am Bosporus, noch auf der Straße von Arg-roum, sondern in London, Paris, Turin und Berlin wird Konstantinopel erhalten oder verloren werden. Von Griechenland spreche ich nicht mehr."

Als der Feldzug im Jahre 1828 gegen die Türkei in Wien im allgemeinen für verunglückt gehalten wurde, hatte man sich natürlich darüber gefreut und Nikolaus dem Ersten die harte Lektion vergönnt. Dabei wurde aber nicht versäumt, zugleich für den Frieden zu arbeiten. Es handelte sich aber um die Frage: wie. Gentz' Ansicht ist, der Friede müsse von außen kommen. Ein Kongreß ist wegen der großen Schwierigkeiten so gut wie ausgeschlossen. Er sieht keine Hilfe gegen einen zweiten Feldzug Rußlands. Der einzige Weg wäre, daß die englische Flotte im Schwarzen Meere erschiene. Auch die Bedingungen hatte Gentz durch Lord Cowley erfahren, unter welchen Rußland zum Frieden geneigt wäre. In Ansehung der Geldentschädigungen erklärte Nesselrode, der Kaiser werde sehr gemäßigt in seinen Forderungen sein; er könne zwar jetzt noch nicht bestimmt aussprechen, wie wenig Rußland

verlangen werde, weil es gefährlich sein würde, dies die Pforte wissen zu lassen; sobald dieselbe aber Bevollmächtigte senden oder in irgendeiner Form ihre Geneigtheit zu unterhandeln manifestieren würde, sei der Kaiser entschlossen, das Maximum und Minimum seiner Ansprüche kundzugeben.

In betreff der freien Schiffahrt sei Rußlands Meinung keineswegs, materielle Garantie zu verlangen, sondern es werde sich mit Erneuerung und hinlänglich garantierter näherer Bestimmung der traktatmäßigen Stipulationen begnügen.

Gentz hofft die Rettung der Türkei nur von England. Dieses aber ist in der auswärtigen Politik durch Irland gefesselt, da ja die Katholiken Irlands für ihre Emanzipation stritten. Das englische Kabinett sei zwar auf dem Wege der Besserung, aber noch nicht vollständig.

Nun waren auch die Schuppen von den Augen Gentz' betreffs des Kaisers Nikolaus des Ersten gefallen. Er, der den Kaiser immer als einen Friedensfürst angesehen und gepriesen hatte, er nennt ihn einen „heimtückischen und treulosen Charakter".

Neuerdings tauchte das Projekt eines Kongresses auf. Ein solcher ist unmöglich, weil die Bande, welche von 1813—1822 Kongresse möglich machten, nun zerrissen sind, da ja Rußland jeden Vorschlag dieser Art mit entschiedenem Widerwillen ablehnen wird. Würde es aber zu einem solchen gezwungen werden, könnten die Beratungen einen Charakter annehmen, an den Gentz nicht ohne Grauen denken mag. Das zweideutige System würde uns heillose Schwierigkeiten in den Weg legen, und auch in England ist der Kongreßgedanke unpopulär geworden.

Im Briefe vom 2. Dezember zeigt Gentz an, daß sich die Lage in den letzten vier oder sechs Wochen wesentlich gebessert habe.

Denn erstens sind endlich England und Frankreich in gleichem Grade von dem Wunsche durchdrungen, die Fesseln des Londoner Traktates abzuschütteln und ihre politische Unabhängigkeit wiederzugewinnen; in Paris kann man sogar den Zeitpunkt, wo die Expedition aus Morea zurückgerufen werden soll (wenn keine Heuchelei im Spiele ist), kaum erwarten; zweitens sind beide Mächte entschlossen, in einer oder der anderen Gestalt mit der Pforte in Unterhandlungen zu treten und Rußland davon auszuschließen, weil man als erwiesen voraussetzt, daß die Pforte unter den jetzigen Verhältnissen nie mit einem russischen Bevollmächtigten über die griechische Sache traktieren würde; drittens scheint der sinnlose und frevelhafte Plan, Griechenland bis über den Isthmus auszudehnen, nun wenigstens im englischen und französischen Kabinett aufgegeben zu sein.

England war wegen der Blockade des Bosporus von den Russen beleidigt, und darauf hoffte man in Wien, es werde England sich von der Koalition trennen. Und es waren auch Verhandlungen zwischen London und Paris, um sich der Fesseln des Londoner Traktates zu entledigen. Gentz ist durch

Lord Cowley darüber genau informiert, da er alle Depeschen darüber bei ihm gelesen, und faßt am 9. Dezember die Hauptpunkte folgendermaßen zusammen:

„1. Seit ungefähr drei Monaten besteht eine enge Vereinigung zwischen den Kabinetten von London und Paris ... Die Basis dieser Vereinigung war der Plan, sich um jeden Preis von den Fesseln des Tripeltraktates loszumachen und dann in einer unabhängigen Stellung an dem Frieden zwischen Rußland und Türkei zu arbeiten. Der Konferenzbeschluß ist das Resultat dieses Planes; Lieven hat nicht ohne Widerstreben beitreten zu müssen geglaubt, weil ihm die beiden anderen deutlich zu verstehen gaben, daß sie ohne Rußland zu Werke schreiten würden.

„2. Wenn dieser Beschluß zur Rückkehr der Gesandten Englands und Frankreichs nach Konstantinopel und zum Frieden zwischen der Pforte mit diesen beiden Mächten, folglich zum Ende der Tripelallianz führt, so halte ich es kaum für möglich, daß nicht entweder England allein oder beide Alliierte in dem Kampfe mit Rußland der Pforte wesentlich beistehen sollten.

„3. Die französische Expedition, deren baldigste Abberufung das Ministerium kaum erwarten kann, läßt Morea ohne alle fremden Truppen. Von der Stunde an versinken die Griechen in ihr eigenes schmutziges Nichts. Schon heute ist die Gräkomanie das Gespött aller vernünftigen Leute, selbst vieler Tausende ihrer ehemaligen Anhänger; sechs Monate sich selbst überlassen, werden die Griechen kaum in München und Augsburg mehr einen Freund behalten.

„4. Die, nicht etwa provisorisch, wie man aus den Worten der Deklaration schließen möchte, sondern zwischen England und Frankreich so gut als definitiv abgeschlossene, von England für unüberschreitbar erklärte Grenzbestimmung muß allen Freunden der gesunden Vernunft, des Rechts und der Ordnung zum wahren Jubel gereichen und wird für die Liberalen aller Klassen (selbst für die, welche sich nicht mehr um die Griechen bekümmern) ein völliger Donnerschlag sein. Denken Sie sich das Geschrei dieser Partei, wenn sie erfahren wird, daß bloß Morea bis an den Isthmus, die Zykladen und einige an der Küste des Peloponnes liegende Sporaden unter Griechenland verstanden werden sollen; daß Attika, Missolonghi, Negroponte, daß Candia, Samos, Chios und so viel andere hochheilige Länder davon ausgeschlossen sind. Noch mehr werden sie vielleicht erschrecken, wenn man ihnen bedeuten wird, daß man nicht die Unabhängigkeit Griechenlands, sondern die Organisation desselben nach dem Buchstaben des Londoner Traktates stipulieren wird."

1829.

„Die Aussichten für das neue Jahr sind sehr trübe. Rußland befindet sich zwar in Verlegenheit, führt aber eine stolze Sprache. England allein könnte den Frieden diktieren, und die Schritte des englischen Ministeriums seit Mitte November schienen wirklich auf energische Schritte zu deuten.

England will den Krieg verhindern zwischen der Pforte und Rußland. Alles hängt von der Pforte ab, daß sie den Vorschlag Englands betreffs Griechenlands annimmt.

„Gibt die Pforte in der griechischen Frage nach, so setzt sie Rußland in den Stand, dem russischen Krieg eine neue und entscheidende Wendung zu geben. Für die Türkei sind Morea und die Inseln ohnehin verloren; durch Nachgiebigkeit in dieser Frage rettet sie die übrigen Besitzungen und verliert diese nur halb." Aber alle Hoffnung auf die Pforte nützt nichts. Denn die Pforte will über die griechische Angelegenheit mit keiner fremden Macht Verträge schließen. Die Pforte versteht unter Pazifikation die Rückkehr zur Ordnung und zum Gehorsam — ganz im Gegensatz zu der Auffassung der Alliierten. Daher sind die pazifizierenden Parteien noch weit, sehr weit entfernt voneinander.

„Ich rede nicht als Diplomat, sondern als philosophierender Politiker oder, wenn Sie wollen, als politischer Seher, und mithin etwas gewagt, wenn ich Ihnen folgendes Glaubensbekenntnis mache. Die Kabinette haben sich in den letzten Jahren am Völkerrecht und an der politischen Moral zu schwer versündigt, als daß sie sich jetzt durch ein paar diplomatische Pirouetten aus ihrer tiefen Verlegenheit reißen könnten; sie müssen noch ganz anders gezüchtigt werden, es muß und wird noch Blut in Strömen fließen, damit dieser lange Frevel gehörig abgebüßt und die Nemesis zufriedengestellt sei. Mit der Sendung des französischen und englischen Gesandten nach Konstantinopel allein wird es nicht abgetan sein. — Die Pforte, von einem richtigen Instinkt geleitet, hat offenbar nicht die geringste Lust zum Frieden; sie fühlt, daß es sich hier um eine Entscheidung handelt, die nur Gott und das Schwert herbeiführen können, und wird gewiß nur in der äußersten Not sich in das, was die europäische Diplomatie eine billige Auskunft nennt, fügen."

Gentz erkennt, daß Frankreich vor allem England verhindert, als Friedensstifter aufzutreten.

„Aber die niederträchtige Schwäche", klagt er am 4. März 1829, „des französischen Kabinetts, die tyrannische Herrschaft der Fraktion, die ihm (dem englischen Kabinett) Gesetze gibt, und die etwas fließende Unzuverlässigkeit und Versalität aller Beschlüsse sind die größten Übel. Denn daß Wellington den vereinten Intrigen und Seitensprüngen der Franzosen und Russen Trotz bieten sollte, habe ich kaum den Mut zu glauben. Sie wissen, daß Rußland die Basis, auf welcher mit der Pforte über die griechische Pazifikation traktiert werden soll, in zwei Hauptpunkten modifiziert wissen will. Einmal in bezug auf die Delimination, die sich weit über den Isthmus hinaus erstrecken, und dann in bezug auf die Regierungsform, die nach Rußlands Vorschlage eine monarchische (!) sein soll. Das letzte ist nun zwar in jedem Betracht reiner Unsinn, es beweist Ihnen aber, daß Rußland (und von Frankreich ist es ohnehin nicht zweifelhaft), uneingedenk der Stipulationen

des Tripeltraktates, auf nichts als ein unabhängiges Griechenland spekulierte. Daß der Schlußbericht der drei Gesandten vor ihrer Abreise von Paros auf ähnliche Resultate hinauslief, ist Ihnen ebenfalls bekannt.

„Nun frage ich Sie, ob in dem Falle, daß die englischen Minister sich verleiten lassen, in einem dieser Hauptpunkte oder in beiden von ihren früheren Grundsätzen abzuweichen, eine Unterhandlung mit der Pforte auch nur möglich bleibt? Ich glaube es nicht! . . .

„Wenn man aber gar neue Forderungen aufstellte, wenn man Attika, Livadien und Gott weiß was sonst noch verlangt, wenn man von einem Etat Grec, von einer forme de gouvernement monarchique usw. spricht, was haben die Überbringer solcher Propositionen zu erwarten? — Noch will ich an England nicht verzweifeln. — Aber die Krisis, in welcher es sich befindet, ist stark. Die Emanzipationsfrage (Katholikenemanzipation) hat einen fast beispiellosen Sturm in London erregt." —

In beiden Punkten hatte diesmal Gentz richtig geurteilt. Denn schließlich hatte das englische Kabinett den Londoner Konferenzen vom 22. März 1829 die Zustimmung nicht versagt. Der Hauptinhalt des Beschlusses der Konferenzen konnte als ein Triumph der russischen Interessen gelten. Und auf Grundlage dieser Abmachungen wurde den Botschaftern Englands und Frankreichs auch im Namen Rußlands die Verhandlung in Konstantinopel übertragen. In Konstantinopel aber hatte man mit der Zustimmung in der griechischen Frage so lange Widerstand geleistet, bis das russische Heer unter Diebitsch Adrianopel genommen und so Konstantinopel selbst gefährdet ward. Erst da ward der unsinnige und für die Pforte so folgenschwere Widerstand vom Sultan aufgegeben. —

Wie anders wäre der Verlauf der Krisis gewesen, hätte die Pforte zu ihrem eigenen Vorteil den Ratschlägen Österreichs Gehör geschenkt — es wäre dadurch der Krieg vermieden und es wäre verhindert worden, daß Rußland im Frieden von Adrianopel das Übergewicht im Orient erlangte. In Europa sollte nach den Friedensbestimmungen wie früher der Pruth, sodann aber der südliche Arm der Donau die Grenze beider Reiche bilden. Die Inseln an der Donaumündung blieben in der Hand Rußlands. Die Pforte hatte als Entschädigung für die Verluste russischer Untertanen fünfzehn Millionen und als Ersatz der Kriegskosten zehn Millionen holländische Dukaten zu zahlen. Die Räumung der besetzten Gebiete ward an die Einhaltung bestimmter Zahlungsfristen gebunden. Die Donaufürstentümer und Silistria dienten Rußland als Pfand bis zur Abtragung der Gesamtschuld. Und was sehr wichtig war für Rußland, es ward ihm die freie Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen gewährleistet. Die Pforte hatte schließlich ihren Beitritt zum Londoner Protokoll vom 22. März 1829 in der griechischen Frage erklärt.

Was sagte nun Gentz zu den Friedensbestimmungen?

„Eins aber," schrieb er am 4. Oktober, „und vielleicht das wichtigste, kann ich Ihnen jetzt schon melden. Unsere Freude über die Beendigung des Krieges war so groß, daß wir den Friedensschluß, wenn er auch noch etwas härter ausgefallen wäre, als er wirklich lautet, mit ziemlicher Gelassenheit und Resignation hingenommen haben würden. Um diese Freude zu begreifen, müßten Sie den Zustand Europas, die Stellung der Hauptmächte, die Gesinnungen und Fähigkeiten der Kabinette, das ganze politische und moralische Gemälde der Zeit so genau kennen als wir, zum Beispiel Fürst Metternich und ich — es zu kennen den Schmerz und das Unglück haben. Ich behalte mir vor, Ihnen das Verständnis zu seiner Zeit näher zu entwickeln. Dabei aber bleibt es: die Fortdauer des Krieges hätte unsägliches Unglück über Europa gebracht; von dieser Gefahr sind wir fürs erste befreit, und ich schäme mich nicht, mit dem römischen Dichter zu sagen:

Scelera ipsa nefasque
Hac mercede placet.

Übrigens ist meine Meinung, daß, wenn die Pforte, wie heute allenthalben (leichtsinnig genug) geweissagt wird, die jetzige Katastrophe nicht überleben könnte, sie nicht durch den Friedensschluß von Adrianopel, sondern durch die Folgen und Resultate des vorhergegangenen Krieges getötet werden würde. Der Friedensschluß ist keineswegs so arg, wie er von verschiedenen Seiten ausgeschrien wird; ob aber das türkische Reich sich an seinen inneren Wunden wird verbluten müssen oder nicht — das ist die Frage. Ich finde in Ihren beiden letzten Briefen Worte, die mich in dieser Hinsicht sehr beruhigen."

Aus einem zweiten Briefe, in welchem Gentz diesen Friedensschluß nach allen Richtungen hin besprach, geht hervor, daß Österreich auch seine Zustimmung gegeben, wenn Rußland auch noch mehr gefordert hätte. Gentz begründet dies mit den Worten: „Nun aber gab es nach meiner innigsten Überzeugung kein anderes Dilemma mehr für uns als: Friede, das heißt Beendigung des Krieges im Orient, auf welche Bedingungen es auch sein mochte — oder allgemeiner Krieg. Fiel der diesjährige Feldzug für Rußland nachteilig aus, fand die Pforte den Mut und die Mittel, es zu einem dritten kommen zu lassen, so war der Bruch zwischen den großen Mächten im nächsten Frühjahr unvermeidlich, unwiderruflich."

Mit anderen Worten, Metternich war froh, durch diese für die Türkei mäßigen Bestimmungen aus der Verlegenheit zu kommen — auf den Orient und den Balkan bestimmenden Einfluß zu nehmen, hatte er ja verzichtet und Rußland den Vorrang gelassen; selbst auf die Grenzbestimmungen Griechenlands hatte Metternich keinen Einfluß genommen.

Ja, er hatte sogar den Kabinetten förmlich angezeigt, daß er sich in diese letzte und höchst wichtige Frage nicht einmischen werde.

Ende.

Freundesbriefe von Ferdinand Gregorovius.

Mitgeteilt von

Heinrich Hubert Houben.

Ferdinand Gregorovius, der Geschichtschreiber der Stadt Rom und der unermüdliche Durchwanderer Italiens, hat es selbst darauf angelegt, der sich ihm zuwendenden literarhistorischen Forschung Hindernisse in den Weg zu legen. Den größten Teil seines Briefwechsels hat er selbst verbrannt und obendrein von seinen Freunden die Vernichtung seiner Briefe gefordert. Dadurch ist zweifellos eine Menge wertvollen Materials den Flammen zum Opfer gefallen. Dennoch zeigt sich auch hier, daß es in niemandes Hand gegeben ist, die Spur von seinen Erdentagen beliebig auszutilgen. Ehe noch Gregorovius auf den Gedanken kam, die literarhistorischen Brücken zu ihm abzubrechen, waren viele seiner Freunde gestorben; andere hatte er gänzlich aus dem Gesicht verloren, und von den übrigen mochte wohl der eine und andere keine Neigung haben, dem herostratischen Befehle nachzukommen. Ein Brief gehört sehr oft weit mehr zum innern Erlebnis seines Empfängers als seines Absenders.

So ist denn von den Briefen Gregorovius' im Laufe der Zeit trotz alledem eine ganz stattliche Anzahl ans Licht getreten. Theodor Althaus, der 1892 die „Römischen Tagebücher" seines Freundes herausgab, hat wenigstens einige der von Gregorovius empfangenen Briefe aufbewahrt und 1894 mitgeteilt; ebenfalls 1894 erschienen Auszüge der Briefe an den Königsberger Philosophen Karl Rosenkranz und die von Herman von Petersdorff herausgegebene Sammlung der Briefe an den Staatssekretär von Thile. 1896 übersetzte Sigmund Münz die Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli und fügte diesem Bändchen einige an Marie Rückert gerichtete Schreiben hinzu. Eine Publikation der Berliner Literaturarchiv-Gesellschaft (1899) bot seine Briefe an Theodor Heyse, und neuerdings konnte ich für meine Gregorovius-Biographie, die der zweibändigen Volksausgabe der „Wanderjahre in Italien" angehängt ist, nicht nur die außerordentlich zahlreichen Briefe von Gregorovius an den Verlag F. A. Brockhaus benutzen, sondern auch die an seinen ostpreußischen Landsmann Alexander Jung und einen besonders wertvollen Jugendbrief an seinen ältesten Bruder Rudolf. Ein erfreuliches Ergebnis dieser Arbeit war, daß mir alles, was überhaupt an handschriftlichem

Nachlaß von Gregorovius erhalten geblieben ist, die Familienbriefe an Stiefmutter, Schwester und Bruder, ein Ergänzungsband der Tagebücher und eine Reihe von Briefen an seine Zeitgenossen, zur Veröffentlichung anvertraut wurde. So wird auch Gregorovius zugute kommen, was er einmal an Alexander Jung über dessen Hölderlin-Biographie schrieb: „Es ist einmal die Welt also, daß an ihr das Göttlichste verloren gehen muß, wenn nicht die Hermeneuten sich ihrer erbarmen."

In einer Beziehung hat dennoch Gregorovius mit dem Bestreben, seine Vergangenheit der literarhistorischen Forschung zu entziehen, Erfolg gehabt: über seine jugendliche Entwicklung, die aus Dunkelheit, Drangsal und Not unter schweren Kämpfen zum Lichte rang, wissen wir nur das, was er gelegentlich einigen Freunden andeutend verriet und was wir aus seinen ersten Schriften rückwärts glauben schließen zu dürfen. Von all den oben aufgezählten Briefen führen nur die an den Bruder Rudolf und an Jung in die vierziger Jahre zurück. Reicher fließen diese Mitteilungen erst seit der Übersiedelung nach Italien im Sommer 1852; am reichsten in den Altersjahren, wo der Geschichtsforscher als Persönlichkeit hinter seinen Werken zurücktritt und dem Literarhistoriker überhaupt keine Probleme mehr aufgibt. Was der Student in Königsberg, der junge Lehrer in ostpreußischen Landstädtchen, der werdende Schriftsteller dann wieder in Königsberg erlebte, davon wissen wir so gut wie nichts; die äußern Daten fehlen fast alle, und die psychologischen Keime seiner ersten Schriften leiden noch zu sehr unter dem Kampf mit der Form, als daß sie eindeutig der Dolmetsch ihres Schöpfers sein könnten.

Unter diesem Gesichtspunkt dürften die nachstehend mitgeteilten Briefe von Gregorovius einen besonderen Wert beanspruchen. Sie sind zwar auch schon in Italien geschrieben, aber an einen vertrauten Studienfreund gerichtet; sie sind ganz durchtränkt von gemeinsamen Erinnerungen und knüpfen zur Verständigung zwischen den im Laufe der Jahre immer weiter auseinanderstrebenden Entwicklungen beider Männer an gemeinsame Erlebnisse, verblaßte Ideale und aufgegebene Ziele an; sie besitzen eine Aufrichtigkeit und Vertraulichkeit, die weder den Freundes- noch den Familienbriefen von Gregorovius eigen zu sein pflegt, und heben sich schließlich durch ihren Wechsel zwischen tiefstem Ernst und übermütigem Scherz sehr reizvoll von dem sonst etwas förmlichen und einfarbigen Briefstil des Historikers ab.

Der Empfänger dieser Briefe heißt Albrecht Pancritius. Nach den Mitteilungen seiner Tochter, Fräulein Naemi Pancritius in Königsberg, der ich auch für Überlassung der Briefe verpflichtet bin, wurde er am 4. Juli 1818 in Friedland in Ostpreußen als Sohn des dortigen Superintendenten geboren. In Rastenburg besuchte er das Gymnasium und studierte dann in Königsberg Theologie; dort wird er den drei Jahre jüngeren Theologiestudenten Gregorovius kennen gelernt haben. Nachdem Pancritius alle Examina bestanden hatte, hielt er hier und dort Probepredigten, mußte aber bald einsehen,

daß die Freiheit seiner religiösen Anschauungen jede Aussicht auf baldige Anstellung und Beförderung zunichte machte. Er wandte sich daher dem Lehrberufe zu und war mehrere Jahre an höheren Mädchenschulen in Königsberg tätig. Denselben Weg von der Kanzel in die Schule hatte unterdes auch Gregorovius zurückgelegt, und die beiden Studienfreunde scheinen eine Zeitlang an der gleichen Anstalt als Lehrer gewirkt zu haben, bis der jüngere kurz entschlossen ganz in das literarische Fahrwasser einlenkte, während der ältere auf das Rektorexamen zusteuerte, das er 1859 bestand. Damit hatte er im Alter von einundvierzig Jahren die ersehnte feste Anstellung erreicht, die ihm erlaubte, einen eigenen Hausstand zu gründen; er wurde als Rektor der Knabenschule nach Thorn versetzt und verheiratete sich noch im selben Jahre mit Auguste Graef. Der Tod setzte aber schon im Januar 1863 seinem Leben und Wirken ein frühes Ziel.

Gleich Gregorovius scheint auch Pancritius schon in jungen Jahren literarisch tätig gewesen zu sein. An Büchern, die seinen Namen tragen, ließen sich aber nur drei nachweisen: „Hägringar Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850". Königsberg, Gebr. Bornträger. 1851; „Johanna, Ein Andachtsbuch". Leipzig, O. Wigand. 1857; „Der deutsche Aufsatz in Mädchenschulen". Königsberg, Gebr. Bornträger. 1860. Einzelne Gedichte finden sich in den „Stimmen der Freiheit. Ein Erbauungsbuch für denkende Mitglieder aller Konfessionen" (Königsberg, Verlag der Freien katholischen Gemeinde. 1865). Von zweien dieser Werke und von sonstigen, anscheinend nicht ausgeführten literarischen Plänen sprechen die Briefe des Freundes Gregorovius.

Diese reichen von 1852 bis 1859. In den ersten Jahren nach seiner Auswanderung blieb Gregorovius noch in enger Verbindung mit der ostpreußischen Heimat; aber der Zauber Roms entfremdete ihn mehr und mehr der deutschen Vergangenheit, und da er selbst ein saumseliger Briefschreiber war, so hatte er kaum ein Recht, sich zu beklagen, daß seine Freunde ihn vergessen hätten. So schlief 1859 auch die Verbindung mit Pancritius ein.

Der erste Brief ist undatiert, aber ohne Zweifel kurz nach Gregorovius' Ankunft in Rom am 2. Oktober 1852 geschrieben. Den Sommer dieses Jahres hatte Gregorovius in Korsika verbracht.

An Pancritius.

S. P. Q. R.

IMP. CAES. DIVI. HADRIANI. NEPOS. DIVI. TIBERII. ABNEPOS. GREGOROVIUS. AUG. GERMANICUS. PARTHICUS. CORSICANUS. PONT. MAX. TRIB. POT. SEMPER. COS. ITERUM. PATER. PATRIAE. OB. INGRESSUM. SUUM. FAUSTUM. FELICITERQ. PERACTUM. TRIOMPHALEM. PANCRITIO. SUO. AUG. DIVI. OTHONIS. FILIO.

VENERIS. VULGIVAGAE. PRONEPOTI. GERMANICO. DACICO. HYPERBORAEO. LAPPONICO. LUMPICO. IN. MEMORIAM. IMMORTALEM. HAS. LITTERAS. EX. VOTO.

Vides, ut alta stet nive candidum Soracte? Nein, Freund, das siehst Du nicht. Ich sah es auch nicht, weil auf dem Soracte noch kein Schnee liegt. Aber vorbei bin ich dem horazischen Berg gefahren u hatte 1 Flasche Est Est Est im Leibe. Weißt Du was Est, Est, Est, Propter nimium Est, Joh. de Fugger mens mortuus est, eigentlich est? Freund, es ist eine Lumperei, daß wir beiden unsterbliche Kerle, welche so vortreffliche dumme Hänse [1]) schreiben, nicht zusammen eine Flasche Monte Fiascone trinken können. Heute war ich auf dem Monte Testaccio, zu dessen Füßen die Pyramide des Cestius liegt, und trank im Angesicht von Frascati auf dem göttlichen Albanergebirg, meinen Aleatico und wünschte Dein blasirtes Antlitz herbei, um Dir als Dämon Rom u die Gräber einer Welt zu zeigen. Es gibt noch ein paar Dinge zwischen Mond u Erde, die man nicht träumen kann. Ich sage, ich bin zufrieden und ausgesöhnt mit dem Schicksal.

Ich stand heute am Colosseum — da lag neben mir eine todte Katze. Wenn Dich das nicht zu einem immortalen Gedicht begeistert, so laß Dich gleich als Chausseeeinnehmer anstellen. So stirbt ein Held, würde Carl Moor gerufen haben. Welch ein Unterschied ist zwischen einem todten Kater u einem todten Cato? Vielleicht weiß es unser Freund Jung [2]). Wenn ein Improvisator nach Königsberg komt, so gib ihm doch das Thema auf.

Ich freue mich jetzt unbändig, daß ich den Hadrian [3]) u den Tiberius geschrieben habe. Mir komt es so vor, als hätte ich ein ganz besonderes Recht auf Rom u alle Abend halte ich meinen einsamen Triumfzug durch den Triumfbogen des Titus (errichtet nach Besiegung Samters [4]) und seines Saamens wie Du weißt), u durch den Triumfbogen des Constatin, die Via sacra herauf aufs Capitol. Da stehe ich still vor der Reiterstatue des Marc Aurel. Ich sah nie ein schöneres Kunstwerk. Von allem, was Rom hat,

[1]) Weder von Gregorovius noch von Pancritius ist ein Werk dieses Namens bekannt. Vielleicht ist damit der soziale Roman gemeint, den Gregorovius 1849 plante.

[2]) Alexander Jung.

[3]) „Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit." Königsberg 1851. — Im selben Jahre erschien die Tragödie „Der Tod des Tiberius" bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

[4]) Adolf Samter, sozialpolitischer Schriftsteller und Verleger der von Rudolf Gottschall herausgegebenen „Baltischen Blätter". 1848 gründete Samter eine neue Zeitung in Königsberg. Aus der obigen Bemerkung und einem Briefe an Jung vom 10. September 1849 ergibt sich die bisher unbekannte Tatsache, daß Gregorovius Feuilletonredakteur dieser Samterschen Zeitung gewesen ist! Diese Episode soll Gegenstand einer besondern Untersuchung sein. Samter verlegte auch das Werk von Gregorovius „Die Idee des Polentums. Zwei Bücher polnischer Leidensgeschichte". 1848.

ist der Marc Aurel für mich die Krone. Ein Vogel sitzt nicht leichter, als dieser IN SE Ipsum-Philosoph zu Pferde sitzt. Hast Du schon was in te ipsum geschrieben? Ich schrieb nur eines in me ipsum, das ist der Tiberius. Wen̄ man solchen Menschen vor sich sieht, wie den Marc Aurel, wird man kaiserlich — ja Götter warens oder Bestien, was dasselbe ist.

Wen̄ Du mich fragst, was Rom den̄ eigentlich ist, so sage ich Dir, es ist der Tod, IMP. CAES. AUG. Tod. Wen̄ Du ein Narr bist, wie ich, so setzst Du Dich auf den Monte Testaccio, den Berg der aus lauter Scherben aufgetürmt ist und oben ein schwarzes Kreuz trägt, und weinst bitterlich. Warum, das wißen jene edlen Römer, Scipio u Marius, die auf den Trümmern von Carthago weinten. Es war eine schöne Stunde oben auf dem Testaccio, u so löst man im Leben oft seinen Tribut an die Unterirdischen, doch reiner u uneigennütziger schwerlich. Den̄ was ist ihm Hekuba, dß er drum weine? Was ist Dir Rom, dß Du drum weinst?

Diese feierliche Majestät der Stadt ist überwältigend — Ein Blick in sie hinein von dem Monte Pincio, wo ich wohne, oder von den Thermen des Caracalla, macht Dich mehr zum Philosophen als hundert Winterabende hinter dem Aristoteles. Die tiefgestim̄ten Glocken regen sich beständig — u es ist als gibt ganz Rom wie eine einzige Glocke einen ehernen Klang von sich. Nun der Stolz dieses überwindenden Christentums, das wir Atheisten wol begreifen — alle diese ungeheuren Bauwerke der alten Götter hat still u ernst die Hand überschrieben, welche einst das Mene Mene Tekel schrieb: Eigentum des Todes u des Christengottes [1]) — Ich las auf einem Obelisken mit seinen wunderlichen Hieroglyphen: Dies alte Denkmal einst der Sonn̄e geweiht, weiht nun die Kirche in honorem crucis. Da hast Du mit einem Blick die Geschichte der Religionen u der Welt. Wunderbar ist dieses Wandern hier in Rom, u ich so allein u ganz vereinsamt gehe da herum wie ein Hermeneut, der sich alles selber deutet, schweigsam.

Du hast mich sehr erfreut durch Deinen Brief. Es ist der Brief eines Freundes. Du hast Recht mich zu tadeln. Aber, guter Freund, wen̄ es geregnet hat, ist es naß. Ich habe um Lebende u Todte viel gelitten, u ich bin allein. Schweigen ist gut, ertragen noch besser, u so sei es den̄. Manchesmal denke ich, ich tauge zu nichts mehr. Ich muß mich erst setzen wie Kaffee — ich habe mich sehr gerüttelt durch Italien. Wartet also bis ich kühl geworden bin. Halte Rat mit meinem Bruder — ich weiß nicht, soll ich zuerst über Corsica [2]) schreiben, was Cotta wol nehmen möchte u was sich bezahlte? Aber da geht Kraft drauf, die an Edleres verwendet sein will. Aus meinem Ge-

[1]) Dieses selben Eindrucks konnte sich so mancher Rompilger nicht erwehren; erinnert sei nur an Grillparzers folgenschweres Gedicht „Die Ruinen des Campo vaccino in Rom" (1819).

[2]) Die erste literarische Frucht des Aufenthaltes in Italien wurde das zweibändige Werk „Corsica". Stuttgart, Cotta. 1854.

dicht Amor u Psyche[1]) wird gewiß was Rechtes werden, den ich bin gesonnen, es gar nicht weiter zu schreiben. Ich u meine Brüder wären darüber unglücklich — aber mich ekelt am meisten der Titel an, u das ist fatal. Es steckt Poesie u Zeit drin — was denkst Du rund heraus über die Sache. Schreibe mir doch nicht Chamissos Gedichte ab — ich kan sie hier lesen. Nur rüstig bei Deinen Sachen — das macht mir große Freude. Aus dem dumen Hans wird was, der Titel ist famos. Du bist glücklich, Dir gaben die Götter auch den Blick nach unten, mir nach oben allein — u so ist dort im Äther, wohin die Heutigen, die Ritter vom Geiste[2]), nur schauen, wen die Madame Luftballon für 5 Groschen Entrée in die Höhe steigt, mein einsamstes Quartier. Ich wünsche, ich wäre ein Mensch, der Lehm tritt u dazu keine Glossen macht. Schreibe, schreibe, bilde das Volk, Du hast das Zeug dazu u Deine Seele ist edelst geschaffen, obgleich Du sie nicht alle Zeit mit dem schönen Wasser Maria Farina begossen hast. Den dumen Hans schicke mir ja nach Rom durch Buchhandlg. Borntr.[3]) wird ihn nehmen. Mich freut sehr dß Deine Hägringar[4]) Dir Entrée gemacht haben. Laß uns zusamenhalten. Die Welt ist so aus den Fugen. Grüße Jung, Gottlob, dß er angestellt ist. Grüße Reuter, Walesrode — Schuhman[5]) — Ja! der Schuhman mit dem Millionenglase. Der ist ein Philosoph. Den also gehts oft im Leben, dß man eine Sache erst millionenmal vergrößern muß, um zu wissen, wie erbärmlich klein sie ist. Quält doch die armen Dinger, die Infusorien nicht so schrecklich — sie sind ja dan umsonst froh, dß sie unsichtbar sind. Die Menschen sind so verrückt, dß sie sich nicht allein mit dem Unsichtbaren, sondern auch mit dem Nichtexistirenden wissenschaftlich beschäftigen. Gestern sah ich den großen Ichthiosaurus, das Amphibium u Fisch Petri — dick u fett, ihm fehlte wenig. Grüße doch den kleinen Pontif. Maximus Bärsch[6]) u die Schule. Gruß u Handschlag vom Monte Pincio, Via Felice 107.

F Gr.

Wie geht es Oldenberg — macht er was? u worein? Grüße ihn ausdrücklich, wen Du ihn siehst — ich sage ihm, ich schreibe alles aus s. Tintenfaß. Ich werde auch an ihn 1 mal schreiben.

[1]) Von einem Plan zu „poetischen Fresken Amor und Psyche" spricht noch ein Brief an Althaus vom 8. Januar 1854. Teile des Gedichts lagen also schon 1852 fertig vor. Das schon in Königsberg begonnene Werk wurde aber vom Dichter verworfen und nicht vollendet.

[2]) „Ritter vom Geiste", der neunbändige Roman von Karl Gutzkow, der damals eben erschienen war.

[3]) Bornträger.

[4]) Das in der Einleitung erwähnte Reisewerk von Pancritius. Gregorovius hatte es sehr lobend kritisiert im „Deutschen Museum" von Prutz (1852, 1. Bd., S. 212ff.).

[5]) Gemeinsame Freunde, von denen nur Ludwig Walesrode, der Verfasser der „Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit" (1842) und der „Unterthänigen Reden" (1843) bekannt ist.

[6]) Hier Bärsch, später Barsch geschrieben; offenbar der Rektor der Schule, an der Gregorovius und Pancritius unterrichtet haben.

Schreibe mir doch ja über Amor u Psyche. Sollte nicht ein Ideelles, Untendenzliches, in die Menschennatur sich Vertiefendes haltbar sein? — Ich las in der Zeitung einen Demiourgos[1]) angekündigt. Siehe zu was es ist, ich ahne, dß dieser literarisch u politisch bekante Autor der Aff, der Jordan ist. Schreibe nicht geistreichig — auch Deine Briefe sind so halb halb, wie man das Hägringar vorwarf. Du komst mir manchmal vor wie ein Engländer, der beide Finger in die Westenarmlöcher steckt, den Hut ins Genick u so das Jahrhundert in die Schranken fordert. Schreibe nicht dermaßen den dumen Hans. Adieu Pancritius Homo nach Linné — Homo natus de muliere vivens paucos annos repletur multis miseriis. Job.

Ich denke am Ende doch aus Amor u Psyche wird was Gutes —

Roma li 9. Ottobre 1854.

An Albrecht Pancritius.

Ich hoffe zu uns beiden, alter u lieber Freund Pancritius, dß keine Scirocco-Wolke zwischen uns stehe, sondern wir uns wert u freundlich sind wie imer zuvor. Du wenigstens stehst meinem Herzen um nichts entfernter; wen ich nun aber, eben so gut wie Du den Harpokrates mit dem Zeigefinger gemacht habe, so war es, weil von demjenigen, zu dem man Zuneigung hegt, vieles mit verwunderbarerem Gefühl empfangen wird, als es nicht bei gleichgültigem Gemüte zu geschehn pflegt; u so weißt Du, dß Du mich in einer Zeit, wo ich aller Schonung[2]) bedurfte, recht darniedergeschlagen hast, so daß ich Dir Mangel an Gemüte vorwerfen müßte. Dies wäre aber, was ich Freunden nicht vergeben kan; auch bemerkte ich in Deinen Schriften, so viele mir davon zu Gesichte kamen, eine gewiße eiserne Härte, welche mir unwol that, wie ich Dir selber es glaube gesagt zu haben. Aber wir Menschen sind nun einmal jeder nach seiner Weise; nehmen wir uns also wie wir sind u seien wir redlich gegen ein ander. Selbst wen Du ganz verkönigsbergern oder vereisern solltest, wird meine Seele Dir beständig das treueste Andenken bewahren, deß kanst Du hoch u heilig versichert sein; doch sagt mir mancher Blick, den ich in Dein Ineres gethan habe, dß Du viel Flame mit viel Asche zudeckst. Was mich betrifft, so habe ich abgeklärt u gereinigt durch diese Lüfte u diese Erfahrungen imer u dennoch mich bestrebt, mein Gemüt feucht zu erhalten, u ist ohne Liebe u Wärme das ganze Leben mir nichts wert, u in allem Verstandesbewegen lebe ich doch allein cordialiter. Ich habe diese Jahre wie Herkules vagabondirt aber auch mit Drachen u Wildschweinen wacker gestritten, u wen ich bedenke wie ich hieher kam entblößt u wie ein Olivenkern vom Winde ins Zufällige geworfen, u mich jetzo doch bei Lichte ziemlich aufgegrünt u angewurzelt finde, so wird mir recht rosenrot u leicht

[1]) Gregorovius vermutete ganz richtig: 1852 begann Wilhelm Jordans „Demiurgos" zu erscheinen.

[2]) Hier hinter ist ausgestrichen: u Baumwolle.

in der Seele, u ich habe einen gewißen sentore von der inern Notwendigkeit, welche alles lebendig strebende leitet u fest werden läßt. Und dies lebensgeschichtliche Experiment hätte ich den hinter mir u als eine himliſche Philoſophie glücklich erfahren. Heute bezog ich den zum drittenmal eine Wohnung in dem ewigen Rom, ſitze nun in einer ſaubern Arbeitsſtube mit marmornen Tiſchen u Marmorkamin, an einem divinen Arbeitstiſche, deſſen ſich Cicero nicht würde geſchämt haben, u das Erſte, was ich als einweihende That verrichte, iſt eben dieſer Freundesbrief an Dich ſelber.

Mein Bruder Julius wird Dir erzählen, dß ich 3 Monate in dem ſchönen Genzano zugebracht habe; es war ein wahrhaftes verwunſchen prinzliches Leben unter einem Schwarme ſchönſter Römerinen u Genzaneſerinen. Als ich am Sanct Johanis Abende, die Nacht vor meiner Abreiſe nach Antium u Genzano mich niederlegte hatte ich einen ſolchen Traum, dß ich in einer reizenden kleinen Hütte lag, ganz allein, auf einmal macht ſich die Thüre auf u hereinſpringen herrliche Mädchen mit Kränzen, u nicht genug auch das Dach der Hütte hebt ſich ab u herunter ſchweben wunderbare Geſtalten mit Kränzen, die mich alle in Blumen u Grün erſtickten. Dieſer liebliche Traum war mir wie ein Omen, dß ich vergnügt Rom verließ, u in gedoppeltem Sinne hat er ſich wahr gemacht, ſo dß ich ſagen kan, jene 3 Monate waren mir inen u außen ein wahres Blumenfeſt von Genzano. Solches wünſchte ich oft auch Dir an, in Deiner harten Arbeit, die ich ja genugſam kene, u meinem Bruder ebenfalls. Roſenkranz meint, dß ich mir ein wahres Götterleben geſchaffen hätte, und obwol ich imer noch zu thun habe, Dämonen abzuwehren, will ich es doch beſtätigen. Dieſes große Gefühl der Selbſtbefreiung iſt allein ſchon des Lebens wert, u was mir Rom iſt, lieber Freund, ja täglich wird, das ſpricht ſich ja nicht in Worten aus; über kurz oder lang werdet Ihr ja auch ſagen, dß ich nicht vergebens an dieſem Erdennabel mich niedergeſetzt habe. So denket alſo an mich als einen Freund, der zu den Glücklichen zu zählen ſei.

Über meine Arbeiten kan ich auch vor Weihnachten nichts berichten, den ich habe es mir zum Grundſatz gemacht, nichts Halbes mehr zu entblößen. Dß Dir das Corſica willkomen geweſen iſt freut mich, auch dß Du die Schönheit der Voceros[1]) erkant haſt, gegen welche meine Brüder anfangs nicht viel Neigung zu haben ſchienen. Dieſe Geſänge betrachte ich noch heute als den ſchönſten Fund, den ich wandernd habe aufheben können; u welche Liebe u Dankbarkeit ich ſelber fortdauernd zu jener Inſel hege, wird Dir aus meiner Lage klar ſein, ſo dß ich in dem wunderlichen Falle bin, für mein ganzes Leben einem Volke u Lande ſo inig anzugehören, wie man es einem Individuum nur ſein kan. Von Deinen Arbeiten berichtete mir Julius; Dein Dumer Hans wird vielleicht durch das Warten klüger werden; dß Du aber

[1]) Korſikaniſche Totenklagen, deren Gregorovius in ſeinem Buche „Corſica" viele mitgeteilt hatte. Sie ſtehen auch in ſeinen hinterlaſſenen „Gedichten" (1892).

an naturwissenschaftliche Arbeiten Dich machst, ist mir eine große Lust zu hören. Ich habe oft über eine Arbeit für Dich nachgedacht, u Du wirst vielleicht lachen, wen̄ ich Dir sage, ich denke, Du solltest Dir ein Verdienst um Preußen erwerben, erstens durch eine naturwissenschaftliche Darstellung, worin auch viel Landschaftliches u Sittenschilderung gehörte, dan̄ aber durch eine Geschichte der Stadt Königsberg, worin Kant u Herbart u manche literarische Richtung schon allein den Mangel an allgemein historischen Beziehungen aufwiegen würde. Dies nun ist mir so durch den Kopf gegangen u hat weiter nichts zu bedeuten. Mit der Zeit glaube ich doch, dß Du an eine pädagogische Anstellung gehen wirst u am meisten möchte ich Dir raten, Dir eine reiche Frau zu nehmen.

Lange habe ich nichts von meinen Freunden gehört; außer dß ich weiß, Jung habe seinen W. Meister aus dem Druck glücklich befreit. Ich ließ mir den meinigen[1]) durch Julius hieher schicken, u habe versucht ihn aufzuschlagen; da gestehe ich, dß mir ein so erschrecklicher königsberger Brodem daraus entgegenkam, dß ich mich einer Übelkeit nicht erwehren konnte. Ihr armen Königsb. werdet mir nicht danken, dß ich so urteile, aber ich spreche ja von mir selber — es ist eine unsäglich kritische Luft gewesen, die ich dort ein- u ausgeatmet habe, u davon, von jeglichem Recensiren u Kritikmachen erlöst zu sein, rechne ich als die allergrößeste Wolthat, die mir noch je widerfahren ist. Ich habe mehr als ein rundes Jahr gebraucht, um erst genießen zu können, so sehr war ich von dem Negativen durchdrungen. Nun recensire ich nichts mehr, sondern sehe nun das Wirkliche mit im̄er größeren Augen. Aber ich gestehe es noch einmal, dß ich nicht einmal verstand einen Berg zu sehn, dß ich nie erkannt habe, wie die Natur das Plastische in Licht u Schatten heraushebt u dß ich kaum über die Contur hinwegkam. — Was soll ich nun v. Gemälden u Statuen sagen?

Hier ist alles anders, alles wirklicher als im Vaterlande, u dieser im̄erste Zusam̄enhang von Geist u Form, Geschichte u Natur macht alle Sim̄en größer u bedeutender, u vertausendfacht den Wert der eignen atomistischen Existenz.

Wir haben hier Coléra, aber sehr wenig; dagegen schlechte Weinerndte; das trifft mich sehr, da ich gern ein gut Glas Wein trinke, u jetzt täglich gewöhnt bin fast 1 Deutsche Flasche Wein zu Tisch zu trinken. Das ist aber leichter Landwein, den man in Italien im̄er aus Biergläsern trinkt; ist er geraten, so schmeckt er so gut wie Burgunder. Ich will Dir sagen, dß ich im̄er epikuräischer werde, ich könnte nicht mehr so leben u entbehren, wie früher. Meine Wohnung kostet mich 109 Rth. aufs Jahr, u meinen Mittagstisch bestreite ich kaum unter 1/2 Rth. Ich habe nichts, aber lebe doch gut u

[1]) „Göthes Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt." Königsberg, W. Bornträger. 1849. — Das Buch von Alexander Jung „Goethes Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des neunzehnten Jahrhunderts" erschien 1854 in Mainz.

imer von meiner Feder, notabene der syrakusanischen, den ich schreibe jetzt nur mit Federn aus Syrakus. Grüße Fräulein v. Usedom[1]) recht herzlich, ebenso alle meine Bekante; vor allen Dingen die Schule, an die ich noch oft denke, u die Dich, wie ich hoffe, fort u fort erfreut, wie sie mich erfreut hat. Tausendmal grüße Barsch u seine Familie; endlich werde ich doch das Schreiben an ihn fertig bekomen, aber Gott sei mein Zeuge, dß Briefeschreiben mir unendlich schwer wird, u hunderttausendmal denke ich an den trefflichen Mann, der mit imer gleicher Freundschaft mir begegnet ist.

Ich schließe jetzt diesen Brief, da es dunkelt. Du schreibe an mich Via della Purificazione Nro 63 secondo piano. Und möge es Dir wol u glücklich gehn in allen Stücken.

In treuer Freundschaft

An Ferd. Gregorovius

Albrecht Pancritius.

An Pancritius

Roma 4 Febbrajo 55.

Mein lieber Freund, nim diesen Zettel vorläufig als einen Brief, oder wenigstens doch als Dank für den Deinigen u als einen herzlichen Gruß.

Deine Mitteilungen über so große Unternehmungen, als Du ins Leben förderst, erfreuen mich sehr. Den da das Leben kurz ist, soll die Mühe nicht zu lang sein. Du wirst Nützliches schaffen u wolthätig in die Breite wirken. So wäre ich auch in diesem Punkte angenehm beruhigt.

Mein Leben ist wie das Deine, wen auch auf anderem Boden, still u emsig. Das Gedeihen fehlt nicht, mich fördert u segnet das Menschliche, was in meiner Natur wohnt, u ich hoffe, auch geläutert ist.

Ich habe zwei Bitten an Dich. Laß Dir doch von Rosenkranz den Weinschwelg[2]) geben, mittelhochdeutsches Gedicht. Ferner nim doch von der Bibliothek Jäger Geschichte Conradins, wen sie da ist. Den Weinschwelg laß mir abschreiben, Harder thut es gewiß an 1 Sontage; den Jäger gib meinem Bruder u bitte ihn die Stelle nachzulesen, worin Conrads Flucht nach Artura[3]) u aufs Meer behandelt wird. Diese möchte er mir ausschreiben laßen, oder ist sie zu lang nur die interessantesten Data. Ich gebe Zeit 1 Monat —.

[1]) Ein Fräulein von Usedom, in deren Hause zu Königsberg Pancritius viel verkehrte und unterrichtete. Auch Gregorovius war demnach mit ihr befreundet.

[2]) Gregorovius übersetzte damals die Lieder des Sizilianers Giovanni Meli, darunter dessen „sizilianischen Weinschwelg". Einige Verse des deutschen Gedichtes sind als Motto vorangesetzt. Die „Lieder des Giovanni Meli aus Palermo" erschienen 1856 bei Brockhaus.

[3]) Konradins Flucht nach Artura und aufs Meer schilderte Gregorovius in seinen „Idyllen vom Lateinischen Ufer", einer der meisterhaften Skizzen, die er Ende 1855 unter dem Titel „Figuren" herausgab; sie bildeten den ersten Band der späteren Sammlung „Wanderjahre in Italien".

Wir haben sehr häßliches Wetter, und am 10. bereits Carnevale, der wahrscheinlich wieder in den Schmutz fallen wird.

Ich bitte mich Frl. Usedom achtungsvoll zu empfehlen.

Max Waldaus[1]) Tod betrübt mich sehr.

Lebe wol! FG.

Rom Mai 19. 1855.

Lieber Pancritius,

ich habe die Schuld eines langen Briefes an Dich gleichsam auf meinem Gewißen, da ich Dir Antwort u Dank für 2 Briefe schulde. Aber ohne die Hilfe des heiligen Geistes kañ ich keinen langen Brief schreiben, u da Pfingsten da ist, ohne dß der heilige Geist mit Eimern über mich ausgeschüttet wird, so verzeihe u nim̃ mit diesem Wenigen vorlieb. In Wahrheit, ich schreibe nur zu viel, Briefe so wol in Geschäfts- u Ungeschäftssachen, als an meiner Unsterblichkeit, die um einen guten Stoß Maculatur dicker wird.

Der Weinschwelg ist so wunderbar abgeschrieben worden, daß ich die höchste Liebe u Kunst dahinter vermute, u ordentlich nachdenklich geworden bin. Ich brauchte dieses Stück als Pendant zu einem sicilianischen Weinschwelg des Giovanni Meli, welcher Dir als Revanche für den deutschen zu seiner Zeit mit dem Bande sicil. Lieder zukom̃en wird.

Ich höre wenig von Dir durch unsre beiderseitigen Freunde, u dies bringt mich auf den Gedanken, daß Du Dich entweder ins Kloster oder ins Hochzeitbett begeben wirst. In einem u dem andern Falle legt man sich Entsagung auf u eine Kutte an.

Deine Kantische Hymne ist gut u mit entsprechenden Stim̃en des menschlichen Geschlechts, das von Philosophie nur den Namen kent̃, wie wir alle. Es ist wie die Exequien der Mignon in dem W. Meister Göthes. Ich weiß nicht, ob Du weißt, wie Göthes Enkel[2]) hier Legationssecretair ist, Verfasser wunderlicher Gedichte in epigram̃atischer Form u eines undinenhaften Epos „Erlinde"; er ist sonst ein angenehmer u vernünftiger junger Mañ, dem es wol geht u der herrlich auf dem Capitol logirt ist.

Ich wünsche etwas von Deinen Sachen zu vernehmen. Von meinen ist das Schweigen besser, als die Rede, deren sie nicht wert sind. Nur wünschte ich einmal eine Pause, wo die schlangenhaarige Sorge mich verließe, vielleicht daß mir dañ einmal wieder ein Ideal entstände, um welches der Mensch zu kom̃en scheint durch den Scirocco, oder weñ er tiefer in das Leben eindringt. Ich bin nicht beanlagt blasirt zu werden, aber wol mich enttäuscht zu sehn;

[1]) Max Waldau (Pseudonym für Richard Georg Spiller von Hauenschild), dessen Romane „Aus der Junkerwelt" seinerzeit Aufsehen machten. Er starb am 20. Januar 1855 in Tscheidt (Oberschlesien).

[2]) Wolfgang von Goethe. Seine „Erlinde" erschien 1845 als dritter Band des Werkes „Der Mensch und die elementarische Natur"; seine Gedichte 1851.

u wie das menschliche Wesen ist, so wird es menschlicher oder göttlicher, wen es erst recht in die Ferne rückt. Darum ist es bitter, über Gegenwart zu schreiben, die noch den frischen Naturgeruch nicht verloren hat.

Ihr werdet die 600jährige Existenz Königsbergs feiern u mit dem localsten Patriotismus gegenseitig euch bedrängen u auf ein Minimum reduciren. Dies Fest aber wird eben deshalb heiter sein, weil man dazu die Welt nicht braucht. Ihr Glücklichen! Vielleicht bin ich dan in Sizilien, wo ich wieder mit Don mich anreden laße u mir einbilde, Vicekönig zu sein.

Im Ernst aber, wen ich so ausführe, wie ich wünsche, werde ich ein gutes culturgeschichtliches Werk[1]) zu Stande bringen, das mir die Engländer[2]) gut bezahlen sollen.

Lebe wol u glücklich!
Gruß an Rosenkranz, Barsch
u Alex. Jung.

FG.

An Pancritius

Roma 26 Marzo 1856.

Lieber Freund,

ich danke Dir bestens für Deinen u Jungs Brief, beide beantworte ich zu verschiedenen Zeiten. Es freut mich sehr, dß ich wieder von Deinem Leben eine Vorstellung habe gewinen können, den da Du meinem Bruder unsichtbar geworden bist, hat mir niemand von Dir Nachricht gegeben.

Dß ich Dir nicht den Empfang beider Zusendungen angezeigt habe, wundert mich, läßt sich aber aus der Überfülle von Dingen u Briefen erklären, die ich zu leisten habe. Die litauischen Volkslieder würden mich mehr interessiren, das finnische Epos Kalojohanes[3]) aber wird mehr als absurd, wen man es in Rom u nicht weit von den Gräbern der Scipionen liest. Die Lüfte sind hier zu klar, u die Berge u Geister haben hier zu scharfe Conturen. Ein Volk aber, das so große Ochsen schildern kan, wie jenen auf dessen Rücken ein Wiesel ein Jahr zu laufen hat, ist mit Recht dazu verdamt, ewig Thran zu saufen. Solche ranzige Seehundspoeme sollte man doch füglich nicht vorzerren, um den menschlichen Verstand noch mehr zu belasten.

Alles was Du mir von Deinen Unternehmungen geschrieben hast, habe ich wol bedacht, u zwar gestern auf der salarischen Straße fortgehend der Villa Albani vorbei; u ich will Dir einiges frei hinschreiben, was mir geschienen hat. Die Weisheit des Askeladden (wen Du einmal diesen carne-

[1]) „Kulturfragmente aus Sizilien", eine populäre Darstellung der Geschichte dieser Insel. Die Schwierigkeiten der Arbeit und die Notwendigkeit umfangreicher Reisen zwangen ihn jedoch, dies Werk aufzugeben. Was davon vollendet wurde, enthält der Band „Siziliana" (1860), der spätere dritte Band der „Wanderjahre".

[2]) Von „Corsica" waren 1855 zwei englische Übersetzungen erschienen, während das deutsche Originalwerk erst 1870 eine zweite Auflage erlebte.

[3]) Von diesen Arbeiten scheint nichts veröffentlicht worden zu sein.

valischen Begriff in die Menschheit einführen darfst) ist im Titel besser, als der erste; wird aber imer specifisch litauisch bleiben, u da die Lithauer nicht im Rufe stehn, Philosophen zu sein, so wird diese Philosophie sich wunderlich u wie in einem Bärenpelze ausnehmen. Je einfacher u schlagender eine Sache bezeichnet wird, desto eingänglicher ist sie auch. Ferner scheint es mir, daß Du zu viel Musivisches bringst. Wird es Dir nicht gelingen, gewiße Probleme in der aller einfachsten u zum Volk sprechenden Weise einzuführen, so wirst Du keine Leser finden. Ich meine wol, dß ein Man von Deiner Gereiftheit viel Bedeutendes auszusprechen habe, aber ich traue Dir eher eine gewiße kernige Art der Lebensphilosophie zu, als die Kraft sittliche Fragen im Gewande des Märchens zur anmutigen Darstellung zu bringen. Märchen kan man in unserer Zeit nicht mehr schreiben, u sie versuchen darf man nur in jungen u durch erste Liebe obscur gemachten Lebensjahren. Es ist schade, daß Du mit einer gewißen Bizarrerie in diese Naturspielerei Dich hinziehen läßest. Königsberg oder Preußen ist wahrlich ein sonderbares Local, auf dem sich die wunderlichsten Widersprüche ablagern. Du selbst erscheinst mir wie ein knorriger Eichenbaum, der in seinem Inern ein Madonenbild bewahrt.

Es ist schwer, von vaterländischen Übeln sich ganz zu befreien. Aber Gott Lob die Wildniß Corsica, der Vatican, u meine umfassenden Studien über das Mittelalter Roms (300 Autoren sind hinter mir) haben mich etwas in die Contur gebracht. So gut geht es mir nicht, daß ich wie Du mir einen Abschreiber halten kan; sondern muß alles thun per forza di mano, u habe schon 10 Mappen voll.

Einen paßenden Titel für Dein Compendium pro bono muliebri konte ich nicht finden, wen es nicht einfach oder arrogant ist: Isis, ein Lehrbuch der Naturwissenschaften für Frauen. Isis war ohne dies ein Frauenzimer; manche hätten freilich einen hausbackenen Titel lieber. Die Bezeichnung „zweites Geschlecht" finde ich pedantisch u unritterlich.

Ich habe nochmals (ich setze den Brief fort) in den Thermen des Diocletian über diese Sache nachgedacht, u meine, Du könntest den Titel Isis imerhin gebrauchen. Ich wünsche Dir Glück zu Deinem Unternehmen, so kanst Du etwa Gutes stiften, u die Zeit ist wie der Wind auf See ein flüchtiges Besitztum. So lange es weht, muß man die Segel spanen, bald genug raffen wir ein.

Ich habe nun Welt u Leben in den meisten Schichten kenen gelernt, u sage ehrlich u als Philosoph, wol denen, die schon vergeßen sind. Sentimental bin ich nicht mehr im Königsberger Charakter, aber Philosoph ward ich durch meine ineren u äußeren Lebenserfahrungen. Diese Welt ist mir ein Ekel.

Da Du mir viel von Deinen Sachen gesprochen hast, nehme ich auch mir den Mut, etwas von den meinen zu reden, obwol diese Ruinen Schweigen

u Demut lehren. Ich bedaure es, dß ich Dir nicht den Meli geben kan̄, weil mein Bedarf für 3 Länder nicht ausreicht. Der Weinschwelg wird Dir sehr gefallen, u ich bitte, lies ihn bei einer Flasche edlen Weins. Ich arbeite jetzt an dem Schluß meines Lebens, dies ist die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, die ich Chronik von Rom nen̄e, sie umfaßt 1000 Jahre. Ich habe nun den Stil u die historische Majestät für diese großen Dinge; sollte ich sie vollenden, so hat wol nie ein Mensch ein gleiches Unternehmen in solcher Armut geleistet. Aber ich sage Fortia agere et pati romanum. Gegen 400 Autoren sind hinter mir. Doch warf mich am 24 Februar auf der Bibliothek der Cardinal Boronius um, u ich war 1 Monat lang krank am Sausen des Kopfs u an der Schwermut. Es gibt kein Elend der Welt, welches ich nicht mit stoischem Gleichmut ertragen wollte, hätte ich diese Arbeit gethan. Doch der Mensch denkt, u der Kaiser Nicolaus [1]) stirbt.

Jung grüße von mir. Stelle ihm vor, daß 28 Bogen Gedichte [2]) eine wahre Kriegserklärung gegen das Leben sind. Wunderbar unklar ist dieser Man̄ bei seinen Jahren u Leiden. Auch Dich warne ich wegen Poesien. Die Welt hat deren genug. Die meisten der meinigen verbran̄te ich im vorigen Jahre; weil aber zwei Musen an meiner Wiege standen, mir die Natur mit doppelter Qual zu belasten, kon̄te ich keine von beiden mit Fußtritten heimschicken, u ich habe den Euphorion [3]) beendigt, u noch manches lyrische Gedicht geschrieben, welches mich anfleht, es nicht zu kindsmorden.

Das Leben ist schwer. Mir sagte der Architect Grini, es sei sehr leicht — ja denen, die bornirt geboren sind. Aber mich hat die Natur wie in einen wilden Wald gesetzt, u mußte mir die Wege im Labirint finden; es scheint mir selber ein Rätsel zu sein.

Hier ist eine Schriftstellerin Em̄a Niendorf, eine sehr liebenswürdige Schwäbin, Bekan̄te Lenaus, die ich nun als Cavalier geleiten muß. Frauen die schreiben sind mir nicht angenehm, mulier taceat in ecclesia.

Ich bitte mich Fräul. v. Usedom hochachtungsvoll zu empfehlen, um so mehr, da sie nichts schreibt. Lebe wol! multum esset scribendum, quod dimitto in calamo. (Phrase eines Chronisten aus saec. 15).

Schreibe einmal wieder, meine Addresse ist stets dieselbe.

F Gregorovius.

Sprich doch im̄er italienisch oder spanisch, statt deutsch, das sind noble Sprachen. Gestern ging ich Abends auf dem Corso spazieren, da es ganz leer war, u kamen 3 Frauen hinter mir, sagte die eine yo no quiero hechar amor con los extrangeros. An dem Tisch, wo ich speise, höre ich oft zu gleicher Zeit reden: italienisch, deutsch, französisch, spanisch, englisch u griechisch.

[1]) Kaiser Nikolaus von Rußland starb am 2. März 1855.

[2]) Für seine Gedichte hat Jung keinen Verleger finden können.

[3]) „Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen", erschien 1858 bei Brockhaus.

Im Ernſt, ein ſchönes Gefühl des Weltzuſammenhangs. Ahora, señor, buenas noches! Mein größter Moment war wie ich auf dem Ätna ſtand, da ruft man mit Pindar τι θεος; τι το παν;

An Pancritius

Roma Juni 1. 1857.

Lieber Freund,

Herzlichen Dank für dieſe Erneuerung unſerer Correſpondenz, welcher ich lange entgegengeſehn habe. Du haſt mir viel Gutes geſchrieben, zunächſt was dich betrifft — außerordentlich erfreuts mich, wieder ein opus von Dir in der Preße zu wißen. Wen̄ dieſe Johan̄a wirklich andächtig iſt, wirſt Du Dir ein Verdienſt machen — iſt ſie aber blos bizarr, was ich nicht glaube, ſo ſchicke ſie mir lieber nicht. Kleinere Schriften gehn per Kreuzband, durch die Poſt will ich nichts haben. Letzthin habe ich ein Goldſtück für die Galanterie eines Malers bezahlen müßen, der mir von Müchen per Poſt eine Ölſkizze ſchickte. Das Vorrücken der Iſis treibe doch — es wird ein gutes Buch ſein — aber Johan̄es fatuus ſcheint ſich in die Johan̄a[1]) die andächtige verwandelt zu haben. Mit Deiner Abhandlung über die Märchen wirſt Du mich nicht bekehren, obwol mir der Verſuch intereſſant ſein wird; u des Weiteren, das Märchen „an ſich" (wie Hegel ſagt) der kritiſchen Beurteilung unterwerfen iſt ſo viel, als einen Irrwiſch wollen abrichten, daß er auf einem Leuchter bren̄e. Ehe noch alle dieſe unſeligen Literaturgeſchichten geſchrieben wurden, blühten die Poeten u waren ihrer Märchen froh. Letzthin fiel mir ein Königsberger Nationalproduct in die Hände, Muſologie (sic!) des Dr. Merlecker (sic!) — es iſt doch merkwürdig, was die Königsberger für einen Trieb zu Compendien u Bücheraufſpeicherung haben. Es iſt ſchrecklich für einen Pſychologen die Entſtehung ſolcher Dinge in der menſchlichen Phantaſie zu bedenken. Ihr ſeid rechte Byzantiner oder Alexandriner, gelehrte Pappar beiter — u es fehlt überall der elektriſche Lebensfunken. Mir iſt wol, daß ich jene Luft nicht mehr atme; ſie hat auch Roſenkranz Geſchichte der Ideale der Poeſie[2]) ziemlich[3]) verdorben. R's Biografie hat mir ſehr gefallen — guter Ton u einfache Haltung, ganz deutſch; ich habe ſie 3 mal durchgeleſen. Du ehrſt mich ſehr, durch die Aufforderung mein Leben zu ſkizziren — aber, lieber Freund, das iſt ein kurioſer Menſch, der ſeine Reiſe beſchreibt, wen̄ er noch kaum auf der erſten Station abgeſtiegen iſt. Ich bin weder alt, noch berühmt[4]), um mir eine Biographie zu ſchulden kom̄en zu laßen. Außerdem,

[1]) Das in der Einleitung erwähnte Andachtsbuch „Johanna". Es erſchien 1857 als achter Band einer „Bibliothek für die deutſche Frauenwelt".

[2]) Karl Roſenkranz, „Die Poeſie und ihre Geſchichte. Eine Entwicklung der poetiſchen Ideale der Völker". Königsberg 1855. — Seine Selbſtbiographie „Von Magdeburg bis Königsberg" erſchien erſt 1873. Er ſchrieb anſcheinend 1857 eine kurze autobiographiſche Skizze für ein Königsberger Unternehmen.

[3]) Erſt ſtand da: völlig.

[4]) Gregorovius hatte geſchrieben: berühmt genug. Das zweite Wort ſtrich er.

da ich aus Meiers Selbstbekentnißen sehe, daß man darin mit geschenkten Brillantnadeln u in der höfischen fieberhaften Spanung auftreten muß, so wiße: ich verkaufte meine königliche Brillant-Huldigungsnadel von 1840 an einen elenden Juden in Berlin für 80 Thaler — u so siehst Du, daß ich die Biographie nicht schreiben kan. Es ist dies ein guter Gedanke, solche Skizzen für ein künftiges Lexicon der großen Preußen zu sameln, nur schade, daß die größesten bereits begraben sind. Ich sehe mit Vergnügen, wie Deine Thätigkeit nach mehren Richtungen sich wirksam verbreitet. Es ist hier in Rom still u schön. Mein Euphorion ist in der Preße — u beseht mir die Verse — siehe da, sie sind sehr nobel u lehren, was ein deutscher Man nicht alles kan. Der erste Band meines Chronicon Romanum[1]) ist mächtig gefördert, u habe ich meine Arbeit für diese Hitze nun mit $^3/_4$ des ganzen geschloßen d. i. 3 Bücher, jedes 7 Capitel — u jeder Band hat 4 Bücher von circa 40 Bogen, u jedes Buch 7 Capita. Es sind noch Meere zu trinken. Lebe wol, lieber Freund; ich bitte mich Frl. v. Ulsedom hochachtungsvoll zu empfehlen. Schicke mir ja Jungs Biographie — dies Schimpfreden auf die Modernen kene auch ich bereits an ihm seit Jahren.

Ich las des Walesrode Storch[2]) — ein sehr gezähmter prosaischer Klapperstorch — Du siehst, wie das Märchen verunglückt ist. Besser ist die Mutter dieses Storchs, eine liebenswürdige, mir befreundete Dame. Walesrode hat das Storchenei nochmals ausbrüten wollen, setzte sich aber zu voll darauf, so daß er es platt gedrückt hat.

Rom Via della Purificazione 63
26 Septbr 1859.

Mein lieber Freund,

mehrmals dachte ich daran, Dir ein paar Zeilen zu schreiben, u unsere Verbindung dadurch wieder zu erneuern. Ich will Dir frei bekenen, daß der Ton Deines letzten Briefes mich daran verhindert hat. Du schriebst darin so blasirt u gefühllos, daß es mich um Deinetwillen kränkte. Nun ich höre, wie schön sich Deine äußeren u inerlichen Verhältniße gestaltet haben, bin ich der Meinung, daß Du jene nüchternen Stimungen Königsbergs wol für imer hinter Dich wirst geworfen haben. Ich begrüße Dich mit freundschaftlichem Herzen in Deiner neuen Thätigkeit, u ich darf Dich versichern daß die Nachricht von Deinem Glück mich auf das freudigste bewegt hat. Deine ungewöhnlichen Kenntniße u Anlagen haben nun das angemeßene Element gefunden, in Blüte u Frucht zu komen; so daß ich wol sagen darf, daß ich Dir zu dem neuen Adam gratulire. Du hast geheiratet, wie mir mein Bruder schrieb; bitte empfiehl mich als Freund Deiner Frau, welcher ich unbekannt bin, wie sie es mir ist. Der Himel möge über eure jung gegründete

[1]) „Geschichte der Stadt Rom"; der erste Band erschien 1859.

[2]) „Der Storch von Nordenthal. Ein wahrhaftiges Märchen, erlebt und erzählt von Ludwig Walesrode." Hamburg 1856.

Häuslichkeit sein Füllhorn ausschütten — u euch in das schöne Gleichgewicht des Lebens bringen.

Die Stadt Thorn hat für mich den Reiz von frühen Jugendeindrücken. Dorthin ging meine erste Reise nach meiner Mutter Tode im Jahre 1831. Seither sah ich sie noch zweimal. Ihr architektonischer Charakter, ihre Lage an dem großen Strom, ihre Grenznachbarlichkeit zu einem fremden Reich machen sie bedeutend. Es ist wol ein Ort, wo die Muse freier u lebendiger atmen kan̄, als in dem entsetzlichen Königsberg, an dessen Dürre ich mit Pein zurückdenke, schmerzlich bedauernd, daß ich mich nicht früher von dort habe entfernen können. Seit dem Abgange meines Bruders von K. haben meine dortigen Beziehungen fast aufgehört. Ein Ausgewanderter ist schnell vergessen; ich hätte viel zu klagen, wollte ich von dem, was alles abgefallen ist, den Stoff dazu nehmen. Von Rosenkranz u Jung habe ich seit Jahren nichts mehr vernom̄en. Doch dies sind gewöhnliche Erscheinungen des Lebens, u ich habe lange aufgehört, Ansprüche an die Menschen zu machen.

Du wirst in Thorn wahrscheinlich Vorquardt finden; ich bitte ihn herzlich zu grüßen. Ist noch bei dem dortigen Gymnasium der treffliche Professor Janzow, weiland mein Lehrer im Griechischen auf der Schule von Gumbin̄en, so bitte ich ihm zu sagen, dß ich nicht aufgehört habe an ihn mit dankbarer Verehrung zu denken.

Es wäre schön, wenn Du mir einen Brief schreiben wolltest, u zwar so dß ich ihn Ende October in Rom finde. Den̄ ich bin auf dem Sprunge zu Pferde zu steigen, um nach der Abtei Monte Casino im Neapolitanischen zu reiten, wo ich einen Monat lang in dem dortigen Archiv zu thun habe.

Ich will Dir nichts von den Zuständen dieses unseligen Landes schreiben — sie sind hoffnungslos, weil sie an Rom scheitern müßen. Nur will ich bemerken, daß diese jüngste kriegerische Vergangenheit sehr angreifend war. Ich habe mich nie in meinem Leben in einem gleich großen Dilem̄a befunden, u so ist mir der Friede willkom̄en gewesen. Ein langes Leben in Rom, u ein langes Studium der Geschichte beruhigt die Anschauung, weil alles was gewollt u erstrebt wird gegen die Größe dieser Weltdimensionen nur klein erscheint. Ich sehe daher mit Ruhe auf die jetzige Bewegung in Deutschland, u ich bin frei von Illusionen. Von Preußen wird schwerlich die Initiative u das Glück des Vaterlandes kom̄en, den̄ dieser Staat ist ohne Genie. Wie soll aus Nazaret was her kom̄en? Nur ein Erdbeben kan̄ uns helfen; u bei uns Deutschen kom̄t die Reform oder das Heil nicht aus heiler, sondern im̄er aus unheiler Haut.

Die Ansichten Fröbels von der Trias, wonach er aus Deutschland einen Cerberus machen will, erscheinen mir absurd.

Und im Ganzen — die socialen Dinge stehn mir höher als die politischen.

Ich schließe mit herzlichen Grüßen.

F Gregorovius.

Aus der Asiatischen Welt.

Von

Marie von Bunsen.

Hausbootleben in Kaschmir.

21. April.

Das Pferdchen trabte unverdrossen. Schon seit drei Tagen hatte ich die indische Ebene und die Eisenbahn verlassen, fuhr auf der Landstraße hart am rauschenden Jhelumfluß an der Bergwand entlang. Wir stiegen. Die Blumenumrankung duftender, weißer Heckenrosen und feuerfarbener Granaten hatte aufgehört; dort war Sommer, hier war beginnender Frühling. Die hohen Ulmen durchsichtig, gelblich; zwischen dem leuchtenden grünen Unterholzgewirr eine weiße, rotgeäderte Amaryllislilie.

Mehrere Kaschmirmänner kamen mir entgegen; das weitärmelige hiesige Gewand war aus ihrer handgesponnenen grauen oder braunen Naturwolle angefertigt, um die Schultern trugen sie ihr gefaltetes großes Tuch aus ähnlichem, aber noch schwererem Gespinst. Gutgewachsene Gestalten, hagere regelmäßige Züge. Jetzt hielt mein Gariwan (Kutscher) an einem steingefaßten, von triefenden Farren beschatteten Quell des Felsenabsturzes, tränkte das Pferd. Hier stand eine wasserschöpfende Gruppe von Frauen und Kindern, und ich staunte über ihre Schönheit. Im Vergleich zur indischen Bevölkerung wirkten sie ziemlich ungewaschen, aber ihre vertragenen weitärmeligen Hemdgewänder, rote, kornblumenblaue, grüne und braune, waren kleidsam, auch das schleierartige Kopftuch, auch die golddurchwirkten Schmuckstücke, die über den vielen Zöpfchen hängend das Gesicht umgaben. Und alle waren schön! Sowohl die parzenartige, in verwittertes Grau gekleidete Großmutter, als die Frauen, als die kleinen Mädchen. Es war kein exotischer asiatischer Typus; in Süditalien oder in Südspanien, in Rumänien würden sie wegen der Reinheit, aber nicht wegen der Fremdartigkeit ihrer Züge auffallen.

Wir fuhren weiter, überholten wieder einmal ein Wägelchen, das mit seinem einheimischen Fahrgast, wie wir, vor drei Tagen Rawal Pindi verlassen hatte. Der Herr trug sich, wie dies die „besseren" Kaschmiri tun, in weißem Turban, die Jacke im europäischen Schnitt aus dem guten einheimischen Gespinst, europäisches Schuhwerk, aber faltige helle Kaschmirbeinkleider. Ich frug meinen Diener Ahad, der hier zu Hause ist, nach dem Fahrgast. Es sei ein Polizeiinspektor. Ob er so wie ich, so wie die anderen europäischen Reisenden in den Rasthäusern übernachte? — Ach nein, das würde für Kaschmiri zu kostspielig sein. Er erhielte nur 45 Rupien (60 Mark) monatlich.

Allerdings würde ihm noch viel mehr von den Leuten geschenkt. (Also die uralte Bestechung.) In einem Laden der kleineren Ortschaften würde er sich für 4 Anna (40 Pfennig) eine Pritsche geben lassen, darauf würde sein Diener ihm die Bettsachen, die er, ebenso wie ich, in einem Bündel mit sich führte, breiten. Tee, Reis mit Zutaten, einige Süßigkeiten würde er in den Garküchen der Landstraße finden, seine Verköstigung würde etwa 6 Annas (60 Pfennig) täglich kosten. Jetzt saßen zwei Männer noch bei ihm im Wagen. Das seien zwei Pilger, die hätte er wohl heute auf der Straße vorgefunden und ihnen die Plätze angeboten. „Riksa (gnädige Frau), das bringt Segen."

Jetzt erweiterte sich das Tal, zahllose terrassenförmige Felder stiegen auf den Abhängen empor, zeugten von fleißigster Arbeit. Dazwischen lagen einfache Lehmhütten, mit flachen, oft steinbelasteten Dächern. Sie hatten keine oder geringfügige Fenster, vor der Tür aber einen von Holzsäulen gestützten Vorraum. Einfach ärmliche Behausungen, aber hier und da mit bemerkenswerten Holzschnitzereien versehen.

Ich hatte von den Schnitzereien einer etwas abseits gelegenen verfallenen Moschee gehört, ließ halten, und ging mit Ahad auf die Suche. Es erhoben sich herrliche, nur oben mit gelbrötlichem Laub angehauchte Platanen, die berühmten Tschenarbäume von Kaschmir; gedeihlich stand die Wintersaat in den Terrassenfeldern, beturbante Bauern pflügten ihren sattbraunen Acker. Im Vorraum der Lehmhütte stampften Frauen in schwerfälligen Steinmörsern den Reis. Über den mit mannigfaltigen alten Nadelholzbäumen bedeckten Bergen erhob sich das Schneegebirge; kühnumrissene Grate und gewaltige, schimmernd weiße Felder. Das war die Pir Panjal-Gruppe, sie ist höher als die höchsten Alpen.

Immer ansteigend, kamen wir an eine zerfallene Mauer, dann an die ehemalige Moschee, jetzt wurde sie von einer Bauernfamilie bewohnt. Hier, wie überall in kunstgesunden Zeiten, war von dem „kirchlichen" Stil nicht die Rede; diese reichgeschnitzte Holzwand unterschied sich nicht von gleichzeitigen vornehmen profanen Gebäuden. Der Bogengangvorraum, Tür und Fenster zeigten erlesenste Arbeit, überaus geschmackvolle, flach gehaltene, streng stilisierte Motive. Da waren Zackenbogen, Blattrosetten, verschlungenes Gerank; die Holzsäulen, sowohl ihre Vasen als ihre Kapitelle, hatten sich aus der Lotussäule entwickelt. Im Vorraum spielte das Töchterchen im rötlich-purpurnen Hemdrock, golddurchwirkte Troddeln über die Stirn fallend; ihre Eltern, ordentlich aussehende Leute, traten bescheiden grüßend heraus.

Mittags wurde an einer Ortschaft gerastet; mehrere anspruchslose Läden mit Garküchen und Lebensmitteln waren mit erstaunlich hübschen Holzschnitzereien geschmückt. Es drängten sich die Fuhrwerke, und am Ufervorsprung war ein Büffelkarrenlager. Diese Büffelkarren vermitteln den ganzen Güterverkehr des Landes; sie fahren nur des Nachts, jetzt lagen schlafende Gestalten auf den Ballen. Auf nahen Feldern, in denen das junge Korn bereits empor-

schoß, schnitt sich eine Frau Bündel, legte sie auf eine überaus einfache Wage — als Gewicht ein Feldstein — dann erhielt sie mein Pferdchen. Es muß ihm zugesagt haben, wie uns der erste Spargel. Ich kaufte mir für ein paar Kupferstücke heiße, frischgeröstete, geborstene Maiskörner, ging, wie ich dies immer an den Haltestellen tat, voraus, verzehrte das mitgebrachte Frühstück an einem schäumenden Bergstrom unter großen Diodarzedern und wanderte, bis ich eingeholt wurde, auf der Landstraße dahin.

Ich ging an Wegearbeitern in rotem Turban, an verträumt dasitzenden Yogis — Heilige — unter dem Schutz einer aufgespannten Matte, vorbei. Zwei stattliche beturbante Männer in braunen, handgewebten Röcken traten auf mich zu, erklärten mir vermittelst englischer Brocken, sie seien Shikaris-Jäger, sie würden mir Gelegenheit zur „Großen Jagd", vor allem zum schwarzen Bären verschaffen, und sie zeigten mir Empfehlungen englischer Offiziere. Leider mußte ich danken; daß sie mich auf Bärenjagd eingeschätzt hatten, berührte mich sympathisch.

Ich wanderte in den Frühling hinein; das Jhelumtal erweiterte sich, vor mir lag ein windgeschützter, fruchtbarer Hain. Er war von zartweißer Baumblüte angefüllt; sorglos gediehen unsere Obstbäume in diesem ihrem Heimatland. Zwischen umhergeschleuderten Felsblöcken mit dem dunklen Hintergrund der Tannen und Zedern wuchsen sie auf frischgrünen Abhängen. Die Vögel sangen, der Wind streute die schneeweißen Kirschblüten in verschwenderischer Fülle über die Frühlingsflur. Da hörte ich eine Flöte; zwei Hirtenkinder kamen, von ihrer braunzottigen Herde gefolgt. Der Knabe spielte vor sich hin, das kleine blaugekleidete Mädchen hielt lange Baumblütenzweige in der Hand. So zogen sie an mir vorbei.

Mein Wägelchen kam in Sicht, ich fuhr weiter. Heute würde ich die letzte Nacht im Dak Bungalo (Regierungsgasthaus) zubringen, morgen sollte ich Baramulla und mein Hausboot erreichen. Ich fand das übliche langgestreckte, baumumgebene Gebäude, einen säulengestützten Umgang, in dem vor jeder Gasttür der betreffende eigene Diener, in seiner Steppdecke eingewickelt, schläft. Die üblichen weißgekleideten Khitmatgar (Aufwärter) empfingen mich mit ihren tiefen Verbeugungen, ich nahm die mäßige, aber sehr willkommene Mahlzeit zu mir, fand das wohlbekannte geräumige, spärlich eingerichtete Zimmer mit eigenem Waschraum. Draußen war ein Gärtchen mit Hecken und Irislilien, unaufhörlich rauschte der Fluß. Einige junge englische Offiziersdamen mit ihren Kindern waren Mitgäste. Sie wollten nach Srinagar, der Hauptstadt von Kaschmir, zur Sommerfrische. Wie schon so oft, empfand ich peinlich die unfreundliche Schroffheit und die Unhöflichkeit ihres Verkehrs mit den Eingeborenen. Und wie rücksichtsvoll spricht man in England mit Untergebenen!

22. April.

Ganz früh in der Morgenfrische weiter. Es kamen niedrige lila Irisblüten, es begannen jene langen Pappelreihen, die angeblich bis Srinagar

reichen. An einer Talenge erhob sich eine kleine Feste aus der Sikhzeit. Ein anspruchsloser Bau, Steinschichten, dazwischen Balken. Vor kurzem hatte ich im Pandschab die langen kriegerischen Sikhgestalten gesehen, konnte mir dort auf den grauen Bastionen auslugend ihre scharfgeschnittenen Züge unter dem wehenden Turban denken.

Dann sah ich die ersten Häuser von Baramulla, und noch vor der ausbedungenen Zeit (das kleine Pandschabpferd hatte vierundsechzig Kilometer täglich geleistet) wurde mein Gepäck abgeladen, der Gariwan (Kutscher) entlohnt.

Nun nach dem Ufer. Groß und glatt erstreckte sich der bisher so wildschäumende Jhelum, herrlich erhoben sich die fernen Schneeberge, vor mir lag das berühmte Kaschmirtal. Am Ufer standen gewaltige Platanen und Pappeln, in ihren Schatten ankerten Hausboote, und aus einer Gruppe von Schiffern trat ein hochgewachsener Mann auf mich zu, überreichte mir den Brief der Srinagar-Agentur.

Ihm folgte ich nun, sehr gespannt. Erst kamen einige große Hausboote mit Holzwänden und Glasfenstern und Dachsitzen. Das ist die anspruchsvolle Neuerung, welche einer größeren Mannschaft bedarf. Meine jetzt sichtbare bescheidene Dunga zeigte hingegen den ursprünglichen einheimischen Typus. Ein fest gezimmerter, etwa sechzig Fuß langer Kahn, Heck und Bug mit hübschen Flachschnitzereien geschmückt, darauf ein hölzernes Gerüst und Dach. Matten bedecken das Dach, die Seiten sind unten mit Planken verkleidet, die obere Hälfte ist offen, nur mit flatternden Vorhängen versehen. Nachts oder bei Regengüssen werden Matten heruntergelassen.

Eine Planke war vom Ufer gelegt, und ich besah mir mein neues Heim; die Dunga hieß Dreadnought; der Name war mir unsympathisch, erinnerte an Marinebudgetverhandlungen und Kriegsgerüchte. Im übrigen war ich sehr stolz auf meinen Besitz. Erst kam der Vorraum, dann der Wohnraum; in beiden gab es behagliche korbgeflochtene oder aus Segeltuch hergestellte Stühle, einfach gezimmerte Tische und Regale, vertragene, aber malerische baumwollene indische Teppiche, Kissen mit derben großblümigen Kaschmirstickereien und ebensolche Decken. Dann ein kleiner Anrichteraum, dann zwei Schlafzimmer, jedes mit Pritsche, Waschtisch und Stühlen versehen, darauf die Badekammer. Außerdem gab es noch eine kleine Dunga, das „Küchenboot". In diesem wurde gekocht, hier lebte Ahad, hier lebten die Mandshi-Schiffer und ihre Familien. Schließlich gehörte noch ein kleines Beiboot, Shikari (Jagdboot) genannt, dazu. Auch dieses war einheimisch echt, war mit einigen Schnitzereien verziert und mit einem abzunehmenden Sonnendachbaldachin versehen.

Ich war überaus befriedigt. Mir hatte vor Jute und Cretonnestoffen gegraut, vor banalen Möbeln; was ich vorfand, war ästhetisch durchaus harmlos. Fehlten auch jegliche Schränke, jegliche Kommoden, so war dafür das Eß- und Teegeschirr einwandfrei, ja es gab sogar einige Topfpflanzen, Fuchsien sowie

eben sprossende, von mir fanatisch geliebte aromatisch duftende Rosengeranien, und die vielen Blumengefäße und Schalen aus grobem schwarzem, grünem und grauem verglasten Ton boten eine freundliche Überraschung. Ich packte aus, legte meine Kleider und Wäsche auf die Pritsche im unbenutzten Schlafraum, breitete darüber sattfarbene bedruckte indische Decken, übergab Ahad meine herbestellten Vorräte und besprach meine Mahlzeiten. Dann entfernte ich einige von ehemaligen Insassen hinterlassene Bilder — süßlich-sentimentale englische Schönheiten und Rennpferde — wie auch ihren zerlesenen Schmöker, stellte meine Bücher auf, verhüllte Unvollkommenheiten mit den noch übrigen Decken aus Ahmedabad (vor der alten Stadtmauer waren sie gefärbt, bedruckt, in der Sonne aufgespannt worden). Schließlich stellte ich vorhin gepflückte Irisblüten in die schwarzen und grünen Tongefäße und fand den Eindruck meiner Behausung sehr erfreulich.

Muhameddu, der Maat, erster „Mandshi" (Schiffer), dem gemeinsam mit seinem Bruder die durch Vermittlung der Srinagar-Agentur gemietete Dunga gehörte, begleitete Ahad und mich nun in den Basar von Baramulla. Dort wollte ich noch einiges kaufen. Vorher ließ ich noch meine Leute versammeln und hielt ihnen, von Ahad übersetzt, eine eindringliche Rede. Allererstes Erfordernis sei es, Trinkwasser nur von den bezeichneten Brunnen am Ufer zu holen, ebenso alles zum Kochen benutzte Wasser. Geschehe dies nicht, nähmen sie auch nur einmal Flußwasser, würde ich — so wären einmal Europäer — zweifellos Cholera bekommen. Dann aber würde ihnen niemand die Dunga je wieder abmieten. Ergeben und geduldig hörten sie zu, versicherten, mich vollständig verstanden zu haben. Zweifellos hält ihnen jeder neue Bewohner der Dunga in der ersten Stunde genau diese nämliche Rede. Hübsche große Wassergefäße aus durchlässigen, daher kühlendem Ton sind an Bord gebracht, aus ihnen wird geschöpft.

Baramulla gefiel mir; trotzdem das Städtchen vor dreißig Jahren nach einem Erdbeben neu aufgeführt wurde, war die Architektur gar nicht übel. Einfache Backsteingebäude mit erdbedeckten Satteldächern, manchmal mit persisch angehauchten Blumenornamenten bemalt, manchmal mit bunten Schnitzereien an den Vorbauten, Umgängen, Türen und Fenstern. Der Fluch des heutigen Asiens, Wellblechdächer, machte sich nur auf schlimmen Amtsgebäuden des irregeleiteten Maharadshas bemerkbar. Hier traf ich einen Kameraden meines englischen Neffen, den ich vor kurzem in seiner Garnison dicht bei Peshaur besucht hatte. Der typische gesundschlanke, wohlgewachsene Angelsachse. Mit seinen vier Polopferden hoffte er in Srinagar einen vergnüglichen Urlaub zu verleben; wie ich, hatte er sich ein Dungaboot herbestellt, es war aber noch nicht eingetroffen.

Nun wurden zwei Kulis zum Abend an Bord bestellt, ich kaufte Reis, Salz, Kartoffeln, Karizutaten und Eier, sowie eine der schweren, handgewebten Wolldecken. Zu Ahads großem Befremden versuchte ich das einheimische

Brot und die einheimischen Süßigkeiten. Die dunklen Brötchen fand ich hart, aber nahrhaft und kräftig, dem flauen, für Europäer gebackenen indischen Weißbrot vorzuziehen; ich habe sie Tag für Tag gegessen. Niemals würden Engländer einheimisches Gebäck anrühren, es wäre doch gewiß nicht sauber. Als ob das ohne irgendwelche Aufsicht von Einheimischen zubereitete „englische Brot" eine andere hygienische Sicherheit als die des Durchbackens gewährte! Zur Augenfreude nahm ich mir einige der hellgrünen Seladon-Tonschälchen mit; mir ahnte, daß sie Blumen ganz besonders gut stehen würden.

Auf dem Rückweg sah ich in einem Garten einen weißgemauerten Altar, auf dem frischgepflückte Schwertlilien lagen. Hier verrichteten die verachteten „Feger" (Unratentferner) ihre Andacht; anscheinend dürfen sie die Tempel der „Wohlgeborenen" nicht betreten. Über der unscheinbaren, aber ihnen doch heiligen und ehrwürdigen Stätte flatterte von einer Stange ein weißes Fähnchen im Abendwind.

Sopor, 23. April.

Von diesem ersten Hausboottag bin ich begeistert.

Ich hatte um acht Uhr fortfahren wollen, es war aber neun, ehe man die Pflöcke vom Ufer löste. Wir fuhren zu Berg, so wurden meine beiden Dungas von den zwei gestern gemieteten Kulis und den Bootsleuten am Ufer auf dem Treidelpfad gezogen. Vorn am Bug meiner Dunga hockte der Mandshi Muhameddu oder sein Bruder und steuerte mit dem flachen Paddel. Am Bug des Küchenbootes saß steuernd eine der Frauen in grauem Gewand mit grauem Schleiertuch. Das gab eine wundervolle Linie; zum Steuern gehört nicht nur Geschick, sondern auch Kraft, das Paddel ist schwer, der Strom geht ziemlich stark. Wahrscheinlich ist die Frau auf dem Wasser groß geworden ebenso wie die kleinen Mädchen, die gleichfalls zu den Fischerfamilien gehören und die, sowie ich mich zeige, auf das ehrfurchtsvollste ihre Stirn mit der Hand berühren.

Balken trieben vorüber; in der engen Klamm des Jhelumtals sah ich sie oft im Schaumgewirr tanzen. Sie sind alle bezeichnet, werden in der Ebene aus dem Fluß gezogen und verladen.

Eine leichtverschleierte Luft, die fernen schneegekrönten Berge waren fliederfarben grau, der Strom hatte opalene Töne. Jetzt war Baramulla außer Sicht; eine Baggermaschine, europäisch gebaute Regierungshäuser, vor allem das Rathaus des Maharadsha, hatten niederschlagend gewirkt. Hier jedoch war es unberührt schön.

Zu immer neuen Gruppen verschoben sich die Schneeberge, vor mir erhob sich 16900 Fuß hoch die Haramukgruppe. Sie schien aus dem oft seeartigen Fluß zu steigen. Nach Aussage des Mandshi wäre die fernste Spitze die des gewaltigen Nanga Parbat; dann wäre jener leuchtende Schneepunkt 29900 Fuß hoch, einer der höchsten Gipfel der Welt.

Die Ufer waren freundlich und grün, dazwischen kamen Pappeln, weißblühende Obstbäume und Dörfer. Manchmal waren die Häuser aus Lehm, manchmal aus Brettern; die Dächer aus Stroh oder Holz. Farblos, unscheinbar wirkten sie weder der Form noch dem Ton nach asiatisch, könnten irgendwo im Balkan sein. Aber die Menschheit gab die orientalische Note; sie trug „Gewänder", es leuchtete der Silberschmuck, gelegentlich stand eine kornblumenblaue, gelegentlich eine kirschrote Gestalt wasserschöpfend unter den Weiden, gelegentlich zog auf der Luftlinie ein Hirtenknabe im goldgelben Röckchen mit seiner Herde vorüber.

Mit Ahad hatte ich gestern meine Verpflegung besprochen. Daß eine Europäerin so geringe Ansprüche stellen könnte, war ihm neu. Sonderbarerweise gibt es im tropischen Indien überall drei große Mahlzeiten mit den mannigfachsten warmen Fleisch- und Fischgerichten, außerdem zweimal Tee mit reichlichem geröfteten Brot und Marmelade. Dieses Schema F hatte ich dreiviertel Jahre lang erduldet, nun bestellte ich zum ersten Frühstück um acht Uhr Eier, meinen hervorragenden Hill Darjeeling-Tee, Brot und Obst, dann um halb eins gebratenen Fisch und Reis oder Karifischreis, Käse und Obst. Zu fünf Uhr Tee, Kuchen oder Keks, zur Hauptmahlzeit um halb acht Suppe, Brathuhn, Gemüse, Kartoffeln und reichliches gedünstetes Obst. Ich finde dies gar nicht so asketisch.

Langsam zogen die Männer am Treidelpfad die Boote. Um zwölf war Pause, und die Seile wurden um einen Baum geschlungen. Sofort trippelten die drei kleinen Mädchen auf den Strand und begannen eifrig Blumen zu pflücken. Die Anführerin, ein bildhübsches Kind, ist der anscheinend allgemeine Verzug. Sie trägt nur den einen rötlichen, flatternden Hemdrock, aus dem die nackten, entzückend geformten Beinchen hervorsehen; auf dem Kopf ein rotes, goldgesticktes Käppchen, das Gesichtchen mit seiner hell-südlichen Haut, den roten Backen und lachenden, schmelzend tiefbraunen Augen umrahmen schwarze Zöpfchen und Silberbehänge.

Nun weiter. Nach dem harten, schmalen Sitz des Wägelchens, auf dem ich im Durchschnitt sieben Stunden täglich gefahren war, taten die schmiegsamen Korbsessel mit den weichen Kissen mir wohl. Leise zogen wir dahin.

Gelegentlich begegneten oder überflügelten wir einheimische Schiffe. Sie alle zeigten den Dunga-Typ: Mattenwände, spitzzulaufenden Heck und Bug. Kamen sie nahe an mir vorüber, freute ich mich an der Schönheit der Menschheit; auf allen waren Frauen und Kinder, wurde gewohnt und gekocht.

Die Sonne hatte leuchtend alle Dunstschleier durchbrochen; als sie nachmittäglich weichgolden sich senkte, kam Sopor, unser erstes Nachtquartier, in Sicht. Über den flachen, erdbedeckten Zeltdächern erhob sich eine Moschee; zwei Dächer übereinander, darunter Bogenfenster, darüber eine hinterindische Htis, die etwas an unsere Dachreiter erinnernde Spitze. Es kam noch eine Moschee; von großen Bäumen umgeben, erhob sie sich auf einem Vorsprung

am Ufer, und gegenüber, ebenfalls ins Wasser hineinragend, ebenfalls von Bäumen umgeben, ein Hindutempel. Wahrscheinlich erneuert, ähnelte sie doch gewiß dem alten, zeigte die schwere Gopura-Turmform der indischen Vorbilder. Im Baumschatten stand neben ihr das Lingam-Symbol der Fruchtbarkeit, weiße Blüten waren darauf gestreut. Dann fuhren wir unter einer herrlichen alten Holzbrücke. Die mächtigen Pfeiler waren ganz und gar aus Stämmen gefügt, wurden nach oben breiter, hatten ausgesprochene architektonische Eigenart, dabei das Selbstverständliche jeder guten Kunst.

Das Bild wurde atembeengend schön; im Vordergrund die tiefgraue wuchtige Brücke, die zahllosen Schiffe und Kähne, die guten Holzhäuser inmitten von Obstbäumen und frühlingsgrünen Ulmen, dahinter in verschwimmender Sanftheit die gewaltige Haramukgruppe, blaßblau-lila mit warmschimmerndem Schnee den Spiegelungen des Wularsees entsteigend. Hinter der Brücke waren Buchten und Vorsprünge; wir lagen nahe an den Resten einer Sikhfeste; Gärten hatten sich dort eingenistet, Frauen trockneten ihre Wäsche, zerstampften in Mörsern das Korn.

Bis die Sterne erschienen, trieb ich mich umher, besah mir die Gassen, die Basare, die Gehöfte mit Gemüsen und blühenden Obstbäumen, das Leben auf den dichtgedrängten, mattenbedeckten Kähnen. Mit wehmütigem Interesse betrachtete ich etwas außerhalb der Stadt das auf Wiesen reizvoll gelegene alte Rasthaus der Maharadsha. Verlassen und vermodernd lag es da; eine geradezu vortreffliche Bauart, malerisch vortrefflich und vornehm. Es erinnerte an manche quatrocento norditalienische Villa; auch diese wurden ja erbaut, um Winterkälte sowohl als Sonnenglut abzuwehren. Ein rechteckiges, hellgelblich beworfenes Gebäude (wahrscheinlich früher mit reichen floralen Ornamenten bemalt), die Mitte jeder Seite mit tiefbraunem Loggiaraum, alles aus Holz, die Säulen und Portale mit feinem Geschmack geschnitzt. Darüber ein weit vorspringendes Sparrendach, erdbedeckt, von Moos, Gräsern und Blumen bewachsen. Stufen führten auf jede der vier Loggien; innen waren kleine und größere Räume, gute Balkendecken, alles morsch, verwittert. Mit Leichtigkeit hätte sich alles wieder herstellen lassen, wären alle neuzeitlichen Erfordernisse anzubringen gewesen. Der jetzige Maharadsha läßt die alten Gebäude verfallen, er baut sich neue Rasthäuser (drei hatte ich bereits schaudernd bemerkt), im blödesten, wohlfeilsten englischen Vorortstil. Für kleine europäische Telegraphenbeamte wären sie geeignet, er ist einer der reichsten Fürsten Indiens — es ist zum Weinen!

Ich kam an Obstgärten vorbei, wundervolle Menschen gingen zwischen den Blütenzweigen, vom Wularsee schwebten Nebelschleier umher, die Schneegipfel leuchteten und brannten. Während ich mich auf das Balkengeländer der alten Brücke lehnte, wuchs eine gewaltige, leidenschaftlich bewegte rosenrote Wolke hinter dem Hochgebirge steil in die Luft empor. Dann verblaßte die Rosenglut, es kam unwirklich farblose Zartheit, gespensterhafte Bläße.

Samwal, 24. April.

Das Bett ist ja recht hart, aber schließlich nicht härter als viele andere, auf denen ich mich in den letzten Monaten dankbar ausstreckte. Sehr warm hatte ich es heute Nacht auch nicht. Bei der nächsten Gelegenheit werde ich mir noch eine zweite Kaschmirdecke erstehen.

An jedem Morgen stößt der Shikari-Kahn erschütternd gegen die Planken, Männer kommen an Bord, es wird an meine Tür geklopft und das heiße Bad angemeldet. Ehe ich heute fertig angezogen war, befuhren wir bereits den großen Wularsee. Oder vielmehr einen, seiner Uferlinie ziemlich nahe folgenden Kanal. Dies hatte ich schon befürchtet; der englische Offizier sagte mir, daß die Schiffsleute den großen See überaus ungern durchquerten. Erstens seien die Kaschmiri ja anerkannt feige, zweitens sei die Sache auch tatsächlich mit diesen flachen Kähnen etwas gefährlich. Als ich, enttäuscht, den Mandshi zur Rede stellte, versicherte er mir, Wind (von dem ich nichts bemerkt habe) sei im Anzug, und vor vier Tagen sei das Küchenboot einer Herrschaft, welche auf der Überfahrt bestand, untergegangen. Vielleicht ist dies wahr, vielleicht nicht.

Gern hätte ich die kleine Insel Lanka und ihre Ruinen besucht. Der Kaiser Jehangir, Sohn des großen Akbar (dieser war der erste Mogulkaiser, der seinen Sommeraufenthalt in Kaschmir nahm) schreibt in seinen Erinnerungen darüber: „Der Sultan ließ eine Terrasse auf der Insel errichten und auf dieser einen Tempel, um dort seinen höchsten Gott zu verehren. Es gibt keinen schöneren Ort. Oft kam er hierher im Boot und betete zum Gott der Weisheit ... Von ihm wurden Wunder berichtet, und er soll ein Kundiger der ‚Khala' (der Loslösung der Seele vom Körper) gewesen sein." Noch steht dieser Tempel, wenn auch vom Walddickicht überwuchert. Zaïn al Abidin, der bedeutendste mohammedanische Herrscher vor den Mogulkaisern, lebte im fünfzehnten Jahrhundert. Ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, war er weitherzig und tolerant, unter seiner Herrschaft blühte Kaschmir wie niemals wieder.

Auf seine Insel mußte ich also verzichten, aber die Bilder, die jetzt an mir vorüberzogen, waren überaus fesselnd. Eine leichtbedeckte Luft, graupurpurne Wolken ballten sich und verflogen in Fetzen, Dunstmassen dampften, verschleierten und enthüllten. Sie drangen in die Gebirgsklüfte, verwischten die Umrisse, dann leuchtete jedoch plötzlich hoch oben eine Schneefeldkuppe. Jetzt hatten wir den See erreicht, bogen ab, fuhren auf dem glatten Wasserarm zwischen sumpfigen, seeartigen Lachen. Hier standen ruhig schöne Kühe im spiegelnden Wasser, um sie gelblich-grüne Schilfe und Binsen, flache schwimmende Nymphaeenblätter, hinter ihnen das Blaugrau der Berge. Auch Pferde mit zottig-rotbraunen Mähnen wateten im Wasser, und auf den Deichen weideten braunschwarze Schafe.

Dann umsäumten Bäume und Ortschaften das Ufer. Vor den Häusern saßen Frauen am Boden, spulten ihre Wolle. Merkwürdig klassisch wirkte

der Faltenwurf ihrer edel herabfallenden Schleiertuchlinien. Geradezu vollendet hübsch war eine junge spulende Frau, zu deren Füßen zwei Kinder in die Hände klatschten. Hinter dem Giebel ihres lehmbeworfenen Hauses blühte ein Quittenbaum.

Es kamen Ebenen mit weidenden Schafen. Ein kurzer Rasen, und auf einmal sah ich lila Strecken, es war die kleine Irisblume in verschwenderischer Fülle. Ich ließ halten, sprang auf das etwas erhöhte Ufer und ging nun über eine Stunde zwischen den fliederfarbenen Blumen, freute mich an der Anmut ihrer schlankgebogenen Blütenlinien, an dem fremdartig blauen Schein, den sie der Ebene verliehen. Natürlich ging ich rascher als die das Boot peilenden Schiffer, schlug auch gelegentlich Richtwege ein, kam durch Ortschaften und an einzelnen Gehöften vorbei. Seit dreiviertel Jahren, seitdem ich Europa verlassen hatte, war mir ein solcher Spaziergang nicht zu teil geworden. So überwältigend üppig die leuchtend grüne Pflanzenwelt von Java, nirgends gab es frisch-festen, kurzen, gesund duftenden Rasen, auf dem man unbekümmert wandert. Diese Triften und Dörfer verliehen das langentbehrte Gefühl eines Landlebens, so wie wir Mitteleuropäer es lieben und verstehen. Der Hintergrund des Gebirges war eine verstärkte, verklärte Alpenwelt, bot keine befremdende Exotik.

Daneben auf Schritt und Tritt malerisch Neues. In der Nähe eines Dorfes fand ich ein Gebäude, das an jenes verfallende Maharadsha-Rasthaus erinnerte. Ebenfalls ein mit Gras und Irisblumen bewachsenes zweistöckiges Zeltdach, einige Holzschnitzereien. Wie ich nachher hörte, war es ein Heiligengrab. Es wurde von mehreren mächtigen Platanen umgeben, diese beschatteten ein kleines, auf Felsblöcken errichtetes Rasenpostament, gewiß die Versammlungsstätte der Ältesten des Dorfes. Rings umher Irisblüten. Jetzt überholte ich eine Schafherde mit vielen Lämmern. Der Hirt trug einen gelblichen Schafpelz, seine kleine Tochter ein grünes besticktes Gewand. Scheu zogen sie sich zurück, besahen mich mit erschrockenen Augen. In der nächsten Ortschaft hielt vor einem größeren zweistöckigen Haus ein gutgebautes Pferd, bunt aufgezäumt, mit prächtig gesticktem Satteltuch und ähnlichen Taschen. Auf einer kleinen Terrasse des Hauses saß der beturbante Besitzer, trank mit Freunden Tee aus den hellgrünen Seladanschalen. Ein langer Kahn brachte Arbeiter vom gegenüberliegenden Ufer. Die Menschen wirkten lange nicht so farbig als im übrigen Indien oder Hinterindien; die Töne ihrer Röcke spielten meistens ins Hellgraue und Bräunliche, die Turbane oder Käppchen ins Weiße. Aber der Schnitt ihrer weitärmeligen Röcke war bemerkenswert gut.

Dann sah ich in der Ferne prächtige Platanengruppen und wieder eine jener erfreulichen Balkenbrücken. Das mußte Samwal sein, unser Endziel für heute. Ich erwartete auf der Brücke die Ankunft meiner Dunga. Am Brückenende erhob sich eine gewaltige Platane; unter ihr befand sich ein um-

friedeter Platz, auf dem ein Sadu (Asket) mit einem anderen Mann friedlich seine gewundene Wasserpfeife rauchte. Nebenan lag eine Hütte, vor dem Eingang stand eine schöne Frau im blauen Rockhemd, mit bunten Ketten und Silberschmuck behangen. Am anderen Ende der Brücke begann die Ortschaft mit ihren schlichten Basaren; vor den offenen Läden saß die männliche Bevölkerung im eifrigen Gespräch; hier wird die öffentliche Meinung entstehen. Einige Häuser aus Backstein mit Holzaltanen waren ganz ansprechend, hatten Stil.

Etwas weiter hin sah ich eine Baumgruppe am irisgeschmückten Ufer. Dort hieß ich den Mandshi anlegen. Großartig erhob sich der ferne Bergkranz mit seinem im Abenddunst verschwimmenden Schnee; von der Ortschaft kam der würzige Duft der Holzfeuer; so aromatisch duften, glaube ich, nur die Diodarzedern. Am Ufer zogen die Herden heimwärts, es lachten und plauderten umherspielende Kinder.

25. April, Jhelum-Fluß.

In der Nacht regnete es, wirklich warm wurde ich nicht recht. Auch morgens prasselte es hernieder, nur eine Matte konnte in jedem Raum aufgezogen werden, die kaltnasse Luft drang ergiebig herein, und ich hüllte mich in meinen wärmsten Automantel.

Kleine Kähne kamen längsseits, Ahad kaufte eben gefangene Masirfische, Hühner und Gemüse. Ein geradezu reizendes Bild lag mir vor Augen. Der graubärtige Vater von Muhameddu und Rasaka ruderte im Shikariboot mit seiner kleinen Enkelin vorbei. Diese ist das wunderhübsche Kind, der Verzug. Muhameddu hat sie seinem kinderlieben Vater abgetreten, sie hat diesem zu gehorchen, wie mir Ahad sagt. In Wirklichkeit scheint der Greis, der auch mitrudert und steuert, ihr alles an den Augen abzusehen. Sie besitzt ihren eigenen kleinen Paddel und paddelte ganz wacker, mich zwischendurch höflich grüßend. Entzückend der Gegensatz von Greis und Kind, unübertrefflich rein die Umrisse, die Farben dieser rudernden Gestalten des Kahnes auf dem schimmernden, hellgrauen Wasser.

Der Regen hatte aufgehört, über tiefpurpurnen Bergen hing schweres Gewölk, die Wiesen und Bäume dampften, waren mit Tropfen besäet. Wir zogen weiter, fuhren ohne uns aufzuhalten durch Shadipur. Nach dem Tee spazierte ich noch ein paar Stunden am Ufer entlang, und zu meiner Überraschung zeigte mir der Mandshi in der Ferne die vom Abendlicht beleuchtete Festung von Srinagar — akropolisartig erhob sie sich vom dunklen, wolkenbeschatteten Berghintergrund. Jetzt sitze ich behaglich an der Lampe, bin nach dem Gehen durchwärmt. Ein großer goldgelber Rapsblumenstrauß steht in dem schwarzen Tongefäß, in der grünen Vase schimmert ein Apfelblütenzweig, und kleine lila Irisblumen füllen die Seladonschalen. Jedes einzelne Blumengefäß wirkt makellos schön.

Draußen plätschert und murmelt der breite Fluß. Leidenschaftlich gern höre ich den leisen Ruderschlag der vorbeigleitenden Kähne.

Srinagar, 25. April.

Heute morgen blaue Luft, Sonnenschein und weißweiche Wolken. Kein Lufthauch, im Wasser spiegelten sich die hellblaugrauen Berge, die Wolkengebilde, das Frühlingsgrün. Immer deutlicher trat die Bergfestung von Srinagar, der Hari Parbat, hervor, auch in noch weit höherem, weit kühnerem Überschwung das Merkmal der Gegend, der Takht i Suleiman, Suleimans Thron, ein herrlich schroffer Felsberg, von einem Hindutempel bekrönt.

Strahlend grün wurden die Pappeln durchsonnt; unter einer Riesenulme mit phantastisch gekrümmten Wurzeln warfen spärlich gekleidete Fischerknaben ihr großes, über einen gebogenen Rahmen gespanntes Netz. Es begannen die Vororte von Srinagar. Erst wirkten sie dürftig, dann kamen höhere, hölzerne und backsteinerne Häuser. Fast alle Dächer waren mit Rasen bedeckt, da wucherte Unkraut, goldgelber Raps, auch die großen lila oder weißen Schwertlilien und hochrote Tulpen. Fabelhaft schön wurde nun das Stadtbild, vorn eine wuchtige alte Balkenbrücke, dahinter das Schneegebirge, der Festungsberg, der Suleimans-Thron; zu beiden Seiten altes Gemäuer, Häuser, Baumgruppen und Kähne. Der Strom wand sich, wir folgten einem Kanal, es war eine harte Arbeit, gegen den stark schwellenden Strom zu ziehen, meine Schiffer und Kulis mühten sich ab. Noch schwerer hatte es die Besatzung eines dicht vor meiner Dunga ebenfalls zu Berg fahrenden, mit Stämmen beladenen Kahnes. Angestrengt, mit rhythmisch wiederholten Rufen arbeiteten die Männer, die Frauen, die Knaben; diese zogen, diese stakten, jene stießen ab.

Überaus anziehend einige stattliche einheimische Häuser. Ich freue mich darauf, sie eingehend mir anzusehen. Überaus anziehend auch die Menschheit; keineswegs sauber, aber vorzüglich im Wuchs, im Schnitt der Gewänder, in ihren nicht immer lebhaften aber guten Farben. Nun aber mündeten wir beim Maharadscha-Palast wieder in den Strom. Es begann die hochherrschaftliche Gegend und Stil und Harmonie waren ausgelöscht. Noch war erfreuliches Altes zwischendurch zu sehen, aber die Brücken, die Neubauten, sowohl die der Einheimischen, wie die der Fremden, waren von traurigster europäischer Plattheit. In ganz Indien ist keine Stadt ähnlich verballhornt als diese Residenz eines einheimischen Fürsten. Selbst die ödesten Cantonments (europäischen Viertel) der englisch verwalteten Provinzen sind orientalischer und besser. Dabei hätte Srinagar fast die schönste Stadt der Erde sein können, die Lage ist berückend. Glücklicherweise wuchsen die Platanen und Ulmen und Pappeln so üppig, daß sie öfters die wohlfeile englische Vorortarchitektur verhüllten, uns gelegentliche Bilder noch entzückten.

Zu beiden Seiten des großen Stromes lagen Hausboote vor Anker. Eine Insel hatte herrliche Bäume und grünen Rasen. Zwischen ihr und dem Garten des englischen Residenten sah ich noch Uferraum; hier hieß ich die Klötze einschlagen, die Planken legen.

Bäume verschleierten zwar die Aussicht auf das Gebirge, aber auch eben-

falls alles betrübend Häßliche, und der Vordergrund war entzückend. Am goldgrün bemooften Ufer zwischen den tiefdunklen Ulmenwurzeln nisteten Eisvögel, ihre Flügel schillerten im bezaubernden Blau; rotbraun und weiße Wiedehopfe mit hochgespreiztem Schopf sprangen umher, riefen Huhuhu, und vom andern Ufer kam die gleiche Antwort.

Nachdem ich meine Briefe vom nahen Postamt abgeholt hatte, ging ich zum ebenfalls nahen Klub; seine Bibliothek war mir gerühmt worden, und allmählich hatte ich mich doch ziemlich ausgelesen. Da ich nur kurze Zeit in Srinagar bleiben wollte, hatte ich mich um keine Einführung beim Residenten noch bei anderen ansässigen Europäern gekümmert. Dies war dumm; ob man Einführungen abgibt oder nicht, man muß sich mit einigen versehen. Selbstverständlich ist in jedem Klub eine persönliche Empfehlung notwendig, doch hatte ich Einladungskarten des Vizekönigs und der Generalgouverneure nicht fortgeworfen, und diese genügten vollauf. Ich plauderte noch etwas mit dem (ehrenamtlichen) Klubschriftführer, einem ehemaligen Offizier, der schon Jahrzehnte lang in Kaschmir lebt, suchte mir dann einen Stoß Bücher aus, bestellte mir von dem im großen Klubgarten gezogenen, zu sehr mäßigen Preisen den Klubmitgliedern gelieferten ersten Spargel und ersten Rhabarber. Dann schwelgte ich, im bequemen Ledersessel hingegossen, in langentbehrten Zeitungen und Zeitschriften, den „Nineteenth Century", „Edinburgh Review", „Spectator", „Punch", „Lady" — was man nur wünschte, war vorhanden. (Klubbeitrag etwa zehn Mark monatlich.)

Als ich heimkehrte, fand ich wartende Hausierer. Einer öffnete seinen Blechkasten, zeigte verlockende Kuchen, wie ich sie seit Europa nicht gesehen hatte, auch Karamels und Fondants. Natürlich ging ich darauf ein. Andere wollten mir mein Schuhwerk besohlen, Kleider ausbessern und nähen; Korbstühle, Ansichtskarten wurden vorgeführt. Kaum saß ich mit einem der hochwillkommenen Bücher zigarettenrauchend zwischen meinen Blumenvasen im Vorraum, so plätscherte schon das Wasser, so glitten die Kähne heran, und neben mir flüsterte eine einschmeichelnde Stimme in gutem Englisch: „Nur ansehen, Riksa, Sie sollen ja gar nicht kaufen, geruhen Sie nur einen Blick auf meine Waren zu werfen." Und ehe ich mich versah, landeten sie am Bug. Türkisen und Halbedelsteinschmuck, persische getriebene Kupfer- und Zinngefäße wurden aufgestapelt, Berge berückender Stickereien, interessant stilisierte Lackwaren. Rings um mich her hockten und standen sanft lächelnde, leise und eindringlich redende Kaschmiri in braunen, weitärmeligen Röcken. Bald erinnerten sie an zweifelhafte arabische Patriarchen, bald an heruntergekommene Perserprinzen. Der Aufenthalt in Srinagar wird kostspielig werden. Kismet.

Srinagar, 27. April.

Gleich nach dem ersten Frühstück bestellte ich mir mein Shikariboot und wurde von Muhameddu und einem anderen der Leute in die Stadt gerudert.

Im Schatten des angebrachten Sonnendaches saß ich behaglich auf dem niedrigen Sitz, der ebenso wie die Rückenstütze mit gestickten Kissen belegt wurde. Zu meiner Freude sah ich, daß gleich der Dunga auch das Shikariboot einheimisch ist; unter dem nämlichen Sonnendach fuhren Srinagarbürger und ihre Frauen an mir vorbei. Dort lag die Flotte des Maharadsha, einige Hausboote mit bemerkenswert schönen Holzschnitzereien, eines mit reizvoller Lackmalerei, auch geschnitzte Shikariboote. Diese waren ungewöhnlich lang, da für viele Ruderer bestimmt.

Jetzt begann das gute, unverdorbene Srinagar. Sonderbarerweise haben anscheinend weder frühere noch jetzige Reisende auf die altangesessene Architektur geachtet. Sie ist jedoch sehr erfreulich. Auch im neuen Viertel stehen einige dieser vorzüglichen herrschaftlichen Häuser am Ufer: Ein schwerer steinerner Unterbau, in seiner Mitte ein dunkler Torbogen mit steinernen Stufen, die Wassertreppe. Darüber der helle Bau, oft mit leichten Malereien. Die braunen geschnitzten Holzgalerien, die Spitzbogenfenster zeigen reizvolle Holzgitterfüllungen, die Fenster werden im Winter mit dem zähen weißen orientalischen Papier verklebt, mit Holzläden versehen. Das ziemlich flache, bemooste, mit Gräsern und Blumen geschmückte Dach steht weit hervor, hat blumenartig geschnitzte Wasserspeier, wirft tiefe Schatten. Ein vollendeter, vornehm-schlichter Wohnhaustyp, ließe er sich mit jeder europäischen Behaglichkeit versehen. Noch werden solche Häuser, jedoch nicht oft, von Wohlhabenden bewohnt; sie werden bald verfallen, denn der „gebildete" Kaschmiri baut sich kleine englische Spießbürgervillen mit Wellblechdächern.

Jetzt kam ein wundervoller Besitz, der einem reichen Pandit (Gottesgelehrten) gehört. Über der Felsmauer erhob sich eine Pergola mit Glyzinien, blühten Obstbäume und Fliederbüsche. Das graue Backsteinhaus hatte Holzsäulen, Bogengänge und Bogenfenster. Nicht übel wirkte auch die wuchtige Wassermauer des Maharadsha-Gartens. Blühende Fliederbüsche fielen herüber, die wollte ich mir besehen. Ein wohlfeiles Tudor-Renaissance-Torhaus führte in den Palast, aber an ihm vorbeigehend, gelangte ich durch malerische Winkelstraßen der Hausdienerschaft an ein altes, schlicht einheimisches Portal. Es wurde durch einen beturbanten Diener geöffnet, ich durfte mich im Garten ergehen. Einige europäische Schlängelwege störten, sonst war die Anlage gut orientalisch. Ein Obstbaumhain auf grünem Rasen, die Abteile mit Flieder- und Rosenbüschen eingefaßt, in langen Rabatten noch nicht erblühte Schwertlilien, starkduftender Goldlack, Türkenbund, Vergißmeinnicht und andere freundliche Frühlingsblumen. Der Gärtner schnitt mir einen großen Strauß, außerdem durfte ich selber pflücken und nach Herzenslust mich in der Fliederblüte ergehen.

Ich hielt vor dem Komplex des Maharadshapalastes, verspürte keine Lust, einzudringen. Drei Generationen haben daran gebaut, eine jede schlechter. Der älteste Teil hat eine plump klassizistische europäische Säulenhalle, von

welcher aus der Maharadsha den Wasserfestzügen zusieht. Eine grobe, aber gut dekorative einheimische Bemalung der Balkendecke war noch von unten aus sichtbar; die übrigen gezeigten Räume, die Möbel, sollen schlimm europäisch sein. Neue Anbauten hatten Wellblechdächer, nebenan erhob sich ein noch trostloseres platt-englisches Haus eines Prinzen, dazwischen waren Steinstufen, hier lag auch ein vergoldeter Hindutempel.

Es kam ein stattliches Haus mit drei vorstehenden holzgeschnitzten Erkern, in denen rauchende Männer beschaulich saßen, es kamen die anspruchslosen schmalen, hohen Häuser der kleinen Leute. Unten vorgekragt mit Stützen, stark an alte Flußhäuser von Florenz, auch an ähnliche in altdeutschen Städten erinnernd. Keine „Architektur", kein Schmuck, höchstens eine gefällige Holzgitterfüllung, aber ein annehmbarer Stil, ein guter Hintergrund für die Menschen. Aus einer Fensteröffnung lehnte sich ein großäugiges Mädchen im herabfallenden hellen Schleier mit goldgelbem Gewand; an einer Landungsstelle zwischen lagernden Kähnen schlugen Wäscherinnen rhythmisch ihre Wäsche auf Steinplatten. Auf verfallenen Stufen betete ein hellgekleideter Mann, warf Reis und Blumen in das Wasser; das, sagte Ahad, sei ein Hindu (er trug einen farbigen Turban, jener der Muselmänner ist meistens weiß), in seiner Familie sei ein Todesfall vorgekommen, so brächte er dem Fluß Opfer und Gebete dar. Noch oft sah ich am Wasserrand Hindus ihre Andacht verrichten.

Ich stieg aus, um mir die Hauptmoscheen zu besehen. Am Weg lag das Grabdenkmal von Zaïn ul Abidin, dem großen Sultan, der auf der Wularseeinsel jenen Tempel errichtete, um zum „höchsten Gott der Weisheit" zu beten. Ein schwerfälliger, aber guter Kuppelbau, zentralasiatischen Einfluß zeigend. Dann kam eine ehemalige Moschee, den die Nurmahal, die berühmte Gattin des Mogulkaisers, errichtete. Der Steinquaderbau hat Zackenbogen und hat doch den streng-klassizistischen Anflug, der den alten Kaschmirtempeln innewohnt. Diese beiden Bauwerke waren eigenartige Ausnahmen, die jetzt kommende Große Moschee gab hingegen das wichtige Vorbild für den im ganzen Land vorherrschenden Moscheestil. Der Umriß dieser in Stockwerken hoch und spitz zulaufenden Dächer hat etwas Hinterindisches, etwas Unasiatisches, ja er erinnert manchmal merkwürdig an altskandinavische und altpolnische Holzkirchen. Alle haben vorzügliche Holzschnitzereien, flachgehaltene Ausschmückungen der kleinen Vorbautenerker und Umgänge. Die große Moschee, Yama Masjid, hat einen grandiosen Zug. Obwohl verfallen, ist sie sehr beliebt, an Feiertagen soll der gewaltige Hof überfüllt sein. Blutrote Tulpen wuchsen auf den Dächern; innen war man damit beschäftigt, mehrere der baufällig gewordenen Holzsäulen (angeblich soll es deren neunhundertneunundneunzig geben) aus freiwilligen Beiträgen zu ersetzen. Die Luft durchdrang der harzig-aromatische Duft der Diodarzedern. Bemerkenswert interessant, das lotusartige Kapitell dieser Riesensäulen, der eigenartige

Geschmack, mit der diese Kapitellen sich mit dem Deckgebälk verbinden. Der Hof wurde von den Säulen umzogen, in seiner Mitte erhob sich, von Bäumen umschattet, ein an den Seiten offenes Gebetsgebäude, daneben lag das Becken zu der sakralen Waschung. Die Außenmauern hatten zu unterst Quadern, darüber weißbeworfener Backstein, hier und da mit floralen Ornamenten bemalt.

Srinagar, 28. April.

Tag für Tag das schönste Wetter. In der frischen frühen Morgensonne bestieg ich den tausend Fuß über der Stadt aufragenden Berg, Suleimans Thron. Unten ein grüner Abhang mit Felsblöcken und vereinzelten Bäumen. Hier erstreckte sich ein Friedhof; ich hätte nichts dagegen, dort einstmals zu ruhen. Zwischen eben erblühenden Schwertlilien lagen die bescheidenen Grabsteine, sie hatten kleine Versenkungen, die man mit Wasser und Reiskörnern für die Vögel füllt. Zur Rosenzeit, so sagte mir Ahad, bringen die Angehörigen Rosen, streuen Rosenblätter und Brotkrumen auf die Steine. So ruhen die Toten dort am Fuße des uralten Heiligtums, vor ihnen das gesegnete Tal, vor ihnen die schneebedeckten Berge.

Hier begann die ansteigende Pilgerstraße; unter Bäumen lagen einige Herbergen für fromme Sadus, denen der Maharadsha Spenden schickt; lachsrosa Fahnen wehten über einigen Heiligengräbern. Der Weg stieg langsam an, wir kamen auf die alten Stufen, die seit Jahrtausenden von undenkbar vielen Menschen, Hilfe und Trost suchend, begangen worden sind. Oben kam erst eine unbedeutende kleine Moschee. Merkwürdig, wie oft hier in Kaschmir die Gotteshäuser der beiden Religionen in friedlicher Nähe liegen; obwohl der Kaschmiri religiös genannt werden kann, hat er meistens überaus friedliebend mit Andersgläubigen verkehrt. Vor der Moschee wuchs aus dem Gestein ein verkrüppelter alter wilder Aprikosenbaum; den Mohammedanern besonders heilig, war er mit kleinen bunten Stoffetzen, Votivgaben, behängt. Rings herum lagen umhergeschleuderte Felsblöcke, schroff und steil erhob sich, vom Tempel gekrönt, die letzte Kuppe. Fundamente, Zisternen, einzelne Grundmauern gehen auf den Sohn des großen Königs Asoka, also auf etwa zweihundert vor Christo zurück. Damals war der Bau dem Buddha geweiht, wahrscheinlich hat man seit unvordenklichen Zeiten hier der Sonne, dem Mond, den Schlangen und dem Aprikosenbaum fromm-fürchtende Opfer gebracht. Dann verklang der Buddhadienst, eindrucksvolle Hindugötter traten wieder aus der Dämmerung hervor. Der Tempel wurde vergrößert, wurde im sechsten Jahrhundert nach Christo dem Shiva, dem Mahaweda — Großen Gott — gewidmet. Teilweise haben ihn dann die mohammedanischen Mogulkaiser zerstört, aber seit vielen Generationen schaut wieder der Hindutempel weithin über das Land. Dem Nichthindu ist das Betreten der Schwelle untersagt. Ich setzte mich auf den thymianduftenden kurzen Rasen zwischen den Felsblöcken, ruhte aus und betrachtete das Heiligtum. Der Tempel ist schlicht

und monumental; am Eingangsportal hingen dargebrachte goldgelbe Ringelblumenkränze. Unter ihnen saß auf den Steinstufen ein Pilger und sang in der Morgensonne im lauten Rezitativ aus einem altertümlichen Buch. Von einem schöneren Erdenfleck kann man den Herrn der Welt nicht loben und preisen. Tief unter mir lag das weite, von Felswindungen durchzogene fruchtbare Tal, rings umher zog sich die vielleicht eindrucksvollste Schneebergkranzeinrahmung der Welt. Unmittelbar hinter mir verbarg ein aufragender naher Kamm den Schnee; sonst rings umher in der ungeheueren Runde war es ein auf- und niedersteigender Rhythmus von glimmerweißen Spitzen und Zacken und Schneeflächen, dem zarten Blau der Ebene entsteigend, hier schärfer und tiefer gezeichnet, dort im Sonnenduft visionenhaft verschwimmend.

Zu meinen Füßen die ausgedehnte Stadt Srinagar; hier oben waren die Greuel des europäischen Viertels nicht zu sehen, verschwanden unter den Bäumen, welche zugleich mit den glitzernden Moscheentürmen die graubraune Masse der Dächer und Häuser unterbrachen.

Suleimans Thron ist ein geklüfteter Felsberg, nur in einigen geschützten Spalten der Abhänge nistet sich Gehölz. Doch versucht man auch oben Bäume zu pflanzen; als ich mich anschickte, auf der anderen Seite hinunterzusteigen, begegnete ich zwei Männern mit Wasserschläuchen, welche die gepflanzten Bäume begossen. Mehrere Male täglich steigen sie schwerbeladen die tausend Fuß hinauf, ihr Tagelohn beträgt, wenn ich mich nicht irre, etwa vierzig Pfennig. Mir schien es ein sauer erworbenes Brot, aber Ahad wollte es nicht gelten lassen, meinte, ihnen ginge es doch gut.

Zwischen den Felsblöcken führte der Pfad steil bergab; unten in der Ebene lag ein unübersehbar großer, dem Maharadsha gehörender Mandelbaumhain. Jetzt strahlend grün belaubt; im März erhebt sich das graue Gewirr der blattlosen Bäume mit seinem milchrosa Blütenmeer auf dem ersten zarten Frühlingsrasen, inmitten der schneebedeckten Berge. Es muß traumhaft sein.

In diesem Mandelbaumhain kam ich auf ein Heiligengrab. Ein schlichter, gewölbter Bau, rings umher blühender Weißdorn und Flieder. Um graues Gestein erhoben die ersten großen Schwertlilien stolz und schön ihr Haupt, und überall blühten jene kleinen hellila Iriſſe, die mich von Baramulla an begleitet hatten. Dann kamen Saatfelder, Weidestrecken, Bäume, eine kleine Ortschaft, die, wie der orthodoxe Sunnit Ahad sagte, nicht von „Mohammedanern, sondern von Schiiten (also wohl aus Persien Gebürtigen) bewohnt werden". Hier begann ein Weidehain mit saftigem Rasengrund, und in seiner Mitte erhoben sich, noch im alten Teich stehend, die Überreste eines Hindutempels, einst Mittelpunkt der verschwundenen Hauptstadt Pandrathan.

Auf der Wagenfahrt im Jhelumtal hatte ich in der vorigen Woche die Bhaniyarruine gesehen; ich konnte mir jetzt ein Bild dieser Kaschmirtempel machen. Sie wurden etwa zwischen dem sechsten und elften Jahrhundert nach

Christo erbaut, waren Hindugöttern gewidmet, entsprachen wahrscheinlich noch eindringlicher dem uralten Schlangenkultus. Meistens umzog ein „Kreuzgang" mit Spitzbogen, die merkwürdig an gotische Dreipässe erinnerten, einen flachen, steinbelegten Teich. Kleine Steinwege führten zu dem in der Mitte gelegenen Tempel. Schwer erhob sich ein Pyramidendach über der Cella; dort thronte Shiva oder Wishnu, und vom Hauptportal fielen die Strahlen der aufsteigenden oder niedersinkenden Sonne auf das göttliche Haupt. Gemahnten die Dreipaßspitzbogen in einer noch nicht klargelegten, vielleicht zufälligen Weise an unsere Gotik, so haben die schlichten architektonischen Gliederungen, die Basen und Architrave einen klassizistischen Hauch, der sich durch die Nähe der griechisch-römischen Gandarakunst ergibt. Es fesselt die Gesamtwirkung dieser Kaschmirtempelruinen; wohl ging ihre Architektur aus der altindischen hervor, doch steht sie uns näher als jene im indischen Kontinent uns überkommene, sie ist einfacher und strenger. Hingegen ist die Plastik eine recht mäßige indische; gelegentlich gibt es ansprechende ornamentale Friese, doch sind die Kultbilder roh; schwerlich sind bedeutende Bildwerke uns verloren gegangen. Der graue Sandstein dieser Bauten ist gut gefügt und gemeißelt, die landschaftliche Wirkung immer poetisch empfunden.

Unter den Weiden saß ich am Wiesenabhang. Mir gegenüber erhoben sich gewaltige Platanen, unter ihren Schatten drängte sich eine Schafherde; stämmige, halbnackte Männer ergriffen Schafe, wuschen die sich sträubenden im Teichwasser. Das gab gute Linien. Nicht weit von mir saß ebenfalls unter den Weiden eine allerliebste kleine Ziegenhirtin und spielte mit Blumen. Unter der goldgestickten Kappe fielen rings umher die unendlich vielen dunklen, mit bunten Quasten und Gehängen verzierten Zöpfchen; ihr Rockhemd war aus verblichenem Rot, und rot waren auch ihre Backen und Lippen.

Lange genoß ich unter den Weiden die friedlich-ländliche Stimmung und betrachtete immer wieder den sich im Pfuhl spiegelnden grausteinernen Tempel. In den letzten Tagen hatte ich im altvergangenen Kaschmirreich gelebt. Kalhanas Königschronik brachte mir eine Fülle von lebendig umrissenen Gestalten, und die Anschauungen, die Gebräuche jener Menschen, die auch diese Schwelle übertreten hatten, waren mir gegenwärtig geworden. Von einem Staatsminister war dieser Tempel dem Wishnu errichtet worden; eine Zeitlang hatte man die Hauptstadt hierher verlegt; auch nachdem sie wieder nach Srinagar kam, blieb diese Stätte geheiligt. Kalhana wird oft hier gewesen sein. Er lebte im dreizehnten Jahrhundert; wenn seine Chronik auch bis zur mythischen Urzeit zurückgreift, schildert er am eingehendsten die vielen Regierungen, die ihm, dem Sohn eines mächtigen Ministers, aus eigener Anschauung oder aus lebendiger Überlieferung bekannt geworden waren.

So einigermaßen läßt sich ein Bild von ihm entwerfen. Vermutlich war er unabhängig und wohlhabend; feingebildet, in der Hofluft herangewachsen, verachtete er diese, konnte sie jedoch wahrscheinlich nicht entbehren. Gewiß

hielt er auf Haltung, auf taktvolles Benehmen. Er war streng monarchisch, sah auf das Volk herab, geißelte jedoch die Fehler und Schwächen der Großen, sowohl der Könige als auch der Hofleute, Beamten und Brahmanen, obwohl er zu diesen letzteren gehörte. Vermutlich wurden seine Verdienste nicht so recht von oben gewürdigt. So mag er verbittert sich in sein großes Lebenswerk, in die Chronik des Königs von Kaschmir, geflüchtet haben. Er war nicht nur Chronikenschreiber, er war auch Dichter, fand anmutige, unmittelbar der Natur entlehnte Vergleiche, hat Frauenschönheit und Frauenreiz warm gepriesen.

Wie in manchen Blütezeiten asiatischer Kultur wurde den Frauen eine geachtete, verhältnismäßig freie Stellung eingeräumt. Ihre schleppenden Gewänder, ihre mit Goldfäden durchflochtenen Zöpfe — diese kleine, mit Blumen spielende Ziegenhirtin zeigt noch den Nachhall jener Tracht, — ihre zurückhaltenden, wohlgesetzten Worte werden oft von Kalhana erwähnt. Es werden vornehme Frauen dem Shiva hier geopfert haben. Sie besaßen selbständiges Vermögen, waren in der Lage, Tempel und Hospize zu stiften.

Am Ufer des Flusses, den sie auf reichgeschmückten Barken befuhren, auf die ihre Gärten sahen, kehrte ich zurück. Schmale Pfade führten durch die Saatfelder, waren von den kleinen lila Irisblüten bedeckt. Diese bildeten lila Streifen zwischen dem windbewegten, zartgrünen Korn.

Nachmittags wurde auf dem landeinwärts liegenden großen, von blühenden Obstbäumen und Gärten eingefaßten Poloplatz gespielt. Eine leuchtend grüne Fläche; im Schatten der großen Ahornbäume saßen hell und hübsch angezogene Engländerinnen. Die weiß und roten Anzüge der Spieler blitzten auf den hin und her jagenden Pferden. Da Polo ja in Nordindien und Persien einheimisch ist, noch heute leidenschaftlich in mehreren indischen Bergstaaten von arm und reich gespielt wird, fiel das Bild nicht allzusehr aus dem Ton. Ich frug Ahad, ob die hiesigen Herren sich beteiligten — in Jodhpur und noch sonstwo in Radschputana hatte ich die zum Poloplatz reitenden Sirdars gesehen. Er meinte: nein, das läge den Kaschmiri nicht. Zwar spielt der betagte Maharadscha (wie ich hörte, rührend schlecht) Kricket, aber nur mit Herren, die, wie er, aus dem indischen Pandschab herstammen.

Es läßt sich nicht ableugnen, alle, die alten wie die neuen Schriftsteller, erwähnen als bekannte Tatsache die Feigheit, die allen männlichen Kraftspielen abgeneigte Natur dieser schönen, begabten, gewerbfleißigen Menschheit. Zu einem Bekannten von mir sagte gelassen ein Pandit (Gelehrter): „Gott in seiner Allmacht hat den Schafherden ins Herz gelegt, bei Gefahr erschrocken zu entfliehen — so auch uns." In Manuccis interessanter „Geschichte der Mogul" (siebzehntes Jahrhundert) erzählt er, daß die Kaschmiri ihr Land dem Kaiser Akbar ohne Schwertstreich übergaben. Als dieser der schier uneinnehmbaren Stärke des Königreichs gewahr wurde, erkannte er die Sinnesart der Bewohner und befahl, keinen Kaschmiri jemals als Soldaten

einzustellen. Außerdem, auch das läßt sich nicht leugnen, erwähnen alle alten Schriftsteller, die ich jetzt las, die „bekannte Unsittlichkeit" des Volkes. In neuen Büchern wird dies nicht erwähnt, es wurde mir nicht von heutigen Kennern betont. Schwerlich darf man die Einwirkung der geradezu ungewöhnlich schlechten Sikh-Regierung, auch nicht den verweiblichenden Einfluß der ausschließlich von den Männern verrichteten, überaus verbreiteten Schalweberei und -Stickerei übersehen. Alte Schriftsteller betonen die innerliche und äußerliche Ähnlichkeit mit Juden; daß im nahen Afghanistan ein uralter starker jüdischer Einschlag gewesen ist, wird auch von neuen Schriftstellern als wahrscheinlich angenommen. Wohl möglich, daß dieser auch in Kaschmir vorkam; mir ist ein ausgesprochen semitischer Typus jedoch nicht aufgefallen.

Meine Blumen sind eine stete Freude; von den Spaziergängen bringe ich Weißdornzweige und Flieder, mennigrote Adonisblümchen von den Feldern, duftenden Goldlack aus Gärten kleiner Leute. So viele Schwertlilien brachten mir meine Mandshis (Schiffsleute), daß ich einige der ganz großen Wasserkrüge mit ihnen anfüllte. Noch nie habe ich eine solche Irismenge in Händen gehabt.

Srinagar, 30. April.

Heute nachmittag bestieg ich den anderen Berg, den festungsbekrönten Hari Parbat; weithin sichtbar erhebt er sich aus dem alten Teile der Stadt. Es war ein langer, warmer, aber überaus lohnender Gang. Bald lag das Europäerviertel hinter mir, und von nun an sah ich keinen Europäer, sie kommen nicht in diese abgelegenen Viertel.

Einfache, farblose Häuser, gelegentlich geschnitzte Türeinfassungen und Fensterläden. Reizvoll war ein mohammedanisches Heiligtum, mit hübsch gemaltem Wandschmuck; auf dem Dach wuchsen Schwertlilien und Tulpen, von den Ecken hingen kelchförmige Gehänge aus Holz. Einige Männer saßen auf dem geschnitzten Altan; an den Festtagen werden hier die Reliquien des Heiligen dem dichtgedrängten Volk gezeigt. An der Rückseite lag, wie das hier üblich ist, das heiße Bad, im Winter der beliebteste Genuß der Kaschmiri, oft durch Stiftungen unterhalten. Eine schön geschnitzte Tür führte in die innere Moschee, und genau wie ein gewaltiges Brustschmuckstück hing davor eine Bronzeplatte, geschmackvoll floral gemustert mit zahlreichen Ketten, ein Motiv, das ich, gleich den blumenkelchartigen Gehängen der Dachecken, oft hier in Kaschmir, sonst nirgendwo gesehen habe. Durch die zierlich durchbrochenen Holzfenster sah ich in den Hauptsaal; die Decken zeigten ansprechende Leistenmuster, die freigelassenen Stellen waren bemalt. Besonders anziehend waren auch hier die Holzsäulen, ihre gerieften Schäfte, ihre Lotusblattkapitelle. Es wurde mir wieder recht gegenwärtig, weshalb die übliche gefeierte indische Architektur der letzten ein bis anderthalb Jahrtausende verknöchert, unorganisch wirkt. Sie ist eben aus der Holztechnik hervorgegangen, wurde gefühllos in Stein oder noch schlimmer in Stuck nachgeahmt. So hatte ich unendlich mehr Freude

an diesen unbeachteten Holzmoscheen, wie an schlichten, hier und da auch in Nordindien vorkommenden Holzfassaden bürgerlicher Häuser, als an den hochberühmten virtuosen Steintempeln in ihrer verschnörkelten, unorganischen Überladung, die, immer wieder abgebildet, mir fast den Wunsch genommen hatten, Indien zu besuchen.

In den folgenden Gäßchen begegnete ich vielen festtäglichen Menschen, die einen Fliederzweig trugen. Ja, sagte Ahad, die kommen vom Fliedergarten. Natürlich wollte ich auch dorthin; wir schlugen kleine Nebengassen ein und gelangten an einen stattlichen Häuserkomplex, mit persisch-floralen Ornamenten bemalt, mit schönen Holzschnitzereien an Fenstern, Umbauten und an dem vorstehenden Obergeschoß. Hier lebte ein reicher mohammedanischer Schalhändler, der zur Fliederzeit seinen Garten jedermann öffnete. Vor der Haustür saßen Hökerfrauen, von denen ich mir einige ihrer gerösteten Wassernüsse kaufte; an einem Brunnen mit schuppenartigem, gerieftem Steinpflaster, über welches das Wasser rieselte, füllten andere Frauen ihre schönen zinnernen oder kupfernen Gefäße. Daneben lag ein kleiner Vorgarten, der an gute alteuropäische erinnerte, so an einen verborgenen kleinen Nürnberger Patriziergarten. Ein bedeckter Gang führte durch das von dem Besitzer und seinen Frauen bewohnte Haus; am Ende der Dunkelheit leuchteten sonnenbestrahlte lilafarbene Blüten.

Eine Fliederpracht, darüber die blauen und schneeweißen Berge. Die Fliedergänge waren mit Menschen angefüllt; Händler verkauften Süßigkeiten, Früchte, Kinderfähnchen. Niemandem wurde das Blumenpflücken untersagt, aber jeder nahm sich höchstens einen kleinen Zweig; alle waren heiter, alle wohlerzogen. Die Hindu-Bürgerfrauen trugen unverhüllt ihre leuchtendfarbenen Gewänder in Hochrot, Orange oder Blau; Mohammedanerinnen der Bürgerkreise herrschten jedoch vor, und diese zeigen sich nicht draußen ohne ihre weißen, kopfverdeckenden Übermäntel. Das gab einen sonderbaren, aber malerischen Umriß; oben ist Stickerei, die Augenlöcher sind kunstvoll mit durchbrochenem Gitterwerk ausgefüllt, der Faltenwurf wirkt streng stilisiert. Aber auch Männer und Kinder waren vertreten; zwischen den Fliedergruppen wanderten sie plaudernd, sie lagerten sich in der Mitte des regelmäßig angelegten Gartens im halboffenen Bahardari-Sommerhäuschen, auf dessen Stufen, am Wasserbecken.

Im schön durchbrochenen Eckfenster saß der Hausherr mit Freunden, sah rauchend auf die seinen Garten genießenden Gäste.

Das Fliederfest gewährte nicht nur ein ungewöhnlich hübsches Bild, es zeigte auch eine ungewöhnlich ansprechende Gesinnung.

Nun weiter; die Häuser wurden selten, es kamen von niedrigen Lehmmauern umgebene Gemüsegärten mit hohen Ziehbrunnen; Heiligengräber mit guten Schnitzereien. Dann durchschritten wir ein grünes Gräberfeld. Die kleinen Steinplatten waren von unendlich vielen stolzblühenden Schwertlilien

umblüht. Sie reichten bis zur verwitterten Steinmauer, mit der Kaiser Akbar, nachdem er Ende des sechzehnten Jahrhunderts Kaschmir eroberte, diesen Berg umgab. Hierzu benutzte er Steine des nahen Hindutempels. Vermutlich war hier oben seit unvordenklicher Zeit ein Heiligtum gewesen, in der Hindueepoche war es der blutdürstigen Göttin Durga geweiht. Auf den Trümmern ihres Tempels wurde das jetzige mohammedanische Heiligtum erbaut, aber noch heute wandern neben den zahllosen Islamgläubigen auch Brahmanen her. Ein kleiner Durchgang führte hinein, die Steinwände waren braunglänzend von all den tastenden Händen der Pilger. Innen kauerte, den Rücken an die Mauer gelehnt, in seinen braunen Mantel gehüllt, ein jüngerer Mann; angesichts des über uns ragenden Heiligtums sang er und brüllte und weinte! „Ist das ein Bettler?" frug ich Ahad. „Nein, Riksa, der Mann hat einen Prozeß und kommt nun her, bekennt seine Sünden, gelobt Besserung und bittet den Heiligen, ihm beizustehen, seine Sache zu führen." — Während wir die Steinstufen hinaufstiegen, ertönte noch lange der Gesang, von Schluchzen und Brüllen — das ist das richtige Wort — unterbrochen.

Wir näherten uns den mächtig aufragenden Steinmauern, auf denen am steilen Abhang sich das Heiligtum erhob. Das Eingangstor war gut geschnitzt, war ebenfalls mit dem vorhin bemerkten erzenen Türgehänge geschmückt. Den Hof umgaben verschiedene Gebäude; unten hatten sie Steinpostamente, oben beworfene Mauern, manchmal bemalt, oft mit gutem Holzwerk unterbrochen. In den Vorhöfen und Kellereien ruhten Männer beschaulich in dieser frommen Umgebung. Anscheinend eine liebe Gewohnheit der Kaschmiri.

Geradezu bewunderungswürdig waren die Holzschnitzereien am mittleren Grabgewölbe. Friese, Fenstereinfassungen, Schmuckpaneele im besten Geschmack. Ich sah ins Innere, es war ähnlich geschnitzt und auch bemalt; wie häufig in südeuropäischen katholischen Kirchen hingen unerlaubt schlechte Glaskronleuchter umher, der einheimische einfache aber gute Glasampeltyp kam jedoch ebenfalls vor. Besonders interessierten mich die Dachstützen; es waren die „Urstützen", aus denen in unverstandener verhängnisvoller Übertragung jene schwerfälligen Steinstützen in Indien sich entwickelten. Diese hier sind logisch berechtigt, durchaus erfreulich.

Lange saß ich dann draußen auf den Stufen des geschnitzten und behauenen Eingangstores und genoß das Bild. Es war nicht panoramahaft, aber vielleicht noch schöner als selbst das von Suleimans Thron. Vorn, jenseits der verwitterten Mauer, das grüne, von Schwertlilien besäete Gräberfeld, baumunterbrochen, in ruhigen Massen, die Dächer der Stadt, fern verschwimmend der Schneebergglanz, kühn umrissen das nähere Gebirge. Rings umher die Dunkelheit der beschatteten Felsblöcke, sonnendurchleuchtet zwischen ihnen die weißen Irisblüten und maigrünen Gräser.

Immer eine vielbewunderte, vielgeliebte Aussicht; Kalhanas Königschronik erwähnt, daß man die Schönheit der Sonnenstadt — das bedeutet Srinagar —

von dort wie vom Himmel aus betrachten könne. Allerdings sind die Bäume und Gärten und Lusthäuser, die der französische Arzt Bernier Ende des siebzehnten Jahrhunderts schildert, verschwunden, die unsterblich schöne Aussicht blieb.

Unten war eine kleine Niederlassung; im Hof des einen Hauses zeigte mir Ahad eifrig kochende Männer. Sie hockten über offene Herdfeuer, über prasselnde Töpfe; Zutaten wurden zerrieben und zerstampft. Das seien Stadtköche, die hier das Hochzeitsmahl bereiteten, heute abend wäre die erste Festlichkeit, an den folgenden Tagen würden die weiteren stattfinden. Ich frug, ob Nautschmädchen tanzen würden. „Ach nein, Riksa, dies ist eine hochachtbare Familie; es wird viel gesungen und gespielt werden, aber nur von den Familienmitgliedern und Gästen." Er war immer etwas peinlich betroffen, wenn ich Nautschmädchen zu sehen wünschte.

Dalsee, 1. Mai.

Der Dalsee ist ein Zauber! Heute früh wurden die Pfosten entfernt, die Planken hereingezogen, meine Leute und zwei angeworbene Kulis peilten, ich saß im Vorraum zwischen den Blumenkrügen und sah die Ufer des Apfelbaumkanals an mir vorübergleiten. An dessen Ein- und Ausgang befanden sich steinummauerte Postamente unter gewaltigen Platanen, in ihrem Schatten ruhten Huka rauchende, plaudernde Männer. Wahrscheinlich wie seit undenklichen Zeiten, denn dies ist der uralte Eingang zum See.

Es kamen Felsabstürze, dann Wiesen, Obst- und Gemüsegärten, Weidenhänge von Kanälen durchzogen, man nennt sie schwimmende Gärten; der Boden ist nur wenige Fuß tief, ruht, oft von Balken zusammengehalten, auf der Wasserfläche. Zwischendurch feste Ufer mit Ortschaften und Gehöften. Hier war ein ummauerter Garten, aus dem Weißdorn und Fliederbüsche quollen. Am kleinen Mauertor stand an dem Wasserpfosten der würdige Besitzer im langen, weitärmeligen, braunen Rock, kaufte Gemüse von einem im Kahn umherfahrenden Schiffer. Knaben badeten unter den Weiden. Vorzüglich wirkte eine verwitterte alte Stein- und Backsteinbrücke; eine kühne Kurve, ausgezackte Bogen.

Dann begann der eigentliche See, in der regungslosen Flut spiegelten sich die Wolken. Mittags hielten wir unter einer gewaltigen Platane; unter ihrem Schatten wurde mein Tisch inmitten der weichen, hohen Gräser aufgestellt. Dort aß ich angesichts des Hochgebirges, des hellblau schimmernden Sees. Es duftete nach Frühling. Leise glitt ein beladener Kahn vorüber, ein Mann sang lang gezogene, dramatisch erregte Rezitative, die anderen lauschten.

Es war Freitag, so kamen jetzt mehr und mehr Boote mit festtäglich gekleideten Srinagar-Menschen, um sich am See zu erfreuen und in Hazarabad die beliebte Grabmoschee (Ziarat) zu besuchen. Ich ließ dort halten, fand

ein Volksfest im Gange; Buden, Gastküchen, Hökerleute, fliegende Händler. Am Ufer drängten sich die kleinen und großen Boote, immer neue kamen an, oft schwer beladen. Wie mir Ahad sagte, zahlen diese Ausflügler fünf bis zehn Pfennige, bringen sich ihre Nahrung mit oder kaufen sie in den Buden.

Zwischen dem Ziarat und dem Ufer befand sich ein baumbestandener Platz, in der Mitte ein großes, einige Fuß hohes Steinpostament, auf welchem betende Männer knieten. Die sakralen Waschungen wurden, wie auch in Srinagar, in kleinen, am Wasser stehenden Bretterhütten verrichtet. Auch dicht am Heiligtum knieten Männer, saßen auf der Holzgalerie, von der herab zweimal im Jahre die kostbarsten Reliquien des Landes, einige Haare des Propheten, den Andächtigen gezeigt werden. Ein gefälliger, aber später Bau, daher ein verschwenderischer Gebrauch von gezackten, übereinander angebrachten Bogen, gute Schnitzereien, auf dem in drei Lagen sich auftürmenden Dach blühten weiße Irisblüten. An der Rückseite war der Fraueneingang. Frauen und Kinder saßen im Schatten der Moschee.

Etwas weiter herauf, am Sunar Bagh (Bagh-Garten) ließ ich meine Dunga befestigen und wanderte umher. Dies war einer der Mogulkaisergärten gewesen. Trümmer zeigen die Stelle der Lusthäuser — Bahardari; sie und die Wasseranlagen sind verschwunden, aber der Hain ist in herrlicher Schönheit geblieben. Erlesene Bäume auf grünem Rasen. Mehrere größere Hausboote lagen hier; die Bewohner, Engländer, meistens wohl beurlaubte Beamte und Offiziere und deren Gattinnen aus den verschiedensten Teilen Indiens, haben auch noch Zelte aufgeschlagen, ruhen auf Deckstühlen unter den Platanen und Ulmen. Weißgekleidete Khitmatgar-Diener decken die Tische, stellen Blumen darauf, ein Postbote gibt die Briefe ab.

Ich lag etwas von dieser Hausbootgruppe entfernt. Hinter mir eine blühende Fliederhecke, in der Ferne sah ich die hellen Boote der Menschengruppen um die Hazarabad-Moschee, Herden wurden heimwärts getrieben. Abendfrieden. Goldener Spätsonnenglanz durchleuchtete die gewaltigen Platanen, hauchblaue Nebelstreifen zogen empor. Jetzt, nach dem Sonnenuntergange, kamen Fischerboote; fahl von der Nachglut beleuchtet, liegen sie in den graupurpurnen Spiegelungen der graupurpurnen Berge.

(Fortsetzung folgt.)

Der ideale und der historische Lessing.

Von

Gottfried Fittbogen.

I.

Herman Grimm hat in seinen „Fragmenten“ [1]) auf die Gesetzmäßigkeit aufmerksam gemacht, mit der große Männer in den Zeiten nach ihrem Tode in Idealgestalten umgewandelt werden:

„Wir verlangen monumentale Bilder unserer großen Männer ... Nicht wie sie waren, wollen wir sie sehen, denn die Generationen sind bald verstorben, welche Bildsäulen auf die Ähnlichkeit prüfen, sondern wie sie innerhalb der Volksphantasie sich erheben, müssen sie sichtbar sein ... Und so wird auch bei Goethe weder das Hofkleid noch der Arbeitsrock einst das richtige Gewand sein. Das Thronende, das Olympische, das seinen Mitlebenden schon als sein eigentliches Wesen hervortrat, muß seine Statue umschweben.“

Der Wert dieses eigentümlichen Prozesses liegt darin, daß dabei nicht subjektive Willkür waltet, daß er vielmehr mit streng gebundener Marschroute vor sich geht: unter Ausmerzung aller kleinmenschlichen Unvollkommenheiten, von denen doch auch die Größten nicht frei sind, wird der beherrschende, der konstitutive Zug ihres Wesens zu voller Kraft und Reinheit herausgearbeitet. In solcher Idealgestalt leben sie im Gedächtnis der dankbar-verehrenden Nachwelt.

Auch Lessing ist von diesem Umwandlungsprozeß ergriffen. Welcher Zug aber könnte bei ihm, der den immer regen Trieb nach Wahrheit dem Besitz der Wahrheit vorziehen wollte [2]), die Grundlage für die Idealisierung gegeben haben, wenn nicht sein rastloses Suchen nach Wahrheit? In der Tat lebt er im deutschen Volke weiter als das fleischgewordene Wahrheitsstreben. Wie in den früheren Jahren seines Wirkens, so sieht man es ganz besonders in den theologischen und religiösen Kämpfen der letzten zehn Jahre, die seinem Leben das abschließende Gepräge gaben, zutage treten: Lessing, jederzeit bereit, alles an die Wahrheit, die er erkannt hat, zu setzen, auch seine eigene Existenz, Lessing als Träger des Lichts im Kampf gegen die Finsternis und ihren getreuen Diener Goeze. Zweifellos, so entspricht es dem echtesten Kern von

[1]) Berlin und Stuttgart 1900, Bd. I, S. 159, 160, vgl. auch S. 9, 10.

[2]) Vgl. die bekannte Stelle aus der „Duplik“, Hempelsche Ausgabe, XVI, S. 26.

Lessings Wesen. Waltet aber wirklich jenes Gesetz der Idealisierung, so bleibt uns zu fragen, wie weit es auch hier gewaltet hat, ob vielleicht der historische Lessing irgendwie hinter sich selbst zurückgeblieben ist, ob auch in ihm Unechtes vorhanden ist, Schlacken, die sein Wesen nicht aufheben, aber an der Erreichung der Vollkommenheit haben hindern können.

Auch wenn sich ergeben sollte, daß tatsächlich eine Diskrepanz zwischen dem idealen und dem historischen Lessing besteht, ist jenes Idealbild keineswegs wertlos und als Truggestalt einfach beiseite zu schieben. Es ist vielmehr das Bild, das nach dem Worte Rückerts auch Lessing selbst in den besten Momenten seines Lebens vorgeschwebt hat, das Bild, von dem die magnetische Kraft ausgeht, die Lessing auf uns ausübt; denn sollte es auch nicht in absoluter Vollkommenheit in ihm Mensch geworden sein, so doch immer in relativer Vollkommenheit; es ist das Urbild auch des historischen Lessing.

II.

Der historische Lessing hat sich den größten Ruhm im Kampf für die Wahrheit als Polemiker erworben, erst gegen Lange und Klotz, dann — und am meisten — gegen Goeze in dem denkwürdigen Streit, der ganz Deutschland in Atem hielt. Von diesem Fragmentenstreit muß also besonders die Rede sein. Denn in dem ersten Fall handelt es sich nur um die Frage, ob ein Horaz-Übersetzer genug Latein versteht, in dem zweiten darum, ob die Machtstellung, die sich ein Universitätsprofessor in der Gelehrtenwelt errungen hat, berechtigt ist oder nicht, hier aber um eine Frage, die von hoher prinzipieller Bedeutung für das gesamte geistige Leben Deutschlands ist. Treten wir nun an den historischen Lessing heran, um zu sehen, wie weit sich der ideale Lessing in ihm verkörpert hat, so fällt von vornherein auf, wie gering gerade die Menschen, die ihm am nächsten standen, seine polemischen Meistertaten einschätzten.

Moses Mendelssohn, der ihm unter den alten Freunden bis zuletzt menschlich am nächsten stand, behandelt sie als Bagatellsachen: „Lessings Zänkereien habe ich niemals um der Sache willen gelesen; bloß seine Art und Weise macht, daß man ihn lesen mußte, wenn auch die Sache sonst nicht interessant war“ [1]). In dem Briefwechsel seiner beiden Verehrer Elise Reimarus und Hennings [2]), die beide es für ein verdienstliches Unternehmen halten, daß Lessing die Fragmente des Ungenannten an die Öffentlichkeit zieht, findet sich doch manch kritisches Wort über die Art, wie Lessing dabei verfährt. Hennings als reiner Enthusiast ist von vornherein begeistert für

[1]) Mendelssohn an Herder, 24. September 1781.

[2]) Neues Lausitzisches Magazin 1861, Bd. XXXVIII, S. 192—231. Hennings Schwester war mit dem jüngeren Reimarus, dem Bruder Elisens, verheiratet.

rückhalt- und rücksichtslose Veröffentlichung des Werkes eingetreten[1]): „Mögen feige Weltleute in feige Verzögerungen ihre Klugheit setzen, und im Zeitgewinnen in Palliativen, im Biniſiren, Lanterniren, Haſitiren oder wie die franzöſiſchen Wendungen alle heißen, ihren Vorteil ſuchen, der Wahrheitsfreund ſollte ſich nie ſcheuen, mit ſeinen Ideen hervorzutreten, und nie mit ihnen in einer gleisneriſchen Verhüllung im Hinterhalt liegen." Die Spitze gegen Leſſing iſt deutlich. Bald aber äußert ſich Hennings noch ſehr viel ſchärfer[2]): „Alle Larven und ſelbſt Verſchleierungen ſind mir verhaßt, ſie verſtellen jedes offene freie Geſicht. Und Leſſing, deucht mich, hat noch etwas Schlimmeres als Maske, er hat Politik, er will täuſchen, nicht bloß verdecken. Daher bin ich mit der Art unzufrieden, wie er einen Neuſer, Schmid oder ſeinen Ungenannten [d. i. das erſte Fragment im Jahre 1774], Leibniz, Wiſſowatius u. a. m. auftreten läßt. Warum nicht lieber das Werk von Reimarus drucken laſſen, ohne ſich hineinzumengen?" Das heißt: Hennings fühlt ſich in ſeiner Wahrheitsliebe durch Leſſing verletzt.

Und wie verteidigt Eliſe Reimarus den alſo vom Freunde Angegriffenen? Sie, ihres Vaters echte Tochter, die vertraute Freundin Leſſings, die nicht abgeneigt geweſen wäre, ihn zu heiraten, kann Leſſings Maske und Politik nicht leugnen; ſie erklärt und entſchuldigt ſie nur, weil ſie aus höheren Gründen geboten ſeien[3]): ein offenes Vorgehen nämlich, wie Hennings es will (meint ſie), ſei noch verfrüht; es würde nur zur Spaltung führen und damit unnötiges Unheil anrichten: „Aber was würde noch zur Zeit aus einer Aufforderung zu handeln werden als Trennung? Dieſe hat aber von jeher nur Erbitterung geſchafft, und der Wahrheit unendlich mehr Schaden als Vorteil gebracht. Dagegen wird ein allmähliches Untergraben des Gebäudes gewiß bald den gänzlichen Umſturz desſelben nach ſich ziehen, und keinen Gedanken zum Wiederaufbauen übrig laſſen. Das iſt die Urſache, warum Leſſing die Geſtalt annimmt, die Sie Maske nennen ... Ich ſage damit nicht," fügt ſie hinzu, „daß mir nicht auch einige von Leſſing zu weit getriebene Raffinements zuwider ſein ſollten." Eliſe gibt alſo in der Sache ſelbſt Hennings recht: ja, Leſſing trägt eine Maske; er will dem Publikum anders erſcheinen, als er iſt. Seine Freunde dürfen alſo ſeine wirkliche Abſicht nicht verraten. Als es ihr dann ſpäter ſcheint, als ſei das Geheimnis doch nicht ſorgfältig genug gewahrt, gibt ſie ihrem Mißvergnügen darüber Ausdruck, doch nicht ohne daß ein Anflug von Eiferſucht eine Doſis freundſchaftlicher Schadenfreude beimiſchte[4]): „Leſſings Maske iſt, fürcht' ich, verraten. Ehedem als Junggeſelle ſtand er für einen Mann und hatte keine Complicen. Jetzt iſt Frau und jeder Hausgenoſſe ſein Verräter." Im Kreiſe der

[1]) Brief vom 27. Januar 1776.
[2]) Brief vom 8. September 1776.
[3]) Brief vom 18. September 1776.
[4]) Brief vom 26. September 1777.

Reimarer — und deren Zeugnis ist wertvoll, weil Lessing hier seine intimsten Gedanken aussprechen konnte — war es also eine ausgemachte Sache, daß Lessing eine Maske trug. Und Elise, die von ihnen ihm geistig am nächsten stand, glaubte zu wissen, was er damit bezweckte: er halte das heimliche, verschlagene Verfahren für das sicherste (und zugleich gefahrloseste) Mittel, um den Umsturz des Gebäudes, das heißt des geltenden Dogmensystems, herbeizuführen. Da augenblicklich ein völlig wahrhaftiges Vorgehen im Dienst der Wahrheit nicht möglich sei, müsse man sich vorläufig mit einem etwas unwahrhaftigen zufrieden geben.

Das ist der Kern unserer Frage: Hat Elise Reimarus mit ihrer Beurteilung Lessings recht? Hat er seinen großen Feldzug für die Wahrheit ohne Wahrhaftigkeit geführt? Ist der historische Lessing wirklich so weit hinter dem idealen Lessing zurückgeblieben?

Doch zunächst ist es noch nicht an der Zeit, zu urteilen. Denn schließlich ist das, was wir bisher gehört haben, nur die Meinung anderer; bei aller Vertrautheit mit Lessings Gedanken und bei allem guten Willen ist es doch fraglich, ob es ihnen wirklich gelungen ist, die Gedanken des Unfaßbaren zu erfassen. Sie könnten zum Beispiel dadurch irregeführt sein, daß sie in dem Fragmentenstreit ohne weiteres auf die Worte des alten Reimarus schwuren, während bekanntlich Lessing einen erheblich abweichenden Standpunkt einnahm; dadurch könnte ihnen die Möglichkeit, Lessing richtig zu beurteilen, von vornherein genommen sein.

Wir müssen also von der Meinung der Freunde Lessings zu Lessing selbst vordringen.

III.

1. Um Lessings Verhalten im Fragmentenstreit zu verstehen, muß man sich die historische Situation klar machen, muß man sich vor allem daran erinnern, daß das Zeitalter der französischen Revolution und Napoleons auch für Deutschland eine völlige Umgestaltung wie der äußern so auch der innern Verhältnisse heraufgeführt hat. Lessing hat davon nichts mehr erlebt. Die Verhältnisse, in denen Lessing lebte, basierten noch auf dem Westfälischen Frieden, der die in Deutschland seit der Reformation entstandenen Konfessionsstaaten legalisierte. Werden darnach auf dem Boden des deutschen Reiches die katholische, lutherische und reformierte Konfession toleriert, so doch nicht zugleich in den einzelnen Territorialstaaten; diese befinden sich vielmehr im ausschließlichen Besitz einer der drei Konfessionen, die Toleranz hat hier keine Stätte. Dies staatsbildende Prinzip bestand auch zu Lessings Zeit noch; denn mochte es auch hier und da erweicht sein, aufgehoben war es nicht. Selbst im Staate Friedrichs des Großen beruhte die vorbildliche Toleranz doch nur auf dem zufälligen Umstand, daß der Monarch sie für nötig hielt;

sie war also nicht durch Gesetz, sondern nur durch die Person des Herrschers in Abweichung von dem Reichsgesetz garantiert. Während der aufgeklärte Absolutismus sich so aus eigener Machtvollkommenheit von den Grundlagen des Westfälischen Friedens entfernte, hielten andere Staaten mit zäher Konsequenz an der legitimen Intoleranz fest; und zwar nicht bloß die katholischen, wie Österreich, wo erst Joseph der Zweite Wandel schaffte, und Bayern, wo gar erst im Jahre 1806 der erste Protestant Erlaubnis erhielt, sich in München niederzulassen, sondern auch die lutherischen Staaten, zum Beispiel Frankfurt und Hamburg. Die Intoleranz war reichsgesetzlich gebilligt; ob und wie weit sie ermäßigt wurde, hing von einzelstaatlichen Zufälligkeiten ab.

Johann Lorenz Schmidt, der Verfasser des Wertheimischen Bibelwerkes, auf den als den mutmaßlichen Verfasser der „Wolfenbüttler Fragmente" Lessing die Neugier der Leser ablenken wollte, wurde durch kaiserliches Mandat gefangen gesetzt, sein Buch konfisziert; das geschah allerdings 1737, vierzig Jahre vor dem Fragmentenstreit. Aber für das, was auch noch zu Lessings Zeit möglich war, ist nichts so bezeichnend wie der Fall des unglücklichen Joseph Nickel[1]); er wurde am 1. Juni 1776 bei Wiblingen als Gotteslästerer, der sich gegen die göttliche Majestät, die heilige Mutter Gottes, den heiligen Joseph und besonders gegen die heilige Magdalena versündigt habe, hingerichtet.

2. Kompliziert wurde nun die Lage dadurch, daß im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts eine neue Religion hinzutrat, die im Westfälischen Frieden noch nicht vorgesehen war: der Deismus. Ihren Anhängern fehlte in den deutschen Territorialstaaten jede Rechtsbasis, sie schwebten frei in der Luft. Sie suchten sich daher äußerlich möglichst zu akkommodieren; das ändert aber nichts daran, daß wir es hier tatsächlich mit einer neuen Religion zu tun haben, die sich innerlich als solche fühlte und notwendigerweise Gegnerin der Landesreligionen, das heißt des Katholizismus, des Luthertums und des reformierten Bekenntnisses, war.

Ihr reinster Vertreter in Deutschland ist Hermann Samuel Reimarus, nach seinem Tode berühmt geworden als Verfasser der „Wolfenbüttler Fragmente". Beides hat er geleistet, die positive Darlegung der deistischen Religion sowie die Auseinandersetzung mit dem Christentum.

Der religiöse Nerv dieses Systems, das auf den drei Lehrsätzen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit aufgebaut ist, ist die Lehre von den Absichten Gottes. Gott hat als Werkmeister um der Lebendigen willen eine Maschine, die Welt, geschaffen — um der Lebendigen willen, das heißt: die verschiedenen Weltkörper, darunter die Erde, sollen als Schauplätze dienen, auf denen sich die εὐδαιμονία der Lebendigen, insbesondere der Menschen, entfaltet; und da auch das schönste Erdendasein mit gewissen Schranken behaftet

[1]) Friedrich Pressel, Schubart in Ulm. 1861. S. 28, 29.

sein muß, bedarf die menschliche Seele, damit sie der vollen Glückseligkeit, die ihr von Gott bestimmt ist, teilhaftig werden kann, der Ausstattung mit der Unsterblichkeit. In dieser Erkenntnis — der Deist vermeidet den Ausdruck „Glauben", er „erkennt" Gott, aber er „glaubt" nicht an ihn — in dem Bewußtsein, daß Gottes Absichten mit ihm auf die Erreichung der Glückseligkeit gerichtet sind, und voll Vertrauens auf dessen Vorsehung fühlt er sich in seinem Gemüt zeit seines Lebens, auch in den widerwärtigsten Unglücksfällen beruhigt und zugleich befähigt, alles Angenehme, das Gott seinen Geschöpfen darbietet, klug auszukosten und freudig zu genießen.

Laßt uns im Genuß uns freun
Und dafür erkenntlich sein,

hat Reimarus' Freund Brockes diese Religionsauffassung prägnant ausgesprochen; sein neunbändiges Dichtwerk „Irdisches Vergnügen in Gott" ist nichts als eine Fülle von Variationen dieses einen Gedankens, daß die vernünftige Gottesverehrung den Lebensgenuß bis ins Kleinste hinein außerordentlich steigert.

Wie viel mehr Vergnügen hat doch der „vernünftige Verehrer Gottes" zum Beispiel an einem Hirschbraten als der Atheist! Er geht den Absichten Gottes nach und freut sich herzlich darüber, wie fein doch Gott die Zunge des Menschen, die den Braten schmeckt, und die Nase, die den lieblichen Bratenduft riecht, „formieret" hat; wie groß seine Güte ist, daß er ein so wohlschmeckendes Tier dem Menschen zur Nahrung bestimmt hat.

Allen andern Religionen steht der Deismus prinzipiell intolerant gegenüber. Er ist die allein wahre, allein glücklich machende Religion, die Religion, die schon mit Adam in die Welt gekommen ist; die andern Religionen sind durch Betrug entstanden, sind also nur Entartungserscheinungen, und was sie ihren Glauben nennen, ihre spezifische Lehrart, ihren Lehrglauben (nach dem Ausdruck Goezes), ist in Wirklichkeit nur Aberglaube. So beruht auch das Christentum auf einem groben Schwindel. Den Jüngern Jesu nämlich habe das arbeitslose Leben, das sie bisher auf Kosten der Gläubigen führten und als Minister im messianischen Reich fortzusetzen hofften, so gut gefallen, daß sie auch nach der von Rechts wegen erfolgten Hinrichtung des Messias und dem Zusammenbruch seiner Pläne nicht an Rückkehr in das normale Geleise dachten. Arbeiten wollten sie nicht, betteln mochten sie nicht; so predigten sie denn weiter von Jesus Christus und seinem Reiche, nur daß sie den Kunstgriff gebrauchten, es aus der Gegenwart in die Zukunft zu verlegen. Später werde er in eigener Person wiederkehren und die Regierung des Reiches antreten. Dazu aber mußten sie die Lehre erfinden, er sei auferstanden; und damit diese Verkündigung Glauben finde, mußten sie seine Leiche stehlen. Als geriebene Leute warteten sie vierzig Tage, bis sie mit ihrer neuen Lehre hervortraten; denn bis dahin mußte das Corpus delicti so in Verwesung über-

gegangen sein, daß die Leiche, selbst wenn sie zufällig entdeckt werden sollte, nicht mehr hätte identifiziert werden können. Der Leichendiebstahl ist also die Basis der christlichen Religion!

Bei solcher Beurteilung der Dinge konnte es für den Deisten keine Versöhnung mit dem Christentum geben. Für ihn ergab sich die paradoxe Situation, daß die allein wahre Religion unterdrückt, ja die einzige war, die nirgends existieren durfte; daß dagegen der Aberglaube, das heißt die einzelnen Religionen und Konfessionen mit ihren positiven, aber schwindelhaften Lehrsätzen überall das Feld beherrschten. Daraus ergab sich weiter die Pflicht, für die Verbreitung der wahren Religion zu sorgen und den Aberglauben, das heißt das Christentum, zu bekämpfen.

Aber wie das anfangen? — Denn die Macht lag ja in den Händen der Abergläubigen, und Verfolgungen durch sie sich zuzuziehen, würde ja den Absichten Gottes, der das Glück der Menschen will, widersprechen. Also muß man so zu Werke gehen, daß das Lebensglück des Deisten dabei nicht zu Schaden kommt.

Nach diesem eudämonistischen Grundsatz, den seine Religion ihm gebot, hat Reimarus tatsächlich, wie bekannt, sein Leben gestaltet. Er trat in Staat, Kirche und Familie — denn auch seine Frau wußte nicht, zu welcher Religion er sich innerlich bekannte — als lutherischer Christ auf, ging zur Kirche und zum Abendmahl. Und wenn er sich dabei auch weidlich über die Prediger ärgern mußte, die gegen die „vernünftigen Verehrer Gottes" zu Felde zogen, so behielt er doch seine Professur mit ihrem auskömmlichen Gehalt, die er als entlarvter Deist in dem lutherischen Territorialstaat Hamburg sofort verloren hätte, erzog seine Kinder standesgemäß und erreichte es sogar, daß er im Geruch eines guten Christen starb. Als guter Deist hatte er es verstanden, jedem Leiden aus dem Wege zu gehen.

Für sich selbst dagegen, das heißt in seinen Gedanken, sorgte er mit rücksichtslosester Konsequenz für Klarheit. Er verlangte für die Deisten bürgerliche und religiöse Duldung und begründete diese Forderung mit dem eingehenden Nachweis, daß die jetzt herrschende Religion falsch sei. Auf diese Weise entstand seine „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", die — bei ihrem harmlosen Titel — so grimmige Angriffe auf das Christentum enthält. Aber, so ordnete er an, sein Lebenswerk solle erst lange Jahrzehnte nach seinem Tode, wenn die Zeiten aufgeklärter geworden seien, veröffentlicht werden.

Sollte der Hauptschlag erst in unbestimmter Zukunft erfolgen, so hat Reimarus ihn doch auch schon zu seinen Lebzeiten indirekt vorbereitet. Er verbreitete nämlich die Lehren des Deismus in einem glatt geschriebenen, viel gelesenen Buch[1]). Dabei unterschied er die natürlichen und die geoffenbarten Wahrheiten der Religion, behandelte selbst nur die natürlichen, stellte sich aber

[1]) Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion.

klüglich, als baue er mit seiner natürlichen Religion das Fundament für die geoffenbarte, während er in Wirklichkeit darauf vertraute, daß die Leser, die ihn verstanden, von selbst dazu fortschreiten würden, die geoffenbarten Glaubenslehren als Aberglauben über Bord zu werfen. Diese Taktik des Gesichtwahrens hat sich bei ihm bewährt; seine deistische Glaubenslehre trug ihm infolge dieser sophistischen Haltung nicht bloß keine Angriffe, sondern sogar die Anerkennung von „Gläubigen" ein.

Die wichtigsten und wuchtigsten Angriffe dieses erbitterten Gegners des Christentums zog — kaum ein Jahrzehnt nach seinem Tode — Lessing ans Licht des Tages und entfesselte damit einen gewaltigen Sturm.

IV.

Was beabsichtigte Lessing mit diesem Schritt, dessen Tragweite ihm selbst keineswegs verborgen sein konnte?

Die verschiedenen Antworten, die darauf gegeben sind, lassen wir auf sich beruhen, wir halten uns nur an Lessing selbst.

1. Lessing stand zeit seines Lebens theologischen und religiösen Fragen nie fremd gegenüber. Nicht bloß die zufällige Herkunft aus einem Pfarrhaus, der eigene Trieb zwang ihn, sich schon früh damit zu befassen und je und je zu ihnen zurückzukehren. Ein lutherischer Christ im Sinne seines Vaters ist er wohl nie gewesen; es war ihm nicht möglich, den Glauben wie ein Erbstück aus Pietät zu übernehmen; dabei aber war es ihm stets ein ernstes Anliegen, zu einer eigenen religiösen Überzeugung zu gelangen. Am weitesten hatte er sich dem väterlichen Glauben während seiner Breslauer Zeit[1]) entfremdet, er segelte im Fahrwasser des Deismus, und mußte als konsequenter Denker, noch ohne Reimarus' Geheimwerk zu kennen, von denselben deistischen Voraussetzungen zu demselben deistischen Hauptresultat gelangen: das Christentum beruht auf Schwindel.

Auch er geht von der natürlichen Religion des Deismus als der allein wahren aus. Was das Christentum darüber hinaus lehrt, enthält keinen Funken Wahrheit. Denn seine Wahrheit ist, wie die jeder positiven Religion, nur eine konventionelle Wahrheit; man ist übereingekommen, „verschiedene Dinge", die an sich nicht wahr sind, für wahr zu halten. Das Christentum ist also eine konventionelle Lüge. Zu schneller und weiter Verbreitung ist es dadurch gekommen, daß seine Begründer die Schwächen der Menschen geschickt auszunutzen verstanden: die Neugierigen lockten sie mit der Arkandisziplin, die Armen und Sklaven mit Almosen und arbeitsfreien Sonntagen, und so fort.

[1]) Vgl. die Fragmente „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion" und „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion", Hempel XIV, S. 219—220, und XIV, S. 221—239.

In einem Punkte aber geht Lessing schon hier über die deistische Betrachtungsweise hinaus. Er arbeitet nämlich nicht bloß mit dem Begriff des Betruges als der Erklärung für alle Schwierigkeiten, er fragt sich vielmehr weiter: wie kommt es denn, daß der Betrug Erfolg hat? Das liegt nicht bloß an den Betrügern, sondern ebensosehr an den Betrogenen. Wäre nämlich, wie dies die deistische Voraussetzung will, von Anfang an den Menschen nichts als der reine Deismus bekannt, so bliebe es unverständlich, wie sie zum Abfall vom reinen Deismus gebracht werden könnten. Lessing findet die Lösung darin, daß jeder Mensch die natürliche Religion nur „nach dem Maße seiner Kräfte" ausüben kann. Jeder Mensch kennt zwar anfangs die natürliche Religion, aber er kennt sie nicht rein. Vielmehr, und das wäre die Konsequenz, die unweigerlich mit dieser Vorstellung gegeben ist, die natürliche Religion ist bei jedem „nach Maßgabe seiner Kräfte" verschieden.

Eine überall verschiedene natürliche Religion aber hebt den Begriff der natürlichen Religion des Deismus auf, zu deren Wesen es gerade gehört, daß sie überall identisch ist.

Lessing hat damals diesen Gedankengang nicht fortgesetzt und die begonnene Arbeit nicht zu Ende geführt; er veröffentlichte daher auch nichts von diesen seinen Studien. Aber wir sehen deutlich, wie sehr es ihn schon damals reizte, mit den Theologen anzubinden[1]). Und schon hatte er sich zurecht gelegt, wie er sich gegebenenfalls gegen die Angriffe der Orthodoxie sichern könne: der Kirchenvater Tertullian sollte seine Verteidigung übernehmen[2]); wie er seinen Zeitgenossen gepredigt hatte, die Ketzereien seien dazu da, „damit es dem Glauben weder an Versuchung noch an Bewährung fehle", so sollte er jetzt den „schwachgläubigen Eiferern" unter den Lutheranern begreiflich machen, daß man Lessingsche Schriften hinzunehmen habe, ohne großes Geschrei zu machen und den Autor anzugreifen.

Damals wurde nichts daraus, andere Arbeiten rissen ihn fort. Aber der Gedanke, mit den Theologen anzubinden, schlummerte nur in ihm. Wie mußte er wieder aufwachen, als ihm Reimarus' großes Werk in die Hände fiel! Was würden die Theologen sagen, wenn man ihnen das ins Gesicht werfen könnte! Und wie mußte ihn das Werk selbst fesseln, in dem mit unendlichem Aufwand von Scharfsinn und Geradheit genau das Problem ge-

[1]) Nicolai an Lessing, 10. November 1770: „Ich kenne den Kitzel, den Sie schon lange hegen, mit den Theologen handgemein zu werden. Als ob das so eine Lust sein würde!" Vgl. dazu die spätere Warnung Nicolais, vom 5. Juni 1777: „Die Polemik ist eine schöne Hure, die zwar an sich lockt, aber wer sich mit ihr gemein macht — und das begegnet dem Gesundesten am leichtesten — bekommt Krätze oder Filzläuse, die dann festsitzen, wenn die Hure schon längst vergessen ist" — eine Warnung, die gerade in dem Munde eines Nicolai ihren eigenen Reiz hat.

[2]) Vgl. das Fragment „Tertullian de praescriptionibus haereticorum". Hempel, XVII, S. 71—86.

löst war, mit dem er selbst in Breslau, ohne zum Abschluß kommen zu können, gerungen hatte: das Problem der Entstehung einer positiven Religion aus der natürlichen Religion! Jetzt brauchte er nicht erst selbst ein bedenkliches Werk auszuarbeiten, er brauchte sich auch nicht erst hinter dem alten Kirchenvater zu verstecken. Er brauchte nur das Werk eines andern herauszugeben, konnte die Maske des uninteressierten Dritten annehmen, und wer wollte ihm dann nachweisen, daß er sich herzlich über diesen Angriff auf die christliche Religion freue?

Niemand konnte es, solange er das Gesicht wahrte. Alles kam also darauf an, sich keine Blöße zu geben. Zu dem Zweck mußte mit äußerster Behutsamkeit vorgegangen werden. Sein Ziel war klar: die Erschütterung des lutherischen Lehrglaubens durch das Werk des Reimarus. Aber der Weg zu diesem Ziel war nicht einfach: niemand durfte ihn darauf entdecken. Lessing mußte sich mit dem Luthertum, das er angriff, doch gut stellen. Er konnte, wie er dem Freunde Mendelssohn klagt[1]), „den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern" — womit wir dann zugleich feststellen, daß Elise Reimarus die Taktik ihres Freundes in der Tat richtig erkannt hat.

Mit erstaunlicher Virtuosität hat Lessing diese verzwickte Taktik während des ganzen letzten Jahrzehnts seines Lebens, von seiner Übersiedelung nach Wolfenbüttel an, durchgeführt. In dem ganzen Feldzug lassen sich drei Stadien unterscheiden: zuerst die vorbereitenden Schritte[2]), dann die Veröffentlichung der Fragmente selbst[3]), endlich die dadurch nötig gewordenen Streitschriften gegen Schumann, Reß und Goeze.

2. Der erste Schritt zur Vorbereitung des Feldzuges ist der Berengarius Turonensis. Daß Lessing die verloren geglaubte Schrift des mittelalterlichen Theologen wieder auffand, war ein Zufall; aber daß er dessen Abendmahlslehre so nachdrücklich als Vorläufer der lutherischen Abendmahlslehre anpries, daß er seinen Fund nicht bloß als historische und bibliothekarische Rarität, sondern auch seines inneren Wertes wegen rühmte, war kein Zufall. Er wollte sich damit bei den lutherischen Theologen in einen „lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit" bringen[4]) — ein taktisches Manöver, das auch nicht ganz ohne Erfolg geblieben ist.

[1]) Brief vom 9. Januar 1771.

[2]) 1770 Berengarius Turonensis, 1773 Leibniz von den ewigen Strafen und: Wissowatius' Einwürfe wider die Dreieinigkeit, 1774 von Adam Neusern.

[3]) In drei Absätzen: 1774, 1777 und 1778. Den „Fragmenten" des Jahres 1777 hat Lessing seine „Gegensätze" beigegeben, darin ist — im vierten „Gegensatz" — die erste Hälfte der „Erziehung des Menschengeschlechts" veröffentlicht; vgl. dazu meine Abhandlung „Der Streit um Lessings Erziehung des Menschengeschlechts", Preußische Jahrbücher, November 1913; auch 1914, S. 350—353.

[4]) Brief an Eva vom 25. Oktober 1770.

Auch die Studien über Leibniz und Wissowatius sollten diese günstige Meinung verstärken. Denn die eine tritt für die Ewigkeit der (Höllen-) Strafen ein, die andere bekämpft den Sozinianismus, der Christus erst seiner Gottheit entkleidet und ihm dann religiöse Verehrung widmet, als unchristlich, ja als geradezu heidnisch. Der übliche Leser, d. h. fast alle Leser, mußte sich bei diesem Sinn beruhigen; für die wenigen sorgfältiger Lesenden war allerdings angedeutet, daß Lessing sowohl die Hölle wie auch den Himmel aus seinem Weltbild streiche, und daß er jene sozinianische Christologie nur deshalb verwerfe, weil sie inkonsequent sei und dem Menschen Jesus eine religiöse Verehrung lasse, die ihm — wie jedem Menschen — nicht zukomme. Hier bildet Lessing zuerst jenen eigentümlich schillernden Stil aus, der ihn befähigt, zu gleicher Zeit und mit denselben Worten der Mehrzahl der Leser Sand in die Augen zu streuen und nur den Wenigen seine wirklichen Gedanken anzudeuten.

Die Arbeit über Adam Neuser endlich hat die Tendenz, die Intoleranz zu perhorreszieren. Denn wenn Lessing den Fanatismus der Theologen, die Neuser verfolgten, verächtlich macht, will er damit die Intoleranz seiner Zeitgenossen in ihre Höhle zurückscheuchen.

3. Nach genügsamer Vorbereitung schreitet Lessing von 1774 an zur Veröffentlichung der Fragmente; aber auch hierbei verfährt er sehr behutsam. Ihr Druck erscheint nicht als Selbstzweck, nur gelegentlich — aus bibliothekarischem Interesse — habe er die alte Handschrift ans Licht gezogen; übrigens durfte er auch um der Familie Reimarus willen nicht die Wahrheit über den Verfasser mitteilen, und so war sein Verfahren von vornherein mit einer objektiven Unwahrheit belastet.

Das erste Fragment war unbeachtet geblieben, sei es, daß die Leute nicht merkten, „daß der Antiquar mehr will, wie Antiquitäten zur Schau stellen“ [1]), sei es, daß sie es nicht merken wollten. Die Serie der nächsten fünf Fragmente begleitete Lessing mit seinen rätselhaften Gegensätzen.

Was wollte er damit?

Er spielte die Rolle des Unparteiischen, der einer Diskussion beiwohnt, beiden Parteien kritisch gegenübersteht und die Wahrheitsmomente da anerkennt, wo er sie findet. Deutlich trennt er sich von Reimarus, und da, wie wir gesehen haben, seine Überzeugung sich tatsächlich mit der des Reimarus in wichtigen Punkten nicht deckt, konnte er es auch; deutlich richtet er auch hier seine Polemik gegen die christlichen Aufklärer, an deren „vernünftigem Christentum“ er von jeher [2]) sowohl die Vernunft als das Christentum vermißt hat.

Aber völlig harmlos kann er sich denn doch nicht geben; nicht jede Kritik am Christentum kann er in Abrede stellen. Etwas muß er schon zugeben.

[1]) Brief von Elise Reimarus an Hennings vom 24. April 1776.

[2]) Vgl. erstes Fragment 1774; Hempelsche Ausgabe von Lessings Werken, XV, S. 103.

Und in der Art, wie er dies tut, vollendet sich seine kluge Taktik. Er nimmt nämlich folgende Stellung ein: Des Fragmentisten Angriff richte sich auf das Christentum in seiner Gesamtheit, das wolle er nicht unterstützen; wohl aber gebe es einen Punkt, welcher der Nachprüfung bedürfe, das sei die Art, wie das Christentum begründet werde. Sei die Begründung auch falsch, so darum doch nicht die Sache selbst; man müsse vielmehr dem Kritiker dankbar sein, der zu einer neuen, einer besseren Begründung Anlaß gebe.

So richtet denn Lessing seine Kritik gegen die damals übliche historische Begründung des Christentums, welche besagt: bestimmte Tatsachen, durch Offenbarung (Inspiration) verbürgt, seien geschehen, auf ihnen beruhe die Wahrheit des Christentums. Diese historische Begründung erklärte er für unzureichend.

Aber, fügt er hinzu, der Christ braucht sich dadurch in seiner Überzeugung von der Wahrheit seiner Religion nicht erschüttern zu lassen. Denn was gehen ihn Hypothesen, Erklärungen und Beweise an? „Ihm ist es doch einmal da, das Christentum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlet. — Wenn der Paralyticus die wohltätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet oder Franklin oder ob keiner von beiden recht hat?“ [1]) Das Gefühl bedarf keiner Beweise.

Und um den Leser zu beschwichtigen und ihn an den Gedanken der Preisgabe der historischen Begründung des Christentums zu gewöhnen, entwickelt er ihm eine neue, eine Scheintheologie, welche imstande ist, das Christentum zu retten, auch wenn eine einzelne ihm zugrundeliegende Tatsache sich nicht beweisen läßt; auch wenn alle Berichte über die Auferstehung — hierum konzentriert sich der Streit — falsch wären, könne diese selbst gleichwohl geschehen sein.

Es liegt auf der Hand, daß die Aufstellung dieser Scheintheologie nur ein taktisches Manöver ist, ausgeführt zu dem Zweck, damit er in ihrem Schutze um so unbefangener und unbelästigter die historische Begründung des Christentums kritisch zersetzen konnte. Seine Bemühungen dienten ja angeblich nur dazu, einer besseren Begründung des Christentums, welche die Theologen zu liefern hätten, Platz zu machen.

So befördert er, wie es in jenem Briefe heißt, den „Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn“ in der Tat „unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen“.

Man kann nicht leugnen, daß Lessing dabei sehr scharfsinnig und sehr geschickt verfuhr.

Zunächst hatte er auch den gewünschten Erfolg: die ersten Theologen, welche sich verpflichtet fühlten, gegen den Fragmentisten zu kämpfen, bekämpften nur diesen; Lessing selbst behandelten sie höchst achtungsvoll und

[1]) Hempel, XV, S. 261.

ließen ihn, wie er es wünschte, ungeschoren [1]). Er konnte also seine Rolle des Mannes, der über den Parteien steht, weiter spielen. Und wenn es dabei „zufällig" geschah, daß er sich des Fragmentisten annahm, so schien sich das auch nur aus der Rolle des Unparteiischen zu ergeben: der Fragmentist war tot, konnte sich nicht mehr verteidigen, so schien es nur eine Pflicht der Ritterlichkeit zu sein, wenn der Bibliothekar, der seine Schrift an die Öffentlichkeit gezogen hatte, so weit es ging, für ihn eintrat, obwohl er sich mit ihm nicht identifizierte. Auf diese Weise konnte Lessing in die Diskussion eingreifen und sie auf die Themata, die er erörtert haben wollte, hinlenken, ohne daß er selbst sich dabei exponierte. Er tat es in den Schriften gegen Schumann [2]) und Reß [3]).

Auch hier behandelt er die Existenzfrage, die er dem Christentum stellt, als sei es nur eine Frage nach seiner Begründung. Gegen Schumann betont er, daß historische und religiöse Wahrheiten ganz verschiedenen Kategorien angehören, daß sich deshalb niemals eine religiöse Wahrheit historisch begründen lasse. Dies der Sinn des viel zitierten Lessingschen Satzes: „Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftswahrheiten nie werden." Ebenso betont er, daß die Religion sich weniger in dogmatischen Lehren als in praktischer Betätigung bewähren müsse; nicht der Lehrglaube, wie er zuerst im Evangelium Johannis auftrete, sondern die Liebe, die Johannes in seinem Testament gelehrt habe, sei göttlich und der Kern des Christentums. Gegen Reß erweist er im einzelnen die zahlreichen Widersprüche, die in den Auferstehungsberichten enthalten sind, doch so, daß er die Haltung annimmt, als verteidige er die Evangelisten, die Reß mit seiner gewalttätigen Harmonistik Unsinn, ja Lügen reden lasse, gegen einen modernen Thersites.

Die Schrift gegen Reß ist die erste, welche die Bahn ruhig-sachlicher Erörterung verläßt. Der Ingrimm über all die unglaublichen Torheiten, die Reß als Weisheit vortrug, ergriff Lessing, mit blutigem Hohn behandelte er seinen Gegner. — Lessing ist der erste, welcher kriegerische Töne anschlug.

In der Sache hatte Lessing sich auch in dieser Schrift sehr behutsam verhalten, seine Maske nicht gelüftet, immer das Gesicht gewahrt. Er spielte

[1]) Schumann, Über die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion. Hannover 1778 (die Vorrede ist vom September 1777 datiert), und: Antwort auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft, Hannover 1778. — Reß, Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi gegen einige im vierten Beitrage zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel gemachte neuere Einwendungen verteidiget. Braunschweig 1777.

[2]) Über den Beweis des Geistes und der Kraft; und: Das Testament Johannis. Hempel, XVI, S. 9—14 und 15—22.

[3]) Eine Duplik. Hempel, XVI, S. 23—91.

seine Rolle meisterhaft. Gab er auch denen, die seinen Gedanken folgten, Andeutungen, wie er selbst denke und wie sie denken sollten, so waren sie doch nie deutlich genug, um ihn darauf festzunageln. Man konnte ihm nichts nachweisen. Es mochte ihm großes Vergnügen bereiten, wie er so mit den Theologen spielte.

Aber die Sache erforderte zu große Aufmerksamkeit, zu große Kunst, als daß ihm nicht einmal eine Unachtsamkeit hätte unterlaufen sollen. In dem „Beweis des Geistes und der Kraft" standen schwarz auf weiß folgende Sätze zu lesen[1]: „Wenn ich historisch nichts darwieder einzuwenden habe, daß Christus einen Toten erweckt, muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sei? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von Jenem etwas Erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubet?" Hier hatte Lessing es mit dürren Worten gesagt, daß seine Vernunft sich dagegen sträube, zu glauben, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens ist. Das läßt sich in keiner Weise bestreiten. Die meisten mochten darüber hinweg lesen; denn die verhängnisvollen Worte standen ja in einem Fragesatz. Wie das Beispiel von Schumann und Reß zeigt, lasen sogar Teilnehmer an der Diskussion darüber hinweg. Einen Mann aber gab es, der konnte, selbst wenn alle andern nichts merken sollten, nicht darüber hinweglesen: das war Johann Melchior Goeze, Hauptpastor an St. Katharinen zu Hamburg.

In vielen, in nur zu vielen Händeln erprobt, ließ er sich so leicht kein X für ein U machen; ein gewissenhafter Seelsorger, hielt er es für seine Pflicht, die seiner Leitung anvertraute Gemeinde vor Gefahren zu warnen; als tapferer Polemiker scheute er sich, wo es seine Sache galt, vor niemand; Furcht kannte dieser Lutheraner nicht[2].

Mit Befremden las Goeze die Schriften Lessings, mit dem er in Hamburg einst menschlich umgegangen war; ihr merkwürdiger Stil fiel ihm auf. Worauf wollte der Verfasser eigentlich hinaus? Als er jenen verhängnisvollen Satz las, da zweifelte er nicht mehr: er durchschaute Lessing. Lessing war ein Feind des Christentums, seine sonderbare Taktik war eitel Spiegelfechterei, nur darauf ausgehend, um so sicherer den Lehrglauben des Luthertums zu zerstören. Jetzt galt kein Besinnen mehr; der Eifer für die Religion, der Eifer für die Wahrheit trieb ihn, die Christenheit vor diesem Feind zu warnen; daß er in so glänzender Gestalt auftrat, machte die Nötigung, gegen ihn in die Schranken zu treten, nur noch zwingender.

Zwei Diener der Wahrheit prallten aufeinander.

[1]) Hempel, XVI, S. 13.

[2]) Vgl. Goeze, Die gute Sache des wahren Religionseifers. Hamburg 1770.

Goeze griff den Hofrat Lessing scharf an[1]). Er warf ihm unumwunden vor, daß er mit der Veröffentlichung der Fragmente und seinen sogenannten Gegensätzen mehr den Zweck verfolge, die christliche Religion „zu untergraben, zu stürzen, wenigstens sie lächerlich zu machen, als sie zu verteidigen“ [2]); die Herausgabe der Fragmente sei bereits ein indirekter, die Hinzufügung der eigenen Schriften Lessings aber ein sehr gefährlicher direkter Angriff auf das Christentum; der schillernde Stil Lessings diene nur dazu, seine wahre Absicht zu verhüllen.

Kein Zweifel: Goeze hatte Lessings wahre Absicht erkannt.

Lessing sah sich plötzlich in eine neue Situation versetzt. Das überlegene Spiel mit den Theologen, an dem er sich ergötzte, war vorbei, Goeze störte seine Zirkel. Die Sache wurde bitterer Ernst.

Lessing konnte diesem wuchtigen Angriff gegenüber nicht schweigen. Aber wie sollte er sich verhalten? Sollte er der Wahrheit die Ehre geben und offen erklären: ja, Goeze hat recht; alles Bisherige war nur ein Spiel? Oder sollte er auf dem einmal eingeschlagenen Wege weitergehen? In Wahrheit aber hatte er kaum noch die Wahl. In den Dingen selbst lag eine unerbittliche Konsequenz; er konnte die bisherige Bahn nicht verlassen, ohne sich selbst aufs bedenklichste bloßzustellen. So blieb ihm nur übrig, das begonnene Spiel fortzusetzen[3]). „Ein schiefer Schritt,“ konstatiert die treue Elise[4]), „macht den folgenden notwendig, und drei autorisieren hundert, bis der Rückweg gesperrt ist.“ Lessing konnte nicht mehr zurück.

Er setzte sein Spiel fort und führte den Kampf gegen Goeze nur als „Katzbalgerei“. Sein Scharfsinn und seine schriftstellerische Gewandtheit befähigten ihn dazu.

Er behauptet tatsächlich gegen Goeze, er habe mit der Veröffentlichung der Fragmente (die bekanntlich nicht Eigentum der Wolfenbüttler Bibliothek waren) nur als Bibliothekar gehandelt. Er behauptet auch, Goeze habe jenes „erschröckliche Wort“, daß Lessings Vernunft sich dagegen sträube zu glauben,

[1]) Goeze, Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrat Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die Heilige Schrift, Hamburg 1778; und: Lessings Schwächen, gezeigt von J. M. Goezen. Erstes bis drittes Stück, Hamburg 1778. Einen Neudruck von „Goezes Streitschriften gegen Lessing“ hat Erich Schmidt besorgt (Deutsche Literaturdenkmale des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, Nr. 43—45, 1893).

[2]) Neudruck der Streitschriften Goezes gegen Lessing, S. 4.

[3]) Lessings Schriften gegen Goeze: 1. Eine Parabel. Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg. 2. Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen gibt. 3. Anti-Goeze, erster bis elfter. 4. Nötige Antwort auf eine sehr unnötige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg. 5. Der nötigen Antwort auf eine sehr unnötige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg erste Folge.

[4]) Brief Elises an Hennings vom 25. September 1778.

daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleichen Wesens sei, falsch verstanden. „Sie haben mir Unrecht getan ... Es besteht aber dieses mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geschriebene Stelle ganz wider den Zusammenhang zu kommentieren das Unglück gehabt, Ihr Kopf war eben wärmer als helle." Lessing habe nämlich mit dem inkriminierten Satz nicht behauptet, daß die Lehre von der Gottessohnschaft falsch sei; er habe nur gemeint: wenn sich auch nicht alle Einwürfe wider diese Lehre heben ließen, so bliebe dieser Glaubenssatz dennoch „in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl" von der Wahrheit desselben erlangt hätten. Diese Unterscheidung habe Goeze in der Hast außer acht gelassen; er werde nun, darauf aufmerksam gemacht, seinen Fehler gern wieder gut machen. „Ehrwürdiger Mann," so redet ihm Lessing zu [1]), „die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größtenteils ebenso fertig, ihre Übereilung zu bekennen; und eingestandene Übereilung ist oft lehrreicher als kalte überdachte Unfehlbarkeit. Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie in einem der nächsten Stücke Ihrer „Freiwilligen Beiträge" [2]) eine so gut als freiwillige Erklärung zu tun nicht ermangeln werden, des Inhalts: daß allerdings noch ein gewisser Gesichtspunkt übrig sei, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine; daß Sie diesen Gesichtspunkt übersahen; daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführet worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hier gearbeitet. Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt tun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen." Man kann die Sophisterei kaum weiter treiben.

Lessing aber trieb sie noch weiter: er drehte — nach bewährter polemischer Methode — den Spieß um und erklärte Goeze für den falschen, sich selbst aber für den echten Lutheraner [3]): „Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meinet als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte. Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? Sie, der Sie nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen imstande sind?"

Auch die lutherische Scheintheologie — ein lutherisches System, nur ohne Inspirationsdogma — hält er in der Fehde gegen Goeze aufrecht.

[1]) Hempel, XVI, S. 99.

[2]) Die ersten Angriffe auf Lessing, die in der Schrift „Etwas Vorläufiges" wieder abgedruckt sind, veröffentlichte Goeze in den „Freiwilligen Beiträgen zu den Nachrichten aus dem Reich der Gelehrsamkeit", herausgegeben von Ziegra in Hamburg.

[3]) Hempel, XVI, S. 101.

So sind denn Lessings Streitschriften gegen Goeze Meisterstücke formaler Polemik — aber auch nichts weiter. Ihr sachlicher Wert ist gleich Null. Eine Fülle von Scharfsinn ist hier verschwendet, von der man wünschen möchte, sie wäre zu einem würdigeren Zwecke aufgewandt worden.

Doch das Spiel, das Lessing spielte, war jetzt kein bloßes Spiel mehr. Es ging um Lessings Existenz. „Sagen Sie an, Herr Hauptpastor," damit berührt Lessing den Kern des Streites (im elften Anti-Goeze)[1]), „was habe ich gegen Sie geschrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpastor in Hamburg sein und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht sein, könnte das nicht bleiben, was ich bin, wenn Ihre Wahrheit Lüge wäre." Das heißt: nach den im Territorialstaat Braunschweig geltenden Bestimmungen des Westfälischen Friedens müßte Lessing sein Amt verlieren, wenn es erwiesen würde, daß er der herrschenden Landesreligion nicht angehöre. Der Streit mit Goeze ist also kein Streit mehr um die Wahrheit, er ist ein Kampf, den Lessing für seine bürgerliche Existenz führt. Er will seinen Posten in Wolfenbüttel nicht verlieren. Zu dem Zweck wendet er alle möglichen Finten an, zu dem Zweck verbreitet er einen gewaltigen Nebel, der seine wirkliche Position verhüllen sollte. Zu dem Zweck erklärt er sogar in einer Eingabe an seinen guten Herzog[2]): „Ich habe das Zeugnis von ganz Deutschland vor mir, daß ich mich bei aller Gelegenheit als den orthodoxesten Verteidiger der Lutherischen Lehre erwiesen habe; und ich darf sicher jeden auch noch so skrupulösen Theologen auffordern, mir, in den ‚Beiträgen' besonders, das Geringste zu zeigen, was mich in den Verdacht der Heterodoxie bringen könnte." Tatsächlich erreichte Lessing, wenn er auch vorübergehend daran dachte, den Wanderstab zu ergreifen, sein Ziel: er blieb unbehelligt als Bibliothekar in Wolfenbüttel, nur daß ihm die Fortsetzung der Fehde gegen Goeze untersagt und seine theologischen Schriften der Zensur unterstellt wurden.

Wenn wir nun nach all dem zu der Ausgangsfrage zurückkehren, so müssen wir ohne Zaudern antworten: Der historische Lessing ist tatsächlich hinter dem idealen Lessing zurückgeblieben. Hier ist nichts zu bemänteln.

V.

Noch aber ist zu erklären: wie kommt es denn, daß ein Mann wie Lessing, der sich vielfältig als tapferer Schriftsteller bewährt hat, hier eine so eigentümliche Haltung einnimmt? daß er der Wahrheit ohne volle Wahrhaftigkeit dient?

Verschiedene Umstände wirkten zusammen, ihm diesen Holzweg gangbar erscheinen zu lassen.

[1]) Hempel, XVI, S. 203.
[2]) Brief vom 11. Juli 1778.

1. Der erste Umstand ist die auf dem Westfälischen Frieden beruhende Herrschaft der Orthodoxie in den Landeskirchen, die — bei mancher Milderung — im ganzen doch immer noch bestand. Druck erzeugt Gegendruck. Doch die Gegner der Orthodoxie scheuten sich, offen hervorzutreten; statt dessen bedienten sie sich mancher Kriegslisten; eine kleine pia fraus, wenn sie nur gegen die Orthodoxie gerichtet war, hielt man für erlaubt — es war ja eine Kriegslist.

2. Das hängt aufs engste mit der Lebensauffassung zusammen, wie sie in den Kreisen der Gebildeten, die unter dem Einfluß der Aufklärung standen, herrschte, wie sie in Reinkultur in der Lebensführung des leidensscheuen Hermann Samuel Reimarus und in den — oben zitierten — Versen seines Freundes Heinrich Brockes

Laßt uns im Genuß uns freun
Und dafür erkenntlich sein

zutage tritt: man will glücklich werden und geht daher jedem Opfer nach Möglichkeit aus dem Wege. Daher will man auch für seine Überzeugung, wenn irgend möglich, kein Opfer bringen; man richtet sein Verhalten so ein, daß man äußerlich der Orthodoxie keinen Anstoß bietet. Das ist die Ursache des gewundenen Stils, der in so vielen nicht-orthodoxen Schriften des achtzehnten Jahrhunderts herrscht und noch Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" hat gestalten helfen[1]).

Lessing hat sich nun zwar über den bloßen Eudämonismus erhoben; aber die geistige Atmosphäre, in der er lebte, hat auch ihn unwillkürlich beeinflußt. Auch er hielt es, wie er im Berengarius Turonensis ausdrücklich betont[2]), nicht für die Pflicht des Menschen, „Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern". Und nur von dieser grundsätzlichen Überzeugung aus ist sein Verfahren menschlich verständlich: es ist der bewußte Versuch, der Wahrheit zu dienen, ohne ihr Glück und Leben aufzuopfern.

Lessing hat hier also eine Methode, die von andern bereits eingeführt war, nur zur Virtuosität ausgebildet.

3. Hierbei kam ihm seine persönliche Veranlagung glänzend zustatten: die dialektische Begabung. Einen Mann von seinen intellektuellen Fähigkeiten mußte es geradezu reizen, diese dialektische Begabung auch einmal zu mißbrauchen: die Gegner anzugreifen, doch so, daß sie ihm nichts nachweisen konnten; den Harmlosen zu spielen, ohne harmlos zu sein.

Im Verlauf des Streites trat dann noch gelegentlich — gegen Reß und Goeze — seine Irascibilität hinzu.

4. Für sein behutsames Vorgehen hat Lessing endlich noch einen anderen Grund geltend gemacht, wie wir von Elise Reimarus wissen[3]), einen höchst

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Der innere Feind", Protestantische Monatshefte 1915, Nr 1.
[2]) Hempel, XIV, S. 105.
[3]) Elise Reimarus an Hennings, Brief vom 18. September 1776; vgl. oben S. 85.

achtungswerten: er wollte als abgesagter Feind alles Sektenwesens keine Spaltung herbeiführen; denn diese, die Trennung, „hat von jeher nur Erbitterung geschafft und der Wahrheit unendlich mehr Schaden als Vorteil gebracht".

5. Zu all dem hat Lessing überall dafür gesorgt, daß der mit ihm mitdenkende Leser in der Lage sein soll, seine wahren Gedanken zu erkennen. Er schrieb ja gleichzeitig für die beiden entgegengesetzten Arten von Publikum: die Eingeweihten und die Uneingeweihten. Die Uneingeweihten sollten sich an das Exoterische halten, das Esoterische war nur für die Eingeweihten bestimmt. Er erwartete also von seinen Freunden, daß sie ihn trotz aller „Schlangenkrümmen" richtig verstehen würden[1]; drang aber auch ein Uneingeweihter in das Innere seiner Gedanken ein, so mußte er dafür büßen wie Goeze.

Trug also Lessing eine Maske, so trug er sie doch nicht für alle. Er legte Wert darauf, daß die Freunde sie als Maske erkannten und dahinter sein wahres Gesicht sahen[2]. Eine Maske, die keine Maske ist, auf der einen, ein Spiel, das ernst genommen werden will, auf der andern Seite — das ist ja nun ein innerer Widerspruch. Und wir sehen, auch an Lessing bewahrheitet sich das Hutten-Wort Conrad Ferdinand Meyers:

ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Von all den Einflüssen aber, die dazu beigetragen haben, Lessing auf den Irrweg seiner eigentümlichen Polemik zu führen, ist die eudämonistische Lebensauffassung der Aufklärung der stärkste, der eigentlich bestimmende. Und so ist Lessings Irrtum nicht bloß ein persönlicher Irrtum, es ist der Irrtum einer breiten, die Gebildeten Deutschlands beherrschenden geistigen Strömung, und damit erst erhält er seine charakteristische Bedeutung in der Geschichte des deutschen Geisteslebens.

Die Reaktion gegen diese eudämonistische Lebensauffassung, welche in der gebildeten und besonders der literarischen Welt bis auf die Gegenwart nachgewirkt hat, hatte aber zu Lessings Zeiten bereits eingesetzt; sie ging auch aus der Aufklärung hervor: der an der Stoa genährte Preußenkönig Friedrich der Große ist ihr Träger; ganz antieudämonistisch verzichtete er auf persönliches Glück und stellte opfer- und leidensbereit sein Leben in den Dienst seiner Untertanen. Er war der erste Aufklärer, der den Opfergedanken rückhaltlos bejahte. Auch in dieser Beziehung ist Deutschland das Heil von Preußen gekommen. Daß ihm der Opfergedanke fehlte, das ist Lessings Schwäche. Erst mit dem Opfergedanken wäre Lessing ganz er selbst geworden.

Ende.

[1] Tatsächlich haben ihn aber auch seine Freunde nicht mehr völlig verstanden.
[2] Vgl. Jacobis Bericht über sein Spinoza-Gespräch mit Lessing.

Unter den Waſſern und in den Lüften.

Von

Max Maria von Weber.

Dieſe Skizze meines Vaters, lange verſchollen und vergeſſen, wurde mir von ihm altbefreundeter Seite zugeſandt und machte mir beim erſten Wiederdurchleſen einen ſo lebensvollen, farbenfriſchen Eindruck, daß ich ſie, die gleichſam die erſten Flatterverſuche unſerer nun wahrlich flügge gewordenen Flugzeuge ſchildert, den Leſern noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen möchte. Henry Giffard — ein Aufſteigen ſeines „Ballon Captif" auf der Pariſer Weltausſtellung iſt's, das Weber erlebte und ſchildert — war ein bedeutender franzöſiſcher Maſchineningenieur, der das Problem des lenkbaren Ballons, das lange geruht hatte, im Jahre 1850 wieder aufnahm, ſich jahrzehntelang mit Verſuchen, dieſes zu entwickeln und zu verbeſſern, abmühte, und dem es zuletzt gelang, rieſige Feſſelballons und Freiballons, nach dieſem Syſtem gebaut, ſteigen zu laſſen. Am Ende ſeines Lebens, 1879, plante er einen lenkbaren Ballon von fünfzigtauſend Kubikmeter Inhalt; der Plan kam nicht zur Ausführung, da er bald darauf erblindete und in geiſtiger Umnachtung ſtarb.

Maria von Wildenbruch,
geb. von Weber.

Als ich im Auguſt dieſes Jahres an einem gewitterheißen Nachmittag im blaudunſtigen Pariſer Sonnenlicht hoch über der lachenden, leuchtenden Stadt hing, weckten ſich mir da droben im unermeßlichen Luftmeer, durch eigentümlichen Gegenſatz, Erinnerungen aus dunkler Waſſertiefe mit draſtiſcher Lebendigkeit.

Ich hatte vor Jahren amtlich in eine jener gewaltigen Taucherglocken hinabzuſteigen, in denen die Ingenieure der Öſterreichiſchen Nordweſtbahn die Pfeiler der Brücke, welche dieſe Bahn über die Donau führen ſollte, vom Grunde des großen Stromes auf empormauerten. Dieſe Taucherglocke, ſo groß, daß das ganze Fundament eines der mächtigen Pfeiler darin bequem Platz hatte, ruhte in Geſtalt unten offener Käſten mit ihrem unteren Rande auf dem feſten Kieſe der tief und ſorgſam ausgebaggerten Flußſohle, über die ſich der majeſtätiſche Strom mit einer Waſſertiefe von mehr als zehn Meter hinwegwälzte, ſo daß die Waſſerſchicht, welche die Käſten drückte, faſt ſechzehn Meter Höhe hatte. Aus dem Waſſer empor ragten ſchlotartige Röhren von beträchtlichem Durchmeſſer, durch welche teils die Arbeiter in und aus der Taucherglocke, „Caiſſon" genannt, ſtiegen, teils die Bau- und Ausgrabungs-

materialien aus- und eingeführt wurden. Eine über dem Caisson auf solidem Gerüste stehende Dampfmaschine trieb mächtige Pumpen, welche Luft komprimierten und in den Caisson hinabpreßten. Da derselbe, damit man darin auf dem Flußgrunde arbeiten könne, wie erwähnt, unten offen war, so mußte durch Zusammenpressung der Luft im Caisson dem Drucke des Wassers, welches von unten hineinzudringen strebte, das Gleichgewicht gehalten werden. Dieser Druck war aber ungefähr zweidreiviertelmal so stark als der der Luft, die wir zu atmen gewöhnt sind, und um ihn hervorzubringen, muß die in den Caisson hinabzupressende Luft auf viel weniger als die Hälfte ihres ursprünglichen Raumes zusammengepreßt werden. Außerdem hatten die erwähnten Pumpen noch so viel Luft in den Caisson hinabzufördern, als die drunten beschäftigten Arbeiter zum Atmen, die brennenden Lichter zum Brennen brauchten, und dieses Maß von Luft war reich bemessen. Es versteht sich von selbst, daß das Einatmen so stark zusammengedrückter Luft, der Aufenthalt des ganzen Körpers in derselben von physiologischen Einflüssen begleitet sein müssen, die nicht andere als sehr eigenartige sein können, und für Personen mit zarten Atmungsorganen zuweilen unangenehme, ja sogar nachteilige Folgen haben. Nichtsdestoweniger ist die Macht der Gewöhnung des Organismus so stark, daß viele Arbeiter nach und nach imstande sind, sechsstündige Schichten in der bis zum Drucke von zwei bis zweieinhalb Atmosphären zusammengepreßten und infolge des Zusammenpressens heißen Luft des Caissons durchzuarbeiten. Und zwar sind die in der Muskulatur nichtstärksten durchaus nicht die weniger für diese mühevolle Tätigkeit geeigneten, während sehr vollsäftige Männer beim Übergange aus der gewöhnlichen in die zusammengedrückte Luft häufig an vorübergehenden Kongestionen, und bei dem aus dichter in dünne Luft an leichten Lungenblutungen und Blutauswürfen leiden. Langandauernde Arbeit in der gespannten warmen, feuchtigkeitsgesättigten Luft der Caissons soll, vielleicht nur durch die Erkältung beim Austritt aus derselben, zuweilen von langwierigem Gelenkrheumatismus gefolgt sein. —

Ich trat mit meinem Begleiter in den engen, schilderhausartigen, eisernen Raum, der, im Oberteile der aus dem Wasser emporragenden Schlote angebracht, die Einfahrt in die Caissons vermittelte. Dieser kleine Raum ist nach unten durch eine Klappe geschlossen, durch welche man in den Caisson hinabsteigen kann, die aber so lange gewaltig durch den in letzterem herrschenden Luftdruck nach oben festgehalten wird, bis in diesem Raum derselbe Druck hergestellt ist, der den Caisson erfüllt. —

Wir sind eingetreten in den von der Sonne durchglühten Raum, so eng, daß er uns nur an die Wand gedrückt und kaum aufrecht zu stehen gestattet; die eiserne Tür wird hinter uns geschlossen und luftdicht verschraubt. Es ist nicht behaglich in der sargartigen Röhre, in die nur durch ein kleines Fenster mit dickem Glase trübes Licht fällt. Da wird der Hahnen, durch den die gespannte Luft hereinströmt, geöffnet. Derselbe befindet sich dicht neben

meiner linken Schulter, und der dünne Luftstrom trifft diese. Gierig saugt die zischend ausströmende Luft aus ihrer Umgebung die Wärme wieder an sich, die sie bei ihrer Zusammendrückung hergeben mußte, und der Strom bläst, eine Empfindung erweckend, als sei er ein eiskalter Wasserstrahl, auf meine Schulter los, durchdringt im Moment die Kleider und umspült den regungslos festgehaltenen Körper mit einer raschbewegten Schicht kalter Luft. Je nachdem nun die Spannung der Luft in unserer engen Zelle steigt, vermindert sich dies Kältegefühl; hingegen tritt ein weit eigentümlicheres Empfinden an seine Stelle. Es scheint, als ob der ganze Körper, durch die Luftpressung zusammengedrückt, kleiner werde. Bei Zunahme der Spannung legt sich ein reifartiger Druck um den Kopf, die Augen beginnen zu brennen und bunte Flecke zu zeigen, und endlich tönt ein Brausen in den Ohren, als fiele ein kleiner Wasserfall in den Kopf hinein. Mein erfahrener Begleiter, dessen Stimme in der komprimierten Luft dumpf und wie aus weiter Ferne klingt, rät mir, tief und regelmäßig zu atmen. Rasch erweist sich das Mittel probat, und im Moment, wo die in den Caisson führende Klappe von selbst auffällt, zum Zeichen, daß die uns umgebende Luft jetzt dieselbe Spannung habe wie die da drunten, sind die beklemmenden Empfindungen ganz geschwunden, und nur die Täuschung der Körperkleinheit ist noch in so auffälligem Maße vorhanden, daß ich mich bei dem nun erfolgenden Abstiege auf eisernen Leitern in enger Röhre immer überzeugen muß, daß mein kleines Beinchen auch imstande sei, die normal angebrachte nächste Leitersprosse zu erreichen.

Und jetzt zwängen wir uns durch eine letzte Engung der Röhre und befinden uns nun im weiten Raume des Caissons selbst.

An den dunkelbraunen Wänden des ungeheuren Kastens schießen fettig glänzende Wasseradern herab, große Tropfen fallen braun-rostig zahllos von dessen eiserner Decke herunter, an jedem Niete hängt eine sich verlängernde und fallende schmutzige Perle.

Es ist ein unheimlicher Aufenthalt da drunten in dem Eisenkasten, zehn Schritt breit, fünfundzwanzig tief; als wir unten im Schlamm stehen, haben wir noch eine Kopfeslänge über uns bis zu der rostigen Decke und wissen, daß über uns auf den dünnen Blechwänden schon mancher Zentner Mauerwerk steht. Ein blauer, heißer Dunst füllt die hochgespannte Atmosphäre, die uns die Glieder schwer macht, als hätten wir in einem Morast von Luft zu waten, und die entfernteren Wände des Kastens nebelig weit hinausrückt, bis ins Unendliche. Der Schweiß bricht aus den Poren, als würde er durch den Luftdruck herausgepreßt, und rieselt uns am Körper hinab. An den Rändern des Raumes hin, unten am Boden sehen wir mit Hacke und Spaten und Förderungskübeln halbnackte, dunkle Gestalten im Schattenriß arbeiten, langsam, als müßte sich jede ihrer Bewegungen Platz durch die dicke Luft machen. Vor ihnen glimmen zitternde Lichterreihen, deren Flämmchen offenbar das Atmen auch schwer wird. Und die Menschenstimmen

und das Klirren der Werkzeuge und das Dröhnen der Blechwände des Caissons klingen dumpf und fernher zu uns, als käme alles durch eine Luft voll Baumwollflocken. Der Stoß der Luftpumpen, welche die Luft in den Caisson pressen, schüttert und dröhnt an der Blechmasse desselben, und zwischen jedem Kolbenhube schießen lange, hastige Wasserzungen allenthalben unter dem Blechrande vor, wo er nicht fest am Boden aufsitzt, und rufen uns zischend zu, daß es die große, mächtige Donau ist, die da rings um uns und über uns — überall — gurgelt und kollert und rauscht und nur durch die dünne Blechwand und durch die kleinen Luftpumpen gebändigt und gehalten wird, nicht mit Donnergebrause über uns herzufallen und uns wie Mäuse zu erdrücken. —

Und selbst unter dem Schutz der ganzen Meisterschaft der Technik flößt das Ungeheuer da droben, dessen Bauch wir polternd über uns wegkriechen hören, gruslichen Respekt ein. — Bei den Fundamentierungen dieser Art kommt es darauf an, daß der Caisson so tief in den Flußgrund eingearbeitet werde, daß er mit seinem Inhalt auf zuverlässig tragender Grundschicht ruht. Der Zeitpunkt meiner Anwesenheit im Caisson war gewählt worden, um denselben wieder einen halben Fuß tiefer zu senken. Die Unterarbeitung des Außenrandes war vollendet. Noch einmal umschritt der arbeitsleitende Aufseher diesen Rand, unter dem überall, sofort durch die Luftpumpen zurückgeschlagen, die Donaugeister polternd hereinsprangen. Die Reihe der schweißtriefenden, dunklen Arbeiter trat von der Eisenwand zurück — alles fertig — ein kräftig dröhnender Schlag mit der Hacke gegen die Wand als Signal — lautlose Stille — nichts weiter hörbar als die grollende Donau — wieder ein Schlag, und ein dritter — da knistert es drunten im Kies, da quellen Wasser und Schlamm ringsum empor, und losgelassen von den haltenden Hebevorrichtungen beginnt die ungeheure Masse des Caissons mit dem Pfeilerstück darauf zu sinken — langsam — langsam — wir sehen es nur am Verschwinden der nassen, glitzernden Nietreihen im gurgelnden Wasser ringsum — und sehen plötzlich, wie die eiserne, triefende Decke des ungeheuren Sargs sich unseren Häuptern sinkend nähert — so, daß der lange Ingenieur G. sich bereits bücken muß — als wollte sie uns platt drücken wie Postpapier — da knirscht es ringsum wieder und drückt und rückt sich, und das Einschießen des Wassers hört fast ganz auf, die Masse ist wieder zur Ruhe gekommen, sitzt fest auf dem Grunde ringsum, um morgen, übermorgen, über acht Tage wieder ein Stück sinken zu müssen. —

Wir fahren wieder auf — das Steigen auf den Leitern läßt wiederum aufs neue unseren Schweiß rieseln, der bereits außen durch die Tuchkleider dringt. Wir stehen wieder zusammengedrängt in unserem eisernen Schilderhause, die Klappe, durch die wir emporgekommen, wird zugeschraubt und ein nach außen führendes Ventil vorsichtig langsam geöffnet. Zischend beginnt die uns umgebende gespannte Luft zu entweichen. Es knattert mir in den Ohren, gluckst in der Nase — und sonderbar, ich wachse, ich schwelle so deut-

lich, daß ich an mir hinabblicken muß, um mich zu überzeugen, daß es Täuschung ist. Die Lunge wird groß in der Brust, hier und da ist ein leichter Stich darin fühlbar — einige Blutstropfen rinnen mir im Munde zusammen, und als ich durch die aufgehende Tür des Schilderhauses hinaustrete in die Julisonne Wiens, weht mir die Luft so eisig durch die nassen Kleider auf den Leib, daß der schnellste der schnellen Wiener Fiaker mich kaum schnell genug heimbringen kann, um sie zu wechseln. Und noch mehrere Tage fühle ich bei tiefem Atemholen einige Tropfen Blut auf die Zunge quellen. —

Dieses Brustbeklemmen und Lungenbedrücken meiner subdanubischen Expedition fuhr mir schon flüchtig, sonderbarerweise, durch den Sinn, als ich an den Schalter auf dem Karussellplatze trat, wo man die Ordnungsnummern für die Auffahrt mit Giffards „Ballon Captif" löste, und wiederholte sich eine halbe Stunde darauf mit verdoppelter Intensität. Ich beschritt im Nachmittagssonnenschein den eingeplankten Raum, über dem der kolossale Ballon sich langsam hin- und herwiegte und im weichen Kreise schwang und einen Schatten auf den Kies warf, dessen Durchmesser an den des Mondschattens erinnerte, der bei einer Sonnenfinsternis mächtig, ein wahrer „Kömmling aus dem Kosmos" mit planetarischer Geschwindigkeit über die Erde jagt. Der Eigentümer des „Ballon Captif" ist ein merkwürdiger Mann, dessen Namen die Techniker der ganzen Erde im Munde führen. Er ist ein geistvoller Ingenieur und Konstrukteur, dem halb ernstes Nachsinnen, halb das Glück es verliehen haben, die interessanteste Erfindung von allen zu machen, durch welche seit einem halben Menschenalter die Konstruktion der Lokomotivmaschine vereinfacht und verbessert worden ist. Es ist dies jener wunderbare Apparat, mittelst dessen der Dampf eines Kessels das Wasser, welches letzterer zu seiner Speisung bedarf, ohne Kloben und Ventile, vermöge einer Art von Schußwirkung selbst in dessen Raum treibt. Die Nützlichkeit dieser Vorrichtung, die zum Originellsten im ganzen Bereiche der Dampfmechanik gehört, stellte sich sofort so zweifellos heraus, daß sie schnell die älteren Kesselspeisevorrichtungen fast auf allen Eisenbahnen, ja sogar bei fast allen feststehenden Dampfmaschinen der Welt verdrängte und die Patentgebühren dem Erfinder in kaum fünfzehn Jahren ein Vermögen von über sechzehn Millionen Franken eintrugen. Sonderbarerweise hatte damals die preußische Patentbehörde allein Giffards Erfindung die Originalität abgesprochen und ihm das Patent verweigert.

Die Reihenfolge der von mir für die Auffahrt mit dem Ballon gelösten „Numero d'ordre" gab mir noch geraume Zeit bis zu dieser. Begierig, den genialen Erfinder des „Injektors", von dessen Lob als splendidem Förderer der induktiven Wissenschaften, als Spender kostbarer Apparate aller Art an das Konservatorium der Künste und Gewerbe, als freigebigem Protektor junger Talente usw. die ganze Pariser technische Welt voll war, kennen zu lernen, ließ ich mich ihm, der fast immer bei den Auffahrten zugegen war, vorstellen. Der mittelgroße, schwarzbärtige Mann, zwischen dessen dichten Augen-

brauen eine tiefe Falte unter großer Stirn den „unabläſſigen Denker", wie James Watt die Erfinder zu nennen pflegte, bekundete, hob die Augen nicht gerade mit freundlichem Ausdruck zu mir auf, als der Freund meinen Namen nannte. „Ihr Name klingt deutſch," ſagte er, „ſind Sie Öſterreicher oder Deutſcher." Und als ich letzteres bejahte, ſchaute er noch finſterer drein, reichte mir aber endlich die Hand und ſagte: „Immerhin! was kann der Einzelne dafür? Sie ſind mir willkommen — aber im allgemeinen haſſe ich die Deutſchen. Was ſie Frankreich genommen — nun, Sie ſehen — dabei ſchwenkte er die Hand im Kreiſe, Frankreich kann's verſchmerzen. — Aber mir — mir ſelbſt", fügte er mit blitzenden Augen hinzu, „haben ſie ſechs Millionen geraubt. Die ſechs Millionen hätte ich mehr, wäre Preußen nicht der einzige Staat der Welt geweſen, der mir das Patent auf meinen Injektor verweigerte. Gleichviel — Sie ſind mir willkommen." Und damit geleitete er uns ſelbſt nach dem Ballon hin, der eben aus der Höhe wieder zum Boden ſchwebte und ſich wie ein Rieſenkondor, leiſe wippend, darauf feſtſetzte. Die Lokalität, von der aus der merkwürdige Apparat aufſtieg, und dieſer ſelbſt iſt bereits zu oft geſchildert und beſchrieben, als daß es nötig ſein ſollte, hier auf das techniſche Detail des letzteren nochmals zurückzukommen. Erwähnt ſei nur, daß der Ballon, der größte je angefertigte, aus einer vierfachen Lage mit Kautſchuk gedichteten, mit einem engen, feſten Netz überſtrickten Stoffes durch Nähte hergeſtellt iſt, deren Länge volle 25 deutſche Meilen beträgt, und daß ſeine Füllung aus 24000 Kubikmetern reinen Waſſerſtoffgaſes beſteht. Wenn die ſogenannte „Gondel", die hier eine Art von Ringgang von fünf Meter Durchmeſſer bildet, mit zwanzig Perſonen beſetzt iſt, ſtrebt der Ballon noch mit einer Kraft, die weitere zwanzig tragen könnte, in die Lüfte. Das Kabel, welches ihn feſthält und bei ſeinem Steigen durch eine Dampfmaſchine von einer langen Trommel ab-, beim Herabziehen auf dieſelbe aufgewickelt wird, hat die Stärke eines mäßigen Männerarms und iſt aus beſtem Hanf gewunden. Von der Dimenſion des Ballons gibt es kaum ein Bild, wenn man ſagt, er hat ſechsunddreißig Meter Durchmeſſer; aber wenn es heißt, ſeine Wölbung ſieht aus wie die Kuppel der St. Paulskirche zu London, aus mattem Silber getrieben, und hat faſt denſelben Durchmeſſer, ſo ſpringt die ganze Majeſtät der großen Kuppel deutlich in die Augen, die, wenn man Paris vom Arc de l'Etoile aus betrachtet, als die weitaus größte Kuppel der großen Stadt erſcheint. Während wir auf den Ballon zuſchritten, in deſſen atlasglänzender, durch das Netzwerk wie ein koloſſales Fliegenauge facettierter Haut ſich die Sonne mit tauſend Lichtpunkten ſpiegelt und von deſſen Seiten zahlreiche Taue in graziöſen Feſtons herabhängen, haben wir das Keſſel- und Dampfmaſchinenhaus zur Rechten, die Kommuneruine der Tuilerien im Rücken und den Arc de Triomphe vor uns. Links vom „Ballon Captif" wird auch ein weit kleinerer „Ballon Libre" gefüllt, der auch ſofort mit vier Inſaſſen aufſteigen ſollte. —

Die festen Türen der Gondel sind geöffnet, und wir treten, unter uns zwei Damen, in den Raum ein, der einem festen, aus Holz gefügten, mit noch festeren Tauen dicht überspannten, mit brusthoher innerer und äußerer Balustrade versehenen Rundgange gleicht, in dem zwei Personen sich bequem ausweichen können. Durch die offene Mitte des Rundgangs läuft das Tau vom Ballon herab und unterirdisch nach der Maschine hin, das uns im Augenblick noch fest am Boden hält. Ein allen Augen sichtlicher Meßapparat zeigt die Kraft an, mit der das Tau den Ballon in jedem Momente zügelt. Wohl hatte man sich, die Tage vorher, beim Vorübergehen an Giffards prachtvollem Ballon oft mit technischem Behagen an der Vortrefflichkeit der Ausführung auch des kleinsten Details gefreut, war aber auch mit sonderbarem Drucke auf die Magennerven der im raschen Aufsteigen kleiner und kleiner und immer bläulicher werdenden riesigen Kugel mit den Augen und mit dem Sinne dem Empfinden der Menschen gefolgt, deren über Bord der Gondel gebeugte Köpfe da droben in Licht und Duft verschwammen. Und jetzt sollte man selbst da droben in Nichts verschwimmen! Ich beobachtete die Gesichter der in die Gondel Eintretenden. Kein einziges hatte ganz seine gewöhnliche Farbe, und das leichtfertige Lächeln einiger zeigte einen eigentümlichen, gekniffenen Zug.

Jetzt klappt die Tür zu — ein Signal — der Boden weicht uns unter den Füßen — denn die Maschine rückt den Ballon nieder, damit die Anker gelöst werden können, die ihn am Grunde festhielten — dieser Ruck ist die letzte Bewegung, die wir fühlten. — Von nun an schwebte der Ballon in majestätischer, planetarischer Ruhe im Äther — aber die arme Erde begann in die wildeste Bewegung zu geraten! — Der Arc de Triomphe, die Tuilerienruine neigten sich rasch gegeneinander und krochen schleunigst unter uns. Das Louvre, der Tuileriengarten, die Place de la Concorde, die Vendomesäule, die Notre-Dame, das Hotel de Ville, alles geriet in das Zusammenlaufen nach dem Karusselplatze hin. — Und dann schoben sich in Hast über das Hotel des Invalides, die Madeleine, die Gare d'Amsterdam, wie Versatzstücke einer Theaterdekoration, das Bois de Boulogne, der Trocadero, die Ausstellung empor, das Silber der Seine brach überall oben zwischen Dächern, Türmen und Kuppeln hervor, und über all dem wieder türmten sich die grünen Vorstädte Auteuil, Grenelle, Passy Montrauge und wie sie alle heißen, hinauf, rasch überklettert von den dunklen Massen des Bois de Boulogne und den langen Linien des Hippodrom, wieder noch schneller überstiegen von den Forts und draußen dem lachenden Lande, den Villenschaaren und sanften Berglinien der Umgebung von Paris. Wie ein niedergehaltenes Fischbein schnellt die Avenue des Champs Elysees empor und hebt den Arc de l'Etoile immer mit uns auf Augenhöhe, bis auch er überstiegen, überragt von Neuilly und Sablonville, beinahe unter uns, klein und tief, fast verschwindet. Alle die Straßen und Boulevards und langen Avenuen der sich immer mehr in einen

Plan von Paris verwandelnden großen Stadt da drunten krümmen sich empor; die zusammenschrumpfenden Häuserreihen, Paläste und Kirchen neigen sich nach uns hin, den Einblick von oben in engste Gäßchen und Höfe zu gestatten; immer liliputanischer wird das Spielzeug, immer mächtiger, höher steigt der Horizont.

Einer nach dem andern der blauen Schleier, die sonst nur die Ferne verhüllen, legt sich zwischen uns und die immer tiefer hinabsinkende Welt; was uns mit ihr verbindet, spitzt sich nach unten zu und verschwimmt in Luft. Und jetzt liegt Paris da drunten, mit einem Blick zu umfassen, hohl in die Höhe gekrümmt wie in einer tiefen Schale, mit bläulichen, fernen Rändern, an denen Dörfer, Forts, Villen wie angeklebt hängen, an denen die Eisenbahnen wie glitzernde Fädchen steilrecht emporklimmen. Die unermeßliche Schale aber durchmißt, hier bis tief unter uns herab-, dort ebenso hoch hinaufsteigend, ein gewundener, perlmutterglänzender Streif, nicht breiter wie die Klinge eines Messerchens aus einem Damennecessaire, auf dem eilig, wie ganz kleine dunkle Käferchen, die Dampfboote hin- und widergleiten, und auf den noch schmaleren, blassen Linien der Straßen und auf den Plätzen, nicht größer wie Spielmarken, wimmelt ein mikroskopisches Leben feiner und noch feinerer Punkte, Wagen, Pferde, Menschen durcheinander — alles überhaucht vom Ferneblau der Tiefe! In tiefem Schweigen neigt die Gesellschaft der Gondel die Köpfe über das schwindelnde Tiefenbild; jede Hand hat ein Tau, eine Leiste angepackt, als gelte es sich festzuhalten.

Tonlos ist auch die Tiefenferne — schon in der ersten Minute des Steigens ist die Musik drunten unhörbar geworden, nach fünf Minuten schwieg auch das Brausen der Stadt, dann klang noch ein tiefer Lokomotivenpfiff verloren leise herauf, und dann war nur ein leises Säuseln der lauen Luft im Netz- und Tauwerk des Ballons, ein raschelndes Knattern von dessen Stoff noch das einzig Hörbare unter der gewaltigen, planetarischen Kugel, die mit uns zweitausend Fuß, viereinhalbmal so hoch wie der Turmknauf des Straßburger Münsters, im blauen Äther schwimmend hing, und deren Schatten sich einen Augenblick lang auf einem der leichten, tiefgehenden Wölkchen wallend zeichnete, die den Sommerhimmel durchsegelten. Und jetzt gerade, wo die Fahne unseres Kondukteurs, die bis jetzt bei raschem Steigen lustig nach unten geflattert hatte, als einziges Zeichen, daß wir uns bewegten, plötzlich dem Zuge des leichten Westwindes folgte, kundgebend, daß wir stille stünden, löste sich der kleinere freie Ballon, der ebenfalls auf dem Karusselplatze gefüllt worden war, vom Boden. Sein schnell über Straßen, Plätze, Dächer, Türme hineilender Schatten zeigte, daß er mit rapidem Auftriebe stieg — rasch schwoll seine Kugel beim Näherkommen an uns — jetzt war schon das feine Netzwerk auf ihrer kupferfarbenen Fläche sichtbar — einen Augenblick schien es, als müßten die beiden mächtigen Sphären sich berühren — aber ehe der Gefahrgedanke noch recht lebendig in uns werden konnte, schoß der freie

Ballon wie ein Adler so sonnenangeglüht und leuchtend an uns vorüber in den noch höheren Äther hinaus — unwillkürlich von uns allen aus gelöstem Herzen mit jubelndem Zurufe begrüßt. Und wunderlich genug hatten wir dabei ein leises Gefühl der Beschämung den freien Seglern gegenüber, die an uns gefesselten Luftschwimmern, wie es uns schien, mit stolzen Mienen nach oben vorbeiflogen. Einen Augenblick hindurch war der Eindruck, den die beiden gewaltigen Kugeln, nebeneinander im Himmelsraum herschwebend, machten, ein frappant kosmischer: Planet und Trabant. Und dieser verstärkte sich, als der freie Ballon, hoch über uns von schräger Sonne zur Hälfte beleuchtet, deutlich eine Mondphase zeigte. Hoch droben, in der Nähe der sinkenden Sonne, hängt der freie Ballon wie ein kleiner Planet, als kleine, erbsengroße Scheibe im blauen Licht. — Ob viele meiner Fahrtgenossen, die jetzt die Augen zu ihm emporheben, seine vier Insassen beneiden? Noch schauten wir zu dem freundlichen Gebilde empor, als unser Kondukteur, die vom Maschinenwärter drunten mit dem Fernrohr beobachtete Fahne schwingend, das Signal zum Niedersteigen gab. Und wieder blieb unser mächtiger Ball, in majestätischer Ruhe in blauer Luft und Abendsonnenschein schwimmend, unbeweglich im Raume, aber — was war das? Langsam schob sich der Arc de l'Etoile, der bis dahin unbeweglich unter unserem unermeßlichen Horizonte geruht hatte, hinter das Netzwerk des Ballons, die Sonne verschwand hinter dessen großer silberner Kugel, beschleunigteren Laufes folgte dem Arc das Bois de Boulogne — noch schneller der Trocadero — noch schneller die Forts Issy und Vanvres — der Silberstreif der Seine begann sich wie ein Wurm zu winden — da tanzten die Stationen der Westbahn und die von Sceaux hinter den Ballon, um eiliger, hastiger jenseits des Netzwerks wieder zum Vorschein zu kommen — da kam wieder die Seine und die Notre-Dame glitt unter uns — und dann rannte das Gehölz von Vincennes der Seine nach — und diesem der Père Lachaise — der ganze gewaltige Horizont, weit draußen, begann, langsam zuerst, und dann in immer schneller und schnellerem Tempo, um unsern Ballon, diesen ruhenden Mittelpunkt der Welt, zu rotieren. — Da tönte ein lauter Schrei in meiner Nähe, und eine der beiden Damen, die mit uns aufgestiegen waren, hatte die Hände vor die Augen gedrückt und sich auf den Boden der Gondel niedergeschmiegt — die andere murmelte, die Augen mit dem Ausdruck des Entsetzens öffnend und schließend, zu ihrem Begleiter empor: „Hätte ich dir doch gefolgt, das ist ja entsetzlich!" Und in der Tat war der Anblick der mit Fluß, Kirchen, Palästen, Gärten, Kuppeln, rauchenden Schornsteinen, tausenden von glitzernden Fenstern und der ganzen meilenweiten, grünen, mit Dörfern und Villen bedeckten Umgebung unter uns rasch und rascher rotierenden ungeheuren Stadt ein über die Maßen schwindelerregender, so daß auch die meisten Männergesichter die fatalen Züge zu zeigen begannen, durch welche die erste Anwandlung der Seekrankheit sich signalisiert, und jede Hand unwillkürlich das gepackte Tau oder

die Barriere fester umschloß. Die Drehung des abwärtsziehenden Taues war es, die den Ballon langsam kreisen machte, und die schwache Bewegung seiner Peripherie verwandelte sich in der Weite unseres Ausblickes in tollen Tanz, draußen fern am Horizont aber in rasende Jagd.

Die Wirkung wurde noch stärker, als der Ballon sich der Erde näherte, die Höhe der Gegenstände, über denen er schwebte, wieder zur Geltung kam. Da jetzt schnell hintereinander zwei Seiten der Türme, Häuser, Paläste sichtbar wurden, schienen diese sich hin und wieder zu neigen; die tiefen Klüfte der Straßen und Höfe öffneten und schlossen sich, die Bilder des Lebens auf den Plätzen, den Brücken, in den Gärten und auf dem Flusse schoben sich vor dem ungewohnten Sinn zu seltsamem Gewirre übereinander — bis — jetzt — rasch die Ruine der Tuilerien sich mit Louvre und Triumphbogen noch einmal im mächtigen Tanze dreht — alles das im Nu, dunkel und stabil, mächtig wieder über uns emporwächst — und ein Ruck — fest auf dem Boden — alles still steht — und nur die ungeheure Kugel des Ballons über uns jetzt noch langsam, goldig angeglüht, im tiefblauen Himmel hin und her schwingt. — Die Anker werden angelegt, die Türen der Gondel geöffnet. Die Damen lehnen bleich auf dem Arme ihrer Begleiter. Herr Giffard läßt jedem, der sein wunderlich-imposantes Gefährt verläßt, eine allerliebst geprägte Medaille von Goldbronze reichen, auf die ein bereit sitzender Stecher auf Kosten des berühmten Ingenieurs eines jeden Namen und das Datum der Auffahrt graviert. Fast alle, die mit droben waren, verlassen unter dem großartigen und starken und so durchaus neuen Eindruck den Bereich des „Ballon Captif" schweigend. Erst beim Austritt aus dem Karusselplatze wendet die junge Frau, die am Arme ihres Begleiters vor mir schreitet, noch einmal den Kopf nach der gewaltigen Kugel zurück und sagt: „Es hat mich nicht tiefer bewegt, als ich zum ersten Male das Meer sah."

Schattenarme.

Novelle

von

Franz Servaes.

Zu Beginn dieses Weltkrieges starb in Rio de Janeiro, einsam und unbeachtet, ein ehemals viel genannter und „zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigender" deutscher Diplomat, Graf Hadrian Serravalle. Von den glänzenden Hoffnungen war freilich wenig oder nichts in Erfüllung gegangen. Vielmehr hatte Graf Hadrian, der einem ehemals südtirolischen, noch immer angesehenen und vermögenden Adelsgeschlecht entstammte, nur eine fast unterwertige Dienstlaufbahn hinter sich, die ihn nach Brasilien, Venezuela, Montenegro, Korea und, auf ihrem Höhepunkt, für zwei, drei Jahre nach Brüssel geführt hatte. Trotzdem verdient das Andenken dieses jedenfalls merkwürdigen Mannes und seines nicht alltäglichen Lebensschicksals der drohenden Vergessenheit entrissen zu werden, die zumal in diesen lärmerfüllten Tagen alles Stillere und Mittlere verschlingt. Er war in mancher Hinsicht ein Mann außer der Linie: dies erklärt vielleicht am ehesten das, man möchte sagen, Unzutreffende seines Geschicks.

Die ihn gekannt haben, werden ihn jedenfalls treu im Gedächtnis behalten, als eine unverwechselbare, eigentümlich faszinierende und tiefmenschliche Persönlichkeit. Vor allem hatte er gar nichts an sich vom landläufigen Typ eines Diplomaten, außer allenfalls das Auftreten eines lässigen Grandseigneurs. In einer Wiener Gesellschaft, in der ich ihn vor zehn oder zwölf Jahren kennen lernte, hatte ich mich über eine halbe Stunde lang mit ihm unterhalten, ohne zu merken, daß mein paradoxienreicher Unterredner, der von indischer Philosophie zum modernsten Kunstgewerbe und von Begegnungen mit Maeterlinck zu Impressionen aus argentinischen Matrosentanks graziös und zwanglos hinübervoltigierte, irgendwie im politischen Leben stand. In seinem ganzen Gebaren erschien er wie die Sorglosigkeit selber, gleich als ob er weder etwas zu verbergen noch gar auszuforschen hätte, sondern von dem, was ihn erfüllte, freigebig und nichtachtend nach allen Seiten zu spenden gewohnt wäre. Richtig ausgenutzt, wäre das gewiß eine äußerst schätzbare Diplomateneigenschaft gewesen. Aber der gute Graf Serravalle war viel zu wenig ehrgeizig und streberhaft und vielleicht ein zu beflissener Ausschlürfer

jedes köstlichen Erdenaugenblicks, als daß er seine natürlichen Gaben in zähbewußter und ausdauernder Kleinarbeit pedantisch hätte ausnutzen mögen. Er war überhaupt unkorrekt. Nicht einmal sein Anzug war frei von einer gewissen Willkürlichkeit und hatte einen Stich ins Bohemehafte. Dabei war er eine stattliche, vornehme Erscheinung, vielleicht etwas zu sehr in die Höhe geraten, mit einem langen, dünnen Vollbart unbestimmter Färbung, in dem er mit langen, dünnen Fingern gern herumspielte.

Sein Wesen beleuchtet am besten eine kleine Anekdote. In seiner Brüsseler Zeit verkehrte er im Hause eines reichen und ehrgeizigen Barons, der besonders wegen der kulinarischen Genüsse, die er zu verabreichen pflegte, in jener Stadt einen autoritären Glanz um sich zu sammeln verstand. Dort führte Graf Hadrian auf einer größeren Gesellschaft eines Abends einen gutangezogenen, bescheidenen und liebenswürdigen jungen Mann ein, der mit tadellosen Manieren eine kluge Aufmerksamkeit zu zeigen wußte. Bei Gelegenheit befragt, wer dieser sympathische junge Herr, dessen Name vergessen worden war, gewesen sei, gab der Gesandte des deutschen Reiches mit einer die Umstehenden verblüffenden Arglosigkeit zur Antwort: „Es war unser Gesandtschaftskoch. Er hatte von der exquisiten Küche dieses Hauses mit Bewunderung vernommen und mich gebeten, ihm Gelegenheit zu verschaffen, seine Studien zu machen. So habe ich mir erlaubt, ihn bei Ihnen einzuführen." Als der Hausherr seine Verwunderung nicht zurückhielt und sich zu einer etwas pikierten Bemerkung verstieg, lachte Serravalle gutmütig und kindlich und gab zur Antwort: „Ob mein lieber Kunze Küchenchef ist oder etwas anderes, das ist ja doch alles eins. Sie, mein Verehrtester, sind Baron und ich bin ein einfacher Graf. Wenn man nicht mindestens regierender Fürst ist, so macht dies doch anderen Menschen gegenüber keinen Unterschied aus." Es wird erzählt, daß dieser geringe Vorfall nicht wenig dazu beigetragen habe, Graf Hadrians alsbaldige Abberufung von Brüssel und Versetzung nach Söoul herbeizuführen.

Dort, in der koreanischen Verbannung, mußte er es volle vier Jahre aushalten. Dann gelang es ihm, den von ihm heiß angestrebten Posten eines deutschen Gesandten in Rio de Janeiro zu erhalten. An diese Stadt fesselten ihn köstliche Jugenderinnerungen, die eine eigentümliche Macht über sein ganzes Gemütsleben besaßen; in dem Maße, daß er der unbesieglichen Einbildung lebte, nur an diesem über alles geliebten Punkt der Erde ganz gesund sein zu können. Wiederholt schon, wenn er sich „draußen krank" fühlte, war er für Wochen oder Monate nach Rio zurückgekehrt und hatte daselbst in einem Zustand schwermütig-seliger Halbdämmerung und bei vollendetem Nichtstun seine ganze Urlaubszeit verbracht. Er war Junggeselle geblieben, und auch dieses hing mit Rio zusammen. Denn dort hatte er Rosita kennen gelernt, das bräunlichgelbe, kraushaarige Caboclosmädchen. Und an Rosita dachte er immer wieder zurück. Sie war ein Geschöpf von kätzchenhaft-weicher,

unendlich betulicher Einschmiegsamkeit gewesen und dabei von einer alle Sinne aufreizenden und berückenden Weibhaftigkeit. Ob sie auch „schön" war? Lächerliche Frage. In Graf Hadrians Augen gab es nie Schöneres auf der Welt, nichts, dem er so unbefangen selig verfallen war.

In einem jener kleinen Seitengäßchen, die von der Rua do Ovidor ins Unwegsamere hinaufführten, und in denen zwischen die Kühle der hohen Steinmauern so eigentümlich heiße Spezereiendüfte wogen, war an einem schwülen Frühlingsnachmittag Rosita an ihn herangestreift. Kaum viel anders denn als ein loses Dirnchen. Sie trug über einem braunen Rock eine grünschillernde, giftigfunkelnde Seidenbluse und einen weißen, zusammengeknäuelten Spitzenschal schräg darüber hingezogen; dazu hinter dem Ohr eine stechendgelbe Blume in Helianthenform. Sie kam sich sehr geputzt vor, obgleich ihre Schuhe zerlöchert waren und an einer Stelle ein rosiges Zehlein hervorgucken ließen. Dieser kleine rosige Zeh, von kinderhaft-unschuldigem Aussehen, zog Hadrians Augen, gleich einer prickelnden Verführung, auf sich. So war er artig und aufgeweckt mit dem verwahrlosten Kind und tuschelte ihm alle seine portugiesischen Koseworte in die kleinen ungewaschenen Öhrchen. Er ließ sich sogar in ein von einer schlampigen Negerin bewachtes, höchst zweifelhaft anmutendes Gelaß ziehen, wo er indes wider Erwarten nicht mittelst vorgehaltener Karabiner um seine Barschaft geprellt wurde, sondern mit einem ganz geringen Zehrpfennig sich loskaufte. An das ganze Abenteuerchen hatte er kaum noch gedacht, als ihm Rosita, zwei Tage später, abermals in den Weg lief. Sie bezeugte solch unverhohlene und unartikulierte Freude über die Begegnung, daß der noch leidlich jugendliche deutsche Gesandtschaftssekretär sich gerührt fühlte und nicht zu widerstehen suchte. Er lud das niedliche Caboclosmädchen zu sich ein und bewirtete es zu dessen höchstem Entzücken mit bescheidenen Leckereien. So kamen sie allmählich zusammen. Rosita zog in das Grafenheim und schwang das Pantöffelchen; es war aber diesmal ein unversehrtes, sogar eines aus feuerrotem Saffian, und sah wie ein huschender Blitz aus, wenn es im Zorn oder Übermut durch die Luft geworfen wurde.

Hadrian liebte an Rosita die Natur. Sie war gänzlich unverstellt; selbst dann, wenn sie log und betrog. Ohne Lügen und Betrügen hätte sie nicht zu existieren vermocht. Dies begriff Hadrian und nahm es als Naturgegebenes hin. Er hatte sogar seinen Spaß an Rositas listiger und phantasievoller Verschlagenheit. Er tat mit Wonne, als ob er ihr alles glaubte, um sie dann hinterher mit Überlegenheit auszulachen und zu ganz allerliebsten Zornträncheu und schwulstig übereinandergetürmten Beteuerungen ihrer unbedingten Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit zu reizen. Er genoß dies alles als Schauspiel. Es bereitete ihm eine kleine Befriedigung, daß das hurtige, abgefeimte Tierchen ihn gar nicht belügen konnte, gerade weil er ihren Lügen freien Lauf ließ. Und er hatte seine kennerhafte Ästhetenfreude an den vielen und immer wechsel-

vollen theatralischen Manövern, mit denen die kleine Gaunerin sich vor ihm in Szene setzte. Bis sie schließlich durch seine unerschütterliche Heiterkeit und überlegene Güte besiegt war. Sie log zwar auch dann noch — diesen Urinstinkt konnte sie nicht unterdrücken — aber sie war nichtsdestoweniger ihrem „senhor alemão" unbedingt ergeben. Ja, sie war für ihn erglüht, sie bewunderte ihn. Er war ihr Gott.

Wer weiß — wenn dieses Liebesverhältnis lange gedauert hätte — ob es dem wählerischen deutschen Grafen nicht schließlich zum Überdruß geworden wäre. So aber wurde es mitten in seiner schönsten Entwicklung abgebrochen, schon nach wenigen Monaten, und in so tragischer Weise, daß es mit Unwiderstehlichkeit in das Gedächtnis des Liebhabers sich eingrub. Und doch war es die unscheinbarste kleine Begebenheit, die sich denken läßt. Auf einer Fahrt in die Campos hatte Rosita eine besonders schöne Blume, die an ein verdächtiges Dickicht gekauert stand, erblickt, und sie war, trotz Hadrians warnenden Zurufen, aus dem Gefährt gesprungen, um sie zu pflücken. Und da war es ihr denn begegnet, daß sie von einer Giftschlange gebissen wurde. Sie schrie jämmerlich auf und griff nach der wie Feuer brennenden Wade. Dann kam sie herangehumpelt, mit vor Heulen verzerrtem Gesicht, wie ein Lümpchen zusammengeduckt, und unterließ es dennoch nicht, als sie an den Wagenschlag trat, die Blume ihrem großmütigen Kavalier mit anmutsvoller Biegung zu überreichen. Gleichzeitig blickte sie ihn mit so unbegrenzt hingebungsvollen Augen, in denen die schmerzvoll erregte Angst funkelte, an, daß der reine, tiefe Grund ihrer vielbemakelten Seele wie eine Offenbarung emporleuchtete. Graf Hadrian ließ sofort wenden und, was die flinken, kleinen Steppenrosse nur laufen wollten, der Stadt zujagen. Allein es war zu spät. Rosita war nicht mehr zu retten. Erst wurde das kleine, qualdurchzuckte Bein vom bebenden Körper losgetrennt, dann verzehrte auch diesen das eingedrungene Gift, und Rosita starb, unter brennenden Foltern und gestammelten Liebesworten, die schwere deutsche Hand ihres Freundes, wie einen letzten Rettungsanker, unverbrüchlich und sehnsüchtig umklammert haltend.

*

Graf Hadrian Serravalle wurde vom Tod seiner Geliebten schwerer betroffen, als er geahnt hatte. Konnte es denn sein, daß ein dummes brasilianisches Weibchen in weniger als einem halben Jahre tief genug in sein Leben hineinwuchs, um unentwurzelbar darin haften zu bleiben? Er schämte sich ein wenig solcher Schwäche und suchte die Erinnerungen an Rosita zu verscheuchen. Desto züngelnder und langender kamen sie herangeschlichen, und bald sah er sich von einem Flammenmeer süchtiger Leidenschaften umlodert, dessen er nicht Herr werden konnte. Trat er ins Freie hinaus, sei es, daß er die Palmenpromenaden am Meere hinwandelte oder sich hinaufwendete ins Gebirge, das

in majestätischem Gürtel die Stadt umrandet, oder selbst auch, wenn er sich in das exotisch-eitle Gewühl stürzte, daß die prachtbautenbesetzte „Avenida" mit leerem Gelärm erfüllt, auf Schritt und Tritt spähte er aus, ob Rositas fein sich wiegende Gestalt auf leichten Tritten ihm entgegenhüpfte, ob ihr graziöses Lächeln irgendwo aufblitzte, sich kräuselnd über perlblinkenden Zahnreihen. Aber obwohl es doch eigentlich viele Rositas im mädchenreichen, sinnlichen und abenteuerfrohen Rio geben mußte, die richtige und eigentliche kam doch nicht wieder, gleich als ob sie nur ein einziges Mal vorhanden gewesen wäre und unter Scharen als Unvergleichliche herausgeleuchtet hätte. Noch tiefer aber entbehrte er sie daheim. Es war doch mehr als Wollust gewesen, was sie ihm geschenkt hatte. In all den sinnlichen Umstrickungen, mit denen sie ihn durchglüht hatte, mußte doch auch noch ein Besonderes, Seelisches gebrannt haben; sonst vermochte er sich diese eigentümliche Herrschermacht über den Tod hinaus nicht zu erklären. Und er erinnerte sich, wie vergnügt und harmlos er mit ihr geschäkert und gelacht hatte, wie er sie bald wie ein zartes kleines Kind, bald wie ein brav besorgtes Mütterchen in die Arme geschlossen hatte, und er sagte sich, daß er glücklicher mit ihr gewesen war, als er jemals gewußt hatte. In Gesellschaft, wo er durch barocke, abspringende Laune auffiel, liebte er damals ein Bismarcksches Paradoxon zu zitieren, wonach das Leben „wie ein geschicktes Zahnausziehen" sei. „Man denkt, das Eigentliche soll erst kommen, bis man mit Verwunderung sieht, daß es schon vorbei ist." Nur daß es ihm just im umgekehrten Sinne ergangen war. Nicht der Schmerz hatte sich unbemerkt an ihm vorbeigeschlichen, sondern das Glück. Er hatte geglaubt, in einer flüchtigen, leidenschaftslosen Sinneständelei zu leben, und es sah jetzt ganz so aus, als ob es die „große Liebe" gewesen wäre — sofern es eine solche in seinem Leben überhaupt geben konnte.

Was suchte er jetzt länger in Rio? Dieses allzu schöne Sündenparadies mit seiner Überzahl von Verführungen fing an, ihn zu bedrücken. So sehnte er sich fort und hatte es nicht allzu schwer, den wenig begehrten Posten eines Vertreters der deutschen Interessen in Caracas zu bekommen. Die sechs Jahre daselbst wurden seine stillste und arbeitsamste Zeit. Zwar amtlich gab es nicht gar viel zu tun. Um so mehr las er und sammelte und beteiligte sich zuweilen an den spannungsvollen Aufregungen tropischer Jagden. Rosita blieb die stille Gebenedeite seines Herzens. Sie verwandelte sich geradezu für ihn zu einem mystischen Wesen, das mit Schattenarmen nach ihm langte. Und ihren tragischen Tod sah er als einen Opfertod an, den sie für ihn gestorben war. Daß sie es in seelischem Halbschlummer getan hatte, wie aus einer Art von tierischem Urtrieb heraus, dünkte ihn besonders verehrungswürdig. Er haßte das überspitzte Bewußtsein der Europäer, haßte es am meisten bei sich selber. Und mehrfach ließ er in geheimnisvollen Andeutungen gesprächsweise durchblicken, daß er von einer geistig nie geweckten Halbwilden tiefere

Erkenntnisse über die Wahrheit und Güte der Menschennatur empfangen habe, als aus den überlegtesten Werken großer Philosophen. Diese Ansichten, die er nur schwach begründete und als „intuitiv" zu behandeln liebte, galten, nicht ganz mit Unrecht, für schrullenhaft und überspannt und trugen so dazu bei, ihm die kühle und scheue Stellung eines Sonderlings zu verschaffen. Und die wiederholten geheimnisvollen Fahrten nach Rio, über deren Zweck niemand Sicheres zu erfahren vermochte, verstärkten noch diesen zweifelhaften Nimbus.

Ein längerer Aufenthalt in Europa, erst in Cettinje, dann in Brüssel, wirkten nach dieser Richtung auf den Grafen Serravalle wohl einigermaßen günstig ein. Damals war auch Rositas Schattengestalt langsam für ihn verblaßt und verflüchtigte sich immer mehr zu einem seltenen Spuk einsamer Nächte. Aber später in Söoul schien sie neues Lebensblut zu trinken. Sie begann geradezu eine götzenhafte Tyrannei über ihn auszuüben, erschien ihm wiederholt im Traume und befahl ihm mit eigenwillig-herrischem Starrsinn, nach Rio de Janeiro zurückzukehren, um ihr zu huldigen. Dies wuchs sich in solchem Grade bei ihm aus, daß der Graf bereits anfing, für seinen Verstand zu fürchten, und für sich kein anderes Heilmittel mehr wußte, als dem Befehl Folge zu leisten. Er beschloß, die Stätten schönster und törichtester Jugenderlebnisse „nach zwanzig Jahren dumpfen Einsiedlerlebens" (wie er sich ausdrückte) wieder aufzusuchen. Als die Regierung endlich seinem wiederholten Drängen nachgab, atmete er auf, wie befreit, und schiffte sich ein mit einem Gefühl hochgeschwellter Hoffnung, wie sie etwa ein langjähriger Patient haben mag, dem ein berühmter Arzt vom Besuch einer bestimmten Heilquelle die sichere Genesung verheißen hat.

*

Herrlich war die Einfahrt in Rio de Janeiro, das Graf Hadrian seit nunmehr neun Jahren nicht wieder betreten hatte. Er stand am Bug des Schiffes — es war in frühester Morgenstunde, sämtliche Passagiere lagen schlafend in ihren Kojen — da stand er, und die Augen wollten ihm übergehen vor seligem Staunen über die Pracht des vor ihm sich weitenden Anblicks. Sein Herz schlug und seine Nerven vibrierten. Leise zitterte das Schiff, an dem die Wogen unabläßig mit dumpfem Klatschen vorbeirollten. Und drüben schwankte die Landschaft ihm entgegen. Die breit hingewuchteten Berge schaukelten bedächtig hin und her: der Paõ de Assucar und der schon von einer Drahtseilbahn entweihte Corcovado. Und darunter bog sich die malerischste aller Küsten, funkelte bunt wie ein Blumenbeet durch silberweißen Nebel und erschauerte dann plötzlich unter dem sich lösenden Schuß einer Kanone. Jetzt erwachte auch das Schiff, und die unheilige Menge kam aufs Deck gestürzt, um auswendig gelernte Bewunderungsrufe auszustoßen. Graf

Hadrian zog sich leise zurück und kam aus seiner Kabine erst wieder zum Vorschein, als das Schiff schon fast völlig entleert war.

Im Amt erwartete ihn reichliche Arbeit. Die ersten sechs Wochen in Brasilien gingen hin, ohne daß er überhaupt zur Besinnung kam. Rositas bleicher Schatten schwebte nur ganz im Hintergrunde hie und da an seinem Bewußtsein vorüber. Dann aber begannen ruhigere Zeiten, und eine Art von Verpflichtungsgefühl kam über Graf Hadrian, die tote, nun fast auch verschollene Geliebte „suchen zu gehen". Aber seltsam, sie blieb tot, sie blieb verschollen. Grade die gegenwärtige Realität jener Stadt, in der sie vor zwei Jahrzehnten — einer längeren Zeit, als ihr zu leben vergönnt gewesen war — ihr Falterdasein geführt hatte, wollte eine präzise Erinnerung nicht wieder aufkommen lassen. Alles, was da war, gab sich so erschreckend anspruchsvoll und bestimmt. Es wollte gelten und war keineswegs gesonnen, Gespenster neben sich zu dulden. Schon die Tramway, die mit rasendem Geläut die Hauptstraßenadern durchsauste, von grellen, hastigen Scharen bestiegen und bevölkert, war ein Schlagetot aller nebulosen Phantasien und Sentimentalitäten. Und jedes kokette Ding, das ähnlich herausgeputzt wie einst Rosita, mit ähnlichen Blicken und ähnlich geschmeidigen Bewegungen die Blicke der wandelnden gelben Stutzer und frech lungernden Neger auf sich zog, schob sich mit dreister Selbstverständlichkeit an die Stelle der entschwundenen und längst hundertfach ersetzten Schönen von „Anno dazumal". Und war er nicht selbst älter geworden inzwischen? War sein Haar nicht grau durchzogen? Waren nicht Falten und Runzeln um seine Augenwinkel eingezeichnet? Spotteten nicht vielleicht die behenden, glatthäutigen und dunkeläugigen Caboclosmädchen des fremden, ergrauten Toren, wenn er langbeinig ihnen nachstieg und sie wohl gar mit Werbeworten anging? Ach nein, sie spotteten seiner nicht, wenigstens nicht offenkundig. Sie warfen ihm herausfordernde und gewährende Blicke zu, als einem gut gekleideten Kavalier, zu dessen Börse man wohl Vertrauen haben konnte. Doch diese Blicke scheuchten den Grafen Hadrian noch mehr in sich selber zurück, machten ihn unsicher und bedenklich und lähmten seine Unternehmungslust.

Er ging wieder nach Hause und saß stundenlang im Dunkeln. Allerhand Erinnerungen schwebten und zerrannen, Träume drängten sich ein, und mählich schien Rosita einen neuen Schemenleib zu bekommen. Zuweilen beschlich's ihn, als verspüre er, um sich wehend, ein kühles Blasen ihrer Atemzüge. Und trotzdem — die in der fernen Fremde so lebendig, so befehlshaberisch sich geregt hatte, hier konnte sie, in ihrer Heimat, nicht mehr recht Blut gewinnen, zerflatterte immer wieder und zerging, wollte sich mit nichten bannen lassen. Im Grunde war ja Graf Hadrian froh hierüber. Durfte er es doch als ein sicheres Zeichen seiner Gesundung betrachten. Trotzdem trieb ihn eine lästige Beunruhigung seines Blutes wieder aus dem Hause, jagte ihn stachelnd umher und verschlug ihn, in allmählichen Wanderungen, bis in das schmutzige

Gewinkel abgelegener Gäßchen, in denen ein zerlumptes und unlauteres Gesindel sich mit frecher Scheulosigkeit an ihn drängte. Ekel wollte ihn überkommen, doch seine eigensinnige Laune zwang ihn, zu bleiben, sich nicht entmutigen zu lassen und Rosita weiter suchen zu gehen. Und so hing denn auch wirklich ein geldgieriges, geiles Frätzchen nach einiger Zeit an seinem Arm, zerrte ihn durch ein übelriechendes Gefäll starrender Mauern und verdreckter Stiegen in ein dumpfes Gemach und bot ihm Liebeslohn. Hatte sie ihn bis dahin durch eine larvenhafte Ähnlichkeit mit Rosita behexen und widerwillig mit sich ziehen können, so brachte sie ihn jetzt durch unverhüllte Buhldirnengier und nackt entblößten Geschäftsgeist wieder völlig zu sich — und der Ernüchterte floh voller Schauder, nachdem er durch ein hingeworfenes Goldstück das kreischend danach haschende Weibsstück von sich abgeschüttelt hatte.

Indes ungestraft hatte er nicht aus dieser Lasterhöhle entkommen sollen. Nach einiger Zeit spürte er ein eigentümliches Unbehagen in seinem ganzen Körper, Schwäche und Schwindel befielen ihn, kalter Schweiß brach aus allen Poren und lief über den sich erhitzenden Leib, und gleichzeitig glaubte er vor Durst und Trockenheit im Hals elend verdursten zu müssen. Schwer fiebernd wurde er in ein Hospital geschafft. Dort lag er viele Tage ohne Bewußtsein, und an seinem Aufkommen wurde ernstlich gezweifelt.

Das gelbe Fieber hatte den Grafen Hadrian erfaßt, durchwütete seinen ganzen Organismus und ließ nur einen abgezehrten, entkräfteten, erbarmungswürdig zerfallenen Menschenschatten zurück. „Ein paar Wochen mag er noch hinsiechen," sagte der Arzt, „und dann ist es aus." Hatte der wie ohnmächtig Daliegende diese in französischer Sprache zur Krankenpflegerin geäußerten Worte vernommen und verstanden? Seltsam war, daß er einige Sekunden später zum erstenmal mit festem Blick die Augen öffnete, den Arzt und die Schwester prüfend maß und dann in seine Lethargie zurücksank. Irgend ein anderes Lebenszeichen gab er nicht von sich, äußerte auch keinerlei Unruhe, blieb vielmehr matt und apathisch liegen.

Erst am folgenden Tage zeigten sich bedeutsamere Anzeichen eines allmählichen Wachwerdens. Die langen, abgemagerten Arme lagen, knochig konturiert und ausgestreckt, auf der Decke. Der scharf herausgemeißelte Kopf mit dem eigenwillig gewölbten Schädel und dem lang herabfließenden, jetzt ganz ergrauten Schmalbart war, wie in tiefem Sinnen, auf die Brust gesenkt. Aber die Augen waren weit aufgeschlagen und bewegten sich langsam rundum, als schweiften sie das ganze Zimmer ab, in dem es indes recht wenig zu schauen gab. Nicht einmal ein Bild zierte die graugetünchten Wände, die nur unterbrochen wurden durch eine ärztliche Merktafel, ein Kruzifix, den Spiegel über dem Waschtisch und durch das Fenster. Der Spiegel hing so, daß der Patient den sonst unsichtbaren Teil des Zimmers darin wahrnehmen konnte, ohne sich indes selber zu erblicken. Und so beobachtete er darin die Pflegeschwester, die in der Nähe des Fensters mit einer Häkelarbeit saß. Auf

den ersten Blick erkannte er, daß sie keine Eingeborene und zweifellos eine Europäerin war. Ob sie eine Deutsche sein mochte? oder vielleicht eine Schweizerin? In gewissem Grade berührte ihre Erscheinung ihn heimatlich. Es war eine schlichte, ruhige Person von gleichmäßigen Formen und sanfter, harmonischer Gesichtsbildung, so etwa um die Dreißig. Dunkelhaarig war sie und, offenbar durch längeren Aufenthalt in tropischem Klima, leicht gebräunt. Aber dieses Bräunliche hatte einen samtigen, milden Charakter und nichts von dem Sinnlich-Lodernden echter Südländerinnen. Die Augen hielt sie gesenkt unter schweren Lidern, wie ganz ihrer Handarbeit hingegeben — oder vielleicht auch in Abwesenheiten versponnen. Jetzt seufzte sie einmal leicht, hielt einen Moment in der Arbeit inne und schlug dabei kurz und voll die Augen auf, graue, tiefe und dunkle Augen, in denen ein unnennbar reiches Weh seelenvoll durchleuchtet wurde von selbstvergessenem Erbarmen. Doch schon hatten die Augenlider sich wieder gesenkt, und unbeweglich saß die Figur im Spiegel, ein ganz in sich zusammengehaltenes Bild, an dem bloß die fleißigen Finger lebendig sich regten.

Noch eine Zeitlang verhielt Graf Hadrian sich ruhig, dann murmelten seine Lippen mit ganz schwacher, zitteriger Stimme:

„Bitte, Wasser!"

Sofort erhob sich die Pflegerin, trat an das Bett des Kranken, blickte voll gütiger Freundlichkeit auf ihn nieder und fragte mit einem wie Celloton weichen und vollen Alt:

„Est-ce que Monsieur désire de l'eau?"

Eine Französin also! Über dieser Konstatierung, die ihn ganz beschäftigte, vergaß Graf Hadrian das Antworten, so daß die Pflegerin ihre Frage in teilnehmendem Tone wiederholte. Jetzt erst bestätigte der Kranke seinen Wunsch, empfing die hilfreich gespendete Labe und blickte dabei die Geberin, ohne sich dessen bewußt zu werden, unverwandt an. Diese lächelte, ein wenig verlegen, ein wenig verzeihend, und fragte, ruhig stehen bleibend, wie der Herr Graf sich befände und ob der Herr Graf sich bereits etwas wohler fühle?

Serravalle dankte, äußerte seine Zufriedenheit und erkundigte sich nach der Tageszeit und dem Datum. Nach erhaltenem Bescheid fragte er weiter, wo er sich befinde und wie lange er bereits hier liege. Er vernahm, daß das Hospital auf einer kleinen Meerinsel nahe bei Rio in allerbester Luftgegend erbaut sei und daß er bereits zwei bis drei Wochen die dortige Pflege genieße. Er hätte auch gern etwas über sein Gesandtschaftspersonal erfahren. Doch die Pflegerin brach das Gespräch ab, legte, halb wie im Scherz, den Finger auf den Mund und trat vom Bett zurück, um ihren Fensterplatz wieder einzunehmen.

„Nur eines müssen Sie mir noch sagen," beharrte der Kranke fast flehentlich. „Bitte um Ihren Namen."

„Soeur Francine nennt man mich," erwiderte die Pflegerin einfach und entfernte sich lautlos. Saß wieder an ihrer alten Stelle, in derselben Haltung wie zuvor, bei derselben Arbeit. Serravalle sah sie an durch den Spiegel, doch wurde das Bild undeutlicher und undeutlicher — denn er schlummerte darüber ein.

Beim Traum in der Frühe, nach langem, stärkendem Schlaf, war die Erscheinung der Schwester Francine um ihn geschäftig und lebendig. Sie war gekleidet wie eine mittelalterliche Burgfrau, trug einen großen, klirrenden Schlüsselbund an der Seite, schritt durch weite, hallende Gemächer und war seine Mutter. Er aber war ein trotziger, ungezügelter Bub, der die wildesten Pferde ritt und, vom Hufschlag eines Fuchshengstes in die Seite getroffen, verwundet nach Hause getragen wurde. Da nahm ihn seine Mutter in die Arme und trug ihn auf ein Ruhebett. Und sie kam und brachte ihm Wein und Früchte. Und fuhr ihm mit zarter, linder Hand über Stirn und Hals. Plötzlich aber fiel ihm ein, daß es ja gar nicht seine Mutter wäre, die ihn derart liebkoste, sondern daß eine fremde Gefangenenwärterin ihn heimlich zu erwürgen trachte. Ein Röcheln drang aus seiner Kehle, und verwirrt schlug er die Augen auf. Das Zimmer, in dem er lag, war leer. Bloß die Sonne fiel keilförmig durch das geschlossene Fenster hinein, und in ihrem Strahl tanzten, jenseits des sein Bett umspannenden Schutznetzes, einige summende Moskitos. Dumpf atmend lag Graf Serravalle da, er litt jetzt in wachem Zustande unter einem Gefühl von Hilflosigkeit und Verlassenheit. Allerhand Kindheitserinnerungen waren in ihm geweckt worden, er sehnte sich heftig nach seiner längst verstorbenen Mutter und bat es ihr im Geiste ab, daß er sie im Traume mit einer wildfremden Person fremder Nationalität verwechselt habe, bloß weil diese jetzt um ihn beschäftigt war. Übrigens mochte es ja sein, daß Schwester Francine mit der Gräfin Agnes Serravalle eine Spur von Ähnlichkeit hatte, vor allem im sanften Glanz der dunklen, religiös-entfachten Augen. Er hatte diese Augen sonst nie mehr wiedergefunden. Sie waren ihm bei der Krankenpflegerin auch anfangs gar nicht aufgefallen und erst im Traum zum Bewußtsein gekommen. Aber ob sie wirklich diese Augen hatte? Er war geneigt, es zu bezweifeln. Was gaukelte man sich nicht alles vor in seinen Phantasien?

Nach einiger Zeit trat Schwester Francine ins Zimmer, war sachlich und freundlich, doch ohne jeden persönlichen Beiton. In ihrem ganzen Wesen wirkte sie nüchtern und kühl. Auch ihre Augen schienen ihm durchaus alltäglich. So gab er sich nicht die Mühe, zu sprechen, ließ die Wärterin ihre Arbeit tun und wieder hinausgehen. Er selbst duselte dabei ein. Dann kam der Besuch des Arztes, verbunden mit einer lästigen und, wie ihm dünkte, recht überflüssigen Untersuchung. Es folgte die fade Quälerei der Ernährung, andere Unannehmlichkeiten blieben nicht erspart, und erschöpft sank Graf Hadrian in stundenlangen Schlaf, um erst spät am Nachmittag daraus zu erwachen.

Eine angenehme Mattigkeit erfüllte seine Glieder. Er streckte sich behaglich aus, sinnierte ein wenig vor sich hin und blickte dann in den Spiegel. Da saß „Soeur Francine" wieder auf ihrem Platz wie gestern, in derselben Haltung und bei derselben Arbeit. Und ebenso in derselben Reglosigkeit. Er beobachtete sie genau, beinahe kritisch. Sie konnte sich ruhig betrachten lassen. Mochte sie auch nicht gerade jung und schön sein, so lag doch eine seltene Ausgeglichenheit über ihrer ganzen Erscheinung: der stille, sympathische Zauber europäischer Weiblichkeit. Plötzlich mußte Serravalle denken, wie wohl Rosita da gesessen haben möge. Und damit stieg sofort ein Unbehagen in sein Blut. Er mochte sich Rosita jetzt nicht vorstellen. Alles schien ihm absichtlich an ihrem Wesen, irgendwie auf Aufreizung berechnet, nicht im tiefsten rein und lauter. Er war froh, daß eine Europäerin in seiner Nähe saß: eine, die gar nichts von ihm wollte; die sich nicht einmal bemerkbar zu machen suchte; deren innerstes Wesen in prunkloser Aufopferung bestand. Dem edelsten Menschheitsdienste hatte sie sich gewidmet, der Krankenpflege. Und in ihrem ganzen Wesen war ausgedrückt, daß es ihr ernst damit gemeint war. Gerade ihre scheinbare Teilnahmlosigkeit war ihr Vorzug. Sie pflegte ohne Ansehung der Person, einzig aus einem erhabenen Pflichtgefühl heraus. So wie sie ihn, den alternden deutschen Grafen, in ihre Obhut nahm, nicht anders wie einen hübschen und liebenswürdigen jungen Landsmann, genau mit der gleichen Bereitwilligkeit würde sie auch den unausstehlichen Launen einer sekanten, stets unzufriedenen und verwöhnten Bettel sich fügen oder würde die ekelerregenden Schwären und Wunden eines pestilenzialisch entstellten, übelriechenden und verkrümmten Proletarierleibes waschen und verbinden.

Graf Hadrian mochte irgendwie sein Wachsein verraten haben. Schwester Francine erhob sich und trat an sein Bett. Die Augen, mit denen sie ihn sorgend anblickte, das waren wahrhaftig die seiner seligen Mutter! Die Täuschung war in diesem Augenblick vollkommen. Und mit einer Vertrauensseligkeit, die ganz aus dem Herzen kam und innerlich wohltat, ließ Graf Hadrian sich von ihr betreuen. Sie merkte, daß er geistig wacher als sonst war, und so blieb sie bei ihm stehen und fing an zu plaudern. Über ganz leichte und unwesentliche Dinge. Über das Hospital, die Zahl seiner Kranken und Pflegerinnen und seine wundervolle Lage im Meer, mit niedrigen weißen Baracken unter hochragenden, schwanken Palmen. Und als er mehr hören wollte, berichtete sie von einzelnen Personen, aber nur Gutes und Liebes, wie aus der friedlichsten und glücklichsten aller Welten. Graf Hadrian trank ihre Worte mit Begier. Die geringfügigsten Eigenarten der ihm unbekanntesten Personen fesselten ihn wie nur ein Kind die Abenteuer eines Märchens. Und er fragte so lebhaft, daß die Schwester schließlich Einhalt gebot und sich zurückzog. Darüber war er so unglücklich, daß er ganz weinerlich bat, sie möchte doch bleiben. Da drehte sie sich nach

ihm um, lächelte ihn voll Holdseligkeit an, flüsterte, es sei verboten, und winkte ihm lieb und beruhigend zu. Dann glitt sie leise hinaus.

Ihr Lächeln blieb wie ein Lichtglanz im Zimmer zurück.

*

Von da ab kamen der vom Tod gezeichnete deutsche Graf und seine französische Pflegerin häufiger in ein behagliches Geplauder. Schon morgens nach dem Erwachen vermochte Hadrian Serravalle es kaum zu erwarten, daß die Tür sich öffnete und die stets äußerst saubere, häubchenbekleidete Gestalt mit vertraulichem Morgengruß hereinschlüpfte. In der ganzen Art ihrer züchtigen Bewegungen lag die selbstverständliche Anmut einer ebenso vornehmen als liebeerfüllten Natur. Alles, was Francine tat, war harmonisch. Die Art, wie sie das Geschirr aufnahm oder hinsetzte, wie sie die Kissen zurechtrückte oder die Stube ausfegte, hatte etwas Adliges. Keine dieser kleinen Verrichtungen vermochte sie zu verunzieren. Sie war gewiß nicht dazu geboren worden, derlei Dienste zu erfüllen. Aber wo sie sie einmal übernommen hatte, vollführte sie sie mit der verständigsten Hingebung und klagloser Heiterkeit. Nicht der niedrigsten Handlangung vermochte sie sich zu schämen, und wenn es ihre Pflichten mit sich brachten, daß sie den Leib des Grafen zu umfassen, zu heben und zu halten hatte, so faßte sie fest mit beiden Armen zu, ohne sich eine Sekunde zu besinnen, und ganz nach den strengsten Erfordernissen der Sachlichkeit. Lösten sich dann wieder ihre Arme und trat sie zurück, so war es, als ob sie den fremden Mann da vor sich niemals angerührt hätte. Nichts anderes gab es bei ihr als kühle, flinke Sachlichkeit und Pflichterfüllung.

Und trotzdem hatten feinere Fäden sich angesponnen, die zwischen den zwei Seelen hin- und hergingen. Durch vorsichtige, geschickte Fragestellungen, in denen er Meister war, hatte Graf Hadrian aus der über sich selbst so gern verschwiegenen Person weit mehr herausgelockt, als sie eigentlich gesonnen war preiszugeben. Auch hatte er ihr von sich selbst und seinem Leben mancherlei erzählt und hatte sie zur Vertrauten der eigentümlichen Herzensnöte gemacht, die ihm die tote Rosita, weit mehr als ehemals die lebende, bis an die Schwelle des gegenwärtigen Krankenlagers bereitet hatte. Aber indem er diese Beklemmungen gestand, fühlte er mit wachsender Deutlichkeit und Verwunderung, daß sie gänzlich von ihm abgeglitten waren. Rosita war ihm nicht mehr jetzt als ein entsunkenes Phantom. Nicht die geringste Herrschaft hatte sie mehr über sein Innenleben. Seine Seelenknechtschaft war zerstoben, war eine zerplatzte Seifenblase, über die er sich als eine Narretei hätte lustig machen können, wofern ihn nicht ehrfürchtige Scheu vor der ernsten und versonnenen Zuhörerin zurückgehalten hätte. Soeur Francine hatte das feinste Verständnis für die ihr gebeichteten Seelenzustände; sie würde es als Blasphemie betrachtet haben, darüber zu spotten. Denn auch

sie hatte einen Toten begraben — mehrere Tote: außer einem Mann noch zwei heißgeliebte kleine Kinder! Und sie wußte genau, was es heißt, Toten die Treue halten. Das lag jetzt drei bis vier Jahre hinter ihr. Sie war zu stolz gewesen, sich davon niederdrücken, zu stark, es andere entgelten zu lassen — aber sie hatte mit ihrem Leben abgeschlossen. Zuerst hatte sie ins Kloster gehen wollen; aber es schien ihr leer, ihr Leben zu verbeten. Lieber wollte sie durch alles, was sie an die Genüsse dieses Lebens zu erinnern vermochte, einen Strich machen und kehrte darum dem ganzen Erdteil, dessen schönste Landstriche sie sämtlich kennen gelernt hatte, entschlossen den Rücken ... O ja, sie hatte ihr Leben ehedem genossen. Sie war Schauspielerin gewesen und ihr Mann Bühnenleiter, und sie hatten weite Gegenden Europas miteinander bereist, hatten Gold und Ruhm eingeerntet. Und in Passy hatten sie ein stilles Familienheim gehabt, in dem alles Glück der Erde lieblich herankeimte und sich entfaltete. Bis eines Tages der Würgengel ins Haus trat und erst die beiden Kinder, dann den Gatten sich herausholte. „Damals ist auch — sie nannte einen in der Bühnenwelt bekannten Namen — gestorben. Und was an ihrer Stelle zurückblieb, man nennt es heute Soeur Francine." Matt waren die Arme der Sprecherin herabgeglitten, ihr ausdrucksvoller Mund lag unschön zusammengekniffen und schief verzogen, die Augen suchten irgendeinen Zimmerwinkel, wie um sich darin zu verbohren. Die Gesichtsfarbe war gelblich und wächsern. So saß sie auf ihrem Holzschemel, ohne sich zu regen.

Graf Serravalle war von diesem Schicksal tief ergriffen. Um so mehr, als ihn der ehemalige Künstlerberuf der schwer heimgesuchten Frau mit Ehrfurcht erfüllte. Er wußte, das war keine der Leichtfertigen gewesen, sondern der hoch und ernst Strebenden. Darum auch das Adelige ihrer Haltung, die stumme Abgewogenheit ihrer Bewegungen. Noch immer lebte in der armen Krankenschwester die Frau, die einst Königinnen dargestellt hatte. Das lag wie ein unverwischbarer Glanzhauch über ihr.

Kaum wagte er, auf sie hinzuschauen. Er fürchtete, ihre erhabene Ruhe und Versunkenheit zu stören. Da stand sie von selber auf, ohne auch nur einen Seufzer von sich zu geben, fragte mit völliger Beherrschung, ob der Herr Graf noch etwas wünsche, und verließ auf dessen verneinendes Kopfschütteln das Zimmer ... Als sie nach einer Stunde wiederkehrte, um den Abendimbiß zu bringen, war jegliche Spur von Seelenbewegung von ihr abgewischt. Nur daß sie um eine Tönung ernster erschien. Aber weder ihre Freundlichkeit noch ihre Sorgfalt hatten gelitten.

In dieser Nacht schlief Graf Hadrian sehr wenig. Francines eigenartiges Lebensschicksal beschäftigte ihn unaufhörlich. Er tauchte im Geiste bis auf den letzten Grund dieser geheimnisvoll durchschimmerten Erlebnisse. Und seine bereits erglommene Sympathie wurde angefacht zu liebender Wärme. Er hatte anfangs Schwester Francine zwar wohlgestalt und angenehm, doch

nicht grade schön gefunden. War doch jeglicher Schein sinnlichen Anreizes wie mit Sorgfalt ausgelöscht und alles nur von schlichtem und anspruchslosem Ebenmaß zusammengehalten. Jetzt jedoch erschien sie ihm, wenn er sie im Geiste sich vorstellte, von einer geradezu überirdischen, ja himmlischen Schöne. Der Madonna di San Sisto wollte er sie vergleichen. Und er selbst kam sich vor wie der auf jenem Gemälde abgebildete Heilige, der in erschauernder Anbetung vor dem lieblich-hoheitsvollen Himmelsbild in die Kniee sinkt . . .

Diese Empfindung war so stark und nachhaltend, daß sie ihn selbst dann wieder übermannte, da Francine am folgenden Morgen in die Krankenstube trat. Grade wollte sie sein Bett zurechtschütteln — da ergriff er mit heißer Inbrunst ihre Hand, zog sie an die welken, bebenden Lippen und küßte sie unter Tränen. Schier erschrocken zog Francine die Hand zurück und blickte halb verstört auf den Grafen. Dieser sah sie, ohnmächtig aller Worte, mit flehenden, verzeihungheischenden Augen an, und dieser Ausdruck war so wahr und menschlich, daß die gestrenge Frau in ihrem Herzen eine Rührung empfand, sanft lächelte und nur schalkhaft mit dem Finger drohte. Graf Hadrian versuchte, sich zu schämen, und war doch selig, diese Hand, die ihm als der Abdruck alles Edelsten erschien, mit seinen Küssen bedeckt zu haben. Er war ja ein sterbender Mann. Warum hätte er diese letzte Wonne nicht genießen sollen?

*

Ja, warum sollte er nicht — —?!

Wie ein Wurm fraß etwas an seinem Herzen. Fraß sich immer tiefer und bohrender hinein . . .

Nun würde bald alle Erdensonne für ihn untergegangen sein. Mit eigenen Ohren hatte er das Todesurteil gehört, das der Arzt über ihn gesprochen hatte. Und er selber fühlte das immer nähere und nähere Sichheranschleichen der letzten tiefschwarzen Schatten. Angst verspürte er darum gewiß nicht; er hatte beizeiten vorgebaut und sich mit dem Gedanken des Todes in Weisheitsruhe vertraut gemacht. Wenn er jetzt sich prüfte, so war ihm die Anwartschaft eines baldigen Versinkens im Nirwana so wenig schreckend, daß sie fast etwas Tröstliches, Verheißungsvolles für ihn hatte. Doch für ein paar Wochen (so schätzte er) gehörte er noch der Erde. Zwar halb nur der Erde und halb auch schon einem künftigen höheren Dasein. Aber diese Wochen eines eigentümlich erregten, nie wiederkehrenden Zwischenzustandes hatten jedenfalls ihre Sonderrechte. Sie wollten ihren Inhalt haben.

Und da war nun, fast wie eine Botin vom Jenseits, angetan mit unirdischer Würde und Holdheit, diese Frau vor ihm erschienen, war geradezu an ihn gebannt mit täglichen intimen und engen Verrichtungen. Und sie hatte ihr Inneres vor ihm enthüllt, die ganze Schönheit und Heiligkeit ihrer

Schmerzen; all dieses lag ausgebreitet wie ein Paradiesesgarten vor ihm, oder wie ein Gebetbuch. Sollte er nicht wandeln in diesem Garten? sollte er nicht Trost schöpfen aus diesen Buchseiten? Ein sehnsüchtiges, zehrendes Ziehen fühlte er durch seinen ganzen ausgestreckten Körper gehen — fast hätte er sagen können, von den Zehenspitzen bis in die Fingerspitzen. Aber es war doch wohl mehr seelischer Art. Es war nichts, von dem er sich hätte beschmutzt fühlen können. Zwar auch nicht etwas Rein-Überirdisches — soweit war er noch nicht. Jedenfalls aber war dieses besondere Sehnen, das ihn jetzt erfüllte, in seinem früheren Leben nie dagewesen: es war ein Produkt jenes Zwischenzustandes, der ihn im Bann hielt. Darum dünkte ihm, es sei Schwester Francine eigens zu ihm hingesandt worden, um ihm das zu spenden, dessen er in diesen Loslösungs- und Vorbereitungswochen bedurfte.

Ja aber: spendete sie ihm das nicht schon? Was wollte er mehr, als das sie ihm täglich bot? mit einer Freundwilligkeit und milden Seelengüte bot, die auch dem leisesten seiner Bedürfnisse entgegenkam? Gewiß, das alles schenkte sie ihm. Es war das, wozu sie sich vor ihren Vorgesetzten und vor ihrem Gewissen verpflichtet hatte. Aber beginnt das wahre Schenken nicht erst dort, wo jegliche Art von Verpflichtung ihr Ende findet? Und beginnt nicht dort auch erst die wahre Sehnsucht? — Was grübelte er! Er spürte diese Sehnsucht in sich — die Sehnsucht nach etwas Außerordentlichem, Unausdrückbaren, alle Rechte und Pflichten Überfliegenden! Er konnte es nicht nennen, er wollte es nicht klären — er fühlte es nur tief in sich wogen, fühlte ein wehes, süßes, unbefriedigtes Sichregen. Ach, er verzehrte sich nach Francine! Nicht diese kalte, unpersönliche Teilnahme wollte er haben, nicht dieses wohlabgewogene Mitleid und scheu distanzierte Wohltun. Einen Blick des innersten Seelenverstehens wollte er um sich ausgegossen spüren, die Wärme eines ganz persönlichen Mitfühlens und Gleichfühlens in sich überströmen sehen, den Opfermut des Weibes, das nicht mehr abmißt und fragt, nicht von außen mehr nimmt und rationenweise zuteilt, sondern das nur im Alleshingeben, Alleswegwerfen die Erlösung der eigenen Seele findet, diesen Opfermut wollte er — es war ja zum letzten Male — erleben! „Francine, o Francine, wirst du dazu fähig sein? Bist du unkarg genug, um soviel zu verschenken? Oder ist deine ganze Hoheit im letzten Grund nur eine schöne Pose, einzig bestimmt, dich selber zu erbauen und dir ein schmeichelndes Spiegelbild zurückzuwerfen?"

Mit solcherlei Gedanken quälte er sich des Nachts, plagte sich tagsüber in ihrer Abwesenheit. Aber bald bedrückten sie ihn auch, wenn sie zugegen war. Und seine Augen schweiften mit einem seltsam lodernden Feuer um ihre schöne Gestalt, einem Feuer, dem das Fieber seine Gluten lieh und die Seele einen unirdischen Abglanz schenkte. Schwester Francine suchte anfangs darüber hinwegzublicken, wünschte es nicht wahrzunehmen. Aber als auch die Lippen an zu betteln fingen, als wundersam verkapselte und geheimnisvoll

verschnörkelte Worte daraus hervorquollen, da wurde ein völliges Ausweichen zur Unmöglichkeit.

Was sollte sie tun? Hatte sie ihr Herz, ihr Betragen so wenig überwacht, daß sie einer Unvorsichtigkeit sich vermessen hätte? Sie fühlte tiefstes, innigstes Mitgefühl mit dem Kranken, dem edlen Manne, der ihrer Fürsorge anvertraut war. Aber wie oft war sie schon in gleicher Lage gewesen und hatte niemals einer schwächlichen Regung sich schuldig gemacht. Freilich hatte auch niemals eine so eigenartige seelische Fühlungnahme sich ereignet, noch hatte sie jemals von ihren persönlichen Schicksalen und Gefühlen etwas geopfert. Es war hier zum ersten Male geschehen; sie begriff es selber nicht, wie diese Geständnisse ihr hatten entwunden werden können. Stets hatte sie darauf gehalten, ihre Persönlichkeit bei ihren dienstlichen Verrichtungen völlig auszuschalten. Warum hatte sie hier eine Ausnahme gemacht?

„Schwester Francine," schlug es flüsternd an ihr Ohr, „Schwester Francine, warum haben Sie das kleine Lichtlein angezündet in meiner tiefen Nacht, wenn Sie verwehren wollen, daß es mir leuchten möge? Ich liege hier abgetrennt von aller Welt und ihren Freuden, will auch von der Welt nichts mehr wissen, werde an ihre vollbeladenen Krippen niemals wieder zurückkehren. Diese kleine Stube hier . . . mein Sterbegemach . . . sie ist meine ganze Welt jetzt und mein Himmelreich. Sie zu sehen, Francine, Ihren Bewegungen und Worten mit Augen und Ohren zu folgen, ist mir Wohltat und letzte Erquickung. Aber mitten in der Erquickung verschmachte ich. Ich breite meine Arme sehnend nach dir aus: dein Herz an meinem Herzen pochen zu fühlen, ist mir innigstes Bedürfnis. Komm her und schenke mir deine Lippen! Einen Kuß, Francine . . . einen einzigen . . . dem Verschmachtenden."

Doch Schwester Francines ernstes Haupt winkte Nein. Bleich wich sie vor dem Flehenden zurück, und ihre verzweifelt aufgeschlagenen Augen heischten Erbarmen. Dann plötzlich schlug sie die Hände vors Gesicht, ihre Schultern wurden wie von Krämpfen geschüttelt, und mehr schlurfend als gehend wankte sie hinaus. Das Türschloß schnappte hinter ihr zu wie ewiges Versagen — — —

In fürchterlicher Erregung blieb Graf Serravalle zurück. Seine Pulse flogen, alle seine Nerven zitterten, und er fühlte sich so kraftlos, daß er zu sterben vermeinte. Lange lag er völlig reglos. Gegen Abend schlug er die Augen auf, sah die leere Stube und wartete auf Francine. Sie kam nicht. Zum ersten Male, seit er hier lag, fragte sie vor Einbruch der Nacht nicht nach seinen Wünschen. Er hätte läuten können, das hätte sie herbeigerufen. Er war zu stolz oder zu eigensinnig, es zu tun. Sie hätte freiwillig kommen sollen, wie es ja eigentlich ihre Pflicht war! Doch sie kam nicht. Er mußte selbst, so gut es ging, seine Vorsorgen für die Nacht treffen. Er erschöpfte sich dabei. Schüttelfröste befielen ihn, seine Zähne und Glieder schlugen klappernd aneinander. Schweißgebadet sank er zurück, und aus seiner fiebern-

den Erregung gebaren sich bald wilde und unzüchtige, bald kläglich-schreckhafte Phantasien. Wirr schlang sich alles durcheinander. Er stieß die Betten von sich weg, versuchte aufzustehen, taumelte aus dem Lager und schlug zu Boden. So fand ihn die Schwester, als sie am frühen Morgen, das Herz ein wenig reuepochend, ins Zimmer trat. Aufs tiefste erschrocken hob sie den Zerrütteten auf und schleppte ihn mit angestrengten Armen ins Bett. Dort deckte sie ihn sorgfältig zu, legte ihm Kompressen auf die Schläfen und rief den Arzt. Dieser vermochte kaum Sicheres zu sagen, verbarg indes nicht schwere Besorgnisse. Ein neuer heftiger Fiebereinsatz werde jetzt äußerst schädlich wirken und könne leicht das Ende herbeiführen, jedenfalls müsse man sehr auf der Hut sein.

Francine blieb allein zurück. Sie machte sich Vorwürfe. Nicht bloß pflichtvergessen, auch feig, egoistisch und mitleidlos war es gewesen, daß sie in überreizter Gekränktheit gestern abend nicht noch einmal nachgefragt hatte. Traute sie sich so wenig sittliche und physische Kraft zu, daß sie den möglicherweise erneuerten Werbungen eines sterbenden Greises nicht hätte Widerstand leisten können? Und scheu, aus einiger Entfernung, blickte sie auf das Krankenlager. Da lag er, der deutsche Graf, wie in schirmender Ohnmacht, bewegungslos und leise atmend. Eigentlich ein Greis war er noch nicht, trotz des langen, grauen Bartes. Selbst die Todesnähe hatte die Kraft dieses gestählten Organismus nicht völlig brechen können. Ein schöner Mann mußte er einmal gewesen sein, war noch immer schön. Und etwas Faszinierendes hatte seine ganze Art gehabt, mit ihr zu sprechen — wobei er als Fremder ihre Muttersprache mit einer geistvollen Anmut behandelte, die sie immer wieder zum Staunen hinriß. Alles an ihm war von erlesener und seltener Art. So auch seine große Herzensgüte, die aus den tiefen Gründen einer reinen und vorurteilslosen Menschlichkeit kam.

Daß ihr verboten war, soviel Unschuldig-Liebes ihm zu erweisen, wie sie wohl gemocht hätte! In seinem stillen und flehentlichen, dabei so seltsam-leidenschaftlichen Verlangen hatte eigentlich nichts gelegen, das sie hätte beleidigen können. Eher hatte etwas Rührendes daraus gesprochen, etwas Kindlich-Erregtes, das auf einen ungemeinen Fond von innerster Jugend in dem bereits alternden Leibe schließen ließ. Menschen, die derart ihre Jugend und Seelenkraft sich bewahren, waren niemals schlecht. Aus der Geschmeidigkeit und Illusionsfähigkeit ihres Innern sprach ihre Unverdorbenheit. Dabei hatte die ganze Erscheinung des Grafen, selbst auf dem Krankenbette, noch etwas Gepflegtes. Nicht das geringste Unästhetische gab es bei ihm. Er mußte einmal ein großer Bezauberer gewesen sein.

Schwester Francine schlich auf Zehen, gleich als fürchte sie, selbst den tiefsten Schlaf noch zu stören, dem Lager näher. Jetzt stand sie neben dem Schlummernden und betrachtete in mitleidiger Erregung seine edlen Gesichtszüge. Wie leidvoll diese jetzt waren! Und die schwere, tiefe Furche, die von

den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln sich zog! Darin lag so viel grausame Enttäuschung! War sie es, die diese Falte verursacht, die sie wenigstens vertieft hatte? So wollte sie sie wegstreichen. Und mit zagen, scheuen Fingerspitzen fuhr Schwester Francine über die anklägerische Furche. Sie beugte dabei unwillkürlich den Kopf hernieder, beugte ihn tief über das Gesicht des schlafentrückten Mannes. Und plötzlich fühlte sie ihre Knie zittern. Sie sank vornüber auf das Bett, Tränen entstürzten ihren Augen, und sie klammerte sich an Kopfhaare und Schulter des Schlummernden wie an die eines geliebten Toten ... Und ihre Lippen berührten die reine, alabasterklare Stirn ...

Waren ihre Sinne geschwunden? Oder hatte sie des, was an ihr geschah, nicht acht gehabt? Plötzlich fühlte sie, daß Männerarme sie umschlungen hielten, daß ein Männeratem ihr Gesicht streifte, daß Männerlippen die ihrigen suchten. Sie hatte aufschreien und sich losreißen wollen. Statt dessen gab sie der ach so schwachen Gewalt nach, die sie herniederzog. Ihrer selbst nicht mächtig, sank sie in eine tiefe Umarmung.

Was half ihr das schamvolle Erschrecken, als sie wieder zu sich kam? Schluchzend brach sie am Bettrande zusammen, ihr Herz pochte trotzdem in seligem Glühen. Unvermeidbares hatte sich erfüllt, eine Bestimmung sich vollzogen. Ob dunkel, ob hell, sie mußte es tragen.

Da fühlte sie eine schmale Hand, die sie zärtlich streichelte. Und ihre Seele jauchzte ihrem Schicksal entgegen.

*

Ein Wunder hatte sich begeben: Graf Serravalle begann sich zu erholen.

Der Arzt hatte seinen eigenen Wahrnehmungen anfangs mißtrauen wollen. Oder glaubte allenfalls, es könnte sich nur um eine kurze, episodische Erscheinung handeln, nach der dann die Auflösung um so schneller eintreten würde.

Aber die Besserung blieb anhaltend. In Graf Hadrian schien ein neuer Kräfteherd erwachsen zu sein, der den ganzen Organismus langsam mit Energien speiste. Vielleicht hatte der Erregungszustand, den er durchgemacht hatte, Krankheitskeime verbrannt und so der Gesundheit neue Wege geebnet? Vielleicht auch — — Doch wer wollte und durfte sich da Gedanken machen?

Der Graf selber bezweifelte keinen Moment lang, was sich mit ihm ereignet hatte. Eine solch unerhörte Welle heißen Glückes war in ihn hereingebrochen, daß alle bösen Miasmen dadurch wie durch ein Elementarereignis hinweggespült worden waren. Diesen ganzen Umschwung hatte er nur Einer zu verdanken — ihr, die seine Retterin war — der er auf Lebenszeit zu nie tilgbarem Dank verpflichtet blieb — der Gütigen, der Heldischen — der Einzigen — Schwester Francine!

Er hatte zu ihr gesprochen — ernst und warmherzig, wie es einem deutschen

Manne geziemt — und er hatte ihr gesagt, daß er sie zu seinem Weibe machen wolle — wenn anders es ihr, als einer Französin, möglich sein würde, einem Deutschen zu gehören. Sie hatte dazu geschwiegen, nicht ja und nicht nein gesagt und mit steifen Augen starr in ihren Schoß geblickt. Und so hatte er seinen Antrag wiederholt und sie feierlichst gefragt, ob sie Gräfin Serravalle werden wolle. „Warten wir noch ein wenig," hatte sie erwidert und scheu ihre Augen zur Seite gehen lassen. Ob sie ihn denn nicht liebe? war er in sie gedrungen. Aber rasch hatte ein lodernder, fast zürnender Blick ihn zurechtgewiesen und jeglichen Zweifel getilgt. Also nationale Bedenken? Versonnen hatte sie den Kopf geschüttelt. „Ich bin überzeugte Französin," klang ihr Geständnis, „und werde es meinem Fühlen nach immer bleiben. Aber dem Herzen setzt das Vaterland keine Grenzen." Dann war sie ruhig aufgestanden und ernst, nach flüchtigem Kopfnicken, hinausgeschritten.

Graf Hadrian war zu feinfühlend, um in den nächsten Tagen auf dieses Gespräch zurückzukommen. Auch war sein Herz zu zuversichtlich und froh, als daß er nicht alles seinen ruhigen Gang hätte gehen lassen mögen. So sicher wie jetzt die Genesung in ihm war und wirkte, so sicher würde, wenn er später mit vollem, heischendem Liebesdruck Francinens Hand ergriffe, sie die Seine werden. Indes war die junge Frau jetzt merkwürdig still und in sich gekehrt. Sie sah blaß aus, und ihren Bewegungen fehlte der gewohnte Elan. Sie klagte nicht — dies war ihr fremd — aber ihr ganzes Wesen drückte Mattigkeit und gleichsam Entrücktheit aus.

Und eines Morgens erschien an ihrer Stelle eine Andere. Gerade an diesem Tage hatte Graf Hadrian sich besonders rüstig gefühlt, und solch junge Freudigkeit war in ihm aufgebrochen, daß er frühmorgens in seinem Bett unermüdlich gepfiffen hatte. Darum verdroß es ihn, daß eine ältere, bebrillte Person von verschlossenem, fast mürrischem Wesen in sein Zimmer trat und auf sein Fragen nach Francinens Befinden knapp zur Antwort gab: „Vorübergehend unwohl." Mehr aus ihr herauszubekommen, war unmöglich, und auch der Arzt hüllte sich in Schweigen.

So vergingen mehrere Tage, während deren der Graf sich in Ungeduld verzehrte. Seine Gesundheit schritt trotzdem vorwärts. Ja, er konnte die volle Genesung kaum erwarten, da er, sobald er das Zimmer würde verlassen können, sich „durch keine Macht der Erde" würde abhalten lassen, zu der, die er als seine Verlobte betrachtete, hinzueilen — und sollte er das Türschloß eines Krankenzimmers erbrechen. Die Auskünfte, die er inzwischen erhielt, waren mehr als mangelhaft und klangen nur insoweit beruhigend, als man jegliche ernstere Komplikation entschieden in Abrede stellte und mit ermüdender Gleichmäßigkeit einen „normalen Verlauf" zugab. Kein Wort mehr oder weniger. Graf Hadrian, obwohl nicht frei von Beunruhigung, suchte sich doch einzureden, daß es nur um eine banale Unpäßlichkeit sich handeln könne. Um so heftiger war daher sein Erschrecken, als nach etwa einer Woche

Schwester Eulalia die Maske fallen ließ und offen eingestand: „Wir haben Schwester Francine in dieser Nacht begraben."

Erst glaubte Graf Hadrian, ihn müsse der Schlag rühren. Und schier wie leblos sank er in die Kissen zurück, als auf seine Frage nach der Todesursache die großen, funkelnden Brillengläser der Pflegerin sich kalt auf ihn richteten und die Antwort kam: „Gelbes Fieber."

Durch ihn also, durch ihn! Während er gesundete, wurde sie unwiederbringlich hinweggerafft! Und in seiner Umarmung — es gab da keinen Zweifel — hatte sie die Giftkeime sich geholt! O, daß er sterben könnte!

Doch er starb nicht. Seine bereits vorgeschrittene Gesundheit war zu widerstandsfähig. Von einer kleinen, rasch behobenen Stockung abgesehen, nahm auch bei ihm alles seinen „normalen Verlauf" — zur völligen Genesung.

*

Zwei Jahre waren dahingegangen.

Graf Serravalle hatte Brasilien bereits wieder verlassen, hatte nur kommissarisch Dienste getan und zuletzt in Kapstadt eine ihm anvertraute Aufgabe, in seltsamer Benommenheit und Unaufmerksamkeit, mehr verfahren als gelöst. Seit einiger Zeit fühlte er sich wieder „krank". Er litt an Bedrückungen des Kopfes und der Magennerven, war unlustig zu allem Tun, ohne Energie, ohne Selbstvertrauen, ohne Hoffnungsfähigkeit, und so fühlte er, daß ihm wieder eine „Generalkur" not täte. Es gab aber nur eine Generalkur für ihn: die Reise nach Brasilien.

Er meinte, die Reise diesmal ganz im hygienischen Sinne zu unternehmen. Er wollte wirklich gesund werden. Darum verbot er sich im vorhinein alle „Gedanken". Er glaubte überwunden zu haben und wollte nicht erinnert werden, an gar nichts! Im Grunde freilich war es eine vermessene Kraftprobe, daß er es wagte, gerade nach Brasilien und nach Rio de Janeiro zu reisen. Indes behauptete er und war fest bei sich davon überzeugt, daß auf der ganzen Welt einzig das Klima dieser Stadt ihm wahrhaft zuträglich sei, und daß er nur dort gesunden könne.

Kühl wie ein Engländer betrat er die Stätte, auf der er so vieles erlebt hatte. Das lag hinter ihm und sollte ihn nicht weiter anfechten. An „Geister" glaubte er nicht mehr, seit der Rositas so gründlich gebannt worden war. Er wollte jetzt bloß noch an sich selbst denken und keinen Geist mehr kennen als seinen eigenen. Ein vollkommener Egoist wollte er sein. Dies dünkte ihn nunmehr die einzig wahre Lebensphilosophie.

Trotzdem fühlte er einen gewissen Stoß auf sein etwas mühsam erbautes Gleichgewicht geführt, als er am Tage nach seiner Ankunft in Rio das Verbrechen von Sarajevo erfuhr. Je unerwarteter diese Nachricht für ihn kam, desto blitzartiger durchschaute er deren Konsequenzen. Er war zuviel erfahrener Diplomat, um sich etwas vorzumachen. So sah er in großen zitternden

und doch sicheren Linien alles, was kommen würde. Und bereits witterte er aus winzigen Anzeichen bei der brasilianischen Bevölkerung heraus, daß er als Deutscher veränderte Sympathien genoß. Einige französische Familien, die er aufsuchte, erschienen ihm, bei aller weltgewandten Artigkeit, direkt feindselig. Und im Geiste sah er eine ungeheuere Welle von Haß gegen sich und sein Vaterland ringsum aufspritzen.

Dessen lachte er. Nichts gab es, was er mehr verachtete als einen frisch zugelegten und aufpolierten, auf Glanz hergerichteten Völkerhaß. Darin witterte er den Urkeim aller Lüge. Sollten alle individuellen Beziehungen von Mensch zu Mensch durch solchen Haß jählings vergiftet und in ihr Gegenteil verkehrt werden? Würden etwa Francine und er, wenn sie heute beisammen wären, einander „hassen"? Und mit edler, trotziger Verbissenheit malte er sich aus, wie sie, über alle nationalen Voreingenommenheiten hinweg, einander lieben würden. Mit reiner, klarer, menschlicher Liebe, ohne Schwanken und ohne Hemmungen!

Wie gesprungene Reifen schnellte etwas von ihm ab. Es war, als sei eine Verschnürung, die er ums Herz getragen hätte, plötzlich gelöst worden und zur Erde geglitten. Und rein und morgenschön, gänzlich unangetastet von Zeit und Verstimmungen, erhob sich Francines Bild vor seinem Inneren, schwebte vor ihm her und grüßte ihn mit seelenvollen Augen. „Geliebte! Geliebte! Du kamst, mich zu rufen! Dein bin ich, dein gehör ich. Nimm mich zurück!" So hauchte es von seinen Lippen. Und er fühlte sich wie gebadet und rein.

Hier war es, in dieser Stadt, wo er Francine geliebt hatte! Vor erst zwei Jahren! Und das hatte er sich aus dem Herzen reißen wollen! Weil er gewähnt hatte, solches sich schuldig zu sein. Dieser Wahn war zerstoben. An diesem Wahn hätte er zugrunde gehen müssen. Der hätte ihn physisch und seelisch erwürgt. Aber seine Liebe war viel zu stark, zu groß und zu wahr gewesen, als daß sie sich derart hätte austilgen lassen. Seine Liebe war heimgekehrt, hielt ihn mit Geisterarmen umschlungen und machte ihn stark. Und er hatte geglaubt, sie sei seine Krankheit gewesen? Welche Einbildung! Seine höchste Gesundheit war sie! Sie allein konnte ihn retten und nicht etwa — das Klima...

So gab er sich mit geradezu jugendlichem Feuer den Gedanken und Erinnerungen an seine Liebe hin und fühlte sich dadurch in sich selbst bestätigt. Es war ganz anders wie damals bei Rosita. Damals hatte er sich in Süchten verzehrt und aufgerieben — aber jetzt strotzte er vor Gesundheit. So stark war er und unanfechtbar, weil er eine neue Klarheit in sich trug: das Gefühl einer alle Grenzen weitenden, Menschheit überbrückenden Liebe. Die hatte Francine in ihm geweckt, und darum wollte er sie lieben mit wahrhaft unauslöschlicher Glut. Geradezu gefeit fühlte er sich durch diese Liebe. Jetzt, wußte er, konnte ihm nichts mehr geschehen.

Allerdings bot ihm die Stadt als solche gar keine Anhaltspunkte für seine Liebeserinnerungen. Niemals war er mit Francine durch diese Gassen,

über diese Palmenpromenaden gestreift. Nur ein einziges kleines Zimmer in einem abgelegenen Hospital, ja nur ein in diesem Zimmer aufgestelltes Krankenbett umschloß als Örtlichkeit seine Erinnerungen. Doch dieses Zimmer mochte er nicht wieder betreten. Ihm graute davor. Nicht belebt hätte es seine Erinnerungen, sondern niedergeschlagen.

Hingegen entsann er sich, wie Francine ihm von ihren eigenen Wanderungen durch Rio de Janeiro erzählt hatte. Wie sie durch die engen Straßen der Vorstadt gezogen war, sich ihre Kranken zu suchen. In den ersten zwei Jahren ihres Aufenthaltes war sie von solchem Helferfanatismus beseelt gewesen, daß es ihr nicht genug dünkte, diejenigen zu pflegen, die in Krankenhäusern untergebracht waren. Nein, sie wollte sich ihre Siechen zusammenlesen, bis an die schwelenden Krankheitsherde wollte sie vordringen und sich kühn ihre Pfleglinge aus dem zehrendsten Feuer holen. Das hatte sie getan, und — o Wunder! — niemals hatte ein gefährlicher Keim Macht über sie bekommen. Sie schien wider alle geschützt, völlig wie gefeit. Aus den durchseuchtesten Höhlen schritt sie unberührt hervor, wie von Gottes Schutzengeln behütet — sie, die, als diese Schutzengel sie verlassen hatten, in *seinen* Armen so schnell dem Verhängnis verfallen war!

Fort mit diesem Gesicht! An Tod und Untergang durfte ihn jetzt nichts mehr erinnern! Aber Francines Schüler wollte er werden, gleich ihr der fürchterlichen Ansteckung trotzen und die menschlichen Leiden dort aufsuchen, wo sie gehäuft beieinander liegen, ungepflegt und verwahrlost. Und er wagte sich von neuem in dieselben Gassen, in denen er ehemals mit so total entgegengesetzten Empfindungen — gottlob, sie waren versunken! — Rosita hatte suchen gehen wollen. Jetzt hingegen zog er aus und suchte Francine! Suchte sie bei Bresthaften und Verpesteten, in verqualmten Höhlen und zerborstenen Kammern, wo in tausend Ritzen und Fugen ungezählte Bazillenheere nisteten. Aber in all dem eklen Brodem und Pesthauch war er umschwebt von ihrem Bilde. Das machte ihm die Dämmerungen hell und die Elendsspelunken leuchtend. Ihm war, als fände er sie dort, lindernd und segnend — ein hilfreicher Genius! Und in den hoffenden, dankbaren Augen derer glaubte er sie zu erkennen, denen er trostreich die Hand auf fieberhafte Stirnen legte.

Fand er sie wirklich? Vielleicht allzusehr. Eines Tages nahm sie ihn in ihre Arme und ließ ihn nicht mehr los. Zog ihn an ihre Brust und hauchte ihn an mit ihrem tiefsten Atem. Und Barmherzige kamen, die ihn ihr entreißen wollten. Er schalt sie Unbarmherzige. Sie kannten nicht die Urgründe seiner wahrhaften Seligkeit. Und während sein Leib brannte und seine Glieder faulten, fühlte er im Inneren sich ausbreiten eine machtvoll wachsende Helle. Und ein Antlitz erschien, das ihm hochzeitlich winkte. Da löste die Seele sich ab vom irdischen Rest und schwebte jubelnd hinaus.

Ende.

Literarische Rundschau.

Friedrich Naumanns „Mitteleuropa".

Auf unsere akademische Jugend um und nach 1900, und gerade auf die Begeisterungsfähigsten, Lebhaftesten, Betätigungsdurstigsten, hat kein politischer Schriftsteller so eingewirkt wie Friedrich Naumann. Seine Persönlichkeit brachte alles mit, was gerade diese akademische Jugend hinreißen mußte: den Optimismus, der die Hoffnungen belebt und die Lust an der Tätigkeit steigert; Ideen von Freiheit und Gleichheit, die den meisten Jünglingen schon von Natur nicht fremd sind und doch auf diese wissenschaftlich vorbereiteten Gehirne mit wissenschaftlichen Schlagworten und Gedankengängen neu und frisch wirkten; eine Offenherzigkeit, die bei der offenherzigen Jugend Vertrauen und Glauben findet; angenehme Ausdrucksform, ästhetisch und ethisch zugleich, die mit einem pädagogischen „Ihr sollt" und anderen ansprechenden Imperativen manchen Musenzögling in frühen Semestern zur Gefolgschaft zwingt. Die deutschen Geister, die den Schulmeister gewohnt waren, fanden hier so manches Gewohnte wieder, vermehrt um etwas Neues, Frisches, Freies, das nicht mehr wie graue Theorie aussah, sondern leibhaftig wie des Lebens goldner Baum.

Entspricht aber dies, was jugendlichen Augen wie des Lebens goldner Baum erschien, dies, was Naumann selbst so gern in einem Atem mit Realismus und Realpolitik zusammen nannte, wahrhaftig der Wirklichkeit? Wer frische Worte gegen alte Theorien prägt, beweist dadurch noch nicht, daß er ein Praktiker ist; er kann auch der theoretische Verfechter neuer Theorien sein. Und wer sich von dem einen politischen Traumbild freimacht, erbringt dadurch noch nicht den Beweis, daß er gefeit ist gegen jede andere politische Phantasterei, noch nicht den Beweis, daß er selbst schon Realpolitiker ist. Naumann, der Nationalsoziale, bekämpfte das Traumbild patriarchalischer Wirtschafts- und Arbeitsverhältnisse und predigte den organisierten Industriestaat. Die Begünstigung einer kräftigen Landwirtschaft bekämpfte er, Neigungen in dieser Richtung schätzte er als Sentimentalität ein. Hätte man der Bewegung, der er nachdrängte, so Raum gegeben, wie er wollte, dann besäße Deutschland noch mehr Industrie, noch weniger Landwirtschaft, könnte sich nicht mehr selbst ernähren und wäre schon 1915 ausgehungert gewesen: das, wofür er in erster Linie nur Gefühlswerte hatte, hat sich als eine bitter praktische Notwendigkeit für unser ganzes Volk erwiesen. Er hat die sentimentalen und die praktischen Werte damals verkehrt eingesetzt, hat als einzig praktisch dasjenige hingestellt und betont, was nicht das allein Praktische, sondern nur das Augenfällige war. Und auch auf einem anderen, mit diesem eng zusammenhängenden Gebiete sah er nur das Augenfällige, Nächstliegende. Er sah um 1900 die großen Ziffern unseres Geburtenüberschusses. Was er vor und hinter diesen faszinierenden Ziffern nicht deutlich genug sah, war die Tatsache, daß unsere Volksvermehrung, auf den Kopf berechnet, schon damals zurückzugehen begann — eine Erscheinung sinkender Volksgesundheit, die etwas ganz anderes verlangte als den Schrei nach mehr Industrie. Das Fernere, aber doch nicht allzuweit Entfernte, das er, geblendet vom

Nächstgelegenen, nicht sah, war in diesem Fall das Wichtigste. Heute tritt vielleicht deutlicher hervor, zu welchem doppelten Verhängnis es geführt hätte, wenn das Reich den Forderungen Naumanns gefolgt wäre. Heute sind wir dankbar dafür, daß unser Land noch nicht ganz verödet ist, daß unsere Landwirtschaft uns versorgen kann und wir nicht auf den Import von seiten eines Neutralen angewiesen sind (der uns vor Aushungerung doch nicht schützen könnte); heute verfolgen wir mit Besorgnis den Geburtenrückgang, der sich gerade in den Bevölkerungsziffern jener Jahre zum ersten Mal äußerte, durch die Naumann betört wurde, den Ruf nach mehr Industrie als wichtigste Forderung zu erheben. Bei der Volksvermehrung und der Volksernährung drang sein Blick nicht durch bis zu den natürlichen Grundlagen; statt der Volksvermehrung selbst achtete er nur ihre Zahlen; statt der Volksernährung selbst nur den kapitalistischen Weg zu ihr und das Zahlungsmittel, das keinen Nährwert hat.

Es ließen sich noch mehr Fälle anführen, in denen Naumann das Wesentliche vor dem Nächsten, das Natürliche vor dem Künstlichen nicht gesehen hat. Die verkehrte Einschätzung und Einsetzung der Gefühlswerte verführte ihn, an die Illusion einer deutsch-französischen Verständigung zu glauben; eine ähnliche Mißwertung veranlaßte ihn, zu Belgien nicht eigentlich unterm Zeichen des natürlichen germanisch-lateinischen Kampfes, sondern des künstlichen liberal-katholischen Parteigegensatzes Stellung zu nehmen. Und während er selbst nicht ohne Sympathie für England war, ging seine Praxis unpraktischerweise darauf hinaus, das Mißtrauen und die Eifersucht Englands gegen uns zu schüren: wie die Engländer in Bernhardi den militärischen, so sahen sie in Naumann einen der industriellen und kommerziellen Angreifer. War es nicht Naumann, der die Idee „Deutschland werde Industriestaat" in die deutschen Köpfe hämmerte und sie zur Konkurrenz mit England antrieb? Gerade er hat, gewiß sehr gegen seinen Willen, nicht wenig dazu beigetragen, Englands Kriegsabsichten gegen uns zu wecken und zu stärken.

Es ist nicht überflüssig, sich alles dies zu vergegenwärtigen, wenn man an die Lektüre seines „Mitteleuropa" geht. Unterschätzt er auch hier die völkischen und im eigentlichen Sinne nationalen Momente? Verwechselt er auch hier wieder das Praktische mit dem Nächstgreifbaren? Sieht er auch hier das Wesentliche und Zugrundeliegende nicht vor dem Zunächstliegenden? das Natürliche nicht vor dem Künstlichen?

Eine solche Erwägung voranzuschicken, ist um so weniger überflüssig, als in „Mitteleuropa" alle jene Vorzüge vereinigt sind, durch die Naumann den gebildeten Leser zu gewinnen und zu begeistern weiß: ein hoher Flug der Gedanken, gerade so hoch und so weit, wie ihn der Kulturmensch von heute gern sieht; eine klare Sprache, die sich vor allem an den Verstand wendet, aber doch auch die Empfindung anruft. Auch läßt er einen Rest zum Ahnen, der über die kleinen Gewißheiten des Alltags hinaus bleibt und den Leser in Spannung und Erwartung hält: „Heute wissen wir noch gar nicht" — schreibt er zum Abschluß der einleitenden Gedanken (S. 32) —, „wie anders wir alle in ganz Mitteleuropa nach dem Kriege geworden sein werden. Wir haben Weltpolitik in voller Wucht und Härte gewaltig erlebt, haben mehr Kinder und Brüder verloren als je ein Geschlecht, aber auch mehr Gottes- und Menschenhilfe erfahren als je die Tapferen einer früheren Zeit. Wir verloren im Krieg vieles von unsern sozialen Härten, es schmolz der Klassenkampf zur Interessenvertretung, es fanden sich frühere Feinde als treu verbündete Helden, es reichten sich Nationen die Hände, die sich vorher nur scheelen Blickes ansahen. Das zu erleben, was späteren Menschen wie hehre Sage erscheinen wird, ist unser hohes Geschick. Mit diesem Krieg im Rücken können wir

Berge versetzen. Jetzt oder nie wird die dauernde Einheit zwischen Ost und West, wird Mitteleuropa zwischen Rußland und den westlichen Mächten."

Und wie deutlich und ermutigend weist er auf die Grundlagen Mitteleuropas hin, soweit die Vergangenheit sie schon gefestigt hat! Wie treffend legt er ein Schwergewicht auf Bismarcks staatsmännische Klugheit, die es 1866 gegen die Generäle durchsetzte, daß man Österreich milde Bedingungen auferlegte und die Brücke nicht abbrach zur baldigen Wiederverständigung und Nibelungenfreundschaft! Wie klar und gemeinverständlich sind die Worte und Sätze, mit denen er das kennzeichnet, was in Österreich-Ungarn und in Preußen-Deutschland unterschiedlich ist und in einem einheitlicheren Mitteleuropa zu den zentrifugalen Kräften gehören könnte: Österreich das ältere, Preußen-Deutschland das jüngere, hie Nationalitätenstaat, dort beinahe Nationalstaat, der eine bunt, naturwüchsiger, romantischer, der andere einförmiger, technischer, nüchterner; der eine überwiegend protestantisch, der andere überwiegend katholisch — wer fände in solchen kurzen Kennzeichnungen nicht das in Formeln gebracht, was ein jeder von uns über Mitteleuropas beide Großmächte schon manchmal gedacht hat! Einzelne Typen, die er aufstellt und beschreibt, der k. k. Hofrat, der Magyare, der österreichische und ungarische Slawe und Rumäne, der industrielle Unternehmer, der konservative Altpreuße, der kapitalistische liberale Neudeutsche, der Groß- und Alldeutsche verraten zwar eine etwas summarische Auffassung; aber begreift nicht ein großer Teil der deutschen Leserwelt dies säuberlich in Rubriken Geordnete, Schematische, Schulbuchhafte besser und schneller als eine natürlich dahinfließende, weniger lehrhafte Darstellung? Und kann dieser Autor seine Leser sonst „umdenken" lehren, so wie er es bezweckt?

Die erfreuliche Neigung zu positiver Arbeit, zu bejahendem Schaffen leuchtet aus allem hervor. Mitteleuropa ist das Zeitgemäße, Notwendige! „Laßt uns den Mitteleuropäer suchen!" ruft Naumann verkündend aus. „Seien wir vor allem Mitteleuropäer!" erklingt es immer wieder in und zwischen den hoffnungsfreudigen Zeilen. Die Erkenntnis, daß Mitteleuropa — und nicht der Deutsche allein — sich gegen diese Welt von Feinden zu wehren hat, veranlaßt ihn, die Unterschiede der Nationen und Nationalitäten zu betrachten. Dabei wird versucht, auch den Besonderheiten des ungarischen Staates Rechnung zu tragen — ein Versuch, dessen Kritik wir einer andern Feder überlassen wollen.

Der Optimismus beherrscht ihn nicht mehr so, daß er etwa die Schwierigkeiten übersähe, die aus nationalen und konfessionellen Gegensätzen heraus den Zusammenschluß Mitteleuropas hemmen könnten; er gibt zu, daß der Nationalitätenstreit durch das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht aus Österreich nicht hat verbannt werden können. Daß sein Optimismus aber immer noch Neigung hat, der Wirklichkeit Gewalt anzutun, sieht man zum Beispiel aus dem Satze (S. 96): „Diese tatsächliche Einheit" — des österreichischen Staates — „hätte beim Kriegsbeginn noch ganz anders zum Heile der Monarchie in Erscheinung treten können, wenn die österreichische Regierung genügend Zuversicht gehabt hätte, um in den ersten Tagen des August 1914 das Abgeordnetenhaus nach Wien zu berufen, wie es in Berlin und Budapest geschehen ist . . ."

Hier tritt bereits die rosige Überschätzung des Nächstliegenden, des Aktuellen, des Zeitgemäßen zutage. Und noch stärker geschieht das im folgenden Teile, der von dem „mitteleuropäischen Wirtschafsvolke" handelt; dort, wo er so manches anregende Wort über die Wirtschaftstemperamente oder Wirtschaftscharaktere sagt, rühmt er das neudeutsche wirtschaftliche Leben mit seinen Großbetrieben und Großstädten, seiner Industrie und seiner Organisation. Mehrfach beschreibt er es und stellt es subjektiv dem älteren langsameren, natürlicheren Wirtschaftstemperament

gegenüber. Er begründet nicht, warum das neudeutsche das bessere sei; er entscheidet sich gefühlsmäßig dafür, wie er sich stets für das Modernere entscheidet. Nur nicht eine ältere Form für besser halten als eine jüngere! Das wäre sentimental oder gar greisenhaft! Aber ist nicht diese stete Parteinahme für das Moderne, Fortschrittliche, Nächstliegende auch eine Sentimentalität, zwar keine greisenhafte, aber eine jünglingshafte? Wer weder greisenhaften noch jünglingshaften Gefühlen nachhängt, wer die Dinge männlich ansieht, der wird diese rosigweiche Beleuchtung gerne abblenden und es vorziehen, die harten Sachen so hart zu sehen, wie sie sind.

Das Wunder der neudeutschen Organisation — fesselt es nicht uns alle? — ist heute für Naumann das Nächstliegende. Es füllt seinen empfänglichen Geist an und läßt keinen Raum mehr für das scheinbar Fernliegende, tatsächlich Grundliegende: eine solche Organisation ist ja unmöglich ohne das geeignete Menschenmaterial, ohne das Volk, das sich in gesunder Weise erhält und vermehrt!

Naumann widmet diesem Grundliegenden zwar einige Worte (S. 186/187): „Mitteleuropa braucht Kinder, Kinder, Kinder! Das ist militärisch wie wirtschaftlich die Voraussetzung alles Gedeihens. Nachdem uns der Krieg handgreiflich an Frankreich gezeigt hat, wie hilflos und unterstützungsbedürftig eine Nation wird, die vor lauter Kultur und Sittenlosigkeit keinen Wachstumssinn mehr hat, und an Rußland gezeigt hat, was die Massen selbst bei nur russischer Ausbildung bedeuten, nachdem wir im Kriege Hunderttausende von Männern verloren haben, muß mit dem Klange der Friedensglocken an Mann und Frau in Stadt und Land der dringende, herzliche, bittende Ruf erschallen: schafft Kinder! Alle Gehaltszahlungen der öffentlichen und privaten Beamten müssen den Familienvater anders einschätzen als den bloßen Privatverzehrer. Der Vorratswirtschaft entspricht dann die Menschenvermehrungspolitik, eine hohe, heilige vaterländische Aufgabe."

Aber was helfen alle solche schönen, wohlgemeinten Worte, Sätze, Bitten und Aufforderungen? Durch sie wird keiner veranlaßt werden, Mitteleuropäer zu zeugen, am allerwenigsten wenn Naumanns übrige Ziele, die praktisch auf Volksverminderungspolitik hinauslaufen, sich verwirklichen sollten! Denn ganz entgegen solchen schönen Worten bieten Naumanns mitteleuropäische Vorschläge der jetzt wirksamen Tendenz zum Geburtenrückgang keinen Widerstand, sondern leisten ihr in verhängnisvoller Weise allseitig Vorschub.

Bisher hat unsere Volksvermehrung sich aus zweierlei Gründen noch leidlich auf der Höhe gehalten: durch die Existenz vieler kleinerer wirtschaftlicher Betriebe, die es dem Manne notwendig machten, eine Gehilfin für Haus und Betrieb zugleich zu haben, und durch einen gesunden Geist, der die mit Kindern gesegnete Ehe als eine natürliche Notwendigkeit nicht scheute.

Gerade jenes neudeutsche Wirtschaftstemperament aber, von dem Naumann so erfüllt ist, beseitigt diese beiden erfreulichen Gründe immer mehr, die den Sturz der Geburtenziffern noch aufgehalten hatten. Es vermindert die Zahl der kleineren Betriebe, zu denen der Mann eine Hausfrau benötigt, und setzt an ihre Stelle die Massenbetriebe; da ist die kindergesegnete Ehe keine Notwendigkeit oder Erleichterung für den Beruf, sondern ein Hindernis. Und statt des gesunden Geistes, der sich dem Triebe der Natur mit allen seinen Folgen und Verantwortungen unterwirft und Kinder großzieht, hat das neudeutsche Betriebswesen gerade auf diesem Gebiete die Gewohnheit aufkommen lassen, daß sich beide Geschlechter zwar dem Genuß in unbeschränktem Maße hingeben, aber die unbequemen Folgen möglichst ausschalten. Wer von denen, die mit neudeutschem Wirtschaftstemperament arbeiten, möchte zu allen Geschäftsmühen noch die Unbequemlichkeit auf sich nehmen, Kinder

aufzuziehen? Und den Geist, der mit diesen volksvermindernden Gewohnheiten und Anschauungen sich über das großstädtisch regierte Mitteleuropa verbreitet, den hat bisher die sonst so durchgreifende neudeutsche Organisation nicht bekämpft, sondern mit allen Errungenschaften des modernen Lebens unfreiwillig großgezogen. Und dagegen wird kaum eine Organisation gefunden werden können, die diese Entartung erfolgreich bekämpft — es müßte denn sein, daß man diesen unnatürlichen Lebensverhältnissen zu einer gesunden, natürlichen Basis verhelfen könnte!

Als Grundlage für das Gedeihen jeder Rasse, jedes Volkes, jeder Völkergemeinschaft ist ein Mindestmaß natürlicher Lebensbedingungen erforderlich. Geht der Zustand noch unter dies Mindestmaß hinunter, so ergeht es einem Volk, einer Rasse, einer Völkergemeinschaft nicht anders als jeder andern Art oder Unterart von Lebewesen: die Art oder Rasse vermag sich alsdann nicht daseinskräftig zu erhalten, sich nicht auf die Dauer anzupassen, ihre Normalziffer sinkt, und nach und nach stirbt die Art aus. Diese allgemeine naturwissenschaftliche Tatsache wird von Naumann geringschätzig behandelt — wie überhaupt in seinem Buch eine gewisse Unkenntnis naturwissenschaftlicher Vorgänge deutlich zutage tritt (z. B. auf Seite 43 zeigt der gesuchte, unglückliche Vergleich mit der Zellteilung, daß er von diesem fundamentalen Vorgang und seiner Bedeutung eine irrige Vorstellung hat). Und so fehlt im Rahmen des Buches die grundlegende Frage, ob eine Anpassung unseres Volkes an die neudeutschen Lebensverhältnisse möglich ist. Die Anpassung — im naturwissenschaftlichen Sinne — einer Art, Unterart oder Rasse kann natürlich erst dann als gelungen gelten, wenn mehrere Generationen die neuen Lebensverhältnisse ertragen haben, ohne daß die natürliche Kraft der Art oder Rasse abgenommen hätte. Was die neudeutschen wirtschaftlichen Verhältnisse betrifft, so hat unser Volk diese Lebensbedingungen erst ein einziges Menschenalter lang erprobt. Das ist zu wenig, als daß man schon von einer Anpassung reden könnte. Die meisten Individuen von gestern und heute haben sich zwar angepaßt, ohne sichtlichen Schaden an ihrer Person zu erleiden, ihre Sterbeziffer hat sich sogar vermindert; aber für die Nation, für die Rasse, deren Leben einen größeren Zeitraum umfaßt, liegt die Sache anders, und die Schlüsse, die man aus dieser kurzen Beobachtungszeit zusammenstellen kann, weisen eher auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß sich unsere Rasse als Gesamtheit diesen veränderten Lebensbedingungen nicht auf die Dauer anpassen wird, sondern daß ihre Geburtenziffer zurückgehen und die Rassen Mitteleuropas, insbesondere die germanische, abnehmen werden, daß sie sich unter den neudeutschen Lebensbedingungen nicht werden erhalten können.

Aber es liegt ja dem Autor von „Mitteleuropa" nicht so sehr an unserer Nation wie an dem „mitteleuropäischen Wirtschaftsvolke". Sogar von dem einheitlichen Blute dieses Wirtschaftsvolkes spricht er. Das ist, soweit er's im Gleichnis meint, irreführend und geeignet, die Gegensätze zu verschleiern, die nun einmal zwischen Nationen bestehen, und zwar von Natur und oft mit Segen bestehen.

Dies ist ein weiterer Punkt, an dem er der harten Wirklichkeit ausweicht: das Bestehen der Nationen und der Sprachkämpfe. Er unterschätzt ihre Stärke; er deutet an manchen Orten ihr Vorhandensein hinweg. So nennt er die drei Weltstaaten England, die nordamerikanische Union und Rußland jeden „in sich international". Auch dies ist irreführend. Denn in allen dreien gehören die herrschenden Faktoren jeweils der einen Nation und der einen Sprache an. Rußland ist, so viele andersrassige und andersprachige Völker es auch vereinigt, ein Staat, in dem die ausschlaggebenden Faktoren russisch sprechen und die Menschen anderer Zunge zur Machtlosigkeit verurteilt sind; und auch in England und den Vereinigten

Staaten regiert nur, wer englisch spricht. Man rechne Botha, der in seiner Familie englisch spricht und nur zu demagogischen Zwecken das Holländische heranzieht, doch nicht zu den anderssprachigen Machthabern des englischen Imperiums; bis auf diese einzige, scheinbare Ausnahme sitzt keiner, der nicht Englisch als Hauptsprache spricht, am Ruder der angelsächsischen Staatsschiffe. Faktisch sind also diese drei Großstaaten nicht „in sich international", sondern ausgesprochen national, ja nationalistisch. Und so sehr Naumann betont, daß auch nach seiner Ansicht Mitteleuropa nur ein ganz anderes Gebilde werden könne als diese drei Weltstaaten, so wird das eine doch von ihm zu leicht gewogen: in jenen drei Staaten sind die Widerstände kleinerer Nationen nur noch schwach; dort ist die vorherrschende Nation zugleich die qualitativ stärkste, völkisch selbstbewußteste und hat zum Beispiel in Rußland und Großbritannien noch jeden Widerstand kleinerer Nationen mit allen Mitteln der Gewalt und der politischen Klugheit gebrochen. In Mitteleuropa fehlt eine solche Nation; die zahlreichste, die deutsche, hat zu ihrem größten Teile gar nicht den Willen, ihre Sprache den andern Nationen aufzuzwingen, sondern zieht es im allgemeinen vor, die fremde Sprache zu lernen; und die neudeutschen Elemente, die ihre Sprache irgendwo durchsetzen wollten, haben sich, wie Naumann selbst sagt, als „schlechte Germanisatoren" erwiesen. Die starke Abneigung gegen uns, die bei einigen mitteleuropäischen Nationen besteht, wird also einen viel stärkeren inneren Widerstand gegen einen mitteleuropäischen Staatenbund bilden, als irgendein Volk in jenen drei Weltstaaten zu bieten vermag. Wer den starken nationalen Willen der Tschechen und Slowenen kennt, wird von diesen kaum erwarten, daß sie, zumal wenn der Friede ihnen wieder die Freiheit des Handelns gibt, je auf diese internationalen, unvölkischen Ideen eingehen, für die der Deutsche Naumann sie gewinnen möchte. Dies Vernachlässigen des Nationalen ist leider noch immer eine deutsche Spezialität; jedes andere Volk, auch in der befreundeten Donaumonarchie, ist stolz auf sein eigenes Blut und wird den Naumannschen Ausdruck, es sei „wirtschaftlich unseres Blutes", zurückweisen.

Noch auf eine andere Stelle sei verwiesen, an der er optimistisch das Gewicht der nationalen Gefühle in der Politik unterschätzt. Er sagt (auf S. 131): „Wir wollen zusammen über Hamburg und Triest den Lebensschmuck und Hausrat der übrigen Völker versorgen." Denkt er wirklich nicht daran, daß die angelsächsische Welt, einmal an ihrem Lebensnerv berührt, alles aufbieten wird, um mit gewohnter Zähigkeit einen Kleinkrieg in allen Absatzgebieten durchzuführen, die für unsere Industrie und unseren Handel in Betracht kommen? Gibt er sich dem Glauben hin, der Völkerhaß gegen uns werde so bald ermatten, daß er nicht alles abweisen würde, was von uns kommt? Oder geht er so weit in seinem Optimismus, daß er auf dem Erdenrund nur das neudeutsche Wirtschaftstemperament für befähigt hält, die gute Ware einzelner Industriezweige hervorzubringen?

Naumann ist derselbe geblieben, der er war, als er aus schnell vergänglichen großen Ziffern die Forderung ableitete, daß Deutschland noch mehr Industriestaat werden müsse, als es zu unserem Schaden schon geworden war; derselbe, der das Nationalgefühl fremder Völker so gering einschätzte, daß er an eine deutsch-französische Annäherung glaubte: ein begeisterter und begeisternder Optimist, der die Wirklichkeit zu erkennen und Realpolitik zu verkünden meint, indem er das Wirtschaftliche schwer und das Völkische leicht wägt, indem er das Geld für wichtiger hält als das Blut, die Ware für notwendiger als die Nahrung. Immer noch ist es das Augenfällige, Nächstliegende, das er mit der Wirklichkeit verwechselt; immer noch ist es die Gegenwart, die sich so hoch und blendend vor ihm auftürmt, daß er darüber nicht den besten Weg in die Zukunft sehen kann; immer noch ist es

der menschliche Mechanismus des Staates, den er für mächtiger hält als die Kräfte der Natur.

Wer verstünde es nicht an einem modernen Menschen, daß ihn die neue Zeit mit den gewaltigen Rhythmen unserer Technik und der Organisation berauscht und blendet! Setzen nicht ihre bisherigen Erfolge sogar unsere nüchternsten Gegner in Erstaunen? Sehen wir aber einmal die Dinge klar und männlich an: Wir wissen, daß Industrie, kapitalistische Großbetriebe, Sozialismus, schulmäßige Massenerziehung und staatliche Organisation uns von ungeheurem Nutzen sind. Aber vergessen wir nicht ihre schädlichen Seiten. Ein gewisses Maß von Großindustrie ist uns notwendig; es gibt wohl kaum einen Zweig, den wir entbehren könnten; lassen wir sie aber so übermächtig werden, daß sie unserer Landwirtschaft die meisten und besten Kräfte entzieht (wie es seit einigen Jahrzehnten begonnen hat), so verhilft sie der Aushungerungspolitik unserer Feinde zum Siege und schwächt in jeder Hinsicht die Gesundheit unseres Volkes. Die Vorzüge kapitalistischer Wirtschaft sind uns in diesem Kriege, in dem wir einige finanziell schwächere Verbündete unterstützen konnten, klar geworden; ihre Härten beginnt aber schon jetzt jeder zu empfinden, der kein Konjunkturpatriot ist; noch ernster ist die Gefahr, daß der Kapitalismus heute Presse, Theater und Literatur vom Standpunkt des Gelderwerbs regiert und diese wichtigen Faktoren für die geistige und sittliche Gesundheit der Nation ausbeuterisch ihrer nationalen Bestimmung vorenthält. Auch der Sozialismus, besonders in seiner staatlichen Form, zeitigt eine sehr bedenkliche Erscheinung, er hemmt und vernichtet den freien Mut des einzelnen, auf eigene Verantwortung das Notwendige zu sagen und zu wagen; er und die schulmäßige Massenerziehung unterdrücken zur Friedenszeit meist die schöpferischen Persönlichkeiten und begünstigen Schablonenmenschen und Schönfner, die in Wahrheit unfähig sind, neue Situationen zu erfassen und zu meistern; auf die Dauer schwächt das neudeutsche Wirtschaftstemperament den Geist und den natürlichen Instinkt, so daß Schema und Schlagwort triumphieren. Vergessen wir vor allem nicht, daß alle diese Faktoren, Industrie, Kapitalismus, schulmäßige Massenerziehung, nur künstliche Hilfsmittel sind. Und das Künstliche hat nur Wert, wenn es dem Natürlichen organisch dient. Sobald das Künstliche zum Selbstzweck erhoben wird und das Natürliche verdrängt, versiegt die Lebensfähigkeit. Naumann hat diese Neigung, das Natürliche zurückzudrängen und das Künstliche (weil es ihm wie vielen Kulturmenschen näherliegt) an Stelle des Natürlichen zu setzen. Könnten wir mit den Errungenschaften der Technik genau und schulgemäß nach Lehrbüchern praktisch verwendbare homunculi herstellen, er zöge sie gewiß den Menschen vor, die auf natürlichem Wege ins Dasein gerufen werden.

Alles, was er uns in dieser seiner Neigung für das Künstliche ausmalt, müssen wir uns aus „Mitteleuropa" wegdenken, wenn Mitteleuropa wirklich werden soll. Und was wir uns so wegdenken müssen, ist sehr viel. Aber doch bleibt ein beachtenswerter Rest: vieles, was er über die Verfassungsfragen (im allgemeinen) sagt, ist gut und verwendbar; hier trägt er der Wirklichkeit manchmal streng Rechnung, zum Beispiel wenn er nicht ein einheitliches Wahlrecht für ganz Mitteleuropa verlangt (oder andere doktrinäre Unmöglichkeiten), sondern jedem der alten Staatskörper möglichst das Seine läßt und jedem auch den Raum zu gönnen sucht, das Seine nach eigener Art weiter zu entwickeln.

Mitteleuropa, ein Gefüge von Staaten, lose verbunden und doch kräftiger als bisher, kann Wirklichkeit werden. Aber nicht, wie Naumann meint, durch Ausgleich und Mischung, durch Verwischung des Nationalen, sondern durch kräftige Betonung und Abgrenzung jeder uns wertvollen Sonderart: es sind außer den

Deutschen noch Völker genug da, in deren Interesse eine Festigung Mitteleuropas (nach außen) liegt. Diese und uns selbst müssen wir kräftigen, und das ist durch eine Politik zu erreichen, die alle Maßnahmen wirtschaftlicher Art in den Dienst des Völkischen stellt, zur Ernährung und Vermehrung unseres Volkes und der uns von Natur befreundeten Nationen. Jedes Mitteleuropa, das rein industrielle oder kapitalistische Interessen über diese völkischen Belange stellt, schwächt unser Volk mehr als jeden anderen mitteleuropäischen Stamm; denn wir sind noch immer — Naumanns Gesinnung beweist es — diejenigen, die am meisten dazu neigen, die eigene Nationalität inter nationes aufgehen zu lassen. Und jedes Mitteleuropa, das uns schwächt, lähmt wiederum sich selber durch größere Uneinigkeit; denn wenn unser Volk „international" Kräfte abgibt, so stärkt es nicht das internationale Mitteleuropäertum, sondern der eine Deutsche wird Tscheche, der andere wohl Slowene, ein dritter wird Pole; es wird also nur die eigene Nation geschwächt und jeder andere Nationalismus (und damit die Uneinigkeit Mitteleuropas) gefördert. Mitteleuropa wird nur dann stärker, wenn die deutsche Nation und die ihm wirklich befreundeten (das sind vor allem die Ungarn) mächtiger werden. Und dazu tragen zum Beispiel Ausflüge von neudeutschen Reisenden (wie sie Naumann empfiehlt) nicht das geringste bei; sie sind im Gegenteil das beste Mittel, uns bei anderen Nationen (siehe die meistbesuchten, Italien und Norwegen!) verhaßt zu machen. Stark und mächtig werden wir nur auf der Erde, die unser eigen ist oder die wir uns zu eigen machen. Hunderttausende von abgehärteten Männern, die schwere Arbeit gewohnt sind, werden nach diesem Kriege arbeitslos sein; Hunderttausende werden Landarbeit leisten können und wollen, die bisher vielleicht keine Scholle hatten; sie an landwirtschaftliche Betriebe zu gewöhnen, bei denen Ehe und Familie das Natürliche sind, wird nicht bei allen leicht, aber doch bei vielen möglich sein. Verläuft der Krieg uns günstig, muß es auch Land genug dafür geben. Aus ihm Nahrung zu gewinnen, wird gesunder, vielleicht auch befriedigender, sicher aber notwendiger sein, als für den Hausrat und Lebensschmuck anderer, ablehnender Völker zu fronen — gesunder und notwendiger für unser Volk, unsere Staaten und Mitteleuropa.

Franz Fromme.

Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg.

Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Eine Abwehr des Buches: „La Guerre Allemande et le Catholicisme". In Verbindung mit G. Briefs und anderen herausgegeben von Professor Georg Pfeilschifter. Erstes bis zehntes Tausend. VIII und 494 S. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 1915.

Im April 1915 erschien, längere Zeit vorher in den Zeitungen angekündigt, das Buch „La Guerre Allemande et le Catholicisme". Es ist hervorgegangen aus einer planmäßig organisierten Aktion maßgebender katholischer Kreise in Frankreich. Dem katholischen Komitee, unter dessen „hohem Patronate" das Buch herausgegeben wurde, gehören nicht nur zwei französische Kardinäle und neun französische Bischöfe an, sondern der Kardinal und Erzbischof Amette von Paris ist in einem Einführungsschreiben ausdrücklich als kirchlicher Garant eingetreten für die Personen der Mitarbeiter wie für den Inhalt ihrer Aufsätze. Das Buch ist eine Schmähschrift. Es bringt — um es kurz zu sagen — all die Anklagen gegen uns vor, die uns aus der feindlichen Presse bekannt sind, fügt neue hinzu und erhält

seinen besondern Charakter dadurch, daß es Deutschland als katholikenfeindliches Land hinstellt und eine Menge unserer angeblichen Untaten aus diesem Zusammenhang erklärt.

Es ist begreiflich, daß diese Schmähschrift auf deutscher katholischer Seite als im höchsten Maß peinlich empfunden werden mußte und daß sich hier sogleich das Gefühl von der Notwendigkeit einer entschiedenen Abwehr einstellte. Schon ein paar Monate nach dem Erscheinen der französischen Anklageschrift folgte daher eine vorläufige, übrigens bemerkenswerte Antwort aus dem Kreis der deutschen Katholiken („Der deutsche Krieg und der Katholizismus, deutsche Abwehr französischer Angriffe", herausgegeben von Professor Rosenberg-Paderborn, Berlin, Germania-Verlag). Um die Jahreswende ist dann das vorliegende Buch erschienen, eine umfassende Erwiderung, in seinem Inhalt aber über eine solche noch hinausgehend. Namhafte katholische Gelehrte, Theologen und Laien, haben sich vereinigt und mit deutscher Gründlichkeit ein Werk geschaffen, das neben der Abwehr noch viel positive Belehrung bietet. Die Darstellung zeigt durchweg kühle Zurückhaltung; sie bewahrt sie auch da, wo man wohl im gerechten Unwillen über die Frivolität der französischen Angriffe weiter gehen könnte. Jedenfalls liefert diese Zurückhaltung, in ihrem Gegensatz gegen die Heftigkeit und Unruhe der französischen Angriffe, schon für sich einen Beweis für die Überlegenheit der deutschen Sache.

Man darf das vorliegende Werk ein Dokument zur Geschichte der Konfessionen nennen, insofern hier deutsche Katholiken die allgemeine deutsche Sache gegen französische Katholiken verteidigen und damit, bei der Betonung der trennenden Momente, doch auch für das gute Recht der Protestanten eintreten. Sogleich der erste Artikel, von Professor Mausbach, der „die literarische Kriegserklärung der französischen Katholiken" im ganzen schildert, bringt in jener Beziehung mehrere charakteristische Äußerungen. „Wer das Heilige" — sagt er — „als Schild ergreift, um sich hinter ihm gegen die furchtbaren Schläge des Krieges zu schützen, der gibt das Heilige selbst der Wut und Gewalttätigkeit des Krieges preis." „Kein deutscher Katholik hätte es den Verfassern von ‚La Guerre Allemande' übel genommen, wenn sie sich an weltlichen patriotischen Protesten ihrer Landsleute beteiligt hätten; der verhängnisvolle Fehlgriff liegt darin, daß sie eine ausgeprägt katholische Aktion unter kirchlichem Protektorat veranstaltet haben, um die Feinde Frankreichs als Feinde des Katholizismus bloßzustellen." Mausbach verzeichnet die Tatsache, daß „die Protestanten Frankreichs dem Beispiel der französischen Katholiken gefolgt sind" und gleichfalls mit Komitee und Rundschreiben gegen das Unrecht und die Grausamkeiten des deutschen „Überfalls" protestieren. „Aber" — fügt er hinzu — „sie scheinen sich auf die Verurteilung des Krieges und der Kriegführung der Deutschen zu beschränken, nicht aber die Religion der deutschen Protestanten und Katholiken anzugreifen." Der Bischof von Speyer, M. v. Faulhaber, spricht über „unsere religiöse Kultur" und hebt die gemeinsamen Züge der deutschen religiösen Kultur hervor. Er verteidigt den Protestantismus gegen die Anschuldigung, eine reine Kampfreligion zu sein, und rühmt den Vorzug, der in dem Universitätsstudium der Theologen liegt. Er betont, wieviel günstiger die Lage der Katholiken in Deutschland als in Frankreich ist. „Die deutschen Katholiken haben keine Lust, aus dem Lande ‚des kerndeutschen Menschen Luther und kerndeutschen Gottes Wotan' (Worte der französischen Anklageschrift) auszuwandern und unter dem Himmel des französischen widerchristlichen Kulturkampfes ihre Hütte zu bauen." Der Artikel „Die Gottesverehrung im deutschen Volk" von P. Lippert erinnert daran, daß der Atheismus nicht von Deutschland, sondern von Frankreich ausgegangen ist, erinnert an die Verdienste der Protestanten H. Wichern und

F. v. Bodelschwingh um die Förderung der werktätigen christlichen Liebe und weist auf die protestantischen Sänger der Freiheitskriege hin. „Der Gott, zu dem so gebetet wurde, ist jener alte Gott der Christenheit, der in der französischen Revolution ‚abgesetzt' worden, der Gott, den die enzyklopädistische kirchenfeindliche Aufklärung geleugnet, den der englisch-französische Deismus zu einer ohnmächtigen Weltferne verurteilt hat." In der angedeuteten Richtung liegen auch mehr oder weniger die Beiträge von Professor Schrörs „Ist der Krieg ein Religionskrieg?" (mit scharfer Kritik der französischen Anklagen), von Professor Kiesl „Katholizismus und Protestantismus im gegenwärtigen Deutschland", von Dr. Höber „Reich, Kaiser und Parität", von Professor Muth „Das Allgemeinmenschliche in deutscher Art und Kunst". Professor Pfeilschifter berichtet über „Seelsorge und religiöses Leben im deutschen Heere", und zwar über die protestantischen Verhältnisse ebenso wie über die katholischen. Französische katholische Geistliche haben ihren Gemeinden wiederholt die im Feld stehenden deutschen Soldaten als Muster der Frömmigkeit hingestellt. Nebenbei wendet sich Pfeilschifter gegen die „beschränkte und unehrliche Politik, mit dem Kulturkampf gegen das jetzige Deutschland zu argumentieren. Der Kulturkampf ist seit einem Menschenalter verschwunden, und wir Jüngeren wissen aus eigener Erfahrung nicht mehr, was er war". Dem Vergleich „des französischen und des deutschen Kulturkampfes in ihren Ursachen und Folgen" widmet Dr. H. Platz einen besonderen Artikel. Hier lesen wir zum Beispiel: „Der deutsche Kulturkampf ist kirchenpolitisch und nur Kampfmittel; der französische ist kulturpolitisch und Kampfziel im Sinne der Aufrichtung eines widerchristlichen Kulturreiches dieser Welt." Wenn wir auch zu dem, was über die Ursachen des deutschen Kulturkampfes bemerkt ist, manches ergänzend oder berichtigend hinzuzufügen hätten, so bleibt es unter allen Umständen der Beachtung wert, daß man heute auf streng katholischer Seite dem deutschen Kulturkampf eine wesentlich historische Betrachtung widmet. Bismarck wird in seiner Stellung zu ihm, wenn nicht gerechtfertigt, so doch zu verstehen gesucht. Höchst wirksam ist der Vergleich der deutschen und der französischen Kriegshirtenbriefe von Professor Knöpfler: die deutsche Sachlichkeit und die französische Verblendung treten uns auch hier in überaus greifbarer Gestalt entgegen. „In Verunglimpfungen und Beleidigungen Deutschlands scheinen sich die Bischöfe von Nancy, Arras und Albi gegenseitig überbieten zu wollen." „Ist es Zufall oder unbewußte Selbstironie, daß der Bischof von Albi mit seiner Blütenlese von Verbrechen gerade jene Untaten stigmatisiert hat, mit denen die Franzosen und ihre Verbündeten, die Moskowiter, ihre Gewissen belasteten?" Knöpfler kann nicht umhin, festzustellen, daß mehrere französische Bischöfe wider besseres Wissen Beschuldigungen gegen Deutschland ausgesprochen haben.

Wir haben aus dem vorliegenden Werk Äußerungen angeführt, in denen das allgemeine deutsche Gefühl und die verbindenden religiösen Elemente zum Ausdruck kommen. Natürlich wird auch der Unterschiede zwischen Katholizismus und Protestantismus gedacht, auch über dogmatische Streitpunkte gesprochen. Wir würden den deutschen Katholiken gerade bei ihrem jetzigen Verteidigungswerk einen schlechten Dienst erweisen, wenn wir behaupten wollten, daß sie den Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus zu verschleiern suchen. Doch man kommt bei diesen Erörterungen wiederum auf den gemeinsamen Besitz zu sprechen. Wir möchten hieraus etwas herausgreifen, was nicht des dramatischen Moments entbehrt. Der protestantische Theologe Ritschl, Führer einer einst großen Schule, hat Mystik und Pietismus als spezifisch katholische Dinge bezeichnet und von da aus seinen rechts stehenden theologischen Gegnern, deren Anschauungen er wesentlich aus dem Pietismus herleitete, den Vorwurf des Katholisierens gemacht, während sie bei ihm

katholischen Semipelagianismus und Entfernung von den Grundanschauungen der Reformatoren wahrnahmen. Dann setzten der Nationalökonom Max Weber und der Theologe Tröltsch auseinander, daß Mystik, Pietismus und religiöser Enthusiasmus nicht als Gegensätze des Protestantismus angesehen werden dürften, daß vielmehr der kräftigste Protestantismus aus ihnen erwachsen sei. Nun konstatiert Professor Kiesl in dem genannten Aufsatz in der Ritschlschen Theologie eine starke Annäherung an den Katholizismus: „von der Schule Ritschls aus kommen gerade die konfessionellen Hauptprobleme . . . einfach in Wegfall." Wir gehen auf diese Erörterungen nicht näher ein, wollten sie aber nicht unerwähnt lassen, da sie in der theologischen Literatur schon Erwähnung gefunden haben und noch weiter finden werden.

Mehrere Beiträge sehen von den kirchlichen Fragen ab und könnten in jeder Gegenschrift gegen feindliche Anschuldigungen ihren Platz finden. Der Historiker Finke schildert in seinem Artikel „Recht und Notwendigkeit des Weltkriegs" nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Frage des gerechten Kriegs (welcher er kurz vorher eine besondere Schrift von großer Gelehrsamkeit gewidmet hatte) sorgsam abwägend die Ursachen des großen Kriegs. Der Jurist Ebers spricht über „Belgiens Neutralität und ihr Untergang". Diese Abhandlung verdient ganz besondere Beachtung. Neben Hampes Aufsatz im Novemberheft der „Internationalen Monatsschrift" über die Schuld der belgischen Regierung stellt sie die beste Kritik der belgischen Rechtfertigungsversuche dar. Eben diese Kritiken zeigen, daß wir uns wegen des Einrückens unserer Truppen in Belgien nicht zu entschuldigen brauchten, sondern daß es unser gutes Recht, ja unsere Pflicht war. Der Historiker Meister beginnt seinen wirkungsvollen Artikel „Der Krieg und die Lüge" mit dem Satz: „Leider kann man nicht einmal sagen, daß das in dem Buch ‚La Guerre Allemande' gezeichnete Gesamtbild nur objektiv unwahr sei, sondern es mischt sich auch subjektiver Fälschungswille hinein," und schließt mit dem Urteil: „Der Makel der Lüge und Verleumdung brennt den Nationen, die sich dieser vergifteten Waffe bedient haben, an der Stirn. Ihre Unwahrhaftigkeit wird die Geschichte nicht mehr vergessen." Der Historiker H. v. Grauert hat in seinem Artikel „Deutsche Weltherrschaft?" mit seinem gelehrten Spürsinn die Literatur auf die Frage hin durchgeprüft, ob Deutschland die Absicht einer Weltherrschaft vorzuwerfen sei. Man hat so oft mit wenig Kritik — leider mehrfach auch in Deutschland selbst — dem Alldeutschen Verband Weltherrschaftspläne nachgesagt. Grauert bringt sehr hübsche Zusammenstellungen darüber, daß eine Schrift, die in Frankreich für angebliche Welteroberungspläne der Pangermanisten angeführt wird, erstens nicht von einem Reichsdeutschen herrührt, zweitens von dem Organ des Alldeutschen Verbandes mit voller Entschiedenheit abgelehnt worden ist, drittens auch noch kein Weltreich für uns fordert. Mit Recht sagt Grauert, daß, wenn je ein ernst zu nehmender Staatsmann eine große politische Allianz der germanischen Völker ins Leben zu rufen versucht hat, es der englische Kolonialminister Chamberlain gewesen ist, mit dem großen pangermanischen Bündnis, welches er 1901 dem deutschen Reichskanzler angeboten hat. „Die deutsche Politik hat es abgelehnt im Interesse der Aufrechterhaltung der Solidarität unter den europäischen Großmächten." Es dürfte in diesem Zusammenhang übrigens nicht überflüssig sein, an eine kürzlich von einem andern Historiker, F. Endres, ausgesprochene Mahnung zu erinnern, wir sollten, wenn unsere Feinde Treitschke, Bernhardi oder die Alldeutschen anklagen, nicht gar zu leicht mit Entschuldigungen bei der Hand sein. Wir brauchen gar nichts zu entschuldigen. Die herkömmliche Versicherung, man denke ja nicht so wie die Alldeutschen, ist nicht am Platz und macht sich namentlich auch dem Ausland gegen-

über nicht gut. Der von Grauert festgestellte Fall zeigt ja, wie wenig die üblichen Angriffe gegen die Alldeutschen berechtigt sind. Wenn man sich doch darüber unterrichten wollte, was denn die Alldeutschen gewollt haben und wollen! Auch an dem vorliegenden Buch möchte ich beanstanden, daß noch zu oft die Versicherung begegnet, die deutschen Katholiken hielten sich von übertriebenem Nationalismus fern. Unseres Wissens gibt es in Deutschland einen übertriebenen Nationalismus in erheblichem Umfang gar nicht; die deutsche Gründlichkeit und Vielseitigkeit bewahren uns vor jeder Einseitigkeit. Wenn die französische Schmähschrift Deutschland von der Sekte der Wotansanbeter und dergleichen Richtungen beherrscht sein läßt, so wird es schwer sein, mehr als zwei Dutzend solcher Gläubigen (die noch dazu wohl in Österreich wohnen) nachzuweisen. Die Mitarbeiter des vorliegenden Werkes erweisen sich in ihrer Gesinnung als gute Deutsche. Von unsern Feinden werden sie ebenso als „Nationalisten" geschmäht werden wie Treitschke und die Alldeutschen. Und da dieser Titulierung durch die Versicherung, sie hielten sich von „übertriebenem Nationalismus" fern, doch nicht gesteuert wird, so sollten sie diese Versicherung durch das direkte und sachlich begründete Bekenntnis ersetzen: „Wir Deutsche vertreten nur einen gesunden Nationalismus, und wir deutschen Katholiken sind ebenso national gesinnt wie andere Deutsche, national bis auf die Knochen."

Ich erwähne schließlich noch einige Aufsätze, die von allgemeinem Interesse sind: Professor Switalski, „Zur Psychologie der Greuelaussagen", Professor Sauer, „Kunst und heilige Stätten im Kriege", Privatdozent G. Briefs, „Staat, politische Freiheit und Militarismus in Deutschland". Der Generaldirektor des Volksvereins für das katholische Deutschland schildert die „Deutsche soziale Kultur", ein Gebiet, auf dem sich ebenso wie auf dem der Heereseinrichtungen die Überlegenheit Deutschlands erweist. Da die katholische Kirche Deutschlands einen beträchtlichen Anteil an unsern sozialen Einrichtungen hat, einen Anteil, der vielleicht den stärksten Ruhm der katholischen Kirche aus der neuesten Zeit darstellt, so bedeutet es eine Herabsetzung des Katholizismus überhaupt, wenn die französische Schmähschrift den deutschen Katholizismus nicht gelten lassen will.

Das deutsche Werk wird in englischer, französischer, holländischer, italienischer, portugiesischer und spanischer Übersetzung erscheinen. Wir wissen wohl, welche künstlichen Grenzen unsere Feinde der wahren Aufklärung ziehen. Wir vertrauen aber doch darauf, daß die Wahrheit durch die ihr eigene Kraft sich manche Bahn brechen wird.

Georg von Below.

Herman Grimms Aufsätze zur Literatur und Kunst.

Herman Grimm. Aufsätze zur Literatur. Herausgegeben von Reinhold Steig. 273 S. 5 M., geb. 6 M. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1915.

Herman Grimm. Aufsätze zur Kunst. Herausgegeben von Reinhold Steig. 355 S. 5 M., geb. 6 M. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1915.

Die bescheideneren Ausmaße der beiden letzten Weihnachts-Büchermärkte haben es mit sich gebracht, daß manche Erscheinung weit mehr zu Ehren kam, als ihr wohl sonst vergönnt gewesen wäre. Auch dessen wollen wir uns freuen. Denn wieviel Wertvolles pflegte sonst in dem Trubel lautlos unterzugehen, nur darum,

weil kein sensationeller Titel die Reklame übernahm. Zumal wenn es sich nur um einen bescheidenen Neudruck aus dem grenzenlosen Gebiete dessen handelte, was seit Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten in den Bibliotheken vergraben lag. Auch die vorliegende Aufsatzsammlung wäre wohl ziemlich klanglos zum Orkus hinabgestiegen, hätte uns nicht die Zeit in so vielen Dingen bedächtiger und nachdenklicher gemacht. Zwar wußten wir auch ohnedies, daß Herman Grimm sein Bestes vielleicht weit weniger in seinen größeren Darstellungen geboten hatte als gerade in kleineren Aufsätzen, die in verschiedenen Sammelorganen und Zeitschriften, vornehmlich auch in der „Deutschen Rundschau", zerstreut lagen. Freilich hatte der Verfasser selber sie nachträglich bereits zu einer stattlichen Reihe von Sammelbänden vereinigt, und pietätvolle Hände hatten nach seinem Tode aus den hinterlassenen Papieren noch einen weiteren blütenreichen Kranz geflochten. Aber daß in dieser Fülle ein solcher Reichtum zerstreut lag, wie er sich uns nunmehr ergibt, das hat einem größeren Leserkreise wohl doch erst die Blütenlese gezeigt, die Reinhold Steig mit kritischem Geschmack in den beiden vorliegenden Bänden zusammengestellt hat.

Freilich, Schule hat Herman Grimm nie gemacht, so günstig die äußeren Verhältnisse für ihn als Berliner Universitätslehrer auch lagen, und er wird es auch künftig kaum tun. Dazu ist seine Auffassungsweise wohl zu subjektiv, zu sehr bedingt durch die zufälligen Verhältnisse, in denen er sein Urteil bildete. Als Sohn Wilhelm Grimms, des jüngeren der beiden Brüder, der Begründer der deutschen Sprachforschung, im Jahre 1828 zu Kassel geboren, hat er nie die Traditionen vergessen, die ihm dadurch überkommen waren, so sehr er andererseits doch in seinem Interessenkreise über Vater und Oheim bald hinausgewachsen war. Aber mochte er sich von deren Arbeitsgebiet auch noch so weit entfernen, die Romantik, der die deutsche Altertumsforschung ihren Ursprung verdankt, blieb gleichwohl der Nährboden, in dem all sein Denken wurzelte. Unlösbar aber wurden diese Beziehungen, als er dem Kreise um Bettina von Arnim, die Schwester Clemens Brentanos, nähertrat und schließlich deren jüngste Tochter Gisela heiratete. Freilich ist nicht zu unterschätzen, mit welcher Selbstsicherheit er sich letzten Endes doch in dieser geistigen Atmosphäre bewegt. Nicht ganz mit Unrecht hat man ihn gelegentlich wohl den „letzten Romantiker" genannt. Und doch möchte man behaupten, daß er innerlich mehr der älteren als der jüngeren Romantik angehört. Ganz in ihrem Sinne nimmt er von früh auf teil an der Kanonisierung Goethes. Zwar den exaltierten Schwärmereien der Schwiegermutter bleibt er fern, aber auch ihm wird Goethe als Dichter und Mensch immer mehr das Maß aller Dinge. Von ihm übernimmt er die Vorstellung einer notwendigen Stilisierung alles Künstlerischen, der die Begeisterung für die Antike ein für allemal den Weg weist. Aber ebenso wie der Meister selber entfremdet auch er sich der Romantik, sobald diese die Richtung nimmt auf ein mehr aufs Nationale gestimmtes Kunstideal. Es ist erstaunlich, mit welcher Entschiedenheit er hier Front macht, am deutlichsten vielleicht in seinem Aufsatz über Schinkel, wo er sich darzustellen bemüht, wie sehr die falschen, das heißt romantischen Zeittendenzen diesen anfänglich in die Irre zu führen suchten. Auch ihm wird die Gotik schließlich „das Eigentum einer uns unverwandten Nation", eine „durch französische Vermittlung einst uns zugekommene byzantinische Mode". Und selbst die damals in Blüte stehende Begeisterung für „deutsches Altertum" erhält hier von dem Sohne und Neffen der Brüder Grimm einen nicht gerade anerkennenden Seitenblick. Aber je mehr er sich von diesem Teil des ihm überkommenen Erbes innerlich freimacht, desto machtvoller drängt es ihn zur Nachfolge Goethes. Er selber bekennt in der Vorrede zur fünften Auf-

lage seines „Goethe“: „Ich lebte in meiner Jugend in einer Umgebung, von denen fast alle persönlich mit Goethe verkehrt hatten, und rechnete mich selbst dazu, als sei mir dies Vorrecht durch eine Art von Erbschaft zuteil geworden.“

Zunächst versucht er es mit eigener Kunstschöpfung. Wie die Gattin und deren Mutter geizt auch er nach dem Ruhm des Dichters. Da er, der Jugendliche, aber sogleich den abgeklärten Stil des reifen Goethe zu treffen sucht, so erreicht er trotz aller Gedankentiefe keine Wärme und läßt sein Publikum kalt. Er beginnt daher schon bald sich auf Würdigung fremder Kunst zu beschränken. Es geht ihm, wie so vielen, die, wie er gelegentlich meint, „fühlen, daß der Kreis ihres eigenen Schaffens zu beschränkt sei“, und die daher „das, was andere getan, zu erklären suchen“. Dieses Erklären ist ihm gleichsam ein Ersatz für das unzureichende eigene Schaffen. Erklärend sucht er eine Analyse des Ideals, deren Synthese in eigenem Schaffen ihm nicht vergönnt ist. Diesem Ideal aber gehört seine begeisterte Liebe. „Selbst der Künstler, der, mit einem Übermaße schaffender Kraft begabt, durch seine eigene Tätigkeit allein die Kunst und das empfangende Volk auf eine höhere Stufe hinaufhebt, wird im Verlaufe seiner Arbeit einsehen, daß es damit allein doch nicht getan ist. Er wird sich gewahren als den nur zu sehr geringem Anteil berufenen Mitarbeiter an der großen Aufgabe, an der von Beginn der Geschichte vor ihm zu arbeiten begonnen worden ist, und an der fortgearbeitet werden wird, solange die Geschichte selbst arbeitet: der Aufgabe, in Werken geistigen Gehaltes die Menschheit sich selbst in ihrer edelsten Gestalt zu zeigen. Das Leben wäre zu traurig und unverständlich, träten nicht immer wieder glaubwürdige Männer auf, die uns das Vertrauen einflößen, es sei schön und begreiflich, sobald es nur recht aufgefaßt werde.“

Darf es uns da wundern, wenn Grimms Blick immer wieder von neuem auf Goethe hingelenkt wird? Goethe tritt denn auch bald so sehr in den Mittelpunkt seines Denkens, daß seine gesamte ästhetische Begriffswelt sich an ihm orientiert. Er wird zum leuchtenden Vorbild, nicht nur als Dichter, sondern auch als Mensch. Bekannt ist, daß das Kolleg über Goethe, das er seit dem Winter 1874/75 bis kurz vor seinem im Sommer 1901 erfolgten Tode des öfteren las, die Hörer in Scharen herbeilockte. Aber auch wir, denen heute die Buchausgabe dieser Vorlesungen in achter Auflage vorliegt, werden noch bestochen von der vergötternden Liebe, mit der dieser begeisterte Interpret seinen Helden und Dichter besingt. Wohl mit Recht gilt das geistvolle Buch trotz aller Unzulänglichkeiten als ein Stück des Besten, was je über Goethe gesagt worden ist. Auch heute behauptet es in der schier uferlosen Goethe-Literatur seinen Ehrenplatz, obschon der Mangel an Methode notwendigerweise immer störender empfunden werden wird. Denn wenn eines, so zeigt gerade dieses Werk die Vorteile und Nachteile einer zum Prinzip erhobenen Subjektivität. Es treibt den Verfasser so sehr zu seinem Gegenstande hin, daß ihm nur wohl ist, wenn er seinem Dichter an den Lippen hängt und ihm recht tief in die Augen schaut. Ihn überschauen zu wollen, scheint ihm frevelhaft, ja unsinnig. Und wo er ihn trotzdem in einer weiteren Umgebung aufzufassen sucht oder ihn gar, wie in dem Kapitel über Italien, in eine weite weltgeschichtliche Perspektive hineinzustellen scheint, da ergibt sich bei näherer Prüfung doch sehr bald, daß er nicht etwa den Gegenstand von sich rückt, sondern umgekehrt, dem Gegenstand gleichsam nur den Rücken kehrend, von diesem aus zeitweilig in die Weite hinausblickt. Aber gerade dieses völlige Sichverlieren in Goethe läßt ihn in dessen Schöpfungen auf Schritt und Tritt Feinheiten finden, die ohne diese restlose Hingabe wohl für immer verborgen geblieben wären.

Und nicht viel anders steht es schließlich um die beiden auf breitester Basis

errichteten Monographien über „Michelangelo" und „Raffael", die Grimms Ruhm als Kunsthistoriker begründeten, nicht anders steht es um seinen „Homer". Sie sind als Meisterwerke seit langem anerkannt. Aber trotz aller Originalität erscheinen sie uns letzten Endes doch nur als geistvollste Ausführungen dessen, was Goethe gelegentlich skizzenhaft hingeworfen. Ja, der Autor selber legt uns diese Auffassung nahe, wenn er immer wieder betont, wie unendlich viel die Würdigung der Renaissancekunst gerade Goethe verdanke. Bildet doch dieser Gedanke gleichsam den Tenor in dem ersten Teil seines „Raffael", der des Künstlers historische Stellung im Urteil der Jahrhunderte verfolgt.

Auch in den mehreren Dutzend Essays, in denen sich Grimms schriftstellerische Tätigkeit im übrigen erschöpft, bildet Goethe sozusagen die Spadille, mit der gestochen wird. Nicht nur, daß keinem andern Thema eine gleichgroße Zahl von Aufsätzen gewidmet ist, auch die andern Themen führen ihn — ausgesprochen oder unausgesprochen — immer wieder auf ihn zurück. Es ist aber wohl zweifellos auch das Thema, über das Grimm das meiste und wohl auch das wertvollste zu sagen hat. Man wird es daher wohl dankbar begrüßen, daß Steig gerade diese Stücke fast sämtlich in seine Auswahl übernommen hat. Sie bilden die erste, bei weitem größere Hälfte des einen den „Aufsätzen zur Literatur" gewidmeten Bandes; nur ein Stück, „Goethes Verhältnis zur bildenden Kunst" behandelnd, ist der andern Serie, den „Aufsätzen zur Kunst", eingeordnet.

Eröffnet wird das Ganze mit einer knapp gefaßten Gesamtcharakteristik Goethes, die erst 1899 für das von Karl Werckmeister herausgegebene „XIX. Jahrhundert in Bildnissen" geschrieben worden ist. Man glaubt die freudige Genugtuung des Verfassers zu spüren, auch an dieser Stelle für Goethe seine Stimme erheben zu dürfen. An Bedeutung dagegen tritt dieser Artikel wohl zurück hinter den nun folgenden. Gleich der nächste über „Goethe in Italien", ein Vortrag aus dem Jahre 1861, wohl die älteste der hier vereinigten Arbeiten, läßt uns bereits die Stärke des Verfassers ahnen. Wie hier aus persönlichstem Nacherleben die Atmosphäre geschildert wird, die den Dichter in Italien aufnahm, verspricht bereits nicht wenig. Gleichwohl lernen wir den Verfasser in den beiden nächsten Aufsätzen von einer wesentlich andern Seite kennen. Sie zeigen, was ein geistvoller Kopf in der Interpretation gehaltreicher Dichtungen, wie „Iphigenie" und „Tasso", zu leisten vermag. Namentlich der zweite, anknüpfend an die Gestalt der Prinzessin, überrascht uns durch die eigenartige Beleuchtung, die er der Dichtung Goethes zu geben weiß. Es dürfte wohl kaum möglich sein, die Gestalten Goethes in noch tieferem Anempfinden zu neuem persönlichen Leben zu erwecken, als es dem Verfasser hier gelungen ist.

Stark stechen von diesen geistvollen Essays die beiden nächsten Artikel ab; sie tragen mehr referierenden Charakter. Der erste erzählt von des Autors Beziehungen zu seiner mütterlichen Freundin Marianne von Willemer und ihrer rührenden Art, das Andenken an den vergötterten Dichter zu pflegen, der andere, Goethe nunmehr verlassend, berichtet von dem eigenen Vater und Onkel und ihren hohen Verdiensten um die von ihnen besorgte Märchensammlung. Im glänzendsten Lichte erscheint Grimms ästhetisches Urteil dann wiederum in den beiden Säkularartikeln auf Uhland und Rückert, denen sich eine auf persönliche Eindrücke gegründete, wohl abgewogene Gegenüberstellung der drei Berliner Historiker Ernst Curtius, Heinrich von Treitschke und Leopold von Ranke anreiht. Dagegen nehmen die drei letzten Aufsätze wiederum, wie des öfteren, von einzelnen literarischen Novitäten ihren Ausgangspunkt. Aber auch sie erheben sich schließlich zu kleinen und doch so großzügigen, von Reflexionen mancherlei Art durchsetzten Gesamtbildern, so hier von Ernst von Wildenbruchs

Heinrich-Trilogie, von der Biographie Conrad Ferdinand Meyers, die Adolf Frey 1900 seinem dahingegangenen Freunde widmete, und von den im selben Jahre erschienenen Briefen Bismarcks an seine Braut und Gattin. Unter sich sind auch diese drei Artikel wieder sehr verschieden. Während der erstere den Schwerpunkt wieder ganz auf die Analyse der Dichtung legt, suchen die beiden letzteren die Persönlichkeiten möglichst greifbar vor uns erstehen zu lassen.

Gerade dadurch aber machen sie deutlich, was alle diese Literaturaufsätze letzten Endes mit den Kunstaufsätzen verbindet, deren Auslese uns im andern der beiden Bände von Steig geboten wird. Auch sie scheinen sich vor allem die Aufgabe zu stellen, den geistigen Gehalt der Kunstwerke auszuschöpfen. Gleich die erste der hier vereinigten Arbeiten, die umfangreichste der ganzen Sammlung, beschränkt sich eigentlich darauf, die beiden Persönlichkeiten Raffael und Michelangelo einander gegenüberzustellen, freilich in einer Konfrontierung, die gerade durch die Betonung des Gegensätzlichen die charakteristischen Linien bis ins feinste herauszuarbeiten weiß. Aber auch da, wo es sich, wie in dem folgenden Aufsatze über die Camera della Segnatura, nur um die Betrachtung von Kunstwerken handelt, muß der gedankliche Gehalt die glänzendsten Lichter liefern. Die hohen zeichnerischen und malerischen Qualitäten werden gleichsam als selbverständlich hingenommen. Kaum, daß die großen Vorzüge der Komposition gewürdigt werden. Nichtsdestoweniger aber gerade hier eine solche Fülle der sich ergebenden Werte, daß sie den Aufsatz vielleicht zum ertragreichsten der ganzen Sammlung macht, zumal wenn es dem Verfasser schließlich gelingt, die beiden großen Raffaelischen Fresken, Disputa und Schule von Athen, zu einer ideellen Einheit zusammenzuschließen. Und selbst da, wo es uns geradezu unmöglich erscheint, von etwas anderm als der Form auszugehen, wie bei der Venus von Milo, der der nächste kleine Artikel gewidmet ist, wird fast ausschließlich der Gehalt ins Auge gefaßt und uns gleichsam die Seele der Göttin geschildert. Erst im folgenden Aufsatz, wo es sich um die verschiedenen Kupferstichreproduktionen von Leonardos Abendmahl, also eine mehr technische Frage handelt, kommt uns zum Bewußtsein, daß wir einen Kunstwissenschaftler vor uns haben, dem es nicht nur um das Was?, sondern auch um das Wie? zu tun sein muß. Aber schon die nächsten Stücke, der Hauptsache nach Beschreibungen mehrerer großer Bilder von Tizian und Soddoma, zeigen uns den Essayisten wiederum in seiner vollsten Stärke, nicht weniger das folgende, das in glänzender Weise die Bedeutung Albrecht Dürers würdigt, gerade unter bewußter Hintansetzung der Einzelwerke des Künstlers.

Der nächste Aufsatz führt uns dann, wie schon oben erwähnt, zu Goethe zurück. Anknüpfend an die Gestalt der Iphigenie, sucht Grimm uns zu vergegenwärtigen, wieviel des Dichters Kunst der Skulptur und Malerei zu verdanken habe. Zu dem Ende wird der Gedanke durchgeführt, daß Goethe erst durch die zielbewußte Hinwendung zur Antike den Anschluß an die höchste Kunsttradition erreicht, gleichsam erst dadurch den deutschen Geist zum wahren Leben erweckt habe. Man muß wohl Grimms Ausführungen mit ihren geistvollen Aus- und Überblicken selber gelesen haben, um vor dem Leitgedanken nicht zu stutzen. Erst das Eingehen auf Grimms gesamte Vorstellungswelt läßt ihn diskutabel erscheinen. Freilich bringt vielleicht gerade er uns zum Bewußtsein, mit welcher Befangenheit doch letzten Endes diese ganze Welt aufgebaut ist. Goethe nimmt den Ästhetiker so völlig ins Schlepptau, daß auch er trotz aller weitherzigen Toleranz die Fühlung mit der Zeit schließlich völlig verliert. Mit Goethe sinkt für ihn gleichsam die Würde der Menschheit dahin: „Von Weimar ging damals eine geistige Arbeit aus, deren Umfang und deren Resultate uns heute beschämen würden, wäre die Bedeutung dieser Arbeit

nicht schon so unbekannt geworden, daß man sich ihrer kaum mehr erinnert." Fast ist es, als hörten wir aus den letzten Worten Goethe selber sprechen. Er würde der Entwicklung des Geschmacks gegen Ende des Jahrhunderts gewiß nicht weniger grollend gegenübergestanden haben, als Grimm es tat, nachdem die Nachwirkungen des Klassizismus endgültig überwunden waren. Gerade diese Übereinstimmung aber macht noch deutlicher, wie völlig Grimm in den Fußstapfen seines Meisters wandelt. Er wird zum Statthalter Goethes, der dessen Standpunkt von neuem zur Geltung zu bringen sucht. Dieses unablässige Streben aber stempelt ihn nicht nur zum Klassizisten, sondern auch zum Epigonen.

Der Rest der in dem zweiten Bande vereinigten Aufsätze bringt dafür den Beleg. Erweist sich der Verfasser in der tiefgründigen Studie über Jacob Asmus Carstens noch durchaus als Klassizisten, der mit Goetheschen Maßen den Reichtum des Künstlers auszumessen versteht, so verraten bereits die drei folgenden Aufsätze über Peter von Cornelius und Karl Friedrich Schinkel den typischen Epigonen. Nichts ist kennzeichnender als der ziemlich naive Optimismus, mit dem Grimm sich hier für den ihm auch durch Freundschaft eng verbundenen Cornelius ins Zeug legt und die unglücklichen Zeitverhältnisse für dessen mangelnde Anerkennung verantwortlich macht, während doch wohl schon tiefere Gründe mit ins Gewicht gefallen waren. Aber diese Voreingenommenheit war wohl nötig, um eine solch hingebungsvolle und dadurch so tiefgreifende Würdigung zustande kommen zu lassen, wie sie hier diesen beiden zuteil wird. Keiner von heutzutage vermöchte hier wohl auch nur annähernd gleich viel herauszuholen. Dagegen zeigen die drei letzten Artikel des Bandes diese Befangenheit in einem weit weniger günstigen Lichte. Wenigstens ist es an sich kein erfreuliches Zeichen, daß Steig in seinem Bemühen, auch Grimms Stellung zur neueren Kunst zu einem charakteristischen Ausdruck kommen zu lassen, nichts Besseres zu bieten vermag als dessen Betrachtungen über drei neuerrichtete, beziehungsweise erst zu errichtende Denkmäler. Sie entsprechen durchaus dem, was der Verfasser in dem ersten Bande über neueste deutsche Literatur zu sagen hat. Gilt sein Interesse dort der Würdigung Wildenbruchs, dem Andenken Conrad Ferdinand Meyers und Bismarcks, so hier dem ehrenden Gedächtnis der Gebrüder Humboldt, des alten Kaisers Wilhelm und der Kaiserin Augusta. Aber genau so wie dort ist es nicht etwa das ästhetische Urteil, was unsere Aufmerksamkeit fesselt, sondern die rührende Anteilnahme, mit der der alternde, schließlich zweiundsiebzigjährige Kritiker den Tagesfragen gegenübertritt. Mit welcher Herzenswärme zum Beispiel und welchem Weitblick nimmt er als alter, überzeugter Berliner nach des Kaisers Tod Stellung zu der Frage, wie und wo die deutsche Hauptstadt das ehrende Gedächtnis an den Begründer des Reiches in einem Denkmal zum würdigsten Ausdruck bringe. Denn auch hier bleibt das für ihn Kennzeichnende: mag der Lauf der Dinge noch so sehr einen Weg nehmen, der nicht seinen Beifall hat, er hält weder mit seinem Urteil verbittert zurück noch versteigt er sich zu einem hoffnungslosen Sarkasmus. Sondern unentwegt hält er auf seinem Posten aus und kämpft weiter, in dem hoffnungsvollen Glauben, daß seine so sicher gegründete Überzeugung dereinst doch noch einmal als Wahrheit triumphieren werde. Gerade diese Selbstsicherheit aber verleiht ihm die Glorie des Siegers, die uns Hochachtung abnötigt, auch da, wo wir ihn unserer moderneren Auffassung nach einen völlig aussichtslosen Kampf durchfechten sehen.

Und so ist es denn trotz allem schließlich doch das volle Gefühl der Erhebung, mit dem wir von den Büchern scheiden. Wir verdanken es nicht zum geringsten auch dem Herausgeber, der, obgleich er es verschmäht, das Charakteristische vor dem schlechthin Vollendeten hintanzuhalten, es dennoch verstanden hat, dem väterlichen

Freunde ein so würdiges Monument zu errichten. Wenn etwas zu beanstanden wäre, so wäre es höchstens der Umstand, daß die Ausführungen des Verfassers, die zum Teil doch über ein halbes Jahrhundert zurückliegen, nicht durch Anmerkungen auf die Höhe der modernen Forschung gebracht sind. Allein der Herausgeber wird zur Rechtfertigung anführen können, daß Grimm selber in genialer Nonchalance bei Neudrucken und Neuauflagen fast stets darauf verzichtet und sich auf das unumgänglich Notwendige beschränkt hat.

Franz Zinkernagel.

Österreichische Essays. Von Franz Zweybrück. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1916.

Ein Wiener Publizist, den Lesern der „Deutschen Rundschau" vorteilhaft bekannt, redet in dem vorliegenden Sammelbande über Gegenstände der österreichischen Gegenwart, und der Zuhörerkreis, an den er sich vorzugsweise wendet, ist reichsdeutsch und im engeren Sinne norddeutsch: das gibt seiner Arbeit von vornherein eine bedeutsame und individuelle Note. Denn Zweybrück ist nicht der Mann, sich im Zeichen bundesbrüderlicher Einheit hinter billigen Lobhudeleien und gleißenden Worten zu verstecken; er läßt die große Heerstraße selbstgenügsamer Phrasendrescherei bewußt beiseite liegen und schlägt dafür den unbequemeren, aber desto lohnenderen Pfad eigenster Überzeugung ein. Er liebt sein Österreich, obwohl er es nirgends ausspricht, und weil er es liebt, weil ihm gleichzeitig das Bündnis mit dem Deutschen Reiche aus Bedürfnis und Notwendigkeit ans Herz gewachsen ist, darum hält er es für seine innerste Pflicht, sich gerade jetzt und gerade in dieser Umgebung mit seinen nichtösterreichischen Lesern in kameradschaftlicher Offenheit auseinanderzusetzen. Denn seiner Überzeugung nach gibt es etwas auseinanderzusetzen zwischen den beiden Mittelmächten, die in diesem Riesenkampfe mit wortloser Selbstverständlichkeit füreinander eintreten: altüberlieferte Vorurteile und atavistische Mißverständnisse stehen zwischen ihnen, die erst einmal festgenagelt und fortdiskutiert werden müssen, ehe ein Ausbau der bestehenden Verhältnisse ins Auge gefaßt werden kann. Zweybrück besinnt sich nicht lange, dem Problem dort auf den Leib zu rücken, wo es ihm am brennendsten scheint, und so schreibt er mit einer Gelassenheit, wie man sich nur mit sehr guten Freunden unterhält, die bittere These nieder, daß den politischen Kreisen Deutschlands bis in die jüngste Zeit hinein ein Erfassen des staatlichen Charakters der Donaumonarchie, ihrer Triebkräfte und ihrer Leistungsmöglichkeit fern gelegen habe. Er vermißt bei ihnen die Gründlichkeit des Urteils, die sonst den Deutschen nachgerühmt wird, wenn es sich um die Prüfung österreichischer Angelegenheiten handelt, und geht so weit, ihnen den Wunsch abzusprechen, in dieser Hinsicht zu einem gründlicheren Verständnis zu gelangen. „Die unzähligen Schwierigkeiten," meint er, „die sich dem sorgenden Blick eines Staatsmannes in Österreich-Ungarn darbieten, werden leichthin mit einem gleichgültig-geringschätzigen Lächeln nur festgestellt. Das Bewußtsein einer trefflichen Verwaltung, die das einst kleine Preußen schon in den Zeiten Friedrich Wilhelms des Ersten zu einem wohlhabenden und starken Staatsgebilde erhoben hat, scheint einen unbefangenen Blick und die Erkenntnis nicht aufkommen zu lassen, daß die durch nationale, wirtschaftliche, konfessionelle und Parteibildungen so vielfach durchsetzte Donaumonarchie in ihrer Struktur nicht mit der Gleichförmigkeit norddeutscher Art verglichen werden kann." Unsere klassischen Historiker haben nach Zweybrücks Ansicht in der Behandlung österreichischer Gegenstände, falls sie solche überhaupt in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen haben, vollkommen versagt. „Österreich hatte jetzt für Vergangenes zu büßen," schließt er schmerzlich, „für die Verwüstungen der Gegenreformation, für die dürre Mechanik der Metternichschen Politik, für den hochmütigen Imperialismus Felix Schwarzenbergs ... Gegenüber allen Erörterungen der deutschen Frage, die auch österreichische Rechte anerkennen, wird die Notwendigkeit einer ausschließlich preußischen Politik schroff betont." Man kann über die Berechtigung derartiger Rekriminationen verschiedener Ansicht sein, und man wird mit dieser verschiedenen Ansicht nicht hinter dem Berge halten, denn tatsächlich vertraten die großen deutschen Historiker des neunzehnten Jahrhunderts, mit Ausnahme des einzigen Ranke, bewußt politische Ziele, und ob man sich just in Österreich bemüht hat, im gleichen Zeitraum deutsche Verhältnisse mit olympischer Ruhe und Parteilosigkeit abzuwägen, darf mit gutem Grunde bezweifelt werden. Daß man sich im Reiche immerhin redlich bemüht hat, das Wesen unserer österreichischen Bundesbrüder zu ergründen, das beweist der buchhändlerische Erfolg der Friedjungschen Bücher, die nirgends anders als bei Cotta

erschienen und in zahlreichen deutschen Häusern zu finden sind; das beweist die freudige Anerkennung, die österreichische Dichter und Denker seit jeher im deutschen Norden und gerade dort zuerst erfahren haben und noch erfahren. Aber ein richtiger und beachtenswerter Kern steckt zweifellos in Zweybrücks These, die hoffentlich ebenso ehrlich beantwortet wird, wie sie ausgesprochen worden ist. Daß sich die „Österreichischen Essays" bei dieser Stellungnahme keineswegs in negativer Kritik erschöpfen, daß sie die eben berührten Probleme nur streifen und zur Debatte stellen, um sich desto liebevoller in politische, geschichtliche und psychologische Studien zu vertiefen, versteht sich bei einem Publizisten von Zweybrücks Bedeutung von selber. Und so bringt die Sammlung in erster Linie eine Reihe bedeutsamer Beiträge zur Erkenntnis der Donaumonarchie, die ungezwungen im Sinne der vom Verfasser erstrebten Verinnerlichung des deutsch-österreichischen Bundes wirken und manches Neue zum Verständnis der österreichischen Gegenwart beisteuern. In vier Abteilungen: „Politische Momentaufnahmen", „Graf Julius Andrássy und die ungarische Politik", „Zur neuesten deutschen und österreichischen Geschichte" und „Historische Rückblicke" zerfallend, bietet der Inhalt, im chronologischen Zusammenhange gelesen, eine flüssig geschriebene, mit scharfer Logik aufgebaute Geschichte des modernen Habsburgerstaates: was darin über Österreich und Ungarn" gesagt wird, was aus dem Wertheimerschen Andrássywerk über „Die Begründung des modernen Ungarn", über „Julius Andrássy als Minister des Äußern" herausgeschält wird, ist schlechterdings ausgezeichnet. Nicht minder hervorragend dünken die Abschnitte über „Bismarck und Österreich", über die Entwicklungsgeschichte des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn", über den „Grafen Aehrenthal", während der Aufsatz über „Maria Theresia und ihre preußischen Beurteiler" den Zweybrückschen Standpunkt besonders charakteristisch ausprägt. Alles in allem ein Buch, das gelesen werden sollte: politisch eine Tat, die klärend und anregend wirken kann, literarisch ein Kulturzeugnis, das von unseren in gegenseitigen Liebesschwüren aufgehenden Gegnern gewiß nicht nachgeahmt werden wird. *τολμ.*

Deutschland und China nach dem Kriege. a) Deutschland und das chinesische Geistesleben. Von Paul Rohrbach. b) Die wirtschaftlichen Aufgaben Deutschlands in China. Von Wolf von Dewall. Schriften des Deutsch-Chinesischen Verbandes E. V. 2. Berlin, Karl Curtius. 1916.

Ein neues Buch über China in dieser Zeit, da die Probleme des fernen Ostens uns ferner zu liegen scheinen denn je. Aber welch ein Buch. Für jeden, dem das „Reich unter dem Himmel" etwas zu sagen hat, der es nicht mit oberflächlicher Kenntnis und heute vielleicht mit einem bedauernden Achselzucken abtut, bietet dies Werkchen ein Geschenk. Und selbst der, dem China für später eine versperrte Pforte dünkt, findet Anregung und Aussichten in ihm, die sein Interesse für ein Land, das seine wirtschaftlichen und kulturellen Schätze erst allmählich erschließt, neu zu beleben geeignet sind. Paul Rohrbach gibt im ersten Teil einen kurzen, aber eindrucksvollen Überblick des chinesischen Geisteslebens, wie es sich seit uralten Zeiten, gekräftigt durch die Regelung des großen Organisators Kung (Konfuzius), bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Noch heute liegt das A und O chinesischer Kultur im Dao und Li, in der Wirksamkeit der dem Herrscher innewohnenden höchsten Vernunft und in der Sittlichkeit, der wahren, schönen Sittlichkeit der Menschen. Der Chün Tze im konfuzianischen Geiste, Rohrbach übersetzt der „Edle", ist jener Staubgeborene, der dem Li in allen seinen Formen gerecht wird. Nicht der edel geborene, nicht der an Geist Edle braucht ein Chün Tze zu sein — die Niedrigkeit seines Charakters müßte ihn unfehlbar zum hsiao jen (wörtlich zum „kleinen Menschen") stempeln. Aber auch äußere Formen fordert die Beherrschung des Li — selbst der, der an Charakter, Geist und Bildung dem Chün Tze gleichkäme, wäre doch ein hsiao jen, wenn er die äußeren Formen des Wohlanstandes, man mag im formfrohen China ruhig sagen, der Etikette, verletzte. Unübertreffbare Sittlichkeit in vollendeter Schönheit (nicht des Körpers) sind die Kennzeichen des echten Chün Tze. Durch die Jahrhunderte ist dieser Begriff gewiß verblaßt, und jetzt gilt sein Wert nicht anders wie der unseres „Herr", dem auch ursprünglich eine tiefere Bedeutung zueignete — doch im kulturellen, im geistigen Leben des „Reiches unter dem Himmel" hat noch der Chün Tze seinen uralten, von Kung einst festgelegten Charakter behalten. Und diese Kultur, wie sie Jahrtausende predigten, ist auch heute noch im Zeitalter der Umwälzungen in China lebendig — nicht eine Reformation in okzidentalem Geiste, eine Reformation im alten konfuzianischen Sinne haben die großen Reformatoren des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts geschaffen. Das darf nie und nimmermehr verkannt werden. China grundsätzlich verkennen ist schlimmer als es nicht erkennen, und deshalb hat Rohrbach so recht, wenn er

am Schlusse seines Kapitels sagt: „Und dasjenige von den konkurrierenden Völkern, das der geistig-geschichtlichen Natur des chinesischen Volkstums kraft des tiefsten Verständnisses die beste Unterstützung zu leihen imstande sein wird, das wird im Sinne Chinas wie in seinem eigenen — den besten Dank und Lohn davon gewinnen. — Im zweiten Teil spricht Wolf von Dewall von der politischen und wirtschaftlichen Zukunft Chinas. Im fernen Osten selbst hat sich die politische Lage bereits während dieses Krieges geklärt. Japan ist unumschränkter Herr. Das Reich der aufgehenden Sonne, dem der Russenkrieg die Großmachtstellung schuf, ist auf dem Wege, sich zur Weltmacht auszuwachsen. Schon branden die ersten, schweren Brecher eines neuen Imperiums gegen die alternden Stützen des Britenreiches in Ostasien. Noch sind Albion und Japan Verbündete — aber wie lange? Immer deutlicher schallt aus Tokio der Ruf: Asien den Asiaten! und wo das Endziel liegt, das Japan damit erstrebt, das tritt nur allzudeutlich hervor. Auf Indien, auf Australien, auf alle jene mächtigen Dominions der Britenmacht, gewinnt der Imperialismus Japans direkt oder indirekt — in der Wirkung bleibt es sich völlig gleich — seinen gewaltigen Einfluß. Heute bereits muß England sich mit aller Macht den Zersetzungserscheinungen entgegenstemmen, die bald hier, bald da — man weiß ihren Ausgang nicht, aber man ahnt ihn — sein Weltreich gefährden. Und vielleicht liegt gerade hierin, in dem mählich stillen Walten der Großjapanpolitik, für Europa die sichere Hoffnung auf Entlastung vom jahrhundertealten britischen Albdruck. Wie wird sich nun Japan der deutschen Politik in Ostasien gegenüberstellen? Unzweifelhaft wird es aus der durch den Krieg geschaffenen Lage den denkbar weitesten Nutzen ziehen, das heißt es wird mit seinem militärischen Übergewicht in Ostasien zugleich sein politisches und wirtschaftliches geltend machen. Dabei darf allerdings das eine nicht verkannt werden: das enorme ostasiatische Wirtschaftsgebiet ist so vielgestaltig und in seinen Forderungen mannigfaltig, daß Japan allein alle Aufgaben, die der modernen Kulturwelt dort harren, nicht zu erfüllen vermag. Das ist nicht nur eine feststehende Tatsache, sondern zugleich auch ein Trost, der den andern an der Wirtschaft des noch schlafenden Giganten interessierten Völkern die sichere Aussicht gibt, dermaleinst den Platz an der Sonne von neuem zu finden. Zwar wird uns Japan einen Hafen und Niederlassungsplatz, wie wir ihn im Pachtgebiet besaßen, nach dem Friedensschluß schwerlich gewähren, und die Machtmittel Chinas, sollte es selbst, was kaum anzunehmen, einer solchen Forderung unsererseits zustimmen, wären nicht groß genug, um wirkliche Resultate zu erzielen. Mancher mag nun wohl fragen: ja, sollen wir von dem chinesischen Wirtschaftsgebiet denn nicht ganz absehen und uns lieber andern Märkten des nahen Orients zuwenden? Hierauf gibt Wolf von Dewall die meines Erachtens einzig richtige Antwort, wenn er sagt: „Wer heute zaudert, der sollte wissen, daß die Stunde wieder für uns kommen wird, in der unsere bisherigen Märkte uns nicht genügen, und in der wir auf keinen andern Gebieten Raum finden werden, wenn wir nicht jetzt unter dem Eindruck unserer Siege für Betätigungsmöglichkeiten auf bisher unerschlossenen Gebieten sorgen. China ist an Bodenschätzen ein reiches Land — sie bieten die Grundlage für seine industrielle Erschließung. Schon geht diese hier und da vor sich — und damit wachsen seine Bedürfnisse, die bei der Größe des Landes ins Riesenhafte sich dehnen können. Soll Deutschland da zurückstehen? Soll unser hochentwickelter Gewerbefleiß freiwillig auf ein Absatzgebiet verzichten, das schon heute der gefüllten Krippe gleicht? Mit nichten — in China ist Platz für alle. Die Aufgabe unserer Diplomaten und unserer Handelswelt wird es sein, die zerstörten Wege von neuem zu ebnen und sich in Ostasien nicht den Platz an der Sonne nehmen zu lassen. Wie dies möglich ist — Aufgaben und Ziele — zeigt Wolf von Dewall in einer Anzahl lesenswerter, kurz gehaltener Kapitel. Wir möchten die kleine gelbe Broschüre nicht nur dem Kaufmanne, wir möchten sie jedem, der für China und das große Problem des fernen Ostens Interesse hat, empfehlen. Sie wird manche falsche Ansicht richten und ein Land uns näher bringen, auf das wir auch nach dem Kriege angewiesen sind. *πφ.*

Die Franzosen und Wir. Von Eduard Wechßler. (Schriften zum Verständnis der Völker.) Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Schon der Ton dieser zwei, auf der Marburger Hochschule gehaltenen Kriegsvorträge empfiehlt sie, wie jeder Versuch von Trägern einer überlegenen Kultur, im Toben des gegen uns Deutsche aufgebotenen Hasses, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern der eigenen Würde und Verantwortlichkeit eingedenk zu bleiben. Der Verfasser greift zurück auf Renan und Taine, die schon der Unmut über die Zustände im eigenen Land der Anerkennung nicht nur deutschen Wissens, sondern deutschen Wesens geneigt machte. Die zwischen der Nation und ihrer Regierung gemachte Unterscheidung wirkte nach. Das

Kaiserreich trug Schuld an der Katastrophe von 1870, die Nation wurde freigesprochen. Diese Stimmung überwog im wesentlichen bis zum Bündnis mit Rußland, wodurch der Revanchegedanke zuerst wieder auflebte. Von da an gewann er die Jugend und die Literatur, von deren Äußerungen Proben gegeben sind. Wir hoffen, der Verfasser werde recht behalten in seiner Zuversicht, daß bei Franzosen die Erkenntnis langsam wiederkehre, man müsse auch dem Gegner, bei aller Abneigung, doch immerhin Achtung und Gerechtigkeit zollen. Wir erlauben uns, auf ein kleines Versehen aufmerksam zu machen Seite 5 wird Renan „ein Priester" genannt. Das ist er nicht gewesen, er war Seminarist. *βλ.*

Gestalten des Krieges. Von Georg Mehlis. 73 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Wohl noch niemals, selbst nicht in der Napoleonischen Zeit, ist es den beteiligten Völkern, ja der ganzen Menschheit so stark wie in dem gegenwärtigen Weltkampf zum Bewußtsein gekommen, daß der Krieg die innere und äußere Aufhebung der Ordnung in der Gesamtheit des universellen Kulturlebens bedeutet. Das ist das furchtbare Nein, das der Krieg zur Folge hat. Aber liegt darin sein Wesen, sein Grund? — Will nicht jede kriegführende Macht oder Staatengruppe aufbauen, aus einer, wenn auch vielleicht beschränkten Bejahung heraus schöpferisch wirken, gelten nicht die gleichen Werterscheinungen auf beiden feindlichen Seiten? — Das sind Fragen und Probleme, die jeden Leser ergreifen, sobald die von Mehlis scharf und innig gezeichneten „Gestalten des Krieges" auf ihn einwirken: Der Feind, das Vaterland, der Held, Not und Tod, der Rausch. Sie sind ein Erzieher zur Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Bei dieser kulturphilosophischen Fragestellung nach dem absoluten Wert und nach dem Inhalt des Krieges überhaupt bleibt die geschichtliche, eigentümliche Erscheinung des einzelnen unberührt. Mehlis versucht es auch nicht, in seiner Einleitung jenes philosophische Problem zu lösen, sondern er will es uns nur allen nahebringen. Dafür ist seine Schrift vortrefflich geeignet, und nicht nur den geistigen Arbeitern in der Heimat, sondern auch den in der Front stehenden Gebildeten sei sie warm empfohlen. *μχ.*

Erinnerungen eines preußischen Generals in russischer Kriegsgefangenschaft. Von Freifrau von Dalwigk. Oldenburg, Gerhard Stalling.

Die vorliegende Broschüre darf zu den interessantesten bis jetzt erschienenen Memoiren dieses Krieges gerechnet werden. Sie gibt einen in seiner knappen Schlichtheit um so überzeugenderen Einblick in russische Beamtenwirtschaft, russische Zustände während des Krieges überhaupt und im besonderen in russische Kriegsgefangenenbehandlung. Ein preußischer Generalmajor z. D. befindet sich am 1. August 1914 mit seiner Gattin in Livland zu Besuch; sein zurückverlangter Reisepaß wird ihm von der russischen Regierung erst am 5. August ausgeliefert, so daß ihm die rechtzeitige Rückreise — wohl nicht ohne Absicht — verunmöglicht ist. Nach einem Aufenthalt im Hotel in Riga und in Moskau wird er eines Tages ohne weitere Formalitäten in ein Moskauer Gefängnis abgeführt, wo er in einem kalten und feuchten, nach Norden gelegenen Raum mit sechs deutschen Reserveoffizieren untergebracht wird. Auch diese waren, nachdem man sie auf die Polizei bestellt hatte, um dort ihre Personalien aufzustellen, von da unverzüglich ins Gefängnis gebracht worden. Etwa sieben Wochen wird der General unter sich verschlechternden Umständen im Gefängnis gehalten; dann kommt er auf neun Tage in das sogenannte „Transportgefängnis" von Moskau, ein Zuchthaus, in dem die Verschickten ihre Transporte abwarten müssen. Hier darf der General seine Frau nur einmal in der Woche sehen und zwar „in einem düsteren Raum, durch den zwei Reihen vergitterter Kasten, etwa wie Beichtstühle, je für einen Menschen bestimmt, parallel liefen, die wieder durch einen schmalen Gang getrennt wurden. In letzterem befanden sich zwei Polizisten, die jedes Wort der von Kasten zu Kasten geführten Unterhaltung kontrollierten". Aus diesem Ort des Schreckens, wo der General die Entbehrungen eines Zuchthaussträflings durchzumachen hatte, wird er endlich in ein Landstädtchen verschickt und nach nochmaliger Gefängnishaft zu den Annehmlichkeiten des Lebens in einem primitiven russischen Landgasthofe zugelassen. Erst im März erfolgt dann auf hohe Verwendung hin seine Freilassung durch Austausch gegen eine russische Militärperson. Was an der ganzen Begebenheit vor allem auffällt, ist die namenlose Willkür der einzelnen Beamten, die von Fall zu Fall nach eigenem Gutdünken verfahren, dann und wann in gutmütiger, öfter aber in perfider Weise, auch ihre eigenen Befehle und Erlaubnisse widerrufen und verleugnen, wie es ihnen gerade paßt. Neben der Unzuverlässigkeit und Willkür der oberen Beamten zieht sich überall die gemeine Bestechlichkeit der subalternen. Die skrupel- und gewissen-

lose Behandlung der Sache des Generals bestätigt von Seite zu Seite den Eindruck, daß wir uns in einem Staat befinden, dessen Regierungsfunktion in Anarchie zersetzt ist. Umsomehr sticht die würdige, vornehme und konsequente Haltung des preußischen Generals und seiner tapferen Gattin ab, die keine Gefahr und keine Demütigung scheut, um die Freilassung des Gatten zu erwirken, und endlich noch die Kraft findet, das Erduldete sachlich und bündig zu erzählen. *ρω.*

Erlebtes und Erstrebtes. Was ein junger Schweizer in Kalifornien und New York erfahren. Von J. H. Hoepli. Frauenfeld, Huber und Co. 1915.

Die Amerika-Erinnerungen von Hoepli muten den Leser von heute an wie ein Bild aus alter Zeit. Die Schilderung des jungen Amerika, des Goldsuchermilieus in Kalifornien und der ganzen wechselreichen Lehr- und Wanderjahre des jungen ausgewanderten Schweizer Burschen wirken wie bunte altmodische Romantik. Man wundert sich fast, daß das Jahr 1915 ein solches Büchlein auf den Markt geworfen hat. Denn trotz der abenteuerlichen Erlebnisse des wackeren Auswanderers sind diese Tagebuchblätter eine äußerst geruhige und behagliche Lektüre, so ernst, nüchtern und solid erzählt der junge Schweizer seine Eindrücke, so wenig bangt uns je für die ehrenhafte Person des sympathischen Verfassers. Sei er nun Farmarbeiter inmitten der Hefe europäischer Auswanderer oder Theaterkassierer im Variété in San Franzisko oder Zigarrenhändler oder Verkäufer von echt deutschen „Frankfurterli", immer ist uns die feste, tatkräftige Persönlichkeit des Verfassers, die sich auch in dem schlichten, sachlichen Stil ausspricht, die beruhigende Gewähr für den glücklichen Ausgang dieser Irrfahrten in Amerika. Neue Kenntnisse bringt uns das Büchlein nicht bei. Aber mit einem leisen Bedauern versetzen wir uns zurück in die wirre, romantische und reizvolle Welt des Amerika der achtziger Jahre, das von dem heutigen schon so weit verschieden ist. *ρω.*

Der tanzende Pegasus. Von Paul Altheer. Zürich, Art. Institut Orell Füßli.

Der Verfasser ist ebenfalls Schweizer, was sich aber aus dem vorliegenden Versband nicht herauslesen läßt; man würde in Altheer eher einen geborenen Berliner und Stammgast der Kurfürstendamm-Cafés vermuten. Jedenfalls hat er während seines Aufenthalts in der Reichshauptstadt viel angenommen. Er ist in Zürich Redakteur des „Nebelspalters", einer satirischen Wochenschrift, die sich am ehesten mit dem „Ulk" des „Berliner Tageblattes" vergleichen läßt, und diese Stellung bedingt Art und Milieu seiner Dichtungen. Altheer peitscht in seinen Versen die Menschen aller Stände durch, selten mit wohlwollendem Humor, meist mit beißendem Witz. Die Verse sind fließend, der Ausdruck manchmal originell, und Leute, die sich gern an geistreichen Pointen ergötzen, werden ihre Freude am „tanzenden Pegasus" haben. *λβ.*

Auf der Savanne. Tagebuch einer Kamerunreise von Marie Pauline Thorbeke. Mit sechzehn Bildertafeln und Abbildungen im Texte nach eigenen Zeichnungen und Photographien und einer Übersichtskarte des Reisegebietes. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1914.

Die Verfasserin, die ihren Gatten, den Geographen Professor Franz Thorbeke, auf einer fünfzehnmonatigen Forschungsreise nach Kamerun begleitet hat, liefert eine lebendige und anmutige Schilderung dieser Expedition. Wiewohl das Buch seiner ganzen Anlage nach nicht eigentlich wissenschaftliche Zwecke verfolgt, sondern mehr die Nebenumstände, sozusagen den dramatischen Teil der Reise darstellen will, so bietet es doch auch wertvolle Forschungsergebnisse, namentlich auf ethnographischem Gebiet. Besonders interessante Beobachtungen hat die Verfasserin über den Volksstamm der Tikar und über die Wute niedergelegt, über ihre Geschichte und Stammesverfassung, ihre Trachten und Sitten, ihren Charakter und ihr Geistesleben. Sie stellt zum Beispiel, um nur eins zu nennen, fest, daß die Tikar das Dezimalsystem anwenden, und daß ihr Zahlenkreis bis in die Hunderttausende reicht. Bemerkenswert ist unter anderem auch die Charakterschilderung des Bamunhäuptlings Njoja, der eine eigene Schrift für die Bamunsprache erfunden hat. *εω.*

Jugendeselei. Von J. V. Widmann. Bern, A. Francke.

Im Nachlaß Josef Viktor Widmanns fand sich eine von dem Dichter selbst noch vorbereitete Sammlung kleiner Novellen, zu der sogar das Geleitwort nicht fehlte. Das vorliegende Buch bringt nun die zweite Hälfte der Erzählungen, deren erster Teil bereits in einem gleichen Bändchen unter dem Titel „Ein Doppelleben" erschienen ist. Die Titelnovelle erscheint zum erstenmal in Buchform; daran schließen sich „Amor als Kind", „Der Redakteur", „Sunkels letztes Opus" an. Anmutig und leicht sind die Erzählungen

hingeworfen, voll bewegter äußerer Handlung, bunt und graziös: Feuilletons im besten Sinn des Wortes. Das wienerische Element in Widmanns Blut macht sich geltend in der ganzen lebhaften, spielerisch leichten Art seines Erzählens. Wir sind überzeugt, daß — wie Widmann im Vorwort glaubt — „diese vornehmlich an die Phantasie sich wendenden Erzählungen auch heute noch Leser finden dürften, denen sie ebenfalls das Vergnügen verstärkter Lebensempfindung bereiten könnten. Und dies ohne jene von bloßer Beunruhigung oft bis zur Qual sich steigernde seelische Teilnahme, die zuweilen durch die dem Alltag entnommenen Novellen desto stärker erregt wird, je meisterhafter sie erzählt sind." *λβ.*

Diltheys Psychologie des dichterischen Schaffens. Von Walter Heynen. (Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte, herausgegeben von Benno Erdmann, Heft 48.) Halle a. S., Max Niemeyer. 1916.

Heynens Diltheystudie beschreibt, wertet und erweitert die psychologische Analyse dichterischen Schaffens, die wir dem berühmten Verfasser von „Erlebnis und Dichtung" verdanken. Nach Dilthey ist Poesie „Darstellung und Ausdruck des Lebens. Sie drückt das Erlebnis aus, und sie stellt die äußere Wirklichkeit des Lebens dar." Für Dilthey ist der Dichter also kein Romantiker, kein Seher, kein Träumer, kein Prophet und kein Gott, sondern einer, der mit beiden Füßen auf der Erde steht. Aus dieser Erde quellen seine Freuden und Leiden. Nichts von Besessenheit, keine platonische *μανία* ist in ihm — nur Tiefe des Erlebens. Trefflich hat Dilthey auch jene verworrene Vermischung von Genie und Wahnsinn (Lombroso) abgelehnt. Diltheys Dichter ist kein Wahnsinniger, kein Psychopath und kein Verbrecher — sondern der gesunde vollkommene Mensch. Nur graduell ist die dichterische Psyche von der eines Normalmenschen verschieden — nicht wesentlich. Schon die Wahrnehmungen des Dichters sind schärfer, umfassender, lebendiger, plastischer. Er nimmt die Dinge so lebendig, frisch und unbefangen auf wie ein Kind und schaut sein ganzes Leben „mit Kinderaugen" in die Welt. Da es die Funktion der Poesie ist, zweckhaften Zusammenhang in das Ganze dieser Welt zu bringen, so werden die so wahrgenommenen Geschehnisse oder Dinge vermöge der Einbildungskraft (Phantasie) in Poesie umgebildet. Diese Umbildung geschieht schon in der Wahrnehmung, beschränkt sich aber nicht auf das Wahrgenommene. Wie diese Umbildung psychisch vor sich geht, kann nur die deskriptive Psychologie feststellen — nie aber die erklärende Psychologie. Dabei hat die deskriptive Psychologie ihren Ausgang zu nehmen von dem erlebten „seelischen Zusammenhang", in dem der Dichter steht. Diese Einheit des „seelischen Zusammenhangs" umfaßt nicht nur die Triebe, Erlebnisse, Lebensideale und sittlichen Gewöhnungen des Dichters, sondern auch sein Wissen, seine Religion — überhaupt alle geistigen Fäden, die ihn mit seinem Zeitalter verbinden. Der Verfasser beschreibt dann im einzelnen, wie sich vom „seelischen Zusammenhang" aus auf Grund des Gefühls die Umbildungen von Wahrnehmungen und Vorstellungen vollziehen, die zu dem dichterischen Werke hinleiten. Daß er dabei Vorstellen, Fühlen und Wollen — die in Wahrheit nie geschieden sind — gesondert behandeln muß, ist verständlich. — Scharf und glücklich ist Heynens Wertung der Diltheyschen Psychologie. Mit Geschick hat er das Fluktuierende, Oszillierende, Widerspruchsvolle in Diltheys Ansichten aufgezeigt, den Mangel an systematischer Genauigkeit gerügt und diese Fehler aus Diltheys Persönlichkeit heraus begründet. Besonders den mystisch-dehnbaren Begriff des „seelischen Zusammenhangs" hat Heynen als einen „geräumigen Schrein", in dem „alle weiteren Fragen und Zweifel begraben liegen", charakterisiert. Sehr fein hat der Verfasser auch herausgefühlt, daß es Dilthey nicht so sehr auf eine Psychologie des dichterischen Schaffens als auf eine Neufundamentierung ankam, — und daß darauf seine gesamte Schaffenspsychologie eingestellt ist. So hat Dilthey die traditionelle Dreiteilung von Vorstellen, Fühlen, Wollen ohne Prüfung hingenommen, hat ferner die Vorgänge zwischen äußerem Reiz und Entstehung einer Wahrnehmung gar nicht untersucht und auch nicht daran gedacht, seine psychologischen Ansichten zu einem Ergebnis zusammenzufassen. Alles das ist ein Beweis, daß Dilthey im Grunde — trotz gegenteiliger Behauptung — doch mehr Literarhistoriker als Psycholog war. — Die Heynensche Studie bringt schließlich noch eine wertvolle Erweiterung der Diltheyschen Anschauungen. Untersucht Dilthey nur die bewußte schöpferische Tätigkeit des Dichters am Werke, so legt Heynen den größten Wert darauf, auch „das gewissermaßen vorgeburtliche Stadium, das ein Vorgang durchzumachen hatte, um als Idee im Geiste des Dichters aufzuleuchten," zum Gegenstand literarisch-wissenschaftlicher Untersuchung zu machen. Als Anhang seiner Studie bietet Heynen deshalb Teile aus dem Roman „Jean Christophe" von Romain Rolland, der gerade das „vorgeburtliche Stadium" eines Kunstwerkes beleuchtet. Heynen weist es nun der Literaturgeschichte als schwierige, aber lohnende Aufgabe zu, das „vorgeburtliche" Dunkel von Ahnungen und Gefühlen

im Dichter nach Möglichkeit zu entwirren, dabei die Charakteranlage und die Blutmischung im Dichter wohl zu berücksichtigen, um so möglichst alle Bedingungen in und außer dem Dichter aufzuzeigen, die sein Werk geformt haben. Diese theoretische Forderung hat Heynen bereits in einer früheren Veröffentlichung auch praktisch zu erfüllen gesucht — und zwar mit erlesenem Spürsinn und erstaunlichter Arbeitskraft. („Der Sonnenwirt" von Hermann Kurz. Eine Quellenstudie. Palaestra CXXII. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Berlin 1913. Bei Mayer und Müller.) In dieser größeren Arbeit hat sich Heynen wirklich daran gemacht, die Bedingungen in und außer dem Dichter aufzufinden, die Kurz' Roman vom Sonnenwirt gestaltet haben. Der Verfasser hat durch diese glückliche Publikation von strenger Wissenschaftlichkeit gezeigt, wie die theoretische Forderung seiner Diltheyarbeit literarisch fruchtbar zu machen ist. Aber auch für sich allein betrachtet, bleibt Heynens Diltheybuch — trotz einer nicht ganz einwandfreien psychologischen Terminologie — eine interessante und scharfsinnige Studie. *m.*

Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung.

Herausgegeben von ihrem jetzigen Eigentümer Gotthold Lessing, Rittergutsbesitzer zu Meseberg bei Gransee. Berlin, Otto von Holten. 1914—1915.

Es ist ein in kultureller Hinsicht wohl beachtenswertes Zeichen, daß in den letzten Jahren mehrere umfangreiche, bibliographisch sehr sorgfältig und zuverlässig gearbeitete, in der ganzen Pracht moderner Buchkunst hergestellte Bücher- und Handschriftenverzeichnisse von Privatsammlungen erschienen sind. Zwei derselben ragen namentlich hervor, einmal, weil sie in einem besonders kostbaren Gewande auftreten, sodann, weil sie „einen einzigen verehren": das sind die Kataloge der Sammlungen Kippenberg und Carl Robert Lessing. Die erste, die ausschließlich im Zeichen Goethes steht, ist von ihrem Besitzer, dem verdienstvollen Leiter des Insel-Verlags, innerhalb der kurzen Zeitspanne von kaum eineinhalb Jahrzehnten geschaffen worden; zu der zweiten haben mehrere Generationen „mit ungemeiner Neigung" Stück für Stück herbeigetragen. Der Berliner Kaufmann und Stadtrat David Friedlaender, ein edler, für alle ideellen Bestrebungen stets zugänglicher Mann, den freundschaftliche Beziehungen mit vielen Dichtern, Gelehrten und Künstlern seiner Zeit verbanden, legte durch seinen ausgedehnten Briefwechsel den Grundstock zu der Handschriftensammlung, die sein Sohn Benoni mit Sammelleidenschaft durch Kauf und Tausch sowie gleichfalls durch regen Briefwechsel erhebliche Bedeutung gab. Schon 1795 hatte ihm der Philosoph Johann Jakob Engel die Originalhandschrift der Minna von Barnhelm geschenkt; die Handschrift des Laokoon einschließlich der Vorarbeiten und Korrekturbogen, auch acht Briefe Lessings kaufte er dazu. Eine große Anzahl von Briefen und ganze Briefreihen des Lessingschen Freundeskreises Gleim, Kleist, Mendelssohn, Nicolai, Briefe von fast allen namhaften deutschen Dichtern und Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts, als besonderes Prunkstück die Originalhandschrift von Friedrichs des Großen Antimachiavell, ein Geschenk des alten Voß an David Friedlaender, nebst vielen Autographen von Kriegs- und Staatsmännern, weltlichen und geistlichen Würdenträgern (darunter Kaiserurkunden und Fürstenbriefe), von Gelehrten des In- und Auslandes gingen allmählich in Benoni Friedlaenders Eigentum über. Diese kostbare Sammlung, die in Deutschland einzigartig war und bereits einen großen Ruf gewonnen hatte, erwarb 1876 der Geheime Justizrat Carl Robert Lessing, der Besitzer der Vossischen Zeitung. Die Handschriften seines Großoheims Gotthold Ephraim Lessing hatten ihn vornehmlich gereizt, und sie zu vermehren, blieb sein Hauptbestreben; so vergrößerte er die Zahl der Lessingschen Briefe von acht auf achtzig. In dem weiten Rahmen, den die Sammlung umspannte, konnte sie mit den Mitteln eines Privatmannes nicht gleichmäßig gepflegt und erweitert werden; deshalb beschränkte sich Carl Robert Lessing darauf, einzelne Abteilungen zu vertiefen und auszugestalten. Über alles das hinaus, was mit dem Namen Lessing in irgendeiner Beziehung stand, interessierte ihn insbesondere die deutsche Literatur von den Anfängen Lessings an bis zu Goethes Tode. Eine neue Note brachte der hinzugekaufte umfangreiche Nachlaß von Friedrich Wilhelm Gubitz in die Sammlung hinein. Gubitz war der künstlerische Wiedererwecker der in Verfall und Vergessenheit geratenen Holzschneidekunst gewesen, daneben aber auch Herausgeber des angesehenen Gesellschafters, den Heine die Wiege seines Ruhmes nannte, ferner des Jahrbuches deutscher Bühnenspiele und des Volkskalenders, Mitarbeiter und Theaterreferent der Vossischen Zeitung und höchst fruchtbarer dramatischer, lyrischer und novellistischer Dichter. An diesen vielseitigen Mann hatten naturgemäß außerordentlich viele Künstler, Dichter, Schriftsteller und, vor allem, Schauspieler und Schauspielerinnen Briefe gerichtet, die nun sämtlich den Lessingschen Schätzen einverleibt wurden. Der jetzige Besitzer fühlt sich nicht nur als Hüter des überkommenen Erbes;

er ist vielmehr auch selbst bestrebt, es zu vermehren. Neunundsiebzig Briefe Theodor Fontanes an den Hauptschriftleiter der Vossischen Zeitung Friedrich Stephany, einen Lessingschen Brief, einen Berliner Brief Gottfried Kellers und manche andere fügte er der Sammlung hinzu, die nun als eine der wichtigsten Quellen für die Kenntnis und Erforschung der Literatur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet werden muß, überdies auch für die geschichtliche, kunst-, musik-, theater- und kulturgeschichtliche Forschung eine ergiebige Fundgrube bildet. Man kann nur wünschen, daß die vielen Blätter und Bücher, die hier mit Liebe und Glück vereinigt sind, nie wieder auseinanderflattern, und daß sie einmal der wissenschaftlichen Benutzung öffentlich zugänglich werden möchten. Reichen Nutzen hat vorzugsweise die Lessing-Forschung schon aus der Sammlung gezogen; ja Muncker hat Carl Robert Lessing nachgerühmt, daß die Fortschritte auf diesem Sondergebiete in den letzten Jahrzehnten zum guten Teil erst durch seine großherzige Unterstützung möglich geworden seien. Nach der in seinen Besitz gelangten eigenhändigen Niederschrift von Lessings Minna von Barnhelm hat der Großneffe eine herrliche Ausgabe veranstaltet, ebenfalls vom Nathan. In seinem Auftrage hat der gelehrte Berliner Stadtbibliothekar Arend Buchholtz eine zweibändige Geschichte der Familie Lessing verfaßt. Alle diese Werke sind nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren gedruckt und als Geschenke verbreitet. Im gleichen Sinne wie sein Vater faßt der einzige Sohn Gotthold Lessing seinen Besitz auf; er hütet ihn nicht kleinlich und ängstlich, sondern läßt freigebig auch andere teilnehmen an der Freude an seinen Schätzen. Er hat die ganze Sammlung bibliographisch aufs genaueste aufnehmen lassen und legt das Verzeichnis als Privatdruck in drei aufs kostbarste ausgestatteten Bänden vor. Dem Andenken seines Vaters hat er das Werk gewidmet, das nicht nur ein unvergängliches Denkmal für Carl Robert Lessing, sondern auch ein bedeutungsvolles Hilfsmittel für die gelehrte Forschung darstellt. Es gewährt ein hohes Vergnügen, in diesen wirklichen Prachtbänden zu blättern, aus denen so viele große Männer zu uns sprechen. Bisher unbekannte Briefe sind, wenn es ihr Inhalt rechtfertigt — und das ist außerordentlich oft der Fall — im Wortlaut oder im wesentlichen Auszug mitgeteilt. Der Katalog gibt also keine trockene Aufzählung von Titeln und Namen, nein, er lebt, ja, er überwältigt uns durch sein Leben. Der erste Band bringt das Verzeichnis der Lessing-Büchersammlung (bearbeitet von Arend Buchholtz und Ilse Lessing) sowie der Lessing-Handschriften und Lessing-Bildersammlung (von Arend Buchholtz); er steht also ausschließlich unter dem Namen Lessing. Die Bibliothek stellt keine vollständige Lessing-Literatur vor; auf lückenlosen Besitz ist Carl Robert Lessing nicht ausgegangen, ihm lag mehr an der Seltenheit, der guten Ausstattung und Erhaltung, der Wichtigkeit des Inhalts. In der Handschriftensammlung sind auch Gotthold Ephraims Vorfahren, Geschwister, Nachkommen und Verwandte reich vertreten. Der zweite, gleichfalls von Arend Buchholtz bearbeitete Band enthält den zweiten Teil der Handschriftensammlung mit der Beschränkung auf Deutschland. Ein dritter, noch in Aussicht stehender Band soll das Werk abschließen, das weit mehr als ein Bücher- und Handschriftenverzeichnis darstellt, das als ein selbständiges, mit echt deutscher Gelehrsamkeit und echt deutscher, selbstloser Liebe zur Wissenschaft durchgeführtes literarisches Erzeugnis zu bewerten ist.

χα.

Die Frau im Dienste der volkstümlichen Bibliothek. Eine Auskunft für weitere Kreise über den Beruf der Bibliothekarin an der volkstümlichen Bibliothek. Von Elise Hofmann-Bosse. Schriften der Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, Heft 2. Leipzig, Theod. Thomas Verlag.

Die kleine Schrift behandelt in vier Abschnitten die Aufgaben, Arbeitsgebiete und Arbeitsweisen der volkstümlichen Bibliothek, die Frau in der volkstümlichen Bibliothek, die Anstellungsverhältnisse der Frauen an deutschen volkstümlichen Bibliotheken und die Ausbildung der Bibliothekarinnen, und macht in einem fünften Abschnitt für die Fachschule für Bibliothekstechnik und -verwaltung in Leipzig, deren Leiterin die Verfasserin ist, Propaganda. Wer sich Auskunft über diesen weiblichen Beruf verschaffen will, wird durch die Lektüre des Heftes seinen Wunsch erfüllt sehen. Ob dadurch der Wunsch, sich diesem Beruf zu widmen, insbesondere die Leipziger Fachschule zu besuchen, rege werden wird, mag dahingestellt sein. Wer noch keine Ahnung vom Beruf der Bibliothekarin hat, muß den Eindruck gewinnen, daß ungeheure Schwierigkeiten der Erlernung dieses Berufes im Wege stehen. „Mit zwanzig Jahren etwa sollte die Fachausbildung beginnen, mit zweiundzwanzig Jahren etwa sollte die erste Dienststellung angetreten werden" (also zwei Jahre Lehrzeit!), mit fünfundzwanzig Jahren ist die junge Kollegin dann so weit, daß sie an einer verantwortungsvollen Stelle der Ausleihe einigermaßen selbständig arbeiten kann." Dabei hat die Verfasserin nur Mädchen mit sehr guter Vor-

bildung und Begabung im Auge, was ja im Interesse des Standes durchaus zu billigen ist. Die künftige Bibliothekarin soll bis zu ihrem zwanzigsten Jahre nur immerzu lernen, weit über das Ziel der zehnklassigen höheren Mädchenschule hinaus, auf Reisen usw., schließlich auch „durch Mitarbeit auf einem Gebiet öffentlicher sozialer Arbeit". Worin der vorbereitende Wert der letzteren Tätigkeit liegen soll, führt die Verfasserin nicht aus. Kann so die unkundige Leserin kopfscheu gemacht werden, so erstaunt den Kundigen eine merkwürdige Neigung der Verfasserin, die Tätigkeit an einer Bibliothek wissenschaftlich darzustellen, oder, um im Stil des Heftes zu reden, wissenschaftlich zu erfassen. „Die Buchführung der Bibliotheken ... erfaßt das Buch als einzelnes Stück ..., die Katalogisierung erfaßt das Buch als solches in seiner Eigenart, und zwar in formaler und in sachlicher Hinsicht"(!) Man bekommt bei der Lektüre den Eindruck, als bedürfe die Tätigkeit an einer Bibliothek eines gewaltigen Apparates — dieses Wort kehrt auch immer wieder — und dieser Eindruck wird dadurch hervorgerufen, daß die einfachsten Selbstverständlichkeiten als etwas sehr Schwieriges geschildert werden: „Die Kontrolle der beim Buchhändler bestellten und in der Bibliothek einlaufenden Bücher verlangt Umsicht, Aufmerksamkeit und Energie, denn es muß erreicht werden, daß nur genau das einläuft, das heißt genau das Werk, genau die Auflage und die Ausgabe, was tatsächlich bestellt wurde, dies aber innerhalb der vereinbarten Zeit. Wer die Verhältnisse des Büchermarktes kennt, weiß, daß sich das nicht von selbst ergibt."(!) „Ist das Buch gebunden, so ist es noch ‚ausleihfertig' zu machen, worunter die Einordnung in den Ausleihapparat ... zu verstehen ist." Bei der in diesem Beruf sich schon fühlbar machenden Überfüllung hat ja freilich auch eine in warnendem Sinn wirkende Schilderung ihre Verdienste. *ucx.*

Die Werkbund-Arbeit der Zukunft. Von Hermann Muthesius.

Werkbund und Weltwirtschaft. Der Werkbund-Gedanke in den germanischen Ländern. Von Friedrich Naumann. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Die siebente Jahresversammlung des Deutschen Werkbund, die im Juli 1914 in Köln tagte, übergibt den Inhalt ihrer Aussprache hiermit der Öffentlichkeit. Zum erstenmal durfte der Werkbund Abgesandte aller germanischen Völker bei sich begrüßen, Österreich-Ungarn, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland und die Schweiz hatten Vertreter geschickt, die über die fortschreitende Entwicklung des Werkbund-Gedankens und die angestrebten Ziele in ihren Heimatländern berichteten. Die „Werkbund-Arbeit der Zukunft" erörtert Hermann Muthesius, nach dessen Ansicht die Ausstellung zwar eine Fülle von Gutem und Schönem zeigt, aber immerhin noch mit den Mängeln einer Erstlingsarbeit zu kämpfen hat. Es ist vor allen Dingen bei einer künftigen Veranstaltung des Werkbundes eine noch strengere Auswahl nötig, auch hier soll sich in der Beschränkung der Meister zeigen. Eine übergroße Fülle des Gebotenen kann nicht nur Erstklassiges und Vorbildliches bringen, Minderwertiges und Gleichgültiges aber wirkt verwirrend und daher schädigend, und gefährdet den Gesamteindruck. Eine nachhaltige Wirkung auf das Publikum kann aber daher nur dann erzielt werden, wenn sich eine Ausstellung auf das unbedingt Beste beschränkt. „Die selbstverständliche Betätigung des guten Geschmacks im Leben des Einzelnen mag Privatangelegenheit sein. In der Gesamtheit eines Volkes wird aus dieser Privatangelegenheit ein charakteristisches Anzeichen, das nicht nur das Kulturbild der Nation färbt, sondern auch weitreichende wirtschaftliche Konsequenzen hat." — Aus dem Krieg heraus sind dem Deutschen Werkbund neue Ausblicke und Ziele erstanden. Ist auch ein großer Teil von Aufgaben gelöst worden, so stehen noch mehr und größere bevor. Schon jetzt während des Krieges ist der Deutsche Werkbund mit der Schaffung einer deutschen Mode beschäftigt, die frei von Exzentrischem und mißverstandener „künstlerischer Frauenkleidung" eine Form schaffen will, die um allgemeine Gültigkeit werben kann. Der „Ausschuß für Modeindustrie" faßt die Bestrebungen zusammen, die bemüht sind, die Weltzentrale der Mode von Paris nach Deutschland zu verlegen. Daß es dabei viele Schwierigkeiten zu überwinden geben wird, darf sich wohl niemand verhehlen. Aber warum sollte dem Deutschen Werkbund, der auf so vielen Gebieten bahnbrechend wirken konnte, nicht auch die Schaffung einer tonangebenden deutschen Mode gelingen? Schon vor dem Kriege waren Modenentwürfe junger Kunstgewerbler zu sehen, die Gutes verhießen. So ist sich der Deutsche Werkbund seiner nationalen und kulturellen Aufgaben voll bewußt und die Verschiedenheit der Künstlerindividualitäten, die er vereinigt, läßt Vielseitiges und Neues erhoffen. — Friedrich Naumanns Vortrag über „Werkbund und Weltwirtschaft" rechnet mit den Verhältnissen, die vor dem Kriege bestanden. *eax.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ahrem. — Das Weib in der antiken Kunst. Von Maximilian Ahrem. Mit 295 Tafeln und Abbildungen. 320 S. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Bächtold. — Die nationalpolitische Krisis in der Schweiz und unser Verhältnis zu Deutschland. Von Dr. Hermann Bächtold, Professor der Geschichte an der Universität Basel. 76 S. Basel, Benno Schwabe und Co. 1916.

Beiträge. — Beiträge zum heimatkundlichen Unterricht. 88 S. Prag, A. Haase. 1915.

Bleeck. — Allah il Allah. Mit den Siegesfahnen an den Dardanellen und auf Gallipoli. Von E. Bleeck-Schlombach, Kriegsberichterstatter im Kaiserlich Osmanischen Hauptquartier. Mit Bildern von Werner Godow. 112 S. Leipzig, Gustav Zehrfeld. 1916.

Bodmer. — Ein neuer Staatenbund und das Ostjudenproblem. Von Dr. M. J. Bodmer. (Der Deutsche Krieg, Heft 73.) 36 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Boehm. — Die Krisis des deutschbaltischen Menschen. Eine Studie zum Kulturproblem der Ostseeprovinzen Rußlands. Von Dr. Max Hildebert Boehm. 20 S. Berlin, Verlag der Grenzboten G. m. b. H. 1915.

Brandenburg. — Die Reichsgründung. Von Erich Brandenburg. 2 Bände. 917 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1916.

Bredt. — Schnadahüpfln und anderes. Von Rita Bredt-München. 80 S. München, Hugo Schmidt. O. J.

Brischar. — Das Genie. Ein Versuch von Karl M. Brischar. 35 S. Leipzig, Max Spohr. O. J.

Brischar. — Welttragödie. Der Krieg vom Standpunkte der Ethik und des Mammons. Von Karl M. Brischar. 28 S. Leipzig, Max Spohr. O. J.

Bröker. — Einfaches Hausgerät. Eine Anleitung zur Möbelwahl. Von Paul Bröker. (153. Flugschrift des Dürer-Bundes.) 31 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Conscience. — Der Löwe von Flandern. Ein historischer Roman aus Alt-Belgien. Von Hendrik Conscience. 407 S. Berlin, Wilhelm Borngräber. 1916.

Coster. — Ulenspiegel und Lamm Goedzak. Die fabelhafte Geschichte ihrer heldenmütigen, lustigen und rühmlichen Abenteuer in Flandern und anderen Orts. Von Charles de Coster. Mit Bildern von Félicien Rops. 613 S. Berlin, Wilhelm Borngräber. O. J.

Dammert. — Der serbische Feldzug. Erlebnisse deutscher Truppen. Von Rudolf Dammert. Mit 67 Abbildungen und 2 Karten. 192 S. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1916.

Egelhaaf. — Historisch-politische Jahresübersicht für 1915. Von Gottlob Egelhaaf. Achter Jahrgang der Politischen Jahresübersicht. 175 S. Stuttgart. Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann. 1916.

Elsenhans. — Charakterbildung. Von Dr. Theodor Elsenhans, o. Professor der Philosophie und Pädagogik an der Kgl. Technischen Hochschule in Dresden. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 136 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1915.

Fischer. — Heinrich Heine. Der deutsche Jude. Von Max Fischer. 64 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1916.

Fulda. — Der Lebensschüler. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Ludwig Fulda. 196 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1916.

Grabowsky. — Einführung in das politische Denken. Von Dr. Adolf Grabowsky. (152. Flugschrift des Dürer-Bundes.) 14 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Hahn. — Von der Hacke zum Pflug. Von Professor Dr. Ed. Hahn. 114 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

Reinke. — Die Welt als Tat. Umrisse einer Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Von Dr. J. Reinke, Professor der Botanik an der Universität Kiel. „Ich suche nur die Wahrheit; ich achte sie überall, wo ich sie finde, und ich unterwerfe mich ihr, wo man sie mir zeigt." Friedrich der Große. Sechste Auflage. Mit 6 Abbildungen und einem Porträt in Lichtdruck. 505 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel.) 1915.

Rohrbach. — Deutschland und China nach dem Kriege. Deutschland und das chinesische Geistesleben. Von Dr. Paul Rohrbach. Die wirtschaftlichen Aufgaben Deutschlands in China. Von Wolf von Dewall. 105 S. Berlin, Karl Curtius. 1916.

Rothe. — Marinewesen und Zeichenunterricht. Von Richard Rothe. 120 S. Prag, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. 1916.

Schellenberg. — Mutter und Volk. Von Anna Schellenberg. 47 S. Potsdam, Stiftungsverlag. 1916.

Schmidtbonn. — Menschen und Städte im Kriege. Fahrten aus dem Großen Hauptquartier an die Aisne, an die Küste, in die belgischen Städte. Von Wilhelm Schmidtbonn. 152 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915.

Sellmann. — Das Seelenleben unserer Kriegsbeschädigten. Von Prof. Dr. Adolf Sellmann 45 S. Witten (Ruhr), Verlag „Eckart" H. Nijhuis. 1916.

Shakespeare. — Shakespeares Königsdramen. Für die Bühne bearbeitet und herausgegeben von Ernst Lewinger und Rolf Roenneke. Zweiter Band: König Richard II. Dritter Band: König Heinrich IV. Erster Teil. Vierter Band: König Heinrich IV. Zweiter Teil. Fünfter Band: König Heinrich V. Dresden, L. Ehlermann. O. J.

Theodor. — De profundis amavi. Von Karl Ernst Theodor. 128 S. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. O. J.

Ulmer. — Sturmgeboren. Gedichte aus dem Krieg. Von Friedrich Ulmer. 62 S. München, Paul Müller. 1916.

Vesper. — Briefe zweier Liebenden. Gedichte von Will Vesper. 84 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Volk. — Das brennende Volk. Kriegsgabe der Werkleute auf Haus Nyland. 119 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Wachter. — Lala. Aus dem Seelenleben einer deutschen Frau und Mutter in den Kriegsjahren 1914/15. Von Wilhelm Wachter. 241 S. München, G. Birk und Co. m. b. H. O. J.

Weber. — Ansiedlung von Kriegsinvaliden. Von Dr. Hans Siegfried Weber. (Der Deutsche Krieg, Heft 71.) 36 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Wecus. — Zur Erkenntnis der Vorzeit. Das Rätsel des Hunsrücks. Von Edmund von Wecus. 114 S. Düsseldorf, Berg-Verlag. 1916.

Weyrich. — Hinter der Front. Lose Blätter aus meinem Tagebuch vom russischen Kriegsschauplatz. Von Edgar Weyrich. Buchschmuck von Josef Böhm. 164 S. Prag, A. Haase. 1915.

Weyrich. — Die Schule des Krieges. Was der Krieg aus dem Menschen herausholt. Von Edgar Weyrich. Buchschmuck von Joseph Böhm. 94 S. Prag, A. Haase. 1915.

Weyrich. — Der Weltkrieg. Wie er kam und was er brachte. Von Edgar Weyrich. Buchschmuck von Josef Böhm. 105 S. Prag, A. Haase. 1915.

Wildgans. — Österreichische Gedichte. Von Anton Wildgans. 41 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Wrangel. — Die Kulturbedeutung Rußlands. Vortrag, gehalten vor der Zürcher Freistudentenschaft. Von F. von Wrangel. 67 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1916.

Zweybrück. — Österreichische Essays. Von Franz Zweybrück. XII und 302 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1916.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Marie von Ebner-Eschenbach †.

Von

Franz Zweybrück.

Inmitten des welterschütternden Kampfes, der unser aller Herz und Sinn beherrscht, der neue Formen für unser Staatsleben, für unsere Kultur heraufführt, hat eine Trauernachricht ihren Weg durch Österreich und Deutschland genommen: Marie von Ebner-Eschenbach ist aus dem Leben geschieden. In stillen, aber beharrlichen Schritten nahte sich die Abschiedsstunde, die dies edle, reiche Leben abschloß. Nun ist sie hinweggegangen, nachdem sie noch in das Ringen des größten und blutigsten aller Kriege einen Blick hineingetan und ahnen konnte, daß sie, die Greisin, an der Grenzscheide zweier Zeitalter halte. Was sie geliebt und gehaßt, was sie begeistert verehrt, was sie kopfschüttelnd von sich gewiesen oder mit ihrem geistreichen Spott bedacht, das erscheint uns schon Vergangenheit. Lange Jahrzehnte umfaßt dieser Abschnitt, Jahrzehnte politischer Kämpfe, tiefeingreifender Geisteswandlungen, mächtiger sozialer Entwicklungen. Für dies alles ist Marie von Ebner-Eschenbach eine Künderin gewesen von hoher dichterischer Gestaltungskraft, innig und treu ergeben ihrem österreichischen Vaterlande, ihrem deutschen Volkstum, und stets durchdrungen und geleitet von einer vornehmen, über alles Unwesentliche hinwegschauenden Menschenliebe.

Künderin der Ideen, die durch ein halbes Jahrhundert Deutsch-Österreich beherrscht haben, ist sie gewesen und eine hochangesehene Repräsentantin. Aus dem mächtigen Hochadel der Sudetenländer stammt sie, und niemals hat ihr Wesen die echte Vornehmheit ihrer Herkunft verleugnet. Auf den Höhen der Gesellschaft war sie emporgewachsen; das verlieh schon früh dem nachdenklichen Komteßlein den freien, unbefangenen Blick hinunter in die Niederungen des Volkes, dem damals zaghaft ein politischer Aufstieg vergönnt wurde. Das österreichische Verfassungsleben hob an, und der Hochadel mußte in den parlamentarischen und in den Kämpfen der Nationalitäten Stellung nehmen. Mit dem sicheren Selbstbewußtsein, wie es der Absolutismus gewährt hatte, war es vorbei; man rückte den bürgerlichen Parteien näher. Draußen auf den Gütern fiel die Robotarbeit, fiel die Patrimonialjustiz. Schloßherr und Gemeinde schauten sich prüfend in die Augen. In das Konkordat, das ein zielbewußter, scharfblickender Kirchenfürst mit dem Staate abgeschlossen, legte die neue Gesetzgebung die erste Bresche. Überall Streit, scharfer Angriff und

heftige Abwehr. Überall jedoch stärker pulsierendes Leben, Steigerung des wirtschaftlichen Betriebes, erhöhte Regsamkeit in Literatur und Kunst.

Auch Wien verjüngte sich damals. Sein Stephansdom, die Hofburg und das Burgtheater, dies alte liebe Musenhaus am Michaelerplatz, gehörten zur Heimat der Ebner-Eschenbach, wie Schloß Zdislavic in Mähren, und gleich ihm bildet Wien einen sicheren Untergrund, auf dem die Gestalt der Dichterin einherschreitet. Nicht mehr das Wien Metternichs, Grillparzers und Nestroys ist es und auch nicht das Wien des „kleinen Mannes" und des „süßen Mädels". Es ist die Kaiserstadt der Sechzigerjahre, und wir haben es mit ihrem ersten Bezirk, mit der inneren Stadt zu tun und hier wiederum mit stillen Gassen und Plätzen. Da gibt es aristokratische Familien mit ihrem Anhang an Gouvernanten, Lehrern und Beamten, alte Hofräte und Offiziere leben sich hier in wohltätiger Stille aus, und blühende, stürmisch bewegte Jugend gibt es da auch, die hier aushält, so lange es ihr möglich. Denn draußen weht ein scharfer, frischer Wind, der manches Morsche umwirft. Die Basteien Wiens sind gefallen, die alte hergebrachte Verwaltung hat einen Wandel erfahren, und da müssen selbst wohlwollende, hochdenkende Naturen erst einen Seelenkampf durchmachen, ehe sie sich mit der neuen Zeit und deren Problemen, ihren Verdiensten, Gebrechen und Schwächen auseinandergesetzt. Für diese stillen, vornehmen Menschen ist mit einem Male ein Wandel der Dinge hereingebrochen, für alte und junge Männer und Frauen! Neue Anschauungen, eine kühne Kritik wecken Ahnungen, Gedanken wach, die bisher in der heimlichsten Tiefe der Seele geschlummert, und es kommen Stunden, wo das bedrängte Herz, der bisher festgewesene Sinn jeden Halt zu verlieren meint, wo anerzogener Glaube und Pflichtgefühl versagen. Was ihrem heißverehrten Grillparzer als höchstes Erdenziel erschienen, „ein einfach Herz, ein stiller Sinn", das will nicht ausreichen für solch schweren Kampf. Schwächliche Naturen verkommen, manch Tapferer bricht zusammen, nachdem er sich durchgerungen, manch Starker findet einen neuen besseren Halt, der sich in seinem eigenen geläuterten Innern aufgebaut. Die Gärung, die sittliche Unsicherheit, die auch die Besten und Tüchtigsten anfällt, die Hinfälligkeit des allgemeinen Urteils und die furchtbare Einsamkeit, in der sich das blutigernste Ringen abspielt, das alles hat die schaffende Phantasie der nun dahingeschiedenen Dichterin angeregt und den Keim zu herzenbewegenden Schilderungen seelischen Leides und ein andermal zu sanftmahnender Satire gegeben.

Das alte Wien, seine Kunst, seine Theater haben dies Grafenkind erzogen. Doch hat sich als noch stärkerer Lehrmeister Feld und Wald draußen auf der väterlichen Besitzung erwiesen. Mähren, die alte Markgrafschaft, darf sich an romantischen Reizen, an fröhlich einschmeichelndem Wesen der Menschen nicht mit dem warmblütigen Innerösterreich vergleichen. Durchquert der Zug, der nach dem deutschen Norden führt, das Land, dann eilt er, nachdem er die Hauptstadt Brünn mit ihren vielen Fabriksschloten verlassen, inmitten fleißig

bestellten Ackerbodens dahin, den waldige Höhen umsäumen. Kleine Orte erscheinen am Horizont, aus denen zuweilen eine mächtige Kirche im Jesuitenstile hervorragt. Sie beschirmt zumeist ärmliche Hütten. Der kundige Landwirt darf sich des prächtigen Bodens erfreuen, der die kostbare Zuckerrübe spendet, auch die Kartoffel für die Brennereien und den Tisch des Armen. Aber rastlose Arbeit verlangt der Acker von seinem Bebauer; ein kräftiges, hartes Geschlecht ist aus ihm emporgewachsen, das ganz in seinem Banne steht, das in der Sorge um die Notdurft des Lebens auf ihn angewiesen. Ob es dem Bauer von heute besser geht als seinen Vorfahren, die unfrei auf der Scholle gesessen? Jedenfalls ist er ein anderer geworden. Der Parzellenpächter oder der Taglöhner, dessen Wesen das adelige Fräulein mit seinem forschenden Auge erfassen will, der weiß kaum etwas mehr von jener Zeit, da alles ringsum den Grafen oben auf dem Schlosse gehörte, da der gräfliche Amtmann seine oberste Behörde war; die zwölfjährige Militärdienstzeit kennt der Mann nur vom Vater her, er liest und schreibt geläufig, er weiß von Maschinen und chemischer Rübenanalyse, von Sparkassen- und Versicherungswesen. Geht die Komtesse begleitet von ihrer Gouvernante Sonntags zur Messe, wird sie von jedem gegrüßt. Von den geputzten Mädchen und Burschen, vom Bezirksrichter und vom Krämer und dann von den Kindern, die atemlos gelaufen kommen, um ihr die Hand zu küssen. Mit wohlwollendem Herrscherblick mustert die junge Dame die Menge. Sie kennt sie alle. Dort kommt der Förster mit seinem berüchtigt schlauen „Waldl" hermarschiert, und dem Stelzfuß, der an der Kirchenecke kauert, hat Mama kräftige Speisen geschickt, wie ihn das Unglück in der Zuckerfabrik getroffen. Auf den wilden Gesellen, der mit scheuem Blick die Mütze gezogen, hat es Papa scharf. Das ist der verwegenste Wilderer in der ganzen Gegend; doch als sie im vorigen Jahr bei einem schweren Gewitter im Forste sich verirrt hatte und das geängstigte Pferd nicht weiter wollte, da ist er plötzlich bei ihr gestanden und hat sie bis zum Parke geleitet. Die Altardecke in der Kirche hat sie mit „Mademoiselle" gestickt. Bei dem alten Pfarrer, der alle Sonntage im Schlosse speist, hat sie das erstemal gebeichtet, mit dem hübschen Stationschef den Feuerwerkerball eröffnet. . . .

Mit wohliger Sicherheit hat sich durch ihr ganzes Leben die Dichterin hier zu Hause gefühlt. Die patriarchalische Art des grundbesitzenden Adels durchdringt sie. Der waltet hier noch in dem zweisprachigen Land kraft ungeschriebener Gesetze über dem kleinen Volke, über Deutsche und Tschechen, und kein herrlicheres Mittleramt könnte ihm beschieden sein. Mit der norddeutschen Gentry ist der alte österreichische Hochadel kaum zu vergleichen; er lebt noch in den großen Erinnerungen der habsburgischen Weltmacht, durch die er zu Ehren, Würden und auch zu Besitz gelangt. Seine politischen Traditionen gehen auf die Tage der großen Kaiserin zurück, die bei der gewaltigen Umformung des Verwaltungswesens sich gern und vertrauensvoll

der Dienste des Adels versicherte. Von ihrem Hofe her stammt jenes gesellschaftliche Bild des österreichischen Hochadels, das bis auf den heutigen Tag kosmopolitische Vorstellungen beherrscht: ritterliche Männer, anmutige Frauen, liebenswürdig im Verkehr, von frischer Empfänglichkeit für Schönheit in Kunst und Leben. Die edlen Qualitäten dieses Adels, dessen Gestalten Marie von Ebner-Eschenbach in der Weltliteratur weiterleben läßt, haben schon vor ihr Dichter wie Mörike, wie Immermann gewürdigt. Man denke an die entzückende Schilderung des Grafenschlosses und seiner Bewohner in „Mozarts Reise nach Prag" und an die reizende Gestalt der jungvermählten österreichischen Aristokratin in „Münchhausen".

In Mähren steht der Hochadel mit seinem gewaltigen Grundbesitz mächtigen Industrien gegenüber, da arbeiten Stahlwerke, Textilfabriken, da gibt es ausgedehnte Kohlengruben; das Landvolk strebt aus den Meierhöfen mit ihren bescheidenen Löhnen hinweg zu den riesigen Fabrikunternehmungen; die stillen Bande jedoch, die die Leute noch an die einstige Herrschaft knüpften, bleiben bestehen, ein Erbteil aus längstvergangener Zeit. In solche vielverschlungenen Übergänge hat unsere Dichterin hineingeschaut, sie hat das Heraufkommen einer neuen Gesellschaftsschicht feststellen können und sie verstehen gelernt, und ihre tiefgegründete Teilnahme begleitete die einstigen Robotleute bis in die rußigen Fabrikräume. Aus vornehmer Höhe blickt sie auf das dunkle Getriebe hernieder, und siehe da, ihrem poetischen Genius offenbart sich die Fülle ergreifender Züge eines ringenden Menschentums.

Marie von Ebner-Eschenbach ist spät in der Literatur heraufgekommen. Als sie den ersten wirklichen Erfolg mit einer Novelle fand, stand sie im fünften Lebensjahrzehnt. Aber in der frühesten Jugend ist sie schon literarisch angeregt gewesen. Dem heranwachsenden Mädchen ward die Dichtung Schillers zum entscheidenden Erlebnis, und die Kunst des Burgtheaters tat das Ihrige hinzu. Die kleine Komtesse zeigte einen vehementen Schaffensdrang. Da gab es eine Menge dramatischer Entwürfe, epische Ansätze und viel Lyrik. Von der letzteren wurde mehreres dem letzten von den großen Alten, dem weltabgeschiedenen Grillparzer, gezeigt, und auch eine jüngere Dichterin, Betti Paoli, mit der Freiin von Ebner-Eschenbach später innige Freundschaft verbinden sollte, mußte an diesen Erstlingen Kritik üben. Das Hauptziel alles poetischen Strebens blieb jedoch die Wirkung auf dem Theater. Tatsächlich ist sie bis an ihre heißgeliebte Bühne herangekommen. Sie durfte ihre Gestalten über die Bretter schreiten sehen, aber die richtige Wirkung blieb aus. Viel später fiel der Erzählerin zu, was ihren dramatischen Schöpfungen versagt blieb: die zwingende Gewalt über die Herzen. Hier steht sie in allererster Reihe. Bücher wie die „Božena" und das „Gemeindekind", Novellen wie die „Resel" und die „Totenwacht" zählen zu dem Besten, zu dem Vornehmsten, was die epische deutsche Literatur der letzten Zeiten hervorgebracht. Sie sind Kunstwerke, die den auserlesensten Geschmack befriedigen und die

schlichtesten Gemüter ergreifen, sie wachsen allmählich in ihrer Wirkung, und sie werden wohl zum bleibenden Gemeingut der Nation werden.

Als sie die erste Anerkennung fand, war sie bereits ihrer Technik sicher; die frühesten unter ihren Erzählungen lassen sofort ihre ausgezeichnete Kunst erkennen, und sie ist in den folgenden vier Jahrzehnten die Gleiche geblieben. Sie beherrscht ein jedes Mittel der Darstellung und weiß seine Wirkung haarscharf abzuschätzen. Scheinbar einfach und mühelos baut sie auf, und nirgends wird eine Verkleisterung notwendig. Wie eine jede starke Künstlerpersönlichkeit hat sie sich ihren eigenen Stil geschaffen, und der weist deutlich auf ihre dramatischen Anläufe zurück. Von der sogenannten „epischen Ruhe" ist hier nichts zu gewahren, in kräftigem Schritt geht die Handlung vorwärts, nur selten, und dann sicherlich in weiser Berechnung, tritt eine behagliche Verlangsamung des Tempos ein. Die Schilderung verfügt über treffende Farben, ist aber sparsam mit ihnen. Marie von Ebner-Eschenbach weiß, daß sie mit wenig Strichen sicher charakterisiert, und darüber geht sie nicht hinaus. Freilich, es sind Meisterstriche, Menschen und Dinge treten greifbar vor unsere Augen, die sonntägliche Dorfschenke, die Abendstimmung im gräflichen Salon, der einsame Waldsteig und die ärmliche Taglöhnerstube. Und die Redeweise der Handelnden klingt wie selbstverständlich. Wie bei dem Erzähler Anzengruber verzichtet man bei ihr unbewußt auf die sinnliche Mithilfe des Dialekts, so stark ist ihre Gestaltungsgabe. Sie hat jedenfalls sorgfältig die großen epischen Vorbilder studiert und sorgsam die Technik der französischen und englischen Romane beobachtet, sicherlich auch deutsche Epiker wie Freytag und Heyse. Doch gleich anfangs steht sie ganz selbständig und für sich allein da. Die kräftigste Wirkung erzielt ihre Darstellung durch eine Art plastischer Verschärfung der Gegensätze; die führt sie in der Schilderung durch und dann weiter im Ausdruck. Ihre Charaktere liebt sie in Stimmungen zu zeigen, die sie anders reden lassen als sie fühlen, ihr Bestes bleibt tief innen verschlossen, und die guten Mitmenschen urteilen wiederum ganz anders, als wie die Kenntnis des wahren Sachverhaltes zulassen würde. Man denke an die „Resel", an das „Gemeindekind", an die „Komtesse Muschi" und an die Heldin von „Unsühnbar". Mit epigrammatischer Schärfe und Kürze bringt sie dann an irgendeiner Stelle einen kleinen inhaltsschweren Satz an, der eine Sentenz bedeutet, und daß sie hierin eine ganz besondere Virtuosität besitzt, das haben ihre berühmt gewordenen „Aphorismen" bewiesen. Niemals sucht sie grelle Wirkungen, sie weicht ihnen aber auch nicht aus, sondern meistert sie mit künstlerischem Takt; sie sieht allen Dingen mit wahrheitsstrengen Augen ins Gesicht und hat für alles menschliche Gefühl warmes Mitempfinden und ehrliches Verständnis; sie schlägt nicht die Augen nieder und wird sich nie herbeilassen, zu beschönigen. Zuweilen beweist sie eine überlegene Schärfe und Heiterkeit des Geistes, die an Lessingsche Art erinnert. Sie wußte in vielen Tonarten zu sprechen; nur eines ist dieser edlen Frauenseele versagt geblieben:

die Sprache vollblütiger Sinnlichkeit ist ihr fremd. Und darum ist das Werk, an dem sie vielleicht mit der eifrigsten Sorgfalt gearbeitet, „Unsühnbar", nicht zur rechten Ausgestaltung gelangt.

Die Dichterin kennt die Stärke ihres Erzählungstalentes und weiß, mit welcher Macht sie zu wirken vermag. Doch läßt sie gerne die tiefen Klänge, die in dem herrlichen Instrumente ruhen, schlummern und rührt nur leise zu lustigem Spiel an die Saiten. Über das strenge Künstlerantlitz gleitet dann ein gütiges Lächeln, und die Augen blicken schalkhaft in die Welt. Ihrer schweren Art wird sie freilich nicht ledig. Das will sie auch gar nicht. Aber sie kleidet das ernste Wesen in leichte Anmut, und wenn sie strafen will, dann macht sie lächerlich und rügt durch die Karikatur. Hier beginnt das Bereich ihrer Satire. Die Ebnerische Muse hat zweifellos einen didaktischen Zug an sich. Natürlich im höchsten Sinne; sie will durch Spott mahnen und bessern oder erschüttern, läutern. Wenn sie die Pritsche als Waffe in die Hand nimmt, dann gilt es zumeist ihren Standesgenossen. Die Freiin von Ebner-Eschenbach ist ein echtes Aristokratenkind. Daß die meisten ihrer Vorfahren, ebenso wie später ihr trefflicher Gatte, der General von Ebner-Eschenbach, im Staats- und Kriegsdienst eine stolze Pflicht ihres Standes erblickten, das ist dem geistigen Horizont der kleinen Komtesse zugute gekommen und hat niemals das vornehme Standesbewußtsein geschmälert. Wenn sie nun mit der Pritsche auf die Ihrigen losschlägt, so tut sie das zwar kräftig, wie immer, aber mit zärtlicher Hand, die auch weich liebkosen kann. Und dann ferner, sie will bessern, erziehen. Sie kennt die Summe von unverbrauchter Kraft, die in unserem Adel vorhanden ist, und zürnt, daß sie dem Vaterlande — Marie von Ebner-Eschenbach ist eine Österreicherin durch und durch — vorenthalten bleibt. Zuweilen gilt die Satire literarischen und künstlerischen Zeiterscheinungen, namentlich solchen der jüngsten Zeit. Doch hier fühlten zuweilen die treuesten ihrer Verehrer bei aller Anerkennung witziger Einfälle und der guten Absicht, daß ihre Dichterin nicht auf so sicherem Boden fuße wie sonst ihr freier, unbefangen waltender Genius, der seine Lieblingsgestalten vorwärts in eine unbekannte Zukunft trieb; vielleicht hat sie das Aufkeimen lebenskräftiger neuer Triebe verkannt oder zürnend einzelne Begleiterscheinungen, Unarten und Auswüchse für die Hauptsache genommen. Vielleicht haben sie die nur allzu deutlichen Folgen überhitzter wirtschaftlicher Bewegungen erschreckt. In einer ihrer letzten Novellen läßt sie den grämlichen „Herrn Hofrat" vom Geist der neuesten Zeit klagen: „Wann und wo offenbart er sich nicht. Wenn ich von irgendeinem Bahnhof in die Stadt fahre, frage ich mich, geht es wirklich meinem alten noblen Wien oder einer amerikanischen Yankee-Niederlassung entgegen? Krasse Riesenplakate schreien mich an. Wo mich früher nette kleine Vorstadthäuser erfreuten, aus denen es förmlich sprach, sieh uns nur an, in uns wohnen Behagen und Zufriedenheit, wendet mein Blick sich jetzt angeekelt ab von turmhohen Wohn-

ungetümen, ordinär aufgeputzt oder herausfordernd nackt. Was sie bergen, steht ihnen auf der Fassade geschrieben: sinnloser Luxus und seine Geschwisterkinder Not und Anarchie."

Sie sind reizend, die kleinen Erzählungen, Scherze und Skizzen, die zuweilen auch die Form eines Lustspieles und Dialoges annehmen, und den Namen der edlen Verblichenen mögen sie vielleicht weitergetragen haben als ihre übrigen Werke. Die Bedeutung jedoch ihrer literarischen Persönlichkeit beruht auf ihren Schilderungen tiefernsten Menschenschicksals. Mit der „Božena" beginnt die Reihe. Größere Schöpfungen, wie das „Gemeindekind", „Unsühnbar" und „Glaubenslos", gehören ihr an. Und ein gemeinsamer Zug ist ihnen allen eigen: In heißem Ringen mit finsteren Gewalten und hemmenden Banden ringt sich eine Seele los, um vor sich selbst stolz zu bestehen, sich selbst treu zu bleiben. Das ist die Wahrheitsliebe, das Pflicht- und Ehrgefühl der armen Magd, die mit herrlicher Vasallentreue über ihre Schutzbefohlene wacht, das ist die nagende Sorge des jungen Priesters, dem der Glaube wankend geworden, das ist das mahnende Gewissen, welches die stolze Gräfin zum Bekenntnis treibt. Das ist der Inhalt des Buches, welches das stärkste sein dürfte, das Marie von Ebner-Eschenbach geschaffen. Wie das verprügelte Kind des gerichteten Mörders, das nun der Dorfgemeinde zur Last fällt, an dem einen lichten Gedanken, an der Sorge für das kleine Schwesterlein sich festkrampft, wie der mißachtete Bub langsam zum Gefühl seiner Kraft, und wie er endlich zu einem finster-trotzigen Ehrbegriff gelangt, der sein Menschentum weit hinweghebt über das böse Gesindel, dem amtlich seine Erziehung anvertraut gewesen, das bekommt man im „Gemeindekind" zu lesen, und wer dies Buch in der Hand gehabt, dem wird es schwer fallen, es zu vergessen. Es haftet in der Erinnerung wie das „Vierte Gebot" Anzengrubers oder der Schieferdeckerroman Otto Ludwigs. In diesen Spalten ist dies schöne Werk einst erschienen und sofort bewundert worden. Doch es mag die Zeit nicht ferne sein, da es billig gedruckt im Volke sich verbreiten und fortleben wird. Und da wird es als Zeuge genommen werden für alles Kräftige und Gute, das in der Menschenbrust wach ist und das zwar nicht ausreicht, um glücklich, wohl aber um stark zu machen. Wenigen ist solche tatsächliche Anerkennung beschieden. Doch die Dichterin des „Gemeindekindes" wird zu ihnen gehören.

Zum indischen Problem.

Von

B. L. Freiherrn von Mackay.

Seit dem Ausbruch des Weltkrieges, seitdem England neben allen möglichen farbigen „Hilfsvölkern" auch die besten indischen Regimenter gegen uns ins Feld geführt hat, ist naturgemäß mehr denn je wieder die Schlacke der alten Streitsache durchgesiebt worden, ob England in seinem Kaiserreich eine seine Herrschaft stürzende nationale Erhebung zu befürchten habe. Die marktgängigen Erörterungen der Frage erscheinen als Musterbeispiel einer Problemstellung, die durch irrationelle Gleichungsform notwendig unlöslich wird oder zu trügerischen Lösungen führt. Weil das Gebilde, das als indisches Reich bezeichnet zu werden pflegt, niemals, auch nicht in der Glanzzeit eingeborener Herrscher wie der Guptas (320—609) und eines Großmogul Akbar (1556—1605), eine politische Einheit, sondern immer nur ein locker aus allen möglichen völkischen, feudalen, hierarchischen Bausteinen zusammengesetztes Staatenmosaik gewesen ist, so kann heute so wenig wie jemals von einem geschlossenen Aufruhr der indischen Völker gegen das britische Regiment die Rede sein. Einer solchen Sturzflut bedürfte es aber selbstverständlich nicht, um Größerbritanniens asiatischen Thron zu stürzen. Da den dreihundert Millionen Indern nur hundertsechzigtausend Briten gegenüberstehen und diese wieder im indischen Heer nur eine verschwindende, allerdings aristokratisch hervorragende Minderheit bilden, so genügte zweifellos der klug vorbereitete und entschlossen durchgeführte Aufstand in irgend einem Reichsteil, etwa in den umstürzlerischen Winkeln Bengalens oder des Fünfstromlandes, um das Ziel des jungindischen Radikalismus zu erreichen. Nicht minder irreführend ist die noch immer gehörte Behauptung, England verdanke die Aufrechterhaltung seines Herrentums dem geschickten Ausspielen des Gegensatzes zwischen den Hindus und den Müslims. Da jene allein eine Volksmasse von mehr als zweihundertsiebzehn Millionen Köpfen gegen sechsundsechzig Millionen Mohammedaner bildeten, so wären sie, vorausgesetzt, daß die brachmanische Partei sich unter einer Fahne sammelte, sicherlich unschwer imstande, mit dem Häuflein britischer „Mlenktschas" aufzuräumen, selbst wenn sich, woran aber niemals und am wenigsten natürlich heute zu denken ist, zu deren Schutz die ganze indische Islamgemeinde erhöbe. Ein solcher Zusammenschluß erscheint aber als völlig unmöglich: die Kastenordnung hat das Hindutum in Atome zersplittert und zerstäubt, und so ist dessen versprengtes Gestein die natürliche Stütze von Albions Macht. Das Kastenwesen wiederum wurzelt zwar nicht im Religiösen, hat sich aber doch

engstens mit dem Glaubensleben der Hindus verwachsen. Schon daraus folgt, daß jede Kritik des indischen Problems ohne Würdigung seiner religionspolitischen Funktionen einseitig und irreführend ist. So oft die Frage nach der Zukunft des türkischen Reichs aufgeworfen wird, erscheint es als selbstverständlich, es auf seine Verklammerungen mit den Daseins- und Entwicklungsgesetzen des Islam hin zu prüfen; bei dem in dieser Richtung durchaus wahlverwandten und gleichartig gebildeten indischen Problem wird die Verwebung mit der Hindulehre nur zu gern außer acht gelassen, obgleich beim Indertum weit mehr noch als bei irgendeinem mohammedanisierten Volkstum alle Formen und Gesetze individuellen wie geselligen, staatlichen wie nationalen Lebens, alle Leistungen auf irgendwelchen Gebieten menschlicher Kultur und Daseinserhöhung nur als Ausstrahlungen mystischer Religiosität und esoterischer Weltanschauung erscheinen.

Versucht man, in diesem Gesichtsfeld die indische Frage in Angriff zu nehmen, so müßten die Ansätze dazu etwa also lauten: Was ist Grundlage und Wesen des Kastensystems, und welcher Art sind dessen religiöse Verankerungen?

Wenn H. St. Chamberlain meint, das Leben des Inders sei seit alters bis auf den heutigen Tag glaubenstiefer gewesen als bei uns selbst im kirchlichsten Mittelalter, so ist das durchaus keine Übertreibung. Der Inder entmaterialisiert sich sozusagen schon im diesseitigen Dasein. Er sieht alle Dinge nur im Spiegel seiner überidealistischen Jenseitshoffnungen. Ist der Islam eine politische Religion, so gibt es im Schwingungskreis des indischen Glaubenslebens überhaupt keine Staatsgesetze, die fähig wären, sich selbst fortzubilden, sondern nur eine abhängige politische Überlieferung, die als Sinnbild gottgewollter Ordnung heilig gehalten wird. Diesem weltabgewandten Charakter des Inders paßt sich die aus der Philosophie der Upanischaden im neunten Jahrhundert vor Christus entwickelte Vedântalehre in glücklichster Form an, oder vielmehr sie ist das Denkerzeugnis dieser seiner geistigen Verfassung. Sie bindet das Gewissen der Gläubigen unter keinerlei bestimmten Dogmenzwang. Sie stellt es jedem vollständig frei, über das Verhältnis von Gott und Natur, Geist und Stoff zu denken, wie und was er will; der Monist gilt bei ihr als ebenso rechtgläubig wie der Dualist, der Idealist wie der Materialist. Kennzeichnend für diese radikal-liberale Auffassung ist der Kommentar des als erste Autorität geltenden Çaṃkara zu der Stelle aus den Sutras des Vedânta 1, 4, 14: „Die Schrift hat nicht die Absicht, über die mit der Schöpfung beginnende Weltentwicklung eine Belehrung zu erteilen, weil weder ersichtlich ist noch irgendwo ausgesagt wird oder nur denkbar ist, daß irgend etwas, worauf es für des Menschen Heil ankommt, hiervon abhängig sei." Als einziger fester Pol, nach dem der Hindu sein Lebensschiff steuert, bleibt so das Dharma bestehen, die Sittenregel, die aus philosophischen Ratschlägen und wenigen ritualen Vorschriften zusammengesetzt ist. Das ganze System ist also denkbar freiheitlicher, dehnbarer, man möchte sagen stoffloser

Art. Es widerstrebt jeder hierarchischen Verdichtung und Fortbildung nach Art der abendländischen Religionsgemeinschaften; streng logisch genommen kann man weder von einem hinduistischen Gesetz sprechen, weil dessen juridische Begriffsbestimmung unmöglich ist, noch von einer Hindukirche, weil es keine oberstrichterliche und keine übergeordnete Verwaltungsstelle als deren anerkannte Vertreterin gibt. Noch viel weniger kann natürlich von einem National- oder Staatskirchentum die Rede sein. Das einzige politische Gebilde, das der Geist der vedischen Zeit schuf, waren die „indischen Mirs", die sogenannten Dorfrepubliken: demokratische, auf gewerkschaftlichem Unterbau ruhende Organisationen, die ein solches Maß von Selbstbestimmungsrechten besaßen, daß der Volksmund ihre Beschlüsse als „Stimmen des Himmels" — vox populi, vox Dei! — bezeichnete. Sie gaben sich ihre eigenen bürgerlichen und strafrechtlichen Gesetze, und der König und seine Minister hatten nur unter ganz bestimmten wohlverklausulierten Bedingungen die Befugnis zum Eingriff in die Selbstverwaltungen dieser Körperschaften, die zugleich die Pflanzstätten und Schulen des Handwerks, des Gewerbes, des Handels, eines hochentwickelten Gildenwesens waren, das in den Sippenverbänden, also in denselben gesellschaftlichen Einheiten wurzelte, die als Keimzellen des Staats galten. Jede Handwerkschaft der einen Gemeinde pflegte wieder enge Beziehungen mit der berufsverwandten der benachbarten Dorfgemeinschaft, so zwar, daß sich große Gewerkschaftskörper bildeten, welche die Preise und Arbeitslöhne regulierten, die Standesehre ihrer Mitglieder verteidigten und sogar für deren Wohlverhalten den Behörden gegenüber bürgten. Die Regierung selbst hinwiederum überwies regelmäßig aus ihren Einkünften einen bestimmten Anteil den Gilden zur Förderung ihres Gewerbes und zur Hebung der wirtschaftlichen Lage ihrer Mitglieder, so daß hier der moderne Staatssozialismus bereits in kräftiger Stamm- und Fruchtentfaltung vorgebildet zu sein scheint. Der ganze Mechanismus hat selbst bei einem so scharfen Kritiker wie Max Müller solche Bewunderung erregt, daß er die altindischen Dorfrepubliken als latest conclusions of social science preist und den zeitgenössischen Sozialpolitikern rät, hier in die Schule zu gehen. Daß das System reiche Früchte getragen hat und daß damals die wirtschaftliche Lage des indischen Volks weit günstiger war als heute, ist jedenfalls unbestreitbar. Zeuge dessen ist nicht nur die überlegene künstlerische Entwicklung und Veredelung des altindischen Gewerbes, sondern auch das glückliche Gedeihen des Handels, dessen Arme sich in jener Zeit, da der „Reichtum und das Glück von Ormus" sprichwörtlich war, in stufenweise angelegten Zweigniederlassungen bis nach Palmyra und Baalbek erstreckten. Das alte Kaiserreich bildet so das Bild eines höchst seltsamen und einzig in seiner Art dastehenden Gefüges: einer sozialistischen Zwangsgemeinschaft auf theologischer Grundlage mit monarchischer Spitze. Es erinnert in vielen seiner Charakterzüge unwillkürlich an die Schöpfung Kungfutses im benachbarten Reich der Mitte. Wie nach Laotses

Weltanschauung, so erscheint auch im Spiegel des Vedânta das Reich als ein „Geistesgefäß", das nicht gemacht werden kann; auch die Hinduphilosophie kennt wohl ein geistiges, nicht aber ein materiell-bürgerliches Selbstbestimmungs- und Freiheitsrecht des Menschen, dessen Dasein vielmehr einzig nach einer vorbestimmten Weltordnung sich regelt; auch sie weiß nur von Formen und Verrichtungen eines in Anfang und Sein wurzelnden Kulturstaates, nichts von den Gesetzen eines durch Menschenhand geschaffenen, aus Werden und Sollen sich ableitenden Nationalstaats. Sie hatte nur das eine Ziel im Auge, alle Mitglieder der Hindugemeinschaft, im Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zu einer großen, die persönlichen Wünsche und Begierden bindenden und unterordnenden, dabei aber doch in den letzten religiösen Gewissensfragen höchst freiheitlichen und sittlichen Gesittungskörperschaft, zusammenzuführen; sie paßte sich so der durchaus unpolitischen Denkart des Inders bestens an, sorgte aber auch dafür, daß in diese Einseitigkeit seines Wesens niemals der Strahl einer auf entschlossenen Kampf mit den Naturgewalten und auf die Versöhnung des Zwiespalts zwischen mechanischem Zwang und seelischer Freiheit gerichteten Weltbetrachtung fiel.

Das weltbürgerliche Kulturstaatsideal erwies sich im Reich des Ganges genau so lebensschwach wie im Bannkreis der chinesischen Mauer. Auf religiösem Gebiet entartete und verflüchtigte es sich durch die polytheistische Verzerrung des pantheistischen Brachmangedankens, auf gesellschaftlichem Gebiet durch die Entwicklung des demokratischen Systems der Dorfgemeinschaften zu dem Zwangssystem der Kastenordnung. Durch welche Einflüsse dieser letztere Übergang hervorgerufen wurde, ist schwer festzustellen. Die frühere Auffassung, die in der Kaste nichts als eine ins Millionenfache erweiterte Familiengemeinschaft mit gemeinsamen Ahnen sehen wollte, ist als unhaltbar längst erkannt. Unter allen Voraussetzungen zur Erklärung des Ursprungs und Wesens der Kastenverfassung darf heute wohl die Risleysche den Anspruch auf größte Wahrscheinlichkeit erheben, wonach die gesellschaftliche Absonderung auf Grund der Rassengegensätze zwischen erobernden und unterworfenen Völkern zu dem Zweck entstanden ist, die Verschmelzung der siegreichen, kräftigen Herren mit den schwächlicheren Besiegten zu verhindern. Jedenfalls kann keine Rede davon sein, daß das brachmanische Priestertum die Kastenabstufung als eine hierarchische Einrichtung und als organisatorisches Fundament der Hindukirche geschaffen hat; es benutzte vielmehr lediglich geschickt einen natürlichen sozialpolitischen Zersetzungsprozeß, um seine Macht immer mehr zu erhöhen und schließlich fast allein maßgeblich zu machen. Dieser Tatsache entspricht es, daß die klassischen Texte eine Kastenordnung der heutigen Art überhaupt nicht kennen, geschweige denn fordern, wie es schon daraus hervorgeht, daß damals Heiraten zwischen allen Ständen an der Tagesordnung waren. Erst die Palitexte befassen sich allerdings mit einer anders gefügten und weit weniger ausschließlichen Gesellschaftsabsonderung,

als sie heute besteht. Die oberste Kaste bildeten damals die Khattija, die Minister; dann kamen die Amakki, die königlichen Beamten, dann erst die Brachmanen, unter denen wiederum der Stand der Asketen eine besondere Gruppe für sich bildete. Erst mit dem Sinken der kaiserlichen Macht vermochte der Klerus sich zur führenden Stellung emporzuschwingen. Er erklärte die Überordnung des erbweisheitsvollen Priestertums selbst über Könige und Krieger als eine dem Geist dargebrachte Huldigung und als gottgewolltes Mittel, Indien die erste Stellung unter den Kulturmächten zu sichern; der Zweck der beruflichen Kastenabstufung sei es, spezifische Talente geschlechterweise zu züchten und so das Indertum zur höchsten Vervollkommnung der geistigen und praktischen Fähigkeiten hinaufzuführen. So entstanden die vier heute meist als ursprünglich arische Kasten bezeichneten Hauptgruppen: die reinen Klassen der Brachmanen, Kschatrija und Vaisja und der unreinen Klasse der Schudra und der „Unberührbaren", das heißt des Proletariats, das die Hefe aller Kasten, auch der priesterlichen — beispielsweise der verachteten, halbnackten, in den Niederungen des Sindar Ackerbau treibenden Brachmanen — bildet und deren Mitglieder mit wenig zutreffendem Ausdruck als Parias oder Outcasts bezeichnet zu werden pflegen. Das dürftige Leben dieser niederen Volksmassen aber wurde als höhere Vorbestimmung und die demütige Hinnahme solchen Schicksals als das siegreiche Erlebnis der frommen Scharen gepriesen, die sich durch geduldiges, gottergebenes Auskosten der Pflichten der Entbehrung und Entsagung himmlischer Gnade und Erlösung verdient machen. Die hinduistische Orthodoxie gab so dem Kastenwesen erst einen tieferen seelischen Inhalt und eine sittliche Folie, zugleich aber seine unerbittliche Härte und Engherzigkeit; jetzt erst wurde den Angehörigen einer Kaste verboten, mit den Genossen eines anderen Verbandes zu Tisch zu sitzen, und jetzt erst wurden grausame Strafen über die Übertreter solcher Gebote verhängt. In all diesen sozialen Umbildungen blieb aber das alte Prinzip der absoluten Denkfreiheit unangetastet bestehen. Noch heute steht es jedem, der mit irgendwelcher Bestimmung seiner Kaste nicht zufrieden ist, durchaus frei, unter vollkommenem Schutz seiner persönlichen bürgerlichen Rechte, allerdings auch unter Abbruch aller Beziehungen zu der übrigen Gesellschaft, „nach seinem eigenen Ermessen und Willen zu leben" oder auch eine eigene Kaste zu begründen. Diese Magna Charta der Hindus wird ausdrücklich sowohl von Çaṃkara wie von Manu (Kapitel 12, 110—113) und von Jinavalkija (Kapitel 1, 9), den von den indischen Gerichtshöfen als verbindlich anerkannten Auslegern des hinduistischen Rechts, gewährleistet.

Diese ganze lockere, gebundene und doch freiheitliche, absolutistische und zugleich anarchistische soziale Verfassung war nun der beste Fruchtboden für die Bildung eines immer mehr sich auszweigenden, verkapselnden und abschnürenden und ständig verwickelter werdenden Kastengefüges. Seine Grundlage bildet noch heute der am weitesten verbreitete berufliche (funktionelle)

Typ; daneben entwickelten und behaupteten sich eine ganze Reihe anderer Arten wie die konfessionelle (sektarianische) Kaste, nationale Kaste (beispielsweise die bekannten Maratthas), die Abwanderungs- und die Kreuzungskaste, deren jede wieder eine lange Kette von Unterkasten hinter sich herschleppt. Des näheren Eingehens auf das System des Kastenbaus bedarf es in diesem Zusammenhang nicht; es genügt, zwei grundlegende Normen seiner gegenwärtigen Verfassung, Daseins-, Zersetzungs- und Entwicklungsbedingungen klar zu stellen.

Die Kastenordnung war niemals ein starres System, sondern ist stets in Fluß und Flutung mannigfachen Umbildungen unterworfen gewesen; eine Beweglichkeit, die gerade in neuerer Zeit größer denn je wurde. Als mit der Begründung der britischen Herrschaft ein modernes Verkehrswesen in Indien seinen Einzug hielt, ließen die Angehörigen niederer Kasten natürlich die günstige Gelegenheit nicht außer acht, durch Abwanderung sich von den Fesseln ihrer elenden Lage zu befreien; ein großer Reaktionsprozeß in der Kastensynthese setzte ein, der immer heftigere und vielseitigere Gärungsformen annahm und über dessen Endwirkung, nämlich die gänzliche Auflösung der alten Abschnürungsformen nach den Prinzipien europäischer Gesellschaftsgliederung hin, schon heute kein Zweifel mehr bestehen kann. Handwerker zogen in die von England begründeten Industrien ab, Ackerbauer wurden Baumwollpflanzer, Brachmanen Kaufleute, kurz, die Vereinheitlichung von Kaste und Beruf löste sich immer mehr auf, und die ständig zunehmende Exogamie tat ein übriges, den Wurzelboden des Kastenwesens mehr und mehr aufzulockern.

Das bedeutet freilich nicht, daß dessen Baum im Absterben begriffen wäre, sondern lediglich, daß er im Zeichen einer vollkommenen endosmotischen Umbildung seiner Körperbildung und seines Wachstums steht. Der grundsätzlich unbeschränkten Glaubensfreiheit, die unter dem Himmel der Veden stets geherrscht hat, entspricht es, daß eine ganze Reihe von indischen Religionsgemeinschaften nicht nur die Kastenordnung, sondern alle die vielen volksverderblichen Auswüchse des Hindukirchenrechts aufs heftigste befehdeten, ohne daß sie deshalb als Ketzer verdammt und verfolgt worden wären.

Das bekannteste und eigenartigste Beispiel dessen ist die Lehre und der Kampf des Sikhs, jener drei Millionen Köpfe starken Khalsasekte, deren Heimatland das Pandschab ist und die um 1500 als Reformgemeinde gegen das Brachmanentum begründet wurde. Gleichsam ihre Evangelisten sind die zehn Gurus, von denen der erste, Nanak, mahnt:

> Frag nicht danach, welcher Kaste jemand angehört! Denn in der zukünftigen Welt gibt es keine Kastenunterschiede. Der wahre geistliche Hirte ist der, welcher alle in dieselbe Schafhürde führt.

Der dritte Guru Amardas verwirft das Sati mit den Worten:

> Wir nennen Sati diejenigen, die sterben, getroffen durch den Pfeil der Trennung von ihren Angetrauten;

und lehnt ebenso allen Zeremonienkram ab:

Wenn dein Sinn unflätig ist, kann er nicht gereinigt werden durch Waschung deines Körpers.

Mehr noch: der zehnte Guru Govind Singh verneint überhaupt jede Autorität dogmatischer Überlieferung:

Rama und Rahim [1]), Puranas und Koran sagen mancherlei Dinge, aber wir setzen nicht unsern Glauben darauf.

Schastras und Veden sprechen von mancherlei Dingen, aber wir erkennen sie nicht an.

Das entspricht durchaus den Grundgesetzen der heiligen Sikhschriften, wie sie im Granth Sahib, dem ältesten Text, niedergelegt sind:

Er ist einer: wisse, daß Gott nur einer ist! Bring deines Lebens Not vor deinen Herrn, der alle Sorgen auf einmal zu heilen vermag.

Mit anderen Worten, die Sikhs haben mit dem Brachmanentum, obwohl sie nicht selten zu dessen Gemeinschaft gerechnet werden, und obwohl die Hindus gar keine Bedenken tragen, zum Haupttempel dieser Sekte in Amritsar wie zu einem eigenen Heiligtum zu wallfahren, in seiner heutigen Gestalt gar nichts, selbst mit der alten vedischen Lehre sehr wenig gemein. Sie sind Monotheisten. Sie verwerfen das Kastensystem, das Sati, die Kinderehe, die Knechtung der Frau nicht nur theoretisch, sondern handeln auch praktisch nach dieser ihrer fortschrittlichen und über die Nebel des Hindutums sich erhebenden Gesinnung: sie haben eine Menge Schulen gegründet, in denen Unterricht nach durchaus modernen, europäischen Vorbildern erteilt wird, und haben sogar, als Mittelpunkt der Frauenbefreiung, für diese eine besondere Hochschule in Firospur geschaffen. Die Anfeindungen, denen sie früher nicht so sehr von seiten der Hindus als durch die Mohammedaner und eingeborenen Fürsten ausgesetzt waren, drückten ihnen beim Sepoyaufstand das Schwert zugunsten Englands in die Hand, das durch ihre Hilfe seine Herrschaft retten konnte. Sie gelten seitdem, ein kräftiges Kriegervolk, als die stärkste Stütze der britischen Macht, haben aber in Wirklichkeit seit geraumer Zeit begonnen, der nationalistischen Bewegung sich anzuschließen, was um so bedeutungsvoller erscheint, als ihre Anhängerschaft im letzten Jahrzehnt um nicht weniger als fünfunddreißig vom Hundert zugenommen hat.

Nicht minder charakteristisch ist das Verhalten der Dschains, die über rund 1,25 Millionen Anhänger verfügen. Wie die Sikhs, die in die Gruppen der Täufer und Nichttäufer zerfallen, so zerfällt ihre Gemeinde in die sich heftig befehdenden Parteien der Śvetāmbaras und Digambaras; aber dieser Dogmenstreit spielt doch praktisch eine sehr geringe Rolle neben dem missionierenden Wirken der Orden, das von der Sekte als Hauptaufgabe betrachtet wird. Ihr altes Mönchsideal ist zwar in Verfall geraten; dafür aber hat sie um so eifriger, und trotz des ziffermäßigen Rückgangs ihrer Mitgliedschaft über-

[1]) Der weltschöpferisch-hinduistische Gott und der müslimisch-indische Gott.

aus erfolgreich durch die moderne Form der Gründung wissenschaftlicher Gesellschaften ihre Werbetätigkeit moderniſiert. Eine ganze Reihe Vereine wie die Dharma Praſāraka Sabha in Bhavnagar, die Dharma Vidya Praſāraka Varga in Pālitāna und der Altindische Dschainabund, befaſſen ſich teils mit der Ausgabe von Texten nebſt Überſetzungen, teils mit der Gründung und Unterhaltung von Tempeln, Volks- und Hochſchulen, teils mit der Organiſation der Armenpflege und ſtellen all dieſe ihre Arbeit, obwohl ſie als denkbar konſervativ gelten, immer ausgeſprochener in den Dienſt der nationaliſtiſchen Propaganda.

Als weiterer Gärſtoff innerhalb des Hindutums wirkte jene über viele Tauſend Anhänger zählende reformatoriſche Bewegung, die, vergleichbar den proteſtantiſchen Flutungen innerhalb des Chriſtentums im Mittelalter, im Anfang des vorigen Jahrhunderts einſetzte und darauf zielt, über den Formelkram und die Umdeutungen der echten vediſchen Lehre hinweg die Religioſität des indiſchen Lebens wieder in ſeiner alten Reinheit, Schlichtheit und Erhabenheit auferſtehen zu laſſen, zugleich aber auf der ſo gewonnenen geiſtigen Grundlage im praktiſchen Zuſammenwirken aller neubelebten Kräfte an der Heilung des ſozialen Elends des Landes zu arbeiten. Die wichtigſten und einflußreichſten Vertreter dieſer Richtung ſind bekanntlich: der Brachmo Samadſch [1]) (geſtiftet um das Jahr 1830 von dem Nationaliſten Ramohun Roi und jetzt von Rabindranath Tagore geleitet), der eine Verſchmelzung des indiſchen Pantheismus mit dem weſtlichen Monotheismus anſtrebte und ſo ein Pantheon errichten wollte, in dem ſich all die Glaubensgemeinſchaften Indiens, Hindus, Müslims, Sikhs, Dſchains, Parſis, brüderlich zuſammenfinden könnten; der Aria Samadſch (geſtiftet von Djanard Saraswati und Swami Dajanand) der, wie ſchon der Name es andeutet, an das Selbſtbewußtſein des reinen, nicht mit dravidiſchem Blut vermiſchten Ariertums ſich wendet, in ſeinen Reinigungsbeſtrebungen mit dem Brachmo-Samadſch übereinſtimmt, hinwiederum in Gegenſatz zu dieſem jede Anlehnung an die monotheiſtiſchen Ideen des Weſtens abweiſt, vielmehr einen reinen Pantheismus in geſchichtlicher Kontinuität und echt indiſcher Weltanſchauung allein aus den alten vediſchen Texten wieder erwecken will; endlich die von Swami Vivekananda begründete Ramakriſchna-Miſſion, die urſprünglich eine gegen Ramohun Rois und Saraswatis Anhänger ſich richtende reaktionäre Gegenbewegung aller derer war, die den Sturz ihrer Vorrechte durch die Neuerer füchteten, dann aber unter Leitung Tripathis, des 1907 geſtorbenen „Weiſen von Indien", einer viel freieren Richtung ſich zuwandte und für eine Angleichung der indiſchen Vedântalehre und deren wunderbarer Philoſophie von der Vervollkommnung der Einzel- und Maſſenſeele durch Generationen hindurch bis zum endlichen Eingehen in den Weltgeiſt an die Gedanken der modernen, durch die Forſchungen Darwins und Spencers begründete Ent-

[1]) Samadſch = Gemeinde.

wicklungslehre sich einsetzte. So verschiedenartig also auch der dogmatische Standpunkt und die politische Richtung all dieser „Modernisten" in der Hindugemeinschaft ist, so stimmen sie doch alle in der Erkenntnis der unlöslichen Zusammenhänge der wirtschaftlichen und sittlichen Leiden und Nöte des Volks mit den Mißbildungen des hinduistischen Gesetzes in der Forderung überein, daß ihr Revisionismus nicht auf dogmatisch-theoretische Reformarbeit sich beschränken dürfe, vielmehr seine nächstliegende Lebensaufgabe in praktischer Hilfe zur Linderung all dieser Übel suchen müsse. Aber nun zeigt sich heute das merkwürdige Entwicklungsbild: all diese Reformflutungen haben die entschiedene Neigung, während sie im Ursprung vom Hindustromgebiet sich trennten, in diesem sich wieder zu vereinen. Der Brachmo-Samadsch suchte sein Arbeitsfeld besonders unter den niederen Volksmassen, die aber, da die Gesetze und Bedingungen der Hinduhierarchie über den Aufstieg der niederen Kasten zu höheren immer liberaler werden, in der Hauptsache nur als ein Stachel für das Proletariat wirkte, mit gesteigerter Kraftanstrengung seine soziale Stellung innerhalb des Hindutums selbst zu verbessern, so daß die Anhängerschaft dieser Reformgemeinde heute bereits auf die geringe Zahl von fünftausend Mitgliedern zurückgegangen ist. Der Aria Samadsch wiederum warb vorzüglich unter den gebildeten Ständen für seine Sache und hat es vermocht, ein Heer von rund zweihundertfünfzigtausend Anhängern um sich zu scharen, das aber heute offensichtlich auf der Höhe seiner Sammelkraft angelangt ist: der Bund hat sein Ziel in der Hauptsache erreicht, und je mehr der Geistesadel, den er unter seiner Fahne vereint, dem sozialen Programm gemäß lehrend und helfend unter das Volk geht, desto eifriger verfolgt dieses eben jene Wege nicht der Abkehr vom Hindutum, sondern des Aufstiegs zu dessen freieren, sonnigeren Höhen.

Nach zwei Jahrhunderten unaufhaltsamen Siegeslaufes zerplatzte die Lichtglocke Siddhattha Buddhas, die einst als „königliche Religion" am Horizont Indiens aufging und dessen Alleinbeherrscherin werden zu sollen schien, „wie eine Wasserblase im unendlichen, abgrundtiefen Hinduozean". Heute wiederholt sich der Vorgang, das Zeugnis des wunderbaren Fassungs-, Anziehungs- und Angleichungsvermögens des Hinduismus, in ähnlicher Form, wenn auch auf anderen Linien. Im Schutz des Freibriefs der unbedingten Gewissens- und Geistesfreiheit, die das Grundgesetz seines Lebens und seiner Lehre ist, haben sich mannigfaltige Gruppen von seinem Körper losgelöst; sie umkreisten seine Sonne, ohne deren Bahnen zu folgen, blieben aber doch immer von deren Lichtkreis abhängig und wenden nun ihren Lauf zu dem Muttergestirn zurück, um gleichsam an dessen göttlicher Brust auszuruhen und seine Lichtstärke mehr denn je zu erhöhen. Aber der eigentliche, niemals versiegende und ständig sich erneuernde Wärmequell strömt doch eben aus dieser Sonne selbst. Und über den Erreger dieser neuen Strahlungskraft können nach allem keine Zweifel mehr bestehen. Noch vor wenigen Jahrzehnten hätte

es jeder rechtgläubige Brachmane als eine denkbar frevelhafte Zumutung angesehen, irgendeine der unreinen Schudrakasten als Teil der Hindukirche zu betrachten; heute wird diese Zugehörigkeit als selbstverständlich angesehen. Denn die Priesterschaft bedarf dieser Massen für ihre politischen Zwecke, und ihr ganzer jugendlicher Nachwuchs, der seine höhere Schulung auf den Universitäten Indiens, Englands, Amerikas genossen, hat längst die Fesseln der scholastischen Verzerrungen und Mißbildungen des vedischen Gesetzes von sich abgestreift und drängt neuen Idealen zu: deren Lichtkern ist aber nichts anderes als der nationalistische Freiheitsdrang.

Zur Klarstellung dieser Tatsache in der politischen Praxis erscheint nichts geeigneter als ein Blick auf das Leben und die Tätigkeit desjenigen indischen Umstürzlers, der unter allen seinen Gesinnungsgenossen geistig einer der hervorragendsten, der Wirksamkeit seiner Aufwiegelungsarbeit nach der erste und daher von England mit Recht am meisten gefürchtete war, Bal Gangadhar Tilak.

Puna, wo er seine Laufbahn begann, die Hauptstadt des von den Briten nach viermaligem Feldzug eroberten Mahrattenlandes, genießt glänzenden Ruf als Universitätsstadt und als geistiger Sammelpunkt der Brachmanen von Maharaschtra. Diese gehörten zur Dekkangruppe, die als besonders liberal gilt, aber auch den Haß gegen die Fremdherrschaft mit besonderem Eifer schürt. Bei der Hetze steht wieder obenan die Sekte der Dschitpawans oder Konkanasten, welche die goldene Zeit ihrer fast unbeschränkten Macht unter dem Königreich Peischwar nicht vergessen können und von deren stolzem Geistesadel, wenn von irgendeiner Herrscherklasse, das Wort gilt: Nascitur, non fit. Sie ist es, aus deren Mitte Tilak hervorging, der in Bombay studierte, hier die akademischen Grade mit Auszeichnungen erwarb und darauf, Ende der achtziger Jahre, nach seiner Heimat zurückkehrte, um, wie so viele seiner Genossen, die einen anderen Beruf nicht finden, sich dem Journalismus zu widmen. In Puna lagen damals die Verhältnisse so, daß eine kleine, aber durch ihre geistige Überlegenheit ausgezeichnete und von dem klugen Saraswaten Ranadi geführte Minderheit des brachmanischen Priestertums, die eine versöhnliche, fortschrittliche Richtung vertrat, tonangebend war. Ihr schloß sich Tilak zunächst an. Aber die Verbindung dauerte nicht lange. Sein unruhiges Temperament vertrug nicht die Fesseln der Zugehörigkeit zu einer Partei, innerhalb deren er eine untergeordnete Rolle zu spielen verurteilt war. Er überwarf sich alsbald mit Ranadi, erwarb die radikale Zeitung „Kisari", begann eine leidenschaftliche Fehde gegen die gemäßigte Gruppe und warf sich zum politischen Vertreter aller Hindus auf, weithin die Heilsbotschaft eines jungindischen Nationalismus verkündend und die Neubelebung des reinen Glaubens der Väter predigend, aus dessen Born allein die Kräfte zur Besiegung der Unterdrücker des indischen Volkes gewonnen werden könnten. Mit des geborenen Volkstribunen triebhaftem Scharfblick für wirksame Reklame

stellte er dann diese Bewegung unter das Patronat der Göttin Ganesch. Sie gilt als Förderin der Weisheit und wird als solche meist mit dem Elefantenhaupt dargestellt. Sie ist aber zugleich die Schutzherrin der Familie und Sippengemeinschaften, daher es kaum ein Hauswesen gibt, wo nicht ihr rotübermaltes Bildnis in der Altarnische steht. Der Ruf an die Fürbitte dieses himmlischen Wesens erwies sich so als überaus wirksam. Die religiösen Feste und Prozessionen, die Tilak zu Ehren der Göttin veranstaltete, fanden Zulauf von weit und breit. Nicht minder beliebt im Volke wurden alsbald die unter den Schutz der Ganesch gestellten Nationalschulen, deren Begründung er und seine Gesinnungsgenossen betrieb, um den Hindu von Kind an dem Einfluß des staatlichen Unterrichts zu entziehen; und ebenso die „gymnastischen Gesellschaften", mittels deren die Jugend im Gebrauch der Waffen als Vorbereitung für den großen Tag der Freiheit eingeübt werden sollte. Damit war Tilak auf der ersten Stufe seiner Volkstümlichkeit angelangt. Sogleich kämpfte er mit neuen kecken Entwürfen um höhere Siegespreise. Bisher hatte er nur das Dekkan und westliche Maharaschtra für seine Ideen gewonnen; jetzt sollte auch das innere Mahrattenland und Heiderabad, deren Bevölkerung wegen ihrer Kriegstüchtigkeit in besonders hohem Ansehen steht, gewonnen werden. Beide waren früher ein Teil des großen Mogulreiches, befreiten sich dann aber unter Schiwadschi, der alles, was Waffen tragen konnte, unter seine Fahne sammelte und Wunder der Kühnheit vollbrachte, die Jahrhunderte lang in Sängen und Sagen fortlebten. Der Zufall fügte es, daß ein Brite das Grab des allmählich vergessenen Nationalhelden entdeckte. Tilak hörte davon und baute darauf seinen Plan auf. In Flugblättern hielt er dem Volk die Schande vor, seines Erretters vergessen zu haben, trotzdem gerade hier das leuchtende Beispiel gegeben sei, wie leicht durch Eintracht und tapferen Willen jedes despotische Joch abgeschüttelt werden könne. Der patriotischen Mahnung schlossen sich Aufrufe zur Erneuerung der Schiwadschiverehrung an, die ebenso großen Erfolg hatten wie das Werben für die Ganeschanbetung. Das neuaufgebaute und prächtig geschmückte Grab wurde die Anbetungsstätte von Tausenden begeisterter Wallfahrer, die vor ihm das Gelübde ablegten, Rächer der vaterländischen Schmach zu werden. Ja, Tilak ging jetzt soweit, unter Berufung auf die Legenden von Schiwadschis Taten den politischen Mord als natürliches Bürgerrecht zu verkünden und zu preisen. Und die damals noch so nachsichtige britische Regierung rührte sich nicht und hatte nicht einmal den Mut, die Bestätigung zu versagen, als Tilak 1895 von seinen Parteigängern in den gesetzgebenden Rat gewählt wurde. Sein Ruf übertrug sich nunmehr vom Westen des Reichs auf den Osten, auf Bengalen, das politische Zentrum Indiens. In Kalkutta hielt er offenes Haus wie ein Fürst. Jeder hatte freien Zutritt, jedem Hilfsbedürftigen wurde Unterstützung in Rat und Tat zu teil, und tausend Fäden zur Verbreitung des nationalistischen Umstürzlertums spannen sich von hier aus über den ganzen Norden

und die Zentralprovinzen. In dem ehrwürdigen gesetzgebenden Rat wirkte Tilaks Erscheinen wie das eines Hähers, dessen Rufe über den Hühnerhof ertönen; unerschrocken, rücksichtslos bediente er sich hier derselben aufreizenden Sprache wie in den Volksversammlungen. Ein schwacher Versuch, das Ansehen der Staatsgewalt gegen dieses Treiben zur Geltung zu bringen, endete nach richterlicher Verurteilung Tilaks zu achtzehn Monaten Zuchthaus mit alsbaldiger Begnadigung. Als Märtyrer für die Volkssache feierte er jetzt nur noch größere Triumphe. Der Schiwadschiverehrung stellte er in Bengalen einen Kult der Göttin Kali, der „Zerstörerin der Dämonen", zur Seite, mit dem sich noch weit schlimmere terroristische Wühlereien verbanden. „Welcher Sünden wegen, o Mutter Kali" — dichtete Khulnavasi, der Freund Tilaks, in nicht mißzuverstehender Weise, wer die zu vernichtenden bösen Geister seien — „sind deine Söhne so entmutigt und ihre Herzen von Ungerechtigkeit zerquetscht? Die Dämonen sind im Aufsteigen, im stetigen Sieg über die Göttlichkeit. Erwache, o Mutter, die du die Dämonen zertrittst! Deine hilflosen Söhne, dürr vor lauter Nahrungsmangel, erschöpft im Kampf wider die Bösen, sind mit Schrecken erfüllt über die Art, wie sie regiert werden. Hungersnot und Pest und Seuchen herrschen, und das Unrecht triumphiert. Erwache, o Göttin Kali!" Die Verlegung seines Wirkungsfeldes von Maharaschtra nach Bengalen, in dem die moderne Industrie bereits festen Fuß gefaßt hat, gab Tilak zugleich die Gelegenheit, die Arbeiterheere für seine Zwecke zu mobilisieren. Auch hier erwies er sich wieder als der geschickte Organisator, der für den besonderen Zweck stets das wirksame Mittel aufzuspüren weiß. Er war der Erfinder und erste Schrittmacher des Swadeschi, der Aussperrung aller von den „Mlenktschas" hergestellten oder eingeführten Waren, eine Idee, die großen Beifall bei den arbeitenden Massen fand, deren wirksame Durchführung aber schon an der praktischen Unmöglichkeit, Ersatz für diese Banngüter zu schaffen, scheiterte. Tilak hatte den Zenit seines Glücks erreicht. Der glänzenden Siegeslaufbahn folgte ein jäher Absturz. In Kalkutta und London sahen die verantwortlichen Leiter der Regierung endlich ein, daß die allzu liberale Politik der Versöhnlichkeit und Duldsamkeit auf die Dauer nur zum Sturz der Staatsautorität führen könne. Die Streiks der Eisenbahner von Bengalen 1908 und die Bombenanschläge auf Züge zeigten, daß England im Fall des Ausbruchs einer Revolution nicht einmal mehr mit Sicherheit über die Mittel zur Bewegung der Truppen nach den gefährdeten Gebieten verfügte. Härterer Faust stellte jetzt Earl of Minto die Fahrt der Regierung auf einen anderen Kurs ein. Die Aufruhrakte von 1859 wurden wieder in Kraft gesetzt; ihre Wirkung erhöhte ein Ausnahmegesetz, das die Preß- und Versammlungsfreiheit aufhob und die Ahndung politischer Vergehen ohne ordentliches Gerichtverfahren erlaubte. Und der erste, der diesem neuen Regiment der gepanzerten Faust zum Opfer fiel, war Tilak. Wegen Verherrlichungen des bekannten Atten-

tats von Muſafferpur im „Kiſari“ wurde Tilak verhaftet und auf dem Weg des abgekürzten Prozeſſes zur Landesverbringung auf ſechs Jahre verurteilt, eine Strafe, die die Regierung ſpäter in eine ebenſo lange Kerkerhaft umwandelte: im Gefängnis von Mandelai ſiechte er dahin, ohne die Sonne der Freiheit, die er ſeinem Volke bringen wollte, wiederzuſehen.

Das Schickſal Tilaks eröffnet ſo überaus tiefe Einblicke in die Seele des indiſchen Volkstums und deren heutige Stimmungen und Schwingungen. Wären die landläufigen Vorſtellungen von der hoffnungsloſen Verwirrung und Zerſetzung der völkiſchen Geſellſchaft Indiens im Labyrinth und Mühlgang ſeines Kaſtenweſens zutreffend, dann könnte der Dſchitpawan-Revolutionär von Puna unmöglich die Erfolge erreicht haben, die er tatſächlich erreichte: ſein ganzes echt demagogiſches und doch von hohem, idealiſtiſchen Sinn getragenes Wirken zu dem Zweck, die Hindumaſſen geſchloſſen auf den Marſch gegen England zu bringen, hätte an der eigenbrödleriſchen Feindſchaft der Atome ihres ſozialen Aggregatzuſtandes ſcheitern müſſen. Das war aber keineswegs der Fall. Tilak bediente ſich zu dem Zweck freilich nicht der philoſophiſchen und religionspolitiſchen Begriffe des Vedânta, die dem gewöhnlichen Volk ein blutloſer Schemen ſind und wohl noch kaum jemals etwas anderes waren, ſondern er machte jene Urwelt von Göttern und Halbgöttern wieder lebendig, deren Bild die ſpätere entartete Hindukirche zu einem Wuſt von Götzen, dämonologiſchen und fetiſtiſchen Vorſtellungen verballhornte, um auf die Stufe animiſtiſchen Aberglaubens zurückzuſinken [1]). Eben damit aber hat er in überaus wirkſamer Weiſe den Hebel zur Wiedergeburt und nationalen Mannbarwerdung ſeines Volkes da angeſetzt, wo, im Geſichtswinkel ſtaatsmänniſcher Praxis geſehen, eine ſolche Erweckung aus jahrtauſendlangem Schlummer allein möglich iſt und wo die Zellenbildung des dem Indertum fehlenden politiſchen Organs, allgemein geſagt, des Machtwillens und heldiſcher Geſinnung, zu erwarten war.

Letzten Grundes hatte ja auch das Auftreten Buddhas, der ſo wenig wie Laotſe und Kungfutſe, ein Umſtürzler, ſondern ein Fortbilder altindiſcher Lebensweisheit war, kein anderes Endziel. Die marktgängige Vorſtellung vom reinen Paſſivismus der buddhiſtiſchen Lehre und deren Unfähigkeit, Menſchen von Ichbewußtſein und Tatkraft zu erziehen, iſt bekanntlich durchaus einſeitig. „Für den Trägen gibt es kein Entweichen aus dem Samſara“ (der Welt des Leidens), heißt es in den überlieferten Werken Gotamas. Er legt ſich die Frage vor — welche die moderne Wiſſenſchaft umgeht, indem ſie Bewegung oder eine Summe von Bewegungen gleich Kraft ſetzt — ob Kraft begreiflich oder tranſzendentalen Weſens iſt, und entſcheidet ſich für die Bejahung der erſteren. „Alles brennt von Anfangsloſigkeit her unter ſtändiger Zubringung neuen Brennſtoffes: wo Kraft iſt, kann ſie nicht ge-

[1]) Noch heute zählt Indien über zehn Millionen durchaus heidniſche Animiſten, alſo ebenſo viel wie Buddhabekenner.

schaffen sein, wo keine Kraft ist, kann sie nicht gewesen sein." Sein berühmtes Kamma (Sanskrit Karma) ist im wörtlichen Sinn Energie, Innenkraft; erhofft der Christ die Erlösung von der Gnade Gottes, so wird dem Buddhisten, der an ein persönliches Gottwesen nicht glaubt, aufgegeben, nur auf die eigene Kraft zu vertrauen. Nicht in losgelöster Weltentsagung soll er ein müßiges Dasein fristen, sondern in mannhafter Weltüberwindung das Virjam, die geistige und sittliche Handlungsfähigkeit und Willensgröße erringen, welche Voraussetzung der inneren Befreiung und allgemeiner Hinaufentwicklung der Menschheit ist. Aber da „alles brennt", da es keine Wesenheit, selbst nicht eine substantielle Seele, sondern nur fortwährend sich ablösende seelische Vorgänge gibt, so läuft der Buddhismus letzten Endes naturgemäß entgegen der Nietzscheschen Umwertung aller Werte auf eine Entwertung aller Werte hinaus: alles ist „anatta", unselbst, ohne Identität mit irgendeinem Daseinsaugenblick, kein Ding bietet als solches Genüge, der Gottsuchergeist zerfließt im Streben nach einem schon im Diesseitsleben durch reinen Lebenswandel, Weisheit und Selbstverleugnung erreichbaren Daseinsabschluß und höchsten Gut: der großen Ruhe, dem Nirwana. Worauf die Gesamtheit unserer modernen technischen Fortschritte beruht, dem siegreichen Kampf des Menschen mit der Natur, der zugleich die Grundlage politischer Verselbständigung ist, insofern ein moderner Staat ohne die Hilfsmittel der Physik und Technik undenkbar erscheint, geht der Jünger Buddhas scheu und fast verständnislos trotz aller Virjam-Empfehlung aus dem Weg. Diese Herzschwäche des Indertums, die es dazu verurteilte, stets Ambos fremder Herren, niemals Hammer seiner Schicksale und Zukunft zu sein, verschwindet jetzt mählich. Die gelehrte Reformrichtung, wie man im Sammelbegriff alle jene Organisationen des indischen Geistesideals gegen die Verbastardierung der vedischen Lehren und Gesetze bezeichnen mag, wirkt heilend, indem sie mit deren Neubelebung zugleich abendländischer Wissenschaft freie Bahn bricht und zwar nicht nur in theoretischer Absonderung, sondern auch in praktischen Anwendungen. Die andere Kämpferin aber, die proletarische, der Tilak zuerst die Waffen schmiedete, ist eine Schrittmacherin zu demselben Gesundungsprozeß mit Arzneimitteln, die allerdings, wie es bei solchen radikalen Gärungen niemals anders ist, mit sehr viel Giftstoffen durchmischt sind, aber letzten Endes doch sicherlich zugleich blutreinigend und blutbildend sein werden. Der eigentliche Zweck der Anrufung der alten Göttergestalten ist kein anderer als eben der, mit der Auffrischung dieser Bilder zugleich den Sinn für Helden- und Rittertum, männliche Streitbarkeit und vaterländische Begeisterung, wie er in den Rigveden-Gesängen durchschimmert, wieder kräftig zu machen. Und wenn dem Prinzip des Swadeschi alsbald die Idee des Swaradsch, des indischen Homerule, an die Seite gestellt wurde, so bedeutete das nichts anderes, als eine klare Formulierung des Programms, zunächst Indien wirtschaftlich auf eigene Füße zu stellen und auf dieser festen Untermauerung seine politische Verselbständigung

aufzubauen. Eben in solcher Verknüpfung der wirtschaftlichen und politischen Befreiungsgesetze ist aber schon grundsätzlich ein weiteres tiefgreifendes Entwicklungsprinzip gegeben: Wenn der Gegensatz des aristokratischen Kastensystems und der demokratischen freien Berufswahl und Lebensform im Grunde nichts ist als der auf das gesellschaftliche Gebiet hinübergespielte Streit zwischen Darwin und Lamark, ob die Hinaufentwicklung der Menschheit am besten durch Auslese im ungebundenen Kampf ums Dasein oder durch Anpassung im Weg der Vererbung erworbener Eigenschaft erfolge, so bedeutet der gegenwärtig das indische Volk durchwehende aufklärende Pfingstgeist nichts anderes als die Einsicht, daß in der menschlichen Kultur beide Richtungen ihre Berechtigung und wohltätige Bedeutung haben, wie es die hohe Stufe des altindischen Gewerbefleißes und die unvergleichliche Entwicklung der vedischen Philosophie auf der einen, der überlegene Rang europäischer exakter Wissenschaft, Technik und politischer Machtschöpfung auf der anderen Seite beweist. Alles das sind aber Ideen, für die der Inder noch vor wenigen Jahrzehnten überhaupt keinerlei Verständnis gehabt, geschweige denn, daß er für sie zu kämpfen und Opfer zu bringen irgendwie die Neigung gespürt hätte. Labulaye hat einmal gemeint: Les révolutions sont ordinairement achevées, quand l'histoire enregistre leur naissance. Er wollte damit sagen, die verdeckten, aber eigentlich maßgeblichen psychologischen Voraussetzungen und Triebkräfte für solche politischen Erschütterungen hätten sich meist schon durchgebildet, bevor die pragmatische geschichtliche Berichterstattung und Kritik ihre Wirksamkeit erkenne. Daß in diesem Sinn auch für Indien schon die Umsturzkrise eine vollendete Tatsache ist, kann niemand bezweifeln, der sich bemüht, den seelischen und ethischen Unterflutungen des wirbelnden Stroms politischer und sozialer Unruhen im britischen Kaiserreich nachzuforschen.

Kluge Engländer haben sich über diese bittere Wahrheit schon längst keinen Täuschungen mehr hingegeben. Die Kassandrarufe über das Zukunftsdunkel der indischen Frage häuften sich gerade vor Ausbruch des Krieges am meisten und wurden immer schärfer.

„Warum besteht die Treulosigkeit Indiens? Haben wir ihm nicht tausend gute Dinge getan? Seht doch unsere Wege, Brücken, Eisenbahnen, Telegraphen, Bewässerungswerke, Häfen, Krankenhäuser, Hochschulen! ... Ist nicht unsere bürgerliche Verwaltung die beste der Welt? Haben wir nicht Frieden an seinen Grenzen gesichert? Was will das Land noch mehr? Wie kommt es denn, daß wir einer dunklen und mörderischen Verschwörung, geleitet von Indern gegen ihre Wohltäter, gegenüberstehen? Wir überschütten Indien mit den Segnungen der Gesittung, und es antwortet uns mit organisiertem Meuchelmord."

Oder:

„Indien ist für uns verloren in seinem Denken. Es kann nicht länger unsere Herrschaft vertragen. Die Galle steigt ihm auf darob, und es fühlt das. Es wartet nur auf die günstige Gelegenheit, und, wenn sie da ist, wird es sich von uns trennen, gleichgültig, ob wir wollen oder nicht. Das indische Problem wird desto unlösbarer, je länger wir uns an ihm abmühen."

Das sind nicht etwa Klagen einzelner schwarzseherischer Querköpfe, sondern Kritiken von Kennern Indiens aus langjährigem Amtsdienst. Die heutigen Versicherungen über die Anhänglichkeit der Inder an die britische Herrschaft bedeuten demgegenüber sicherlich wenig. Über das Zwitterwesen der europäischen „Kulturssegnungen", die England Indien gebracht hat, bedarf es gewiß keinerlei näherer Erörterung, so wenig das großzügige Wesen der Leistungen Englands nach der verwaltungs-, wirtschafts- und kulturtechnischen Seite hin verkannt werden soll. Schon das persönliche Auftreten des Briten, sein kalter Herrenstolz, sein Hochmut und seine Steifnackigkeit und die gesellschaftliche Absonderung, mittels deren er auf die indische Kastenpyramide eine starre Spitze setzte, war wenig geeignet, die Eingeborenen zu gewinnen. Und wenn er ihnen noch so viele Türen seiner Bureaukratie öffnete, die großen fortschrittlichen Werke und Unternehmungen, die aus seinem Kreis hervorgingen, blieben doch ausschließlich seines Geistes Schöpfungen, die mit dem Denken, Fühlen, Streben des Volkes in keinerlei tieferem Zusammenhang standen, deren Nützlichkeiten ihm nicht einleuchteten und deren angeblich allgemeine Vorteile tatsächlich nur zu oft drückende Nachteile für die proletarischen Massen waren. Das berüchtigte Wort des triumphierenden Freihändlertums, Manchester habe die indische Werkstatt geschlossen, ist ein mißliches Zeugnis dieser Wahrheit. Die ganze hastige, laute, mechanisierende und zersplitternde Art unserer kapitalistisch-industriellen Wirtschaftskultur mit ihrer Anhäufung äußerlicher Güter bei innerer Verarmung der Menschheit und ihrer Bevorzugung der Massenmaßstäbe vor den Beschaffenheitswerten steht in schroffstem Widerspruch nicht nur zu der stillen, spekulativen, phantasietiefen Wesensart des Inders, der in der Ausschöpfung der ästhetischen Lebenswerte das Gleichmaß und die ebenmäßige Auswiegung des irdischen Daseins herzustellen sucht, sondern auch zu seinen religiösen Seelenstimmungen, die ihm solches Treiben eher gesittungsfeindlich als -förderlich erscheinen lassen. Dem Obersten Waddell antwortete einmal ein buddhistischer Priester auf die Frage, was er von den Briten und ihrer zivilisatorischen Tätigkeit hielte, verachtungsvoll: „Ich habe die Gesichter dieser Europäer gesehen; es sind Männer ohne Religion." Ähnlich dürfte die Durchschnittskritik des Indertums über die Inglesi lauten. Nur die grobe und unveräußerliche Verständnislosigkeit, mit welcher der Durchschnittsbrite dem Wesen des Orientalen gegenübersteht, läßt ihn diese Tatsache verkennen: der Müslim genau so wie der Hindu nimmt gewiß gern, je nach seinem Beruf, Waffen, Geld, Ämter und andere angenehme Dinge vom Giaur an und hört seinen Versprechungen und Lockungen gelassen, scheinbar überredet, mit zustimmender Miene zu, um im entscheidenden Augenblick genau das Gegenteil von dem zu tun, was der Verführer erwartet.

Eben dieser Mangel des Anpassungsvermögens an Seele und Geistigkeit der orientalischen Welt hat es aber bewirkt, daß England beim ersten Ausbau seiner Herrschaft im Kaiserreich Hind auf ein bedenkliches Prinzip sich fest-

legte, dessen zersetzende Wirkungen mit dem Lauf der Jahre immer deutlicher zu Tage traten und in dem sich die Gegensätzlichkeit des britischen Systems zu den religionspolitischen Grundlagen des indischen Staatswesens am schärfsten auskristallisierte. Gewiß kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das furchtbare wirtschaftliche Elend, in dem heute wie seit Jahrhunderten der größte Teil des indischen Volkes dahindämmert, in der Hauptsache jenen menschenunwürdigen und kulturwidrigen Gesetzen zu danken ist, welche die Eckpfeiler der hinduistischen Kirchenmacht in ihrer heutigen Entartung bilden: also vorab das Kastenunwesen, die Kinderehe, die Entwürdigung der Frau in der Zenana. England stand vor der hoheitsvollen Aufgabe, das Land von diesem Herd sozialer und sittlicher Seuchen zu befreien, hat aber in dem Kampf vollkommen versagt. Entsprechend seinen rein äußerlichen Vorstellungen und Begriffsbildungen von Völkerfreiheit stellte es seine Politik zunächst auf die an sich treffliche, aber falsch angewandte Norm der Nichteinmischung in alle religiösen und damit zusammenhängenden rechtlichen Angelegenheiten der Inder ein, das heißt, es verfügte, daß das Hindugesetz als privatbürgerliches und als Strafrecht in allen Teilen fortbestehen solle, soweit nicht durch Reichsgesetzgebung anderes bestimmt würde. Mit anderen Worten, die fremden Herren machten sich zu Beschützern einer Rechtsordnung, deren Auswüchse sie doch wieder zu bekämpfen sich gezwungen sahen, wollten sie nicht auf jeden Anspruch ihrer Kultursendung verzichten. Die ganze Widersinnigkeit der so geschaffenen Lage wird am deutlichsten klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß durch die Anerkennung des Hindukanons eben jene freien Religionsgemeinschaften wie die Sikhs und Dschainas sich diesem zu beugen gezwungen wurden. Sobald nun die britische Regierung wenigstens das Sati verbot und, allerdings in sehr lauer und unwirksamer Weise, gegen die Kinderehe vorging, machte sie sich lediglich die Partei der Finsterlinge unter den Brachmanen zu Feinden, und als dann die Flut des Freiheits- und Fortschrittsgeistes unter den Hindus selbst aufbrandete und höher und höher stieg, glitt England erst recht in die Klemme, so daß es zwischen zwei Stühlen saß. Denn statt Generalissimus dieser vielköpfigen, auf mannigfachsten Anmarschlinien sich vordrängenden, aber doch zu einem Ziele strebenden Armee zu sein, stand es abseits in glanzloser Vereinsamung, die intellektuelle wie die organisatorische Führung der indischen Geistesaristokratie überlassend, deren Tätigkeit mit mißtrauischen Spitzelaugen bewachend und von ihr mit dem aus den Erinnerungen an eine ruhmvolle Geschichte und große Vergangenheit quellenden Stolz und Überlegenheitsgefühl beiseite geschoben. Hat das britische Beamtentum doch oft sogar den christlichen Gesellschaften für Liebestätigkeit und Aufklärung wegen deren engen Zusammenwirkens mit den Eingeborenen argwöhnisch, wenn nicht in kaum verhüllter Feindschaft gegenübergestanden, ja, nicht nur aufsässige Journalisten und Babus, sondern selbst solche Männer zu Märtyrern für die Volksfreiheit gemacht, die, streng

wissenschaftliche Arbeiter, in rein sachlicher Kritik die Geschichte Indiens darstellten und aus ihr die Bedingungen für die Wiedergeburt des Landes ableiteten. Diese blinde Verfolgungswut forderte schon vor dem Krieg einen Fasl ül Hassan und Haidar Rasa, zwei der angesehensten Lehrer an der Hochschule zu Aligarh, zum Opfer und hat es jetzt sogar fertig gebracht, daß unter Albions „Freiheitsregiment" ein Bhai Parmanand in den Kerker geworfen und hingerichtet wurde: ein Gelehrter, der ebenso großen Ruf wegen der Lauterkeit seiner Gesinnung, seiner Wohltätigkeit und des streng gehaltenen Armutsgelübdes genoß wie als Verfasser der trefflichen „History of India", der in London selbst studiert hat und dort als eine erste Leuchte indischer Wissenschaft im Mittelpunkt des Götzendienstes des upper set stand. Aber das indische Volk zögerte mit der Antwort auf diese Untat der britischen Sbirren nicht: es hat schon 1913 auf den jungindischen und müslimischen Nationalkongressen die grundsätzliche Einigung beider Parteien zum „Kampf für Freiheit und Fortschritt" vollzogen und, nach den Berichten der Times of India, diese Verbrüderung in feierlichem Gelöbnis am 30. Dezember vergangenen Jahres auf einer gemeinsamen Versammlung nochmals erneuert, um damit eine durch Jahrhunderte sich ziehende seltsame Kirchenstreitsache in friedlich-schiedlicher Weise zu erledigen. Wohl hat sich der Islam seine Machtstellung im indischen Nordwest ebenso wie überall sonst auf blutigem „Allaman" erkämpft; noch heute zeigt man im Hindutempel zu Guserat die Keule, mit welcher der große Afghanenherrscher Abd ül Hassan Machmud der Ghasniwide, der die Grenzen seines Reiches von Oxus bis zum Tigris und von der Omanküste bis zum Indus vorrückte, in heiligem Glaubenseifer die Götzen der Wischnuanbeter zertrümmert haben soll. Aber die Schärfe der so geschaffenen Glaubenssätze schliff sich schon im sechzehnten Jahrhundert ab. Akbar, der große moguliſche Herrscher und Zeitgenosse der Königin Elisabeth, der erste aufgeklärte mohammedanische Herrscher, der im Sinn des heutigen Modernismus eine Reform der islamischen Staatskirche an Haupt und Gliedern erstrebte, hatte zur ersten Frau eine Hinduprinzessin und wirkte dementsprechend auf friedlichen Vergleich zwischen Müslims und Brachmanen hin. In der ganzen Reihe der nachfolgenden, in Delhi residierenden moguliſchen Herrscher des siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts stammt fast die Hälfte, so ein Dschahangir, Schach Dschachan, Behader der Erste und Zweite, Achmed Schach, Elamgir der Zweite, von Hindumüttern. Heiraten zwischen der Aristokratie der Müslims und der Hindus waren seitdem an der Tagesordnung, und damit wurde aus der früheren Kampfgegnerschaft sehr oft eine Kampfgenossenschaft — nämlich gegen die Briten. Während des Aufstands von 1857 fochten die Hindusepoys nicht für ihren Radscha, sondern für den mohammedanischen König in Delhi, während umgekehrt zahlreiche Müslims sich unter die Fahne des Hinduführers Nana Sahib stellten. Auch hier

bezeugt so der Hinduismus wiederum jenes eigentümliche, unausschöpfliche Anpassungs- und Aufsaugungsvermögen, mittels dessen er jeden Widerstand, je größer er ist, scheinbar desto leichter und gleichsam spielend überwindet: gewiß nicht grundlos haben die besten Kenner Indiens in London immer wieder auf die sogenannte Hinduisierung des Islam als eine der schlimmsten, England bedrohenden Gefahren hingewiesen.

*

Das Hindutum ist wie ein Quecksilbertropfen, der auf ebener Fläche hin- und herrinnt, zerfließt, tausenderlei Formen annimmt, in jeder Gestalt der greifenden Hand entgleitet und doch immer wieder in einheitlicher Kugelform sich zusammenballt. Es gleicht den gewaltigen Binnenseen des nordindischen Hochgebirges, in deren Bett Hunderte von Flüssen, Bächen, Rinnsalen wilden Laufes stürzen, die unstet in regellosem Wellen- und Wogenspiel auffluten und niederebben, deren unergründliche Tiefe geheimnisvolle Gegenströmungen durchziehen, aus dessen düsteren Gründen vulkanischer Stoß starre Felsinseln und grünende Eilande hervorgetrieben hat, deren Spiegel Einheit und Stille vortäuscht, während in Wirklichkeit ihre Wassermassen in ewigem Wechselspiel widerstrebender Kräfte sich durcheinander drängen. In der chaotischen Gestalt und Verfinsterung des geistigen Horizonts, die es bislang Europa zeigte, schien es als Kulturstoff völlig unbrauchbar. Aber auch das ist eine Täuschung. Was Max Müller von den soziologischen Wurzeln des Hindustaatswesens sagt, das gilt nicht minder von religiösen und kulturethischen Lebensgrundformen: das Europa, das vielfach im Dünkel lebt, ein Monopol alles geistigen Fortschritts zu besitzen, wird im Reich des Vedânta noch ernst zur Ausreifung wie Ausweitung seiner Weltanschauung und seines Kultursinnes in die Schule zu gehen haben. In der Blütezeit des demokratischen Radikalismus hat das Abendland den Gegensatz zwischen Staat und Kirche immer mehr vertieft, ja es wurde die gänzliche Trennung beider als Ideal hingestellt. Das Morgenland und vorab Indien, das Land des „heiligen Wissens", wird diesen Weg niemals gehen und kann ihm nicht folgen, ohne sich selbst, seine Art und seine höhere Bestimmung preiszugeben. Eine klare Auseinandersetzung zwischen staatlicher und kirchlicher Gewalt zur festen Abgrenzung der Machtbefugnisse beider war gewiß in Europa nötig und wird auch im Orient unvermeidlich sein. Wenn man aber meint, das aprioristische religiöse Denken stehe der konkreten Staatsidee unversöhnlich gegenüber, so irrt man; in Wirklichkeit ist der Staat aus dem religiösen Gemeinschaftsleben hervorgegangen und verrät auf jeder Stufe seines Werdegangs und in jeder seiner Lebensäußerungen und Gestaltungsformen diesen seinen Ursprung; dem Staatsmann, der eine vollkommene Scheidung weltlicher und kirchlicher Macht durchzusetzen strebt, wird es nicht anders ergehen — und ist es in Frankreich nicht anders ergangen — als dem Chemiker, der beim Scheidungs-

prozeß nach Aussonderung alles Negativen als Rest — das Radium mit seinen wunderbaren, geheimnisvollen Kräften fand. Eine Glaubensgemeinschaft ohne kirchliche Organisation ist undenkbar, und der religiösen Rechtsbildung steht, das kann eine unvoreingenommene Kritik nicht verkennen, an und für sich dieselbe Autorisation zur Seite wie der staatlichen. Ihr Spiegel läßt das Rechtsempfinden der Völker in der ursprünglichen, reinen und untergründigen Stahlquelle erkennen; und der Staatsrechtsgelehrte, der in überheblichem Stolz verächtlich über sie hinwegsieht, beraubt sich selbst des ausgiebigsten Fruchtfeldes für die Vertiefung seiner Wissenschaft und deren Anpassung an das Menschlich-Natürliche durch Ausschöpfung jenes Stroms der Rechtsvorstellungen, der aus dem Urgestein der Glaubensbewußtwerdung und Gemeinschaftsbildung fließt. Nicht Trennung, sondern Harmonisierung der beiden Rechtsentwicklungsgruppen kann daher auch hier allein als ein wahrhaft fortschrittliches und glückbringendes Zukunftsgesetz erscheinen, wenn irgendwie die Sehnsucht aller großen Denker nach Kultureinheit im Sein der Menschheit der Erfüllung näher gebracht werden soll. Das ist das hoheitsvolle Staats-, National- und Weltanschauungsideal, dem das Indertum in langwierigem, immer wieder sich stauendem und doch unaufhaltsamem Marsch seiner Massen zustrebt; das die verdeckte Triebkraft hinter dem Hinduismus in seiner modernen Politisierung und Erweckung. England steht ihr gegenüber gleich jenem Licht, „das in die Finsternis scheinet, und die Finsternis hat es nicht begriffen". Es ist nach jahrhundertelanger Herrschaft in Indien dem Volk, dessen Seele, Empfinden und Zukunftsgedanken völlig fremd geblieben, und die gähnende Kluft dieses Gegensatzes wird das von Gangesfluten umspülte Grab seiner orientalischen Reichsmacht sein. Aber eben dieses ihm früher oder später gewisse Schicksal spricht zu allen europäischen Völkern und nicht zum mindesten zu Deutschland mit ernst mahnender Stimme, die wohl zu beachten ist, wollen wir hoffen, jemals der Briten Weltsendung im Orient zu besserem Ende durchzuführen. Lehrend müssen wir Lernende werden im Streben nach Erkenntnis der Tiefen orientalischer Weltanschauung; in den Reichen, die des Ariertums Urheimat sind, wieder heimischer werdend, haben wir uns doch stets nur als Gäste zu betrachten und den Bewohnern einer geweiheten Erde jene Ehrfurcht zu bezeugen, die der größte Dichter Englands „den Engel der Welt" genannt hat, soll einmal des britischen Dichters stolzes Wort für deutsche Weltmacht-Nachfolgerschaft ein glücklicher Geleitruf werden:

For thee I shall descend with better quiet,
Better opinion, better confirmation;
For all the soil of the achievement goes
With me.

1866.

Kriegstagebuch des Generalleutnants Kurt Haubold von Einsiedel,

1866 Hauptmann in der königlich sächsischen Leibbrigade.

Herausgegeben von

Wittich von Einsiedel.

Wenn ich mich entschließe, diese von mir durchgesehenen Aufzeichnungen meines Vaters im fünfzigjährigen Erinnerungsjahre des Feldzuges von 1866 herauszugeben, so geschieht es in der Annahme, daß die Blätter einen interessanten und erwünschten Einblick in jene Tage gewähren, von denen uns nunmehr ein halbes Jahrhundert trennt. Eine ähnliche Veröffentlichung ist meines Wissens von einem Teilnehmer auf der damals unterliegenden Seite noch nicht erschienen.

Man hat, und wohl nicht mit Unrecht, behauptet, daß ohne die kriegerische Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich im Jahre 1866 keine Einigung Deutschlands hätte zustande kommen können, kein 7. Oktober 1879 als Abschlußtag des deutsch-österreichischen Bündnisses erschienen wäre, — und man darf dem heute wohl hinzufügen: kein waffenbrüderliches Füreinandereintreten beider Reiche in der überwältigend großartigen Zeit, die wir jetzt zu erleben berufen sind. Erwähnen die Aufzeichnungen auch tiefe Schatten, welche auf die bei dem Verbündeten Sachsens herrschenden Zustände fallen und die als historische Wahrheit ihren Platz behalten mußten, so lehrt uns die Geschichte unserer Tage, daß sie das glänzendste Licht inzwischen aufgesogen hat.

Es erübrigt sich wohl, zu betonen, daß die Tagebuchblätter nicht im Hinblick auf ihre Veröffentlichung verfaßt wurden. Mein Vater brachte in dem auf den Feldzug folgenden, Monate währenden Kantonnement bei Wien und kurz nach seiner Rückkehr nach Sachsen das Erlebte an der Hand von während des Krieges gemachten Bemerkungen nur für sich zur Niederschrift. Es ist sein Streben gewesen, alle Ereignisse lediglich aus sich selbst mit ihren eigenen Farben zu schildern, der späteren Erfahrung und Erkenntnis aber keinen störenden oder entstellenden Einfluß zu gestatten. Deshalb sind auch einige kleine Irrtümer über Vorgänge, die außerhalb seiner eigentlichen Beobachtungssphäre lagen, nicht berichtigt worden. Sie sind zum Teil für die Lage selbst charakteristisch und können der Treue der Schilderung keinen Eintrag tun, da sich diese eben nur auf das beziehen kann und soll, was mein Vater wirklich sah und hörte.

Der sich zwischen Preußen und Österreich wegen der Elbherzogtümer entspinnenden Verwicklung folgten wir von Anbeginn mit größter Spannung. Wir waren uns der für Sachsen und das sächsische Heer in einem Kriege zwischen Preußen und Österreich liegenden Gefahr vollständig bewußt. Da

wir nach den gemachten Erfahrungen an die Möglichkeit eines festen Bundes der Mittelstaaten unter sich nicht glauben durften, konnten wir uns nicht verhehlen, daß wir in dem Sieger, möge er sein, welcher er wolle, stets auch unsern Herrn zu erkennen haben würden, gleichviel ob wir im Kampfe dessen Verbündeter oder dessen Gegner gewesen waren. Unsere Sympathien und die Gewißheit, bei ihm die größere Selbständigkeit zu genießen, wiesen uns nach Österreich; wir wußten aber ebensowohl, daß uns die geographische Lage des Landes Preußen in die Hände gab, und daß wir in die Macht Österreichs nicht das Vertrauen setzen durften, uns vor dieser Gefahr zu schützen. Der tiefe, schmerzliche Ernst dieser Verhältnisse mußte uns das Gefühl der freudigen Erhebung verkümmern, welches den Soldaten bei der Aussicht auf die volle Erfüllung seines Berufes beseelt.

Das erste Anzeichen einer Kriegsvorbereitung erhielten wir in Bautzen am 13. März durch die Ordre, die Rekruten zeitiger einzuberufen. Wenige Tage darauf folgte der Befehl, durch Einziehen der entfernteren Beurlaubten den Präsenzetat soweit zu erhöhen, als es die Kasernenräume gestatteten, so daß das Bataillon auf etwa dreihundert Mann kam.

So dringend es bei der geringen Kriegsbereitschaft der Armee und der Lage des Landes notwendig gewesen wäre, schon jetzt weitere Schritte zu tun, so sehr mußte doch unsere Regierung vermeiden, Anlaß zur Steigerung des gegenseitigen Mißtrauens zu geben. Es war daher nur naturgemäß, daß diese Maßregeln hinter unseren Wünschen zurückblieben. Ein Zeichen aber, wie wenig man den Ernst der Situation verkannte, war eine Anfang April erlassene Kreuzordre, die die Möglichkeit in Aussicht stellte, daß sich ein plötzlicher Aufbruch der Garnisonen mit ihrem Friedensetat und unter Mitnahme aller ihrer Vorräte nötig machen könne, um sich an irgend einem anderen Ort, vielleicht selbst im Ausland, auf Kriegsfuß zu setzen.

Infolge dieser Bestimmung ließen wir sämtliche Kammervorräte, einschließlich der Gewehre, von denen wir zwei Garnituren, glatte und gezogene Vorderlader, besaßen, in Kisten verpacken und alle Vorkehrungen zu einem unvorhergesehenen Aufbruch treffen. Zu gleicher Zeit erfuhren wir, daß man in Dresden Magazine und Vorräte räume und große Depots im Erzgebirge, in Annaberg und Schwarzenberg, errichte.

Der durch diese Anordnungen hervorgerufene Zustand der Unsicherheit und peinlichen Spannung währte länger, als wir erwarteten, und sollte bald noch wesentlich gesteigert werden.

Zwischen den streitenden Mächten begannen neue Verhandlungen, welche sich auf Grund einer am 25. und 26. April vorzunehmenden beiderseitigen „Abrüstung" bemühten, den Schein der Möglichkeit einer Versöhnung und friedlichen Beilegung zu verbreiten. So wenig der unveränderte Stand der Dinge für diese neue Phase irgend welches Vertrauen erwecken konnte, so sehr war doch wiederum Sachsen in seiner gefährdeten Stellung genötigt, auch

diesem Zustand Rechnung zu tragen. Es erging daher Befehl zur Sistierung der begonnenen Kriegsvorbereitungen und zur Reduzierung des Standes der Infanterie auf zweiundvierzig Mann per Kompagnie.

Dieser Stillstand und Rückgang der Mobilisierungsmaßregeln brachte uns in Bautzen in einen Zustand empfindlichster Aufregung, denn da sich, noch vor dem Termin der sogenannten Abrüstung, offen herausstellte, daß der durch die Verhandlungen gewonnene Aufschub von beiden Seiten nur zur Vervollständigung ihrer Kriegsvorbereitungen benutzt wurde, sahen wir uns, bei der Energie, die wir in dem Vorgehen Preußens erkannten, der Möglichkeit gegenüber, eine Wiederholung der Katastrophe von 1756[1]) zu erleben. Abgesehen von einer geschickten Benutzung der Eisenbahn war unsere Garnison sowohl von Hoyerswerda als von Görlitz in einem Nachtmarsch zu erreichen; überdies bot auch die ganze politische Situation eine gefährliche Ähnlichkeit mit jener traurigen Zeit. Wir Offiziere mußten in dieser Lage Veranlassung finden, uns über unser Verhalten zu entscheiden, wenn das Gefürchtete wirklich eintreten sollte. Für den Fall, daß wir nicht imstande sein würden, die Truppe als solche zusammenzuhalten, nahmen wir uns vor, einzeln, vielleicht in Zivilkleidung und zu Fuß, nach Rumburg zu gehen und uns dort der sich in Böhmen voraussichtlich bildenden sächsischen Armee anzuschließen oder Österreich zur Verfügung zu stellen.

Unsere Besorgnisse stiegen, als vom 4. Mai an Preußen die Kriegsbereitschaft des Heeres aussprach. Der Boden brannte uns unter den Füßen!

Da endlich, am 6. Mai, Sonntags, als wir mittags auf der Parade standen, kam der direkte telegraphische Befehl des Korpskommandos zur sofortigen Einberufung aller Beurlaubten des aktiven Heeres, und abends zehn Uhr folgte der Befehl für die Kriegsreserven. An demselben Tage hatte Preußen die Mobilisierung von sechs Armeekorps angeordnet.

Von jetzt an sahen wir wieder die Hoffnung vor uns, die Ehre der Armee retten zu können; die Stimmung hob sich täglich, je mehr Leute eintrafen und je mehr wir in der Arbeit ihrer Einkleidung und Ausrüstung vorschritten. Leider hatte uns eine seit einigen Jahren vorgenommene Reduktion eines Teiles der erforderlichen Mittel beraubt. So besaß die Kompagnie nur zweihundertachtzehn Gewehre, während sie einschließlich der überzählig werdenden Reservisten gegen zweihundertfünfzig bedurfte, und Röcke und Mäntel waren nur je zweihundertsieben vorhanden. Der vollständige Mangel einer festen Kriegsformation der Infanterie ließ eine Unmenge von Arbeit entstehen und rächte sich bitter.

Den 13. Mai rückte das fünfzehnte Bataillon von Bautzen ab in ein Kantonnement bei Bischofswerda. Die Urlauber und Reservisten waren vollzählig eingetroffen, Ausrüstung und Bekleidung dagegen noch keineswegs voll-

[1]) Kapitulation der sächsischen Armee im Lager bei Pirna.

ständig. Unmittelbar vor dem Abmarsch kamen zwar noch Gewehre und Seitengewehre an; da aber Gewehrriemen und Koppeln schon verpackt waren, Tschakos und andere Stücke fehlten, so konnte ein Teil der Reservisten nicht vollständig bekleidet und ausgerüstet werden und mußte hinter der Kompagnie marschieren, kaum besser aussehend als eine Räuberbande. So vorzüglich der Wille sämtlicher Mannschaften war, so weckte es doch ein eigentümliches Gefühl, eine Masse Leute zu führen, denen seit Jahren die Übung fehlte, die in der Heimat Haus und Frau und Kinder zurückgelassen hatten, und die selbst im Äußeren noch nicht zu Soldaten hatten umgestaltet werden können.

War das der erste Schritt ins Feld? War es ein Spaziergang in Waffen, wie wir ihn schon so oft gemacht? Wir wußten es nicht. Nur das war gewiß, daß es vieler Arbeit bedürfen werde, um dieses teils zu junge, teils zu alte Material ohne Übung und Erfahrung zu einem tüchtigen Truppenkörper zu verarbeiten; unser nächster Wunsch mußte daher jedenfalls sein, Zeit zu dieser Arbeit zu behalten, ehe ernstere Anforderungen an uns gestellt wurden.

Vom 16. Mai ab bezogen wir auf dem linken Elbufer, nachdem wir durch die Stadt marschiert waren, unterhalb Dresden in der Nähe von Briesnitz, wohin das Bataillonsstabsquartier kam, Quartiere. Ich selbst lag in Gompitz. Dieser Aufenthalt erhielt glücklicherweise die ersehnte Dauer, um Organisation und Ausbildung möglichst zu beenden. Die Kriegsstärke der Kompagnie belief sich nun auf: 1 Hauptmann, nicht beritten, 1 Oberleutnant, 1 Leutnant, 2 Feldwebel, 2 Sergeanten, 14 Korporale, 6 Signalisten, 2 Tambure, 2 Zimmerleute, 202 Soldaten, 1 Fourier, 3 Offiziersdiener; im ganzen also auf 237 Mann, von denen 4 Nichtstreitende waren. Hiervon blieben 2 Korporale und 28 Gemeine dauernd abkommandiert. Die Leibbrigade setzte sich aus dem dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Bataillon zusammen.

Sehr störend wirkte es, daß politische Rücksichten das Ministerium nötigten, von der eigentlichen Ordre zur Mobilisierung vorderhand noch Abstand zu nehmen, während doch alle Maßregeln getroffen wurden, als sei sie wirklich ausgesprochen; alle Avancements erfolgten daher für jetzt nur durch Aggregierungen und alle Formationen provisorisch. Der Bestand der Offiziere meiner Kompagnie wurde vollständig, der der Unteroffiziere sehr wesentlich verändert. Es ist leicht begreiflich, daß sich die Arbeiten unter diesen Umständen ganz außerordentlich häufen mußten. In der ersten Zeit verging keine Nacht, in der ich nicht zwei- bis dreimal durch sofort zu erfüllende Befehle geweckt wurde, und im Bataillonsbureau waren die physischen Kräfte nahezu am Erlöschen.

Wenn somit Verwaltung und innerer Dienstgang große Schwierigkeiten boten und außergewöhnliche Anforderungen stellten, so war das mit der taktischen Ausbildung nicht minder der Fall. Mit Ausnahme einiger dreißig

Mann der Altersklassen 1863 und 1864 war die sämtliche Mannschaft der Kompagnie seit Oktober des vorhergehenden Jahres beurlaubt gewesen. Rechnet man hinzu, daß selbst von der geringen Dienstpräsenz die Hälfte der Zeit auf auswärtige Kommandos kam, während der die Leute, der Kompagnie entzogen, unter fremdem Befehl standen, so läßt sich ermessen, welcher geringe Fond an Dienstübung und Dienstgewohnheit vorhanden war, und welchen Wert eine gründliche Benutzung der vor einem voraussichtlichen Feldzug verbleibenden Zeit haben mußte. Nur durch den Eifer eines tüchtigen Unteroffizierkorps und durch den guten Willen und die Intelligenz, die unsere Mannschaften zu jeder Zeit ausgezeichnet haben, konnte es möglich werden, die Schwierigkeiten, wenigstens in der Hauptsache, zu besiegen.

In den ersten Tagen konnte ich lediglich auf der Chaussee üben lassen, dann wurde der Parkplatz einer Artillerieabteilung frei, der einen ganz brauchbaren Exerzierplatz bot. Später exerzierten wir auf dem Hellerplatz und am Ostragehege bei Dresden im Bataillon; auch wurden Märsche und kleine felddienstliche Übungen in unmittelbarer Nähe des Kantonnements ausgeführt. Dagegen konnte kein Zielschießen vorgenommen werden.

Am 26. Mai hatten die bei der Residenz liegenden Truppen, das Gros der Armee, vor Seiner Majestät dem König auf dem Hellerplatz Revüe. Nach ihrem Verlauf vereinigte der König sämtliche Offiziere um sich und sprach zu uns ein paar den Ernst der Situation und die Stellung des Heeres zu ihr so schlagend charakterisierende und uns durch das in uns gesetzte Vertrauen so ehrende Worte, daß wir unwillkürlich in einen begeisterten Zuruf einstimmten, indem wir unsere Säbel aus den Scheiden rissen. Eine tief ergreifende Szene, deren wir uns später noch oftmals erinnerten!

Der scheinbare Stillstand der politischen Verhältnisse während dieser Zeit, der Wechsel von Hoffnungen und Befürchtungen, die schwebende Frage, ob wir uns zunächst den Mittelstaaten oder Österreich anschließen würden, beunruhigte und beschäftigte uns natürlich sehr, doch trat dies, namentlich infolge des Umstandes, daß wir die Zeitungen nur unregelmäßig zu lesen erhielten, gegen die nächsten Forderungen der Gegenwart zurück. Im allgemeinen konnte an dem Ausbruch des Krieges nicht gezweifelt werden, und die Aufstellung der preußischen Korps in der Nieder- und Oberlausitz gab uns die Gewißheit, daß uns der erste Stoß treffen müsse. Damit war zugleich die Verwirklichung der Idee, der wir längst ins Auge gesehen hatten, ausgesprochen: die Notwendigkeit, daß der König mit dem Heere das Land verlasse. Weder in Bayern noch in Böhmen waren irgendwelche Anstalten erkennbar, durch die wir eine direkte Unterstützung erwarten durften; wir konnten demnach nur darüber im Zweifel sein, ob wir längst des Erzgebirges nach Bayern oder über das Gebirge nach Böhmen zurückgehen würden. Über die Zweckmäßigkeit des einen oder anderen gab es wohl verschiedene Ansichten; die überwiegende Mehrzahl, und ich mit ihr, wünschte sich aber einen direkten

Anschluß an Österreich. Der Name Benedek, die Kriegserfahrenheit des österreichischen Heeres erfüllten uns mit Zuversicht. Ein Hauptschlag in der böhmischen Ebene konnte uns schnell zurückführen. Politik und Kriegsverfassung der deutschen Mittelstaaten vermochten, besonders seitdem die Versuche Beusts, sie zu einem festen Bündnis zu einigen, fehlgeschlagen waren, nur Mißtrauen zu erregen. Mit wachsender Spannung beobachteten wir die Fanale, die auf allen Höhen am Elbtal errichtet waren und deren Aufflammen uns in jedem Moment den Abmarsch verkünden konnte.

Den 14. Juni wurde endlich in Frankfurt die Mobilisierung des Bundesheeres, mit Ausnahme der preußischen Korps, also gegen Preußen, beschlossen. Wir erfuhren dies noch an demselben Tage und hatten demnach nunmehr stündlich den Aufbruch zu erwarten. Kurz zuvor waren wir durch die Maßregel erfreut worden, daß die sehr unbequem sitzenden Tschakos abgenommen und die Mützen zur Feldbekleidung bestimmt wurden. Wir hatten freilich noch einige andere Erleichterungen für unsere Leute gewünscht; indessen waren diese vor der Hand noch nicht zu erlangen gewesen. Der eiserne Bestand an Zwieback und Fleischgries, der durch vier Wochen langes Herumtragen im Tornister und die geringe Achtung, die die Leute ihm entgegenbrachten, wesentlich gelitten hatte, war ergänzt worden, und auch für die kleineren Bedürfnisse der Mannschaften und Kompagnien, deren offiziell nicht gedacht wird, wie Löffel, Laternen, Fleischgerät, Wagen usw., waren wir Hauptleute besorgt gewesen.

Wir hatten demnach das befriedigende Gefühl, wenn auch nach mancher Mühe und Sorge, nun doch zu allem bereit zu sein, was kommen möge.

Den 15. Juni, in den späten Nachmittagsstunden, wurden wir in unseren Quartieren alarmiert. Um acht Uhr sammelten sich die Kompagnien des fünfzehnten Bataillons auf der Allee in der Dresdner Vorstadt Friedrichstadt.

Alles befand sich in gehobener, erregter Stimmung. Der große, längst erwartete Augenblick war gekommen. Die Nachrichten aus Österreich und von der Teilnahme aller deutschen Bundesglieder für die gemeinsame Sache erschienen so günstig, daß der wohl vorauszusehende augenblickliche Rückzug nichts Erschreckendes haben konnte.

Mit einbrechender Dämmerung marschierten wir durch Dresden. Das Volk machte uns durch seine Teilnahme den Weg sauer genug. Wir mußten uns fast mit Gewalt Bahn brechen und scharf aufmarschieren, um von den Vätern, Freunden, Schwestern und Liebsten nicht zersprengt zu werden, die sich in die Glieder drängten. Auch auf der Pirnaischen Chaussee hörte das Geleite noch nicht auf, und ich war in großer Versuchung, rufen zu lassen: „Die Friedrichstadt brennt!“ um den begleitenden Massen eine andere Richtung zu geben. Bei dem Marsche durch die Ostraallee hatte ich bei meinen Schwiegereltern meine Frau und meinen Jungen am Fenster gesehen, — ein

Wink hinauf und hinab war der einzige Abschied. Wie ich später erfuhr, hatte sie der Pionierhauptmann Vollborn, der die Zerstörungsarbeiten der Lausitzer Bahn, Sprengen der Viadukte usw. geleitet hatte, in seinem Militärzug — dem letzten noch gehenden — nach Dresden mitgenommen.

Es war vollkommen finster, als wir im Dorfe Gruna ankamen, wo wir in Scheunen untergebracht wurden. Die vollgestopften Scheunentennen boten ein ganz hübsches kriegerisches Bild, doch war ich sehr wenig zufrieden, nur drei kleine Bauernhöfe für die Kompagnie zu erhalten, und die Unteroffiziere suchten sich, soweit es gehen wollte, statt des reichlichen Strohlagers Betten zu verschaffen. Die Erinnerung an diese Ungenügsamkeit brachte uns in späterer Zeit zum Lachen!

Schon heute taten die kleinen Blendlaternen vortreffliche Dienste, die wir Kompagniekommandanten uns angeschafft hatten. Unsere sogenannten „Ochsenaugen" scheinen praktischer als die großen Laternen, die die österreichischen Soldaten auf die Gewehre stecken.

Wir verbrachten den folgenden Tag, den sechzehnten, erwartungsvoll in Gruna. Der Divisionsstab lag auf der „Grünen Wiese".

Schon gestern hatten wir die Nachrichten von dem Sprengen der Brücken, dem Unfahrbarmachen der Eisenbahnen und vom Einmarsch der Preußen erhalten.

Ein traurig bewegtes Bild bot die Chaussee nach Pirna, auf der wir Offiziere einen großen Teil des Tages zubrachten, um eine Menge wahrer und falscher Nachrichten zu sammeln. Eine fast ununterbrochene Kolonne von Fuhrwerken mit Militär- oder Staatseigentum, mit Beamten des Kriegsministeriums, mit Reisenden und Neugierigen füllte die Straße, und Offiziere und Ordonnanzen sprengten dazwischen hin und her; — eine vollständige Flucht! Plötzlich erhielten wir die Nachricht, der König komme. In Blitzesschnelle verbreitete sie sich durch das Dorf. Der größte Teil unserer Leute kam nach der Straße. Ein vielhundertstimmiger Jubel empfing den geliebten Kriegsherrn, dem unser Blut geweiht ist.

Nachmittags erhielten wir die Proklamation des Königs an sein Volk, die in so edler Einfachheit und mit so tiefem Gefühl den Ernst der Lage charakterisierte. Mit innerer Erregung lasen wir sie den Kompagnien vor. Die Antwort darauf war ein wahrhaft enthusiastischer Ruf für des Königs und des Landes Heil.

Verpflegung gab es nicht. Man schien noch nicht daran gewöhnt zu sein, an sie in erster Linie zu denken. Bäcker und Schenkwirt des Dorfes waren den ganzen Tag mit Backen und Kochen tätig, die Bauern taten wohl auch etwas, und der Mann lebte für sein Geld. Ich hatte mit einigen Offizieren ein sehr frugales Mahl aufgetrieben, und wir verzehrten es eben bei einem Glase schlechten Weins, als ein Offizier der ersten Brigade ins Zimmer trat und sich als „Oberleutnant von Wolf" zur Kompagnie versetzt bei mir

meldete. Die sichere und doch bescheidene Art des Auftretens in einem ihm vollkommen fremden Kreis von Offizieren und das selbsttätige Eingreifen in den Dienst der Kompagnie nahmen mich noch heute sehr für die neue so unmittelbar vor dem Feldzug gemachte Erwerbung ein. Leutnant von Leonhardi wurde noch an demselben Tage versetzt; meine Offiziere blieben daher Oberleutnant von Wolf und Leutnant Kallenbach.

Sonntag, den 17. Juni, marschierten wir nach erhaltenem Befehl früh halb drei Uhr ab, und zwar zunächst nach dem Rendezvous unserer vom Obersten von Hausen geführten Brigade — vier Bataillone Leibbrigade, das vierte Jägerbataillon, eine Artillerieabteilung — wobei wir zum ersten Male das hohe Getreide niedertraten, das uns dafür mit dem reichlich gefallenen Nachttau bis über die Knie durchnäßte.

Der Rückmarsch der Armee erfolgte gewissermaßen in drei Echelons. Die Reserve war bereits einen kleinen Tagemarsch vor uns, die Avantgarde hatte sich seitwärts in gleiche Höhe mit uns gezogen, und wir, die Division des Gros, unter Generalleutnant von Stieglitz, gingen jetzt in zwei Kolonnen, die eine über Pirna, die andere über Dohna, dem Nollendorfer Passe zu. Wir erhielten in Groß-Cotta Massenquartiere; ich fand mit meinen Offizieren beim Schulmeister Platz.

Von hier oben, am Gebirge, sahen wir mit eigentümlichen Empfindungen auf das Elbtal hinab, das sich sonnig vor uns ausbreitete. Wir standen im Begriff, es dem Feinde zu überlassen. Auf wie lange? Und wenn und wie sollten wir es wiedersehen? Der König zog mit uns, wir waren jetzt Sachsen; das Vaterland unter uns erwartet von uns sich selbst wiedergegeben zu werden!

Unsere Stimmung konnte weder mutlos noch mißmutig genannt werden. Alle Truppen beseelte vielmehr heiße Kampfbegier, und das vollste Vertrauen zu unserem guten Recht und der beste Glaube an den guten Willen und die Macht unserer Bundesgenossen. Mit welchem Feuer wurden König und Kronprinz begrüßt, als sie an den marschierenden Kolonnen vorüberritten! In den begeisterten Rufen sprach sich die sichere Überzeugung aus: „Nicht lange soll der Rückzug dauern, bald führen wir euch wieder in die Heimat!"

Diese Zuversicht erhielt neue Nahrung und brach in helle Freude aus, als sich nachmittags das Gerücht verbreitete, österreichische Husarenabteilungen hätten bereits die Grenze überschritten, und Offiziere und Mannschaften, die auf diese Nachricht hin nach der Chaussee eilten, dort in der Tat eine Patrouille von acht oder zehn Husaren des Regiments Nummer elf antrafen, deren Führer versicherte, die Vorhut eines österreichischen Armeekorps zu sein, welches morgen in Sachsen einrücken werde. Hatten wir uns schon mit dem Gedanken vertraut zu machen gesucht, nach Böhmen, vielleicht sogar bis Teplitz, zurückgehen zu müssen, um uns mit der österreichischen Armee zu vereinigen, die bestimmt war im Elbtal vorzugehen, — so sahen wir jetzt die volle Möglichkeit, diese

Unterstützung in der vorteilhaften Stellung bei Cotta auf vaterländischem Boden erwarten zu können. Offizier und Soldat riefen sich einander die frohe Botschaft zu, und alles träumte vom Haltenbleiben und vom Vormarsch und wartete sehnsüchtig bis spät abends auf der Dorfgasse auf den Brigadeadjutanten, der den erwünschten Befehl bringen mußte. Es waren ja auch nicht die Husaren allein, auf deren Aussagen sich die Nachricht gründete; aus mehreren Nachbardörfern hatten Bauern ähnliche Berichte von Husarenpatrouillen gebracht, und ein niederer Beamter auf dem Sonnenstein, der seinen Sonntag in Cotta verbrachte, versicherte uns mit vollster Bestimmtheit, daß ein österreichisches Bataillon mit der Eisenbahn schon in Pirna eingetroffen sei.

In dieser Stimmung wurde der Tee sehr heiter, den wir bei der Besitzerin des Rittergutes — Frau von Burkhardi — tranken. Als endlich der Brigadeadjutant eintraf, erwarteten wir seine Eröffnungen in freudigster Spannung. Es war daher eine harte Täuschung, als er den Befehl zur Fortsetzung des Rückmarsches und die Versicherung brachte, daß man im Hauptquartier weder irgendeine ähnliche günstige Nachricht besitze wie wir, noch geneigt sei, den von uns dem Brigadekommando übermittelten Berichten einen Wert beizulegen. Also doch über die Grenze und vielleicht bis Teplitz! Ein sicherer Bote war von mehreren Offizieren gemietet worden, um Briefe an unsere Frauen in Dresden mit der freudigen Botschaft zu überbringen. Jetzt steckten wir sie wieder ein und gingen enttäuscht nach Hause. Ein Extrablatt des „Dresdner Journals" brachte die Kriegserklärung Preußens an Sachsen, zugleich aber auch den offiziellen Beschluß des deutschen Bundestages und der Mittelstaaten, in der gemeinsamen Sache gegen Preußen gleich uns zu den Waffen zu greifen. Es war gewiß nicht gewagt, wenn man unter den gleichen Verhältnissen auch eine gleiche Opferwilligkeit und Entschlossenheit voraussetzte, wie wir sie jetzt bewiesen, und an die baldige Vereinigung von mindestens 150000 Mann Bundestruppen am Main glaubte. Waren wir daher für morgen um den Vormarsch betrogen, so konnte es sich doch nur um einen kurzen Aufschub handeln!

Wir erhielten heute Magazinverpflegung; ich aß mit meinen Offizieren beim Schulmeister einen vortrefflichen Kalbsbraten, der uns in der Erinnerung bald noch besser schmecken sollte als in der Gegenwart. Der „Kalbsbraten von Cotta" wurde auf mageren Biwaks bald der sprichwörtliche Ausdruck für den Inbegriff aller lukullischer Tafelfreuden.

Die schwere Bepackung unseres Mannes war längst Gegenstand unseres Ärgers gewesen. Da die deshalb mehrfach erhobenen Vorstellungen bisher keinen Erfolg gehabt hatten, beschlossen wir vier Hauptleute des Bataillons, eigenmächtig zu handeln und die zweiten Tuchpantalons und die Ärmelwesten hier in Cotta auf heimischem Boden zurückzulassen. Um uns wenigstens in etwas sicher zu stellen, teilten wir das Vorhaben dem Obersten mit, der es

ignorieren zu wollen erklärte, und um im Falle des Verluſtes nicht zum Erſatz genötigt zu ſein, ſtellten wir es in das Belieben eines jeden Mannes, ſein Eigentum auch ferner behalten und mit ſich führen zu dürfen, wenn er ſich ſcheue, es einer möglichen Schädigung auszuſetzen. Ich habe die Leute ſelten ſo vergnügt geſehen als bei dieſer Eröffnung; nicht einer behielt eines der Stücke zurück. Dieſe Effekten wurden unter einer Treppe im Rittergutshofe von Groß-Cotta vermauert. Niemand hat Urſache gehabt, dieſe Maßregel zu bereuen.

Ein günſtiges Zeichen ſchien es uns, daß wir ſchon eine den Preußen abgenommene Beute mit uns führten, — es waren hundertzwanzig Ochſen, die ein Händler von Dresden nach Berlin hatte liefern wollen, und die als Kriegskontrebande beſchlagnahmt worden waren. Wir begegneten der Herde bei Pirna, zum großen Ergötzen der Mannſchaften, die ſie ſogleich „Bismärcker“ tauften.

18. Juni. Um drei Uhr rückten wir ab und ſammelten in der Diviſion — Leibbrigade, Brigade Kronprinz, viertes Jägerbataillon, gezogene Batterie Richter, Granatbatterie Hering und zwei Schwadronen — bei Berggießhübel. Es zeigte ſich indeſſen, daß uns für Vereinigung und Bewegung größerer Truppenmengen noch die Übung fehlte. Vor dem Defilee von Gießhübel, wo die Straße den ſteilen Berg hinab und jenſeits wieder ebenſo hinaufführt, traf zur ſelben Zeit die ganze Truppenmaſſe ein und ſtopfte ſich dergeſtalt, daß wir Stunden brauchten, um hinüberzukommen. Der Marſch geſtaltete ſich zu einem ſehr langen und beſchwerlichen; ſowohl dieſe als die ſpäteren Anſtrengungen wurden noch geſteigert durch die uns nicht ganz erklärliche Eile, die bei der Ausführung der Märſche ſchon von Anfang an zutage trat. In der Regel fand nur ein einziger Halt ſtatt, und zwar drei Wegſtunden vom Aufbruchspunkt entfernt, und der Reſt des Weges wurde meiſt ohne Unterbrechung zurückgelegt. Nur ſelten gab man bei ſehr großer Erſchöpfung noch einen zweiten Halt von einer drittel oder halben Stunde zu. Wenn man bedenkt, daß wir infolge des vielen Stockens oder des ſchlechten Weges oft vier Stunden Zeit und mehr bedurften, um nur die erſten drei Wegſtunden zurückzulegen, und die zweite Hälfte des Marſches ſtets die größere war, ſo überſchreitet dieſe Einteilung der Märſche um ein Bedeutendes die gewöhnlich gültige Norm und ſtellt durch den Mangel an der erforderlichen Zwiſchenruhe dem ſchwerbepackten Mann eine Aufgabe, die für „einfache“ Märſche, was dieſe ſein ſollten, hart genug war.

Noch ein anderer Umſtand berührte uns heute ſehr unangenehm, der an und für ſich unweſentlich, bei der herrſchenden Spannung der Gemüter aber doch nicht ganz ohne moraliſche Wirkung blieb. Es wurde zum Aufbruch nach einem Halt an Stelle unſeres üblichen Signals „Vorwärts“ das Signal „Zurück“ gegeben. Dieſes Signal brachte uns mehr als alles andere unſere Situation in der unangenehmſten Weiſe zum Bewußtſein. Nach unſerer

Ansicht war diese Anwendung nicht richtig, da es doch keineswegs den Zweck haben kann, die strategische Richtung des Marsches zu bezeichnen. Nach einigen Tagen gab man das verhaßte Signal wieder auf; — es würde auch schwer geworden sein, für die Zukunft stets das der strategischen Richtung entsprechende Signal zu finden.

Wir gelangten nach Hellendorf, dem letzten sächsischen Ort. Hier hielt der König zu Pferd am Chausseehaus und ließ die Kolonnen an sich vorüber defilieren, die ihm zugsweise begeistert ihr „Hoch" zuriefen, wie einen Trost für den schweren Druck der Gegenwart.

Es währte nicht lange, so kamen wir auch an den Grenzpfahl; — ich schrieb mit Bleistift auf die weiße Tafel: „1. Kompagnie, 15. Bataillon, am 18. Juni 1866. Auf Wiedersehen!"

Wann und wie wird es sich erfüllen?

Man merkte deutlich, daß der Gedanke, dem Vaterlande nunmehr wirklich — und ohne Schwertstreich — den Rücken gewendet zu haben, auf unseren Leuten lastete. Eine Zerstreuung fanden sie in dem Begegnen von Österreichern. Auf einem hohen Erdrande an der Chaussee stand ein einzelner Mann auf Vedette; daß er so stumm und teilnahmslos auf sie herabsah, imponierte unseren geschwätzigen Mannschaften. In Peterswalde trafen wir ein Bataillon des Infanterieregiments „Württemberg" und eine Schwadron des Husarenregiments „Hessen-Kassel" Nr. 11. Sachsen und Österreicher wetteiferten in lauten Zurufen, in gegenseitigem Hochlebenlassen und Grüßen; kein einzelner Mann durfte sich sehen lassen, ohne angeschrien zu werden; die ganze Herrlichkeit des mächtigen Bündnisses schien sich in der Größe dieses Lärmens Ausdruck schaffen zu wollen. Am meisten gefielen die Husaren, die einzeln von irgendeiner Aufstellung zurückritten und bald da, bald dorthin flogen, über Gräben und steile Hänge hinan, den kürzesten Weg nach ihrem Quartier. Der kleine, gewandte, muskelkräftige Mann schien mit dem schnellen, energischen Pferd so innig verwachsen, er ritt so selbständig und frei, als halte er sich das Tier zum Vergnügen und könne damit tun, was ihm gefalle.

In Peterswalde überholte uns wiederum der König zu Pferde, von österreichischen Stabsoffizieren begrüßt und begleitet.

Bei der Kirche des bald erreichten Nollendorf breitete sich die mit Recht berühmte Aussicht auf das Teplitzer Tal und das böhmische Mittelgebirge aus. Das Wetter war klar, und es schien, als wolle sich uns Österreich im gastlichsten Schmucke zeigen, — daß sich weiter nach dem Innern, jenseits des Millischauers, schwarze Wolken zu sammeln begannen, konnten wir unmöglich als Vorbedeutung ansehen.

Mit dem Grenzpfahl hatte die schöne breite Gebirgsstraße ihren Charakter verändert. In Sachsen trotz der jetzigen geringen Bedeutung tadellos gehalten, blieb in Böhmen nur die ursprüngliche großartige Anlage erkennbar.

Der steile Hang, den diese Straße im Zickzack herabführt, war derart durch Löcher zerstört und mit Rollsteinen bedeckt, daß diese Strecke für die Füße eine harte Probe wurde. Wir hatten ziemlich zwölf Stunden auf diesem Marsche zugebracht und erreichten außerordentlich erschöpft die Ortschaft Priesten, wo die erste und zweite Kompagnie des Bataillons Quartier erhielten.

Es war ein klassischer Boden, der uns empfing. Bei Kulm hatten wir detaschiert; wir lagen mitten zwischen den drei Denkmalen der Schlacht vom 30. August 1813. — Weniger klassisch-erfreulich war der Empfang im Quartier. In der fruchtbarsten Pflege gelegen, bot das ziemlich große Dorf nichts als Schmutz und Mangel. Die Mannschaft war, wie von jetzt an immer, auf ihre Magazinverpflegung angewiesen; wir Offiziere fanden aber allen Grund, es bitter zu bereuen, daß wir unsere Portionen nicht genommen hatten.

Ich besuchte des Abends noch das in der Nähe liegende, wohlgepflegte russische Denkmal.

19. Juni. Wir hatten mit Bestimmtheit geglaubt, im Teplitzer Talkessel eine österreichische Armee zu treffen. Sehr deprimierte es uns daher, hinter Nollendorf nicht auf einen einzigen österreichischen Soldaten zu stoßen. Wir frugen die Einwohner nach Truppen, die in der Umgegend liegen möchten. Kein Mensch wußte von etwas; nur das Regiment „Hannover-Infanterie" wurde als in Teplitz stehend genannt. Wir teilten uns unsere Bedenken mit. Niemand vermochte sie zu zerstreuen.

Es wurde uns zur vollen, traurigen Gewißheit, daß von all der erträumten unmittelbaren Hilfe nichts vorhanden war, als die Brigade des Generalmajors Riegelsheim, die aus den Infanterieregimentern „Hannover" und „Württemberg", dem Husarenregiment „Hessen-Kassel" und einer Batterie bestand, und den Befehl besaß, unserem Rückzuge sich anzuschließen. Unser Ziel mußte also weiter gesteckt sein. Die Armee, die wir aufsuchen sollten, mochte sich wohl in der vorteilhaften Zentralstellung von Theresienstadt sammeln; war doch schon einmal Friedrich der Große in Gefahr gewesen, von dort aus bei Lobositz geschlagen zu werden. Die österreichischen Offiziere, die wir sprachen, beseelte ein herrliches Vertrauen. Sie sagten: „Wir locken sie halt in den Kessel, — und dann geht die Hatz los!" Wir mußten dabei Beruhigung fassen, wir mochten wollen oder nicht.

Der heutige Marsch war nicht leicht. Eine schwüle Hitze herrschte zwischen den Bergen, und die Straße steigt fast ununterbrochen. Gegen drei Uhr erreichten wir am jenseitigen Fuße des Milleschauers Wellemin, wo uns von den durch Mißernten gänzlich verarmten Bewohnern ein äußerst zuvorkommender Empfang zuteil wurde. In ihrer Dienstwilligkeit deckten die Bauern stellenweise selbst ihre Strohdächer ab, um Lager für die Mannschaft und Streu für die Pferde zu schaffen.

Unterwegs waren wir mit Nachrichten überschüttet worden, die teils bei dem Durchmarsch durch Teplitz gesammelt, teils von dem eben erst eingetroffenen

Gouvernementsadjutanten von Wurmb mitgebracht wurden. Das Wichtigste war der erfolgte Einmarsch der Preußen in Dresden und Bautzen, ein zwischen österreichischen Husaren und Preußen stattgehabtes Patrouillengefecht bei Gießhübel, und die allen Anschein der sichersten Begründung an sich tragende Nachricht von einer durch die Preußen in Sachsen für das preußische Heer ausgeschriebenen Rekrutierung. Bei einem durch das Stocken der Kolonne entstandenen kurzen Halt teilte ich dies meiner Kompagnie mit. Ich hätte den Preußen nicht raten mögen, sich heute noch in ein Gefecht mit uns einzulassen, so energisch sprach sich die Entrüstung über eine solche Maßregel aus, durch welche ein Bruder dem anderen entgegengestellt werden sollte. Es hat sich später die Unrichtigkeit dieser Nachricht herausgestellt; doch ist sie damals auch in Sachsen so allgemein verbreitet gewesen und geglaubt worden, daß viele Übertritte in militärpflichtigem Alter stehender junger Leute stattfanden, welche sich sodann bei unseren Depots in Böhmen meldeten. Es mag wohl eine oder die andere Ursache vorhanden gewesen sein, dem Gerücht diesen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Im Grunde genügte hierzu überhaupt schon der Umstand, daß Preußen jetzt die Zeiten des Siebenjährigen Krieges wieder heraufbeschwor, um ihm auch die Anwendung jenes Mittels zuzutrauen, das damals, von Friedrich dem Großen beliebt, eine so traurige Rolle spielte.

Der 20. Juni brachte uns einen Rasttag. Es wurde uns bekannt gemacht, daß wir unter die Befehle des zum Kommandanten der österreichischen Nordarmee ernannten Feldzeugmeisters Ritter von Benedek getreten seien, und eine von ihm an uns erlassene Proklamation hieß uns „im kaiserlichen Feldlager" willkommen und forderte uns auf, volles Vertrauen in ihn und sein Soldatenglück zu setzen.

Über die politische und militärische Situation gab es wiederum Gerüchte genug, doch hatte die Erfahrung schon begonnen, Mißtrauen zu säen, man war im Glauben vorsichtiger geworden, und für das Unerfreuliche suchte man nach den erklärenden Ursachen. Nachdem wir bisher in den Gedanken eines engen Anschlusses aller deutschen Mittelstaaten eingewiegt worden waren, eine Zeitlang selbst nicht abgeneigt, dem abenteuerlichen Gerücht Glauben zu schenken, daß die Bayern bereits in unserem Voigtland eingerückt oder wenigstens auf dem Marsch nach Teplitz befindlich seien, um sich mit uns zu vereinigen, stellte sich heute als der richtige Sachverhalt heraus, daß Bayern verkündet hatte, lediglich seine Grenzen sichern zu wollen, und daß die übrigen Mittelstaaten noch immer in einer wunderbaren Schaukelpolitik befangen seien, die ihr Bündnis für den Augenblick vollkommen wertlos erscheinen ließ.

Die österreichische Armee aber, die wir suchen gingen, schien wie eine Fata Morgana vor unserem Schritt zu fliehen! Hatten wir gestern gehofft, sie in der Ebene Theresienstadts zu finden, so waren wir hier dieser Festung

nahe genug, um vollkommen sicher erfahren zu können, daß sie zwar in letzter Zeit nicht unwesentlich verstärkt worden sei, daß sich aber außer einer Besatzung von ungefähr achttausend Mann nicht ein einziger Soldat in oder bei ihr befinde, an ein Operationsheer in dem nördlichen Böhmen überhaupt nicht zu denken sei. Diese Mitteilungen waren sehr geeignet, uns einen bedeutsamen Fortschritt in der Erkenntnis der Lage tun zu lassen, in der wir uns in Wahrheit befanden. Wer aber konnte wissen, welche höhere Rücksichten eine andere Verteilung der Streitkräfte bedingt hatten, als wir sie gerade in unserem Interesse voraussetzen zu müssen glaubten? Und wer wollte Pläne tadeln, die er nicht kannte und die doch jedenfalls reiflich erwogen waren? So begannen sich denn auch unsere Zweifel wieder zu legen, als bekannt wurde, daß unsere nächste Bestimmung die Vereinigung mit der österreichischen Hauptarmee sein werde, die bei Pardubitz stehe, und daß von dort der Vormarsch beginnen solle, den wir als Avantgarde zu eröffnen oder, nach einer anderen Version, in der linken Flanke zu sichern hätten, indem wir, durch Österreicher verstärkt, über Zittau vorzudringen bestimmt seien. Durch diese Aussichten schien die Fortsetzung des Rückzuges an Unliebsamkeit zu verlieren. Sah man doch wenigstens ein was und wo.

Außer seiner schönen Lage am Fuße des Milleschauers und einem guten Glas böhmischen Weines vermochte Wellemin keine Rasttagsannehmlichkeiten zu bieten. Den Wert des Obdachs hatten wir noch nicht schätzen gelernt. Den größten Teil des Tages verbrachten wir vor einem der Gasthöfe auf der Dorfgasse, um die durchreitenden Ordonnanzoffiziere usw. ausfragen zu können. Auch der Kronprinz, der an diesem Tage bereits in Lobositz Quartier genommen, wartete bei uns längere Zeit auf irgendeine Nachricht.

Ich erhielt von meiner Frau einen Brief. Er sollte auf lange der erste und letzte sein.

In den zeitigen Vormittagsstunden des 21. Juni langte die österreichische Brigade Ringelsheim an und bezog ein Biwak. Daß der Rückzug von der sächsischen Grenze so sehr eilig war, berührte uns abermals unangenehm, obwohl wir uns sagen mußten, daß eine einzelne Brigade dort nicht stehen bleiben könne.

Gefällig sieht der österreichische Infanterist auf dem Marsche nicht aus. Der verschossene, schmutzfarbene Mantel, aus dem der bloße Hals mit einem erdfarbenen Hemdenkragen herausstieht, der charakterlose, glanztuchene Tschako ohne Pompon und das im höchsten Grade Nachlässige und Willkürliche, das in der ganzen Erscheinung liegt, beleidigen ein anders gewöhntes militärisches Auge, auch wenn man sich wohl bewußt ist, welche Freiheiten das Feldleben selbstverständlich gerade in dieser Richtung bedingt. Das Unangenehme liegt nicht darin, daß allein Zweckmäßigkeitsgründe maßgebend erscheinen oder dem individuellen Gebahren freien Spielraum lassen, sondern in dem Umstande, daß es für das Auge keinen größeren Widerspruch geben kann als einen

Mantel in der Hitze und nichts Unschöneres als eine Mischung aller möglichen gelblichen und graulichen Töne, in denen Mantel, Lederzeug, Tornister und Brotbeutel spielen. — Ungefähr so suchte ich mir das wenige Gefallen zu erklären, das mir diese Truppen abzugewinnen vermochten. Ich kam mir recht lächerlich vor, bei einer Armee, welche, trotz manches Mißgeschicks, sich immer so vorzüglich bewährt hatte, dem Äußern eine Wichtigkeit beigelegt zu haben. Besser gefielen mir allerdings die kleinen leichten Tornister, in denen der Mann, da er den Mantel auf dem Leibe hat, nur einen Rock zu tragen braucht, und die zweckmäßige Tragart der Patronentasche, die sich mit großer Leichtigkeit nach vorn und rückwärts schieben läßt und in jeder Lage ruhig hängt. Auch die größeren Brotbeutel schienen den unseren vorzuziehen; nur gewann es manchmal durch ihre Überfüllung und ihre Last den Anschein, als müßten sie wegen der Kleinheit der Tornister für solche Bedürfnisse dienen, die zweckmäßiger in diesen untergebracht sind. —

Von Lobositz, wo wir gegen zwei Uhr einrückten, sollte, wie der Befehl besagte, unsere Beförderung auf der Eisenbahn über Prag nach der Gegend von Pardubitz erfolgen. Nachdem wir auf der einzigen Gasse, die den Hauptteil des Ortes bildet, die Gewehre angesetzt, verstrich ein Termin nach dem anderen, mit dem uns dann und wann ein Generalstabsoffizier bis zum Einschiffen zu beschwichtigen suchte. Um acht Uhr endlich marschierten wir auf den Bahnhof. Wenn wir aber gedacht hatten, dadurch der Erlösung näher gekommen zu sein, so befanden wir uns im Irrtum, denn die Geduldsprobe begann erst hier, und der ganze Vorteil bestand nur darin, daß wir die Ursachen der Verzögerung erkannten. — Das nächste, was fehlte, waren Wagen. Die Bahn besaß nur ein Gleis; es währte Stunden, ehe sie anlangten. Das ganze Bahnhofspersonal bestand aus einem Inspektor, der schon längst den Kopf verloren hatte, und zwei verkrüppelten alten Wagenschiebern, die keinen Bescheid wußten. Arbeiter konnten wir genug geben, den Mangel aller Leitung vermochten wir aber ebensowenig zu ersetzen, als das fehlende Material herbeizuschaffen. Die Brücken, auf denen die Pferde in die Wagen geführt wurden, brachen durch, die Tiere stürzten und beschädigten sich. Der Offiziersgepäckwagen wurde in einem Schuppen auf eine Lowrie gebracht; bei dem Herausschieben streifte ihn das zu niedrige Tor herunter, so daß er zerbrach und das Gepäck durcheinander rollte. Endlich entstand eine allgemeine Unsicherheit, ob unser hoher Medizinwagen nicht das Maß aller Brückenhöhen übersteigen werde, — und es stellte sich heraus, daß keine Lehre vorhanden war, durch welche man sich eine Gewißheit hätte verschaffen können. Es ergab sich ein hübsches Bild der Einrichtungen, der Beamten, des Geschäftsbetriebes unseres Alliierten! Um ein Uhr nachts, also zwölf Stunden ungefähr nach unserem Eintreffen, waren wir fertig. Die Mannschaft saß und schlief schon in den Wagen, wir Offiziere stiegen eben ein und erwarteten das Zeichen der Lokomotive, — da klingelte der Telegraph im Stations-

gebäude, und es kam eine Depesche an, die uns anwies, in Lobositz zu bleiben und uns für den anderen Tag zum Abmarsch zu Fuß bereit zu halten. Die Arbeit des Abladens begann sofort wieder, die Leute wurden jedoch in den Wagen belassen und schliefen ruhig weiter.

Einen höchst komischen Augenblick gewährte daher der frühe Morgen des 22. Juni, als auf das Signal „Vorwärts" das Bataillon aus den Wagen stieg und sich alles in noch schlaftrunkenem Zustande verwundert umsah und erstaunte, es in Prag oder Pardubitz, oder wohin sonst der Zug über Nacht gefahren sein mochte, genau so zu finden wie in Lobositz. Als sich das Rätsel löste, gab es viel Gelächter.

Wir erhielten Befehl, abzukochen. Da das Fassen sich aber verzögerte, war das Fleisch bei der noch großen Ungeübtheit unserer Leute im Verteilen und Kochen noch lange nicht weich, als halb elf Uhr Appell geblasen wurde. Trotz unserer Ermahnung wurde der größte Teil des halbgaren Essens verschenkt und verschüttet. Eine derartige Verschwendung fand später bei ähnlichen Gelegenheiten nicht mehr statt; erlittener Hunger ist ein besserer Lehrmeister.

Der Tag war einer der glühendsten des Sommers; die schwere, regungslose Luft lag wie ein Alp auf der Brust, und der dicke Staub verstopfte fast die Atmungswege. Hinter Leitmeritz marschierten wir längs der Elbe am Fuße der Höhen hin, die das rechte Ufer begleiten, und hatten den Brand der an diesen sandigen Hängen brütenden Sonne zu ertragen. Auf dem Flusse lag eine ganze Flotte sächsischer Dampfschiffe, die hierher in Sicherheit gebracht worden waren. Auf den Uferhöhen wurde an neuen und ziemlich bedeutenden Befestigungswerken gebaut, wozu ungarische Infanterie Verwendung fand. Wir genossen das Vergnügen, uns vielfach mit einem hundertstimmigen „Eljen" begrüßt zu sehen, das wir gebührend erwiderten.

Welche Bestimmung unserer harrte, blieb uns seit der in Lobositz erhaltenen Gegenorder wiederum vollkommen unklar. Für den Augenblick erfüllte uns nur das unangenehme Bewußtsein einer gänzlichen Zersplitterung unseres Korps, denn während die Reiterei bereits früher ihren eigenen Weg eingeschlagen hatte, war nun auch die Infanterie geteilt, halb per Bahn nach Pardubitz, halb hier auf der Straße.

Es konnte nicht fehlen, daß sich gegen das Ende des Marsches die Folgen der Hitze, der mangelhaften Nachtruhe und der dürftigen Nahrung geltend machten. Zum ersten Male sahen wir von dem vor uns marschierenden Jägerbataillon das Schauspiel ziemlich reichlich mit Nachzüglern besetzter Chausseegräben. Unsere Leute waren bisher musterhaft marschiert. Auch heute brachte ich die Kompagnie ohne Nachzügler ins Quartier. Die Jäger wurden verhöhnt und verlacht, so daß sie mit ihrem Beispiele mehr dazu dienten, den Ehrgeiz zu erwecken als zur Nachahmung aufzufordern. Doch es sollte uns nicht erspart bleiben, schon in nächster Zeit die Erfahrung zu machen, daß,

wo die physischen Kräfte wirklich aufhören, es auch kein Recht mehr gibt, Ansprüche an sie zu erheben. Indessen können wir uns und unseren Mannschaften das Zeugnis geben, daß dieser Moment bei uns, selbst bei den größten Anstrengungen, meist später als bei anderen Truppenabteilungen eintrat.

Vom 23. bis 26. Juni. Unsere Richtung immer der Elbe entlang stromaufwärts nehmend, langten wir am dreiundzwanzigsten in Mlasitz, einem sehr armen, zerstreuten Dorf, eine Stunde von Melnik, an. Wir Offiziere ließen uns hier zum ersten Male unsere Fassung schmecken.

Über unsere Verwendung verlautete jetzt, daß die sächsische Armee und das erste österreichische Korps des Grafen Clam-Gallas bei Jung-Bunzlau unter Befehl unseres Kronprinzen konzentriert werden würde, um eine selbständige Bestimmung zu erhalten. In was diese bestehen könne, blieb uns verborgen. Inbrünstig wünschten wir, es möge der Vormarsch sein. Alles bisher seit unserem Übertritt nach Böhmen Gesehene und Erfahrene war indessen wenig geeignet, diesen Wunsch zu einer bestimmten Hoffnung anwachsen zu lassen.

Am nächsten Tag stellte man uns nur einen kurzen, fünfstündigen Marsch in Aussicht. Als wir jedoch vor Melnik ankamen, das mit seinem Schlosse hoch über der Elbe ein hübsches Bild gab, änderte sich abermals der Befehl. Man verurteilte uns zu einem Doppelmarsch in die Gegend von Jung-Bunzlau, wo, wie es schien, unvorhergesehene Ereignisse eine schleunige Konzentrierung erforderlich machten.

Spät aufgebrochen, in Erwartung eines nur kleinen Marsches, galt es, zu eilen, um das Ziel überhaupt noch vor Nacht zu erreichen. Es konnte nicht abgekocht werden; die Mannschaft erhielt den Tag über nichts als etwas Bier auf einem Halt. Mit einbrechender Dunkelheit erhielten wir, todmüde, in Bestetschin Quartier, fanden aber nur Löcher, in denen die Leute kaum existieren konnten. Kein Halm Stroh, selbst nicht Waldstreu waren aufzutreiben. Lebensmittel wurden noch gefaßt, niemand mochte aber ans Abkochen denken, und da uns für den andern Tag Ruhe verheißen war, hielten wir die Mannschaft auch nicht dazu an, sondern ließen sie schlafen so gut sie konnte.

Die Eile schien zur Regel zu werden. Statt den Rasttag zu halten, ging am Fünfundzwanzigsten, am späten Vormittag, die Order ein, von zwölf Uhr an zum Abmarsch bereit zu sein. Diese Veränderung der Disposition hatte zur Folge, daß wieder nicht abgekocht werden konnte, denn da zufällig Erbsen gefaßt worden waren, blieb zu wenig Zeit, um dieses schwer kochende Gemüse gar zu bekommen. Besser paßte es, daß wir statt des Fleisches Speck erhielten; der Mann vermochte sich wenigstens mit einer nahrhaften kalten Portion zu versehen. Noch litten wir an Brot keinen Mangel.

Vor dem Aufbruch wurden die Gewehre geladen. Der Ernst der Situation bekam dadurch ein neues Siegel aufgedrückt. Wir passierten Jung-Bunzlau,

wo wir österreichische Wagenkolonnen trafen und sich ein regeres militärisches Treiben von Verpflegungsbeamten, Generalstabsoffizieren und Gendarmen zeigte, wie es in der Nähe einer größeren Truppenmasse zu herrschen pflegt. Man empfing uns mit der Nachricht des Sieges, den Erzherzog Albrecht bei Custozza über die Italiener erfochten habe, und eines vor unserer Front stattgefundenen größeren Vorpostengefechtes, welches die Anwesenheit einer starken feindlichen Abteilung bewies. Wir rückten somit den eigentlichen kriegerischen Ereignissen endlich näher. — Angenehm berührte uns in Bunzlau die sich überall kundgebende Teilnahme an unserer Person. Selbst Blumen flogen von schöner Hand in unsere Reihen. In dem kleinen Marktfleckchen Fürstenbruck machten wir dann in den ersten Nachtstunden Halt.

Es gibt keine bessere Lehrmeisterin als die Erfahrung; ja, es ist eigentlich die einzige, der der Mensch ohne Widerstreben folgt. Heute ließen wir die Leute nicht aus der Hand, ehe nicht abgekocht war und jeder seine tüchtige Portion Rindfleisch mit Reis im Magen hatte, mochte es dabei auch nach Mitternacht geworden sein, ehe sie sich niederlegen konnten. Wir Offiziere blieben dabei und teilten das Mahl. Es gab für uns nach dieser Richtung, die eine so wichtige Seite des Feldlebens bildet, noch mehr zu lernen als für die Mannschaft.

In einer Entfernung von einigen Stunden vor unserer Front ließ sich anfänglich einzeln, bald aber bedeutender am 26. Juni Geschützfeuer hören. Die Vermutung lag nahe, daß es sich um die Übergänge der Iser bei Turnau und Podol handele. Erst abends halb zehn Uhr erfolgte unser Abmarsch. Wir befanden uns in erwartungsvoller Stimmung. Unser Weg führte nach Münchengrätz und durch dieses Städtchen nach dessen südlicher Seite. Vor dem Ort trafen wir auf mehrere Biwaks österreichischer Truppen, hauptsächlich Husaren. Mit wahrhafter Herzlichkeit begrüßten uns die Offiziere, und die Mannschaft rief sich gegenseitig ihr Hurra mit einem Eifer zu, der an Enthusiasmus grenzte. In der Stadt wimmelte es von Militär, und jenseits waren die Felder mit teils schon lagernden, teils eben eintreffenden österreichischen und sächsischen Truppen bedeckt. Der Lärm der gegenseitigen Begrüßung war hier nicht minder groß. Durch ein hohes Kornfeld, in dem man infolge starker Regengüsse wie im Wasser watete, seitab der Straße geführt, erhielten wir einen Kartoffelacker zum Biwakplatz angewiesen. Das erste Biwak der Kompagnie! Ich legte mich, in den Mantel gewickelt, in eine nasse Furche und schlief. Wußte man doch nicht, wie sehr man des anderen Tages der Kräfte bedürftig sein konnte.

27. Juni. Die Kochfeuer prasselten schon von halb zwei Uhr nachts an. Als wir unter Gewehr traten, verkündigte uns der Oberst, daß für heute ein Zusammentreffen mit dem Feinde erwartet werde. Mit hochfliegenden Gedanken ging es vorwärts nach Münchengrätz. Dort erhielten wir die Nachricht von einem gestern ausgefochtenen ernsten Kampf um die Iserbrücke bei

Podol. Die Österreicher sollten sie unter starkem Verlust gegen Übermacht behauptet haben. Das achtzehnte Jägerbataillon wurde besonders gerühmt, fünfzehn Offiziere und dreihundert Mann seien von ihm geblieben. Wir begegneten Wagen mit Verwundeten. Zwei Offiziere, die in die Füße geschossen waren, kamen liegend in einer Chaise gefahren, der eine munter seine Zigarre rauchend, der andere blaß, mit halbgeschlossenen Augen. Es waren dies die ersten ernsten Mahnungen! Einem Signalisten der Kompagnie schienen sie nicht zu gefallen, er erlitt eine Anwandlung von Ohnmacht, erholte sich aber und marschierte weiter. Hinter einem Höhenzug sammelte sich die zweite Infanteriedivision unseres Korps und die Reiterdivision. Die Aussicht nach der feindlichen Seite behinderte das ansteigende Terrain.

Zwei Stunden blieben wir hier hinter den Gewehren liegen, und die Hoffnung, daß es heute zu einem raschen Offensivstoß kommen werde, begann sich abzukühlen. Endlich erhielt unsere Brigade den Auftrag, die vorliegenden Höhen zu besetzen; das fünfzehnte Bataillon wurde auf einen Maierhof dirigiert. Das vierzehnte und sechzehnte schlossen sich an, und weiterhin standen nach links Batterien und andere Teile unserer Division auf dem hohen, die ganze Gegend dominierenden Podolberge; die Kavallerie und alle übrigen Truppen blieben in Reserve. Rechts von uns dehnte sich auf die Entfernung von einer Viertelstunde eine Ebene aus, auf der, mindestens zweitausend Schritt entfernt, eine stärkere österreichische Abteilung, wohl zwei Brigaden, im Biwak lagen. Vom Feinde ließ sich nichts sehen; die Österreicher, hieß es, sollten Podol noch besetzt halten. Nach einiger Zeit marschierte das österreichische Bataillon, das bisher den Ernestiner Hof — die Maierei, bei der wir standen — besetzt gehalten, nach vorwärts ab, und unsere dritte und vierte Kompagnie wurden als Besatzung hineingelegt, während die erste und zweite in Reservestellung blieben.

Der Hof bot das Bild traurigster Verwüstung. Von allen Bewohnern verlassen, schien in ihm oft furagiert worden zu sein und die verschiedenen Kommandos nicht nur requiriert, sondern geplündert zu haben. Von der Größe eines ansehnlichen Rittergutshofes, bildete er mit Scheunen, Schaf- und Viehställen ein regelmäßiges Viereck, dessen Rückseite durch eine Steinmauer mit Tor geschlossen war. Seine nach allen Seiten etwas erhöhte Lage ließ die Verteidigung sehr vorteilhaft erscheinen, während die Schindeldächer bei einem Angriff durch Artillerie die Gefahr einer Brandlegung wahrscheinlich machten.

Der Tag verstrich, ohne eine Veränderung zu bringen. Nur einige österreichische Bataillone zogen durch unsere Stellung nach dem rechten Flügel zu ab, und in dem Lager in der Ebene ließ ein zeitweises lautes Rufen erkennen, daß neu ankommende Truppen begrüßt wurden. Bei unseren Leuten schien die Begeisterung für die Bundesgenossen durch die Gewohnheit abflauen zu wollen, und als diese beim Vorübermarschieren immer erneut um Brot baten,

griff statt dessen das Mitleid Platz. Die Unseren, die bisher wenigstens genügendes Brot erhalten hatten, teilten es mit ihnen. Diese Szenen pflegten sich am Vormittag abzuspielen; abends war dieser Edelmut schon Gegenstand der Reue, und wir Offiziere zeigten uns hartherzig genug, ihn den Leuten zum Vorwurf zu machen, wenn wir bei ihnen die richtige Einteilung im Verbrauch der Lebensmittel vermißten.

Zur Nacht wurden die dritte und vierte Kompagnie aus dem Hofe herausgezogen, und ich erhielt dafür Befehl, ihn mit der ersten Kompagnie zu besetzen und noch eine Feldwache über ihn hinaus vorzuschieben. Der ganze Tag war von uns in vollständiger Unkenntnis der allgemeinen Lage verbracht worden. In der Nacht schien die Unsicherheit noch mehr zu wachsen. Die einen hatten behauptet, wir sollten hier den Anmarsch der ganzen Benedekschen Hauptarmee erwarten; andere glaubten an einen Angriff von seiten der Preußen. Ich selbst hatte nicht in Erfahrung bringen können, ob weiter vorn gegen die Iser noch Österreicher standen oder nicht. Vor Mitternacht ging vom Brigadekommando der Befehl ein, äußerst vorsichtig zu sein, da wir möglicherweise noch in der Nacht angegriffen werden könnten, und gegen zwei Uhr mußten wir auf einen zweiten Befehl hin sämtlich unter Gewehr treten und alle Feuer löschen. Doch die Patrouillen blieben unbelästigt, und keinerlei Andeutung der Annäherung des Feindes war zu entdecken.

Am 28. Juni erfolgte um vier Uhr früh der Abmarsch. Zurück nach Münchengrätz. Der Traum der Offensive war verflogen!

Ungefähr zwei Meilen weit verfolgten wir die Straße nach Jung-Bunzlau, sodann wendeten wir uns rechtwinklig nach Osten ab und schlugen Feldwege ein, die uns, wie man sagte, nach dem noch zwei bis drei Meilen entfernten Judendorf führen sollten, das als heutiges Nachtquartier galt. Der Tag hatte glühend heiß begonnen, und es herrschte die gewisse Schwüle in der Luft, die das Marschieren so sehr erschwert. Zahlreiche Trupps von flüchtenden Landeseinwohnern beengten die Wege oder bildeten in trauriger Weise malerische Biwaks.

Wir hatten die Straße kaum eine Stunde verlassen, so wurden in der Richtung von Münchengrätz einige Schüsse hörbar, und bald entwickelte sich eine an Bedeutung sichtlich zunehmende Kanonade. Das Feuer hinter uns zu hören und von ihm abzurücken erregte und verdroß uns. Plötzlich blieben wir aber halten und marschierten auf einer Anhöhe auf. Von da bot sich die vollste Übersicht über das Gefechtsfeld; das Geschützfeuer vermochten wir deutlich zu verfolgen. Wir jubelten in der Hoffnung, zur Teilnahme an dem Kampf zu gelangen, und beneideten die erste Division, die wir noch in Münchengrätz vermuteten. Die weißen Wolken stiegen bald da bald dort auf, sie mehrten sich und bildeten lange, ununterbrochene Linien. Dann mischten sich dichte schwarze Rauchmassen dazwischen, die sich von brennenden Gebäuden erhoben. Im allgemeinen schien das preußische Feuer an Ausdehnung zu gewinnen und vorzurücken.

Nach einer Stunde Aufenthalt wurde die Fortsetzung des Rückmarsches befohlen. Über den Ausgang, den das Gefecht genommen, und die Bedeutung, die ihm für unsere Lage beigemessen werden mußte, konnten wir nicht lange im Zweifel bleiben, als der Marsch, trotz der Siedehitze des Tages, fort und fortgesetzt wurde, über unser vermeintliches Nachtquartier Judendorf hinaus, ohne irgend einen erfrischenden Halt, ja ohne die mindeste Einteilung der Kräfte. Die östliche Richtung wurde zunächst mit einer südlichen vertauscht, dann, hinter Judendorf, veränderte sie sich wieder in eine östliche. Berg und Tal schwanden abwechselnd unter unseren Füßen, mit ihnen aber auch die Kraft in dem schlecht genährten Körper und der von Staub und Sonnenbrand aufgezehrte Atem. Es war der erste Tag, der uns Nachzügler brachte, die vor Erschöpfung liegen blieben und dann, wenn sie sich erholt hatten, der Kolonne einzeln folgten.

Ich bin der Meinung, daß es zu den Hauptpflichten der guten Führung eines Marsches zählt, dieses Übel, das der Marschdisziplin so großen Schaden bringt, nicht einreißen zu lassen, und daß sich das — bis zu einem gewissen Grade — auch erreichen läßt. Es ist erstaunlich, was eine halbe Stunde Halt schon Gutes stiften kann, namentlich wenn die Örtlichkeit günstig gewählt wird, und was andererseits eine halbe Stunde für Schaden bringt, während welcher der Marsch über das Durchschnittsmaß der Kräfte hinaus fortgesetzt wird. — Dieser Übelstand lastete schwer auf dem Kompagniekommandanten, dem doch zunächst die ganze Verantwortung zufällt. Wenn wir unsere Leute, einen nach dem andern, in den Chausseegraben fallen oder sich im Schatten eines Busches hinwerfen sahen und selbst in uns nicht mehr die Stärke fanden, dem einen zuzureden und dem andern nachzuspringen, um ihn mit der Klinge wieder ins Glied zu treiben, wenn wir dem Elend nur nachsehen, aber nicht abhelfen und nur wünschen konnten, nicht etwa selbst liegen bleiben zu müssen, so ist uns, wenn wir nur noch dreiviertel der Kompagnie geschlossen auf den Biwakplatz brachten, wohl manche Verwünschung über diese Art zu marschieren entfallen, und wir haben geklagt, daß man uns die Kompagnien zermarschiere und mutwillig die Marschdisziplin ruiniere.

Das Bataillon schien eben im Begriff zu sein, sich vor Erschöpfung aufzulösen, und ich befand mich gerade mit unserem Bataillonskommandanten in einer heftigen Auseinandersetzung, als der Himmel in seiner stets besseren Einsicht gnädig seine Schleusen bis zur letzten öffnete und ein so erquickendes Donnerwetter auf uns verlechzte Kreaturen herabgoß, daß alles wieder Beine fand und Atem, um den Rest des Weges zu vollenden. Acht Uhr abends erreichten wir die wenigen leeren Hütten des armseligen Dorfes, die uns zum Nachtlager angewiesen wurden. Der Oberst mit dem Brigadestab und ich mit meinen Offizieren fanden in der Schenke Obdach, ein Lager auf der bloßen Diele; Geräte und Lebensmittel hatten die Bewohner, die selbst geflüchtet waren, längst weggeschafft. In einer Kammer lag ein Mann von mir für tot, der sich aber nach längerer Zeit wieder erholte.

29. Juni. Früh drei Uhr marschierten wir, wiederum in östlicher Richtung, auf schlechten Nebenstraßen weiter. Daß die Kräfte noch nicht hergestellt sein konnten und die Leute über Hunger klagten, war natürlich, und daß man nicht in Erfahrung brachte, wohin und wie weit der Marsch wohl gehen werde, nicht eben tröstlich. Die Sonne stieg ebenso glühend am wolkenlosen Himmel empor wie gestern und zehrte an unserem Leibe. Wir mußten vorwärts ohne Rücksicht auf das, was liegen blieb. Es war einer der Tage, an denen ich im Innern am meisten mit dem Generalstab gerechtet habe, der ruhig an der Spitze der Kolonne dahin ritt und sich nicht um das Elend hinter ihm zu kümmern schien. — Später hat sich allerdings herausgestellt, daß sehr bestimmte Befehle diese Eile geboten machten.

Es mochte Mittag vorüber sein, als wir einen Grund passierten, jenseits dessen wir einen kahlen steilen Hang zu ersteigen hatten, auf dem die Sonne noch toller brannte als auf dem ganzen übrigen Weg. Bereits vorher sahen wir, daß auf einem Felde Tornister lagen, die ein Unteroffizier mit einigen Mann der ersten Brigade beschäftigt war auf einen Wagen zu laden; jetzt fanden wir den Weg an jenem steilen Hang zu beiden Seiten mit Tornistern besät. Es gab mir einen Stich ins Herz, als ich erkannte, daß alle diese Tornister von der vor uns marschierenden ersten Brigade mutwillig weggeworfen sein mußten und nun nachträglich aufgelesen werden sollten, um nicht verloren zu gehen. Einen Augenblick fürchtete ich das Verderbliche dieses Beispiels. Wir Offiziere ergriffen wohl das Richtige, indem wir die Leute zuerst darauf aufmerksam machten. Andererseits lag für Soldaten, die das Biwakieren schon kennen gelernt hatten, der Gedanke zu nahe: wie wird dem heute Nacht sein, dessen Tornister, Mantel, Kessel usw. hier liegen! So schwer der „Affe" gerade jetzt drückte, nicht einer erlag der Versuchung, die ihm im ersten Augenblick doch recht nahe getreten sein mag.

Als Marschziel nannte man die Gegend von Gitschin. Dieses lag mindestens noch eine Meile entfernt, als die Kräfte ein Ende zu haben schienen und ein neuer steiler Hang, den auf spitzem Kegel eine Ruine krönte, abermals eine schwere Anstrengung in Aussicht stellte. Zu dieser Zeit begegnete uns der Flügeladjutant des Königs, Major Garten. Wir Offiziere hatten schon längst unsere Bedenken untereinander ausgesprochen, ob wir, in dem Zustande, in dem sie sich seit zwei Tagen befanden, unsere Leute noch für kampffähig halten sollten, und waren zu der einstimmigen Überzeugung gelangt, daß dies nicht der Fall sei. Die Begegnung einer Person der unmittelbaren Umgebung unseres Monarchen schien wie gerufen, um unsere Beschwerden und Bedenken kundzugeben und dadurch vielleicht höchsten Ortes die irrigen Ansichten zu berichtigen, die, wie uns dünkte, unsere höheren Führer von der Leistungsfähigkeit der Infanterie besaßen. Von verschiedenen Seiten mußte daher der Major die Versicherung hören, daß uns ein Rasttag unumgänglich notwendig sei, und daß es ohne einen solchen gewagt erscheinen

müsse, die Truppe an den Feind zu führen. Major Garten war einsilbig, zuckte die Achseln, gab zu verstehen, daß vorderhand ein Rasttag wohl nicht werde stattfinden können, so nötig er auch augenscheinlich sein möge; — zwischen den Worten glaubten wir verstehen zu können, daß man höheren Ortes mit dem ganzen Gange der Angelegenheiten ebensowenig zufrieden sei als wir. Unsere schon so oft gestellte Frage, wo denn Benedek mit der Hauptarmee stecke, vermochte er ebensowenig zu beantworten, als alle anderen Quellen, an die wir uns bisher gewendet hatten. Vom König erfuhren wir, daß er sich heute auf einem Schlosse nächst Gitschin befinde.

Endlich hatten wir die Höhe erstiegen, die drohend vor uns gelegen. In einem Grasgarten wurde aus dem Gewehr gegangen; niemand wußte, ob zum Biwak, oder nur, um die zahlreichen Nachzügler zu erwarten, die sich der Kolonne mühsam nachschleppten. Einige Zeit später — gegen vier Uhr nachmittags — sollte gefaßt und abgekocht werden. Die Mannschaft war jedoch so ermüdet, daß alle Arbeit nur langsam vorschritt. So verstrich ein Teil der Zeit, die sich als kostbarer herausstellen sollte, als wir ahnten, denn zunächst schien uns jetzt alles darauf hinzudeuten, daß wir für heute hier stehen bleiben würden.

Nach Besorgung der ersten Geschäfte orientierten wir Offiziere uns über die Lage des Ortes, an dem wir uns befanden. In unserer bisherigen Marschrichtung weiterschreitend sahen wir uns plötzlich einem prachtvollen Bild gegenüber. Wir standen auf einem steilen, schmalen, von Nordwest nach Südost langgestreckten Rücken, und unter uns breitete sich lachend im Sonnenschein der Talkessel von Gitschin aus, wohl eine Quadratmeile messend und rings von den schönsten Bergen in reichem Formenwechsel umgeben. Als Mittelpunkt lag das stattliche Gitschin mit seinem Schloß darin; einige kegelförmige Kuppen mit Wald, Ruinen oder Kapellen gekrönt, unterbrachen hinter der Stadt sehr malerisch die Fläche. Weiterhin gegen den jenseitigen Bergrand des Kessels hob sich das Städtchen Eisenstadtl ab. Außerdem waren größere Dörfer über die sichtlich im reichsten Ernteseegen prangende Ebene verstreut, und zu dem allen gab die Bewaldung der ziemlich bedeutenden, zum Teil felsigen Höhen, welche den Kessel umschlossen, einen dunklen Rahmen, aus dem sich das heitere Bild doppelt schön hervorhob. Mehr noch als die Landschaft interessierte uns aber deren Belebung durch eine ganze Reihe von Biwaks und lagernden Truppen, von denen sich mehr und mehr entdecken ließen, je länger man hinsah und ein leidliches Glas zur Hülfe nehmen konnte. Die Karten sagten uns, und auf dem Terrain ließ es sich genau verfolgen, daß Gitschin der Vereinigungspunkt zweier wichtiger Anmarschlinien des Feindes sei, der Straßen von Gabel über Münchengrätz und von Reichenberg über Turnau. Beide Straßen haben, um den Talkessel von Gitschin zu erreichen, den schroffen, dichtbewaldeten und felsigen Höhenzug zu überschreiten, der den Kessel gegen Norden begrenzt, und führen durch schmale

Defileen. Es war zu erkennen, daß an diesen Punkten starke Vortruppen standen, während die übrigen weiter rückwärts bis an Gitschin heran echelloniert schienen. Auf der Ebene vor Gitschin lag eine Reiterbrigade — Husaren und Ulanen — und unmittelbar am Fuße der Höhe, auf der wir standen, biwakierte hinter dem Dorfe Wokschitz unsere erste Brigade. Auf dem Schlosse dieses Ortes befand sich auch, wie wir später erfuhren, das Quartier unseres Königs, und von hier ist er dieser Brigade einen Teil des Weges gefolgt, den sie zurücklegte, um an den Feind zu gelangen.

Wir hatten uns bereits darein ergeben, daß es im Felde selten möglich ist, sich ein klares Bild der Situation zu machen, in der man sich befindet, und längst erkannt, daß wir durch die Zeitungen den jeweiligen Stand der Angelegenheiten in der Krim oder in Italien weit sicherer zu beurteilen vermocht hatten als jemals unsere eigene Lage im gegenwärtigen Krieg. Es blieb nur das Feld der Kombination übrig und auf diesem kamen wir überein, daß die Aufstellung jedenfalls auf die Absicht der Verteidigung der beiden Defileen schließen ließ, daß aber die österreichischen Truppen, die sich außer den sächsischen hier befanden, kaum mehr als ein Armeekorps betragen könnten. Überdies schien man in den Biwaks in großer Ruhe zu sein, und die ziemlich bedeutende Entfernung, in der die Reserven hinter dem eigentlichen Gefechtsterrain der Defileen standen — eine Stunde und mehr —, deutete ebensowenig daraufhin, daß man einen baldigen Angriff vermute.

Unsere Kessel fingen gerade an zu kochen, als es plötzlich unten in der Ebene laut zu werden begann. Es ließen sich erst vereinzelte, dann häufigere Kanonenschüsse hören. Dadurch gewannen mit einem Male die Berichte von Bauern Bedeutung, die uns längst gesagt hatten, daß die Preußen kaum zwei Stunden entfernt seien, ohne daß wir glaubten, ein Gewicht darauf legen zu müssen. Wir eilten wieder nach der anderen Seite des Dorfes und sahen den leichten weißen Dampf der Geschütze auf der Straße nach Turnau aufsteigen und sich sodann weiter nach Osten bis gegen Eisenstadtl ausdehnen, so daß die Absicht des Feindes, dieses Defilee zu forzieren, klar erkennbar wurde. Sobald es anging immer wieder auf unseren Aussichtspunkt zurückkehrend, konnten wir beobachten, daß die Preußen auch westlich der Straße Fuß faßten, so daß sich die Feuerlinie mehr und mehr ausdehnte, ohne daß jedoch ein Zurückweichen der Österreicher bemerkbar gewesen wäre. Großes Interesse bot es, zu verfolgen, wie hier und da am Waldessaum auf preußischer Seite eine neue Batterie sich durch das Aufsteigen ihres Wölkchens bemerkbar machte, und kurz darauf immer wieder geradeüber eine österreichische Batterie erschien, um auf die Frage Rede und Antwort zu stehen. Sobald das Gefecht einen ernsteren Charakter verraten, kam auch in die Biwaks der Reserven reges Leben; die Reiterei hatte Aufsitzen geblasen und eilte im Trabe dem Kampfplatz zu, so daß die ganze Straße nur eine wallende Staub-

linie bildete. Auch unsere erste Brigade begann das Biwak bei Wokschütz zu räumen und marschierte ab, von unseren Wünschen begleitet.

Die Vermutung lag nahe, daß auch wir zur Teilnahme gezogen werden würden. Wir trieben daher die Leute zur Eile an. Trotzdem war aber das Essen wieder nur halb gar, als der Befehl zum Aufbruch eintraf. Halb acht Uhr befanden wir uns auf dem Marsch den steilen Hang hinab, das Bild der nunmehr entwickelten Schlacht fortwährend vor uns. Wer hätte wohl geglaubt, daß diese jauchzende Truppe, die jetzt mehr lief als marschierte, dieselbe sei, welche vor nicht viel mehr als drei Stunden zum Tode erschöpft auf der Höhe anlangte! Mit Freuden erkannten wir den Irrtum, in dem wir befangen gewesen, als wir die Gefechtstüchtigkeit unserer Mannschaft in Zweifel zogen. Es war nicht die wenige genossene Ruhe, welche die Umwandlung hervorgebracht, nein, es war ihr moralischer Gehalt allein, der der Truppe diesen Wert verlieh!

Am Fuße unseres Berges durchquerten wir den Wirtschaftshof des Gutes Wokschitz. Auf einem Balkon des Schlosses standen Damen, die uns eifrig zuwinkten. Wir überschritten eine Wiesenniederung, auf der ein Verbandplatz eingerichtet war, der vorderhand noch keine Beschäftigung hatte, und machten, die Front gegen die nach Gabel führende Straße gerichtet, in konzentrierter Stellung einen kurzen Halt, wahrscheinlich um Befehle zu erwarten. Dann ging es in der alten Richtung weiter. — Die Nachricht drang zu uns, daß unsere Brigade „Kronprinz" mit außerordentlicher Bravour ein Dorf gestürmt habe und daß alles zum besten stehe. Zwar fiel uns das Zurückeilen zahlreichen Fuhrwerks auf der Straße von Turnau nach Gitschin auf; wir hielten es aber für Munitionskolonnen, die ihren Vorrat abgegeben haben mochten und frischen Bedarf holten, und ließen uns dadurch in unserer freudigen Zuversicht ebensowenig anfechten als von dem Umstande, daß sich jetzt plötzlich ganz am linken Flügel auf der Straße von Gabel her Geschützdonner vernehmen ließ.

Ein unwillkürliches Rufen pflanzte sich durch die Bataillone fort, die Fahnen wehen zu lassen. Sie wurden abgekappt, und wie die goldene Abendsonne auf die lustig flatternden grünweißen Farben blinkte, begrüßte sie ein allgemeines Hurra, das, im Augenblick angeregt, so recht aus voller Brust kam. Es war ein erhebender Moment, einer der Lichtblicke des Feldzugs!

Mit einem Male erlitt die Marschrichtung eine Änderung; wir schwenkten nach rechts und eilten statt der Mitte dem rechten Flügel der Stellung zu. Nachdem unsere Zimmerleute ein Hindernis, das ein wasserreicher Bach, die Zidlina, für den Augenblick bereitete, durch Fällen von Bäumen und Sträuchern schnell beseitigt hatten, gerieten wir in ein Rapsfeld. Ich hätte nie geglaubt, daß die Intelligenz eines Landwirtes zur Plage des Soldaten werden könne. Welch ein Raps stand hier! Die Stengel waren stark wie Bohnenstangen und hoch wie wir Männer. Es hieß ein Feld, in der Tat aber war es ein

Verhau von mehr als tausend Schritt Breite. Die Anstrengung, die es kostete, um Boden zu gewinnen, ließ von neuem den Zustand der Erschöpfung empfinden, in den man durch die Leistungen des Tages versetzt war, und über welche nur die geistige Aufregung zu täuschen vermocht hatte. Die Nacht brach ein, und das Feuer auf der ganzen Linie begann abzunehmen, als unser Fuß, nach Überwindung des Rapses, in einen Laubwald trat, der einen der Kegelberge umzog, die wir hinter Gitschin gesehen hatten. Stille lagerte sich über das Schlachtfeld, nur unterbrochen durch den Lärm des auf der Straße fahrenden Fuhrwerks. Je dunkler es wurde, desto heller leuchtete der Brand eines Dorfes auf dem linken Flügel, das bei seiner etwas erhöhten Lage bald eine lange feurige Linie bildete, die ihren Schein weit hin über die Ebene warf. Am Saume des Waldes befahl man uns zu halten. Um für die verdursteten Leute nach Wasser zu suchen, patrouillierte ich nach vorwärts. Hierbei stieß ich auf die Kompagnie des Hauptmanns Allmer vom vierten Jägerbataillon, der das Vorwerk Margarethenhof besetzt hielt. Er sagte mir, daß er auf der Hut sein müsse, denn seine Vedetten ständen den Preußen so nahe, daß sie sie reden hören könnten. Unsere Mannschaft erhielt Erlaubnis, aus dem Gewehr zu gehen und sich niederzulegen. Auch ich suchte mir in einem trockenen Graben eine gute Stelle aus. Das Gefühl, mit dem wir die müden Glieder ausstreckten, war das der Siegesfreude. Bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde hatten unsere braven Kameraden der ersten Brigade die sächsische Waffenehre hochgehalten und siegreich eines der schwersten Gefechte, ein Dorfgefecht, bestanden. Wir fühlten uns jederzeit bereit dasselbe zu leisten. Daß man uns jetzt hier auf einem der vordersten und äußersten Punkte der Gefechtslinie biwakieren ließ, bewies, daß wir Herren des Schlachtfeldes geblieben waren. Daß sich die Kompagnien nach den Beschwerden des Tages am Abend noch so voll Eifer und guten Mutes gezeigt hatten, erhöhte noch unser Vertrauen zu uns selbst.

Es mochte halb elf Uhr sein, als ich mich hinlegte. Noch hatte der Schlaf den frohen Gedankenzug nicht unterbrochen, als ein Adjutant erschien und den Befehl überbrachte: sofort wieder aufzubrechen und nach Gitschin zurückzumarschieren. — Nur schwer waren die armen Leute aus ihrem bleiernen Schlaf zu erwecken und in Reih und Glied zu bringen. Wir sahen einander an und fragten uns, was der Befehl zu bedeuten haben möge, der so schlecht zu der Stimmung paßte, die uns so wohltuend durchströmte. Wir beschwichtigten die Zweifel, indem wir uns die Erklärung zurechtlegten, daß man nach der Schlacht die Reserven wohl zurückziehen wolle, um sie nach zu großer Zersplitterung wieder zu sammeln. So traten wir den Marsch ohne besondere Besorgnis an. Einem Zimmermann, der anderen Soldaten gegenüber behauptete, das Gefecht sei verloren gewesen und wir müßten den Rückzug antreten, widersprach ich heftig und belehrte ihn eines besseren.

Glänzend stieg der Vollmond am reinen Himmel empor. Der Marsch

ging mit geheimnisvoller Eile und Stille vor sich. Eben bogen wir in eine breite Allee ein, in der uns ein verwundetes Pferd auf drei Beinen entgegen kam, als wir plötzlich rechts von uns erst einige Gewehrschüsse, dann ein Zugsfeuer hörten, dem bald rasch hintereinander, von fremden Hornsignalen begleitet, andere folgten, während die Kugeln dicht über und neben uns hinpfiffen. Man trieb uns noch mehr zur Eile an. Kein Zweifel war möglich, daß der Feind, der sich unter dem Schutze der Nacht hinter uns weggezogen haben mochte, soeben die Stadt angriff, der wir zustrebten. — Mit einem Schlage schwanden die schönen Illusionen, in denen wir uns gewiegt, und eine Wirklichkeit stand vor uns, wie sie sich der Soldat nicht widerwärtiger auszumalen vermag. — Der Drang der Gegenwart erlaubte zum Glück keine weitere Überlegung.

Sobald wir Gitschin erreichten, wurden die Kompagnien einzeln zur Sicherung des Ortes verwendet. Mich schob ein Generalstabsoffizier in die erste Seitengasse, auf die wir stießen, mit dem Auftrag, diesen Ausgang zu besetzen. Ich fragte eilig, ob ich nicht erfahren könne, wohin der Ausgang führe, wohin die Front sei und von woher man den Feind erwarten könne, erhielt aber nur ein: „Ich weiß nichts!" zur Antwort. Die nähere Rekognoszierung ergab, daß ich mich in einer Art von Sack befand, durch ein isoliert stehendes Haus geschlossen, an das ein Garten mit hohen Bäumen stieß. Ich entsendete hierhin den Oberleutnant von Wolf mit dem ersten Ploton. Das zweite Ploton ließ ich etwas weiter zurück in Sektionskolonne an einem anderen Ausgang des Sackes aufstellen, der direkter auf die Richtung unseres Rückzuges zu führen schien und, wie sich auch herausstellte, auf eine breite Straße mündete, in der zwei Kompagnien unseres Bataillons als Reserven aufgestellt waren. Während diese Dispositionen getroffen wurden, nahm das Gewehrfeuer ständig zu. Daß wir uns in einer Vorstadt des Ortes befanden, wurde uns nach und nach klar. Wir vermochten uns aber weder über die Bedeutung noch über den Stand des Kampfes ein Urteil zu bilden. Jedenfalls wurde die Situation immer peinlicher, je länger sie währte, denn daß wir lediglich um unsern Rückzug kämpften, war augenscheinlich, und daß der Angriff weit davon war nachzulassen, bewiesen die immer häufiger und dichter streifenden Kugeln, die uns über die niedrigen Häuser hinweg oder zwischen ihnen durch begrüßten und in unsere Reihen fielen, sowie die immer zunehmende Zahl preußischer Hörner, die mit einem kurz hervorgestoßenen, aber weittönenden Signal die Begleitung zu dem Lärm des Kampfes bildeten, den hier und da auch noch ein vielstimmiges Angriffsgeschrei vermehrte. Um über den Stand der Angelegenheiten unterrichtet zu bleiben und nicht etwa der Gefahr ausgesetzt zu werden, der Vergessenheit anheimzufallen, eilte ich für meine Person öfters nach der breiten Straße zurück, wo die Reserven standen und General von Stieglitz mit seinem Stabe hielt. Ich konnte es als Glück ansehen, daß ich auf diese Weise in Erfahrung brachte, welcher Weg für den

Rückzug eingeschlagen werden solle. Ich zog mein erstes Ploton zurück und stand nunmehr mit der ganzen Kompagnie in dem Ausgang nach der breiten Straße. Eben war diese veränderte Stellung eingenommen, als sich durch die Seitengasse, auf der ich in die Sackgasse gelangt war, ein Truppenkörper näherte, der auf das Anrufen anfänglich gar nicht und dann nur mit „Jäger" antwortete. Da die eingetretene tiefe Dunkelheit keine Uniform zu unterscheiden gestattete, ließ ich zum Feuern fertig machen, rief aber zugleich dem Führer der nunmehr auf kaum fünfzig Schritt herangekommenen Abteilung nochmals zu, nähere Auskunft zu geben und seinen Namen zu nennen. Nun endlich erfolgte die Antwort: „Leutnant von Trotha vom vierten Jägerbataillon." Der Tonfall der Stimme ließ keinen Zweifel an der Wahrheit. Es war die höchste Zeit gewesen, keine Minute hätte ich länger warten können, ohne Feuer geben zu lassen.

Die Verhältnisse nahmen einen Fortgang, der es immer geratener erscheinen ließ, sich Befehle zu holen, statt sie zu erwarten. So erwirkte ich mir die Ermächtigung, aus der Sackgasse auf die Straße zu gehen und mich dem Bataillone wieder anzuschließen. Ich stand zur Aufnahme der letzten aus der Stadt abziehenden Truppenteile, mit der Front gegen den Feind. Das Feuern hatte nachgelassen. Die Preußen wagten nicht zu drängen. Wir waren die letzten — Mitternacht mochte vorüber sein —, die Gitschin, von dem nun der Feind hinter uns Besitz ergriff, verließen. Unsere Straße führte über eine Ebene und bot keinerlei Sicherung. Wir wußten, daß nichts mehr hinter uns war, was den Rückzug mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolges zu decken vermocht hätte. Das Bedenkliche der Lage wurde uns jetzt erst klar. Der Mond war aus den Wolken getreten und begann gerade hell genug zu scheinen, um einem kühn folgenden Feind unsern Marsch zu verraten und den Angriff zu gestatten, ohne uns dabei die Möglichkeit zu gewähren, die Annäherung zeitig zu entdecken und uns dagegen vorzubereiten. War es den Preußen auf eine so rätselhafte Weise möglich gewesen, Gitschin hinter unserem Rücken anzugreifen, warum sollten sie nicht auch schon in der Voraussicht des Erfolges Abteilungen noch weiter vorgeschoben haben, um uns den Weg zu verlegen oder wenigstens die Ordnung des Marsches zu brechen? Das Gefecht um die Stadt hatte hierfür lange genug gewährt, auch der Zustand vollständiger Ermattung, in dem sich die Mannschaft befand, erregte erneute Besorgnis. Nach einem Gewaltmarsch statt der Nachtruhe ein Gefecht, und nun wieder — wir konnten die Notwendigkeit nicht verkennen — am Beginn eines neuen Gewaltmarsches! Ich ließ scharf aufschließen und so rasch als möglich marschieren. Eine schwere Zumutung, deren Notwendigkeit die Leute aber ohne weiteres als erforderlich empfanden.

Nach einiger Zeit trafen wir Abteilungen österreichischer Infanterie, welche sich uns anschlossen. Sie wären uns fast verderblich geworden. Riefen sie doch unseren Kompagnien zu: „Lauftritt, Sachsen, Lauftritt, — der Preuß'

kommt!" Daß dieser Anruf unter solchen Verhältnissen Unruhe verbreiten konnte, ist wohl erklärlich. Hätte sich diese Stimmung der Österreicher auch unseren Leuten mitgeteilt, so war es um die Ordnung geschehen. Diese mußten wir aber höher achten als die Eile. Noch hatten wir — ich muß sagen: wider Erwarten — weder Geschützfeuer noch Reiterei nachgesandt erhalten, die Gefahr war aber nicht vermindert, und ein blinder Lärm konnte leicht das Unheil anrichten, mit dem uns der Feind bis jetzt verschonte. Doch unsere Mannschaft hörte glücklicherweise nur auf ihre Offiziere, welche der Zumutung des Laufens energisch entgegentraten. So blieb die Folge der Szene keine andere, als daß es für unsere Leute zum Stichwort wurde, wenn versprengte Österreicher vorüberkamen, jedesmal zu rufen: „Lauftritt, Lauftritt, der Preuß' kommt!" Ein Witz, der nie ermangelte, allgemeine Heiterkeit zu verbreiten.

Das Traurige der Umstände wurde noch empfindlicher fühlbar, als die Aufregung, in die uns die nächtlichen Vorgänge versetzt hatten, nachzulassen begann und die körperliche Übermüdung, in der wir uns befanden, desto schmerzlicher zutage trat. Es war mehr ein Fortschleppen als ein Marschieren. Dabei mußte immer noch zur Eile gemahnt werden. Endlich aber wurde uns ein Halt von einer Stunde gegönnt. Nachdem die Gewehre angesetzt waren, fiel alles wie tot in das hohe Kornfeld, in dem wir standen. Schildwachen konnten nicht ausgestellt werden, in einem einzigen Augenblick lag alles im tiefsten Schlafe.

(Fortsetzung folgt.)

Die begrabene Hand.

Novelle

von

Wilhelm Schäfer.

1.

Während am Martinstag des Jahres 1771 in Mainz die Glocken einer Hand zu Grabe läuteten, die der kaiserliche Oberst Ringier dem Gesandten des Königs von Frankreich im Streit abschlug, hatten viele in den Gassen und Schenken ihren Spott über den hitzigen Raufdegen, der nun als Leidtragender dem winzigen Sarg zu folgen genötigt war; nur wenige ahnten, daß es mehr als die Hand gegolten hatte, und keiner außer dem Gesandten wußte, was für einen Spuk seiner Jugend der eisgraue Oberst damit zu Grabe trug. Erst als er danach noch wunderlich ins hohe Alter und in den Stürmen der Revolution auf seinem bäuerlichen Sitz im Sundgau gewaltsam zu Tode gekommen war, fand sich in seinen Aufzeichnungen der grausame Bericht eines Lebens, das vom Schicksal heimgesucht und in die Spreu geworfen wurde.

Als Sohn einer Pächtersfrau und Abkömmling eines Straßburger Domherrn — dem im Sundgau eine kleine Besitzung als Stützpunkt seiner ländlichen Libertinagen gehörte — war der Ringier durch die väterlichen Verbindungen früh nach Straßburg zu fremden Leuten gekommen und auch dageblieben, nachdem der Domherr durch ein unaufgeklärtes Unglück in der Ill ertrank. In seinen bescheidenen Bedürfnissen durch die Erbschaft des Domherrn sicher gestellt, hatte er bereits sieben Semester Staats- und Rechtswissenschaft in Straßburg studiert, als ihn eine unvermutete Reise aus der vorgezeichneten Bahn warf.

Bei einem Ferienaufenthalt in seiner Heimat kam er eines Abends noch spät durch den Wald von Habsheim und fand da einen Seidenkaufmann aus Zürich in nicht geringer Verlegenheit: Ein Rad am Reisewagen war auf dem holprigen Weg gebrochen, und sein Knecht, der nach dem Schmied geritten war, kam nicht zurück; so stand der Mann mit der Pistole allein in dem verrufenen Hardtwald, im ersten Schrecken geneigt, auf den langen Studenten zu schießen, um ihn dann aufatmend in Anspruch zu nehmen. Das Abenteuer verlief harmloser, als es aussah; der Knecht war in der Hast mit dem Gaul gestürzt und brachte nach einer Stunde hinkend das ge-

flickte Rad — immerhin war der Ringier dem Kaufmann durch seinen Beistand so wichtig geworden, daß der ihn einlud, mit ihm nach Mülhausen zurück zu fahren, um seinen Retter, wie er ihn scherzhaft nannte, endlich bei Licht zu sehen. Da er in Habsheim von niemandem erwartet wurde, nahm er die Einladung an und saß nach einer Stunde schon mit dem Fremden im Goldenen Kopf zu Mülhausen beim Nachtmahl, wo sie mehrere Flaschen Kitterle tranken und lebhaft miteinander wurden. Der Zürcher, schon ältlich und trotz der Mode mit einem Calvinbart, zeigte sich in vielen Ländern gereist und mit kluger Bildung über Sitten und Verfassungen unterrichteter, als der Ringier es jemals einem Kaufmann zugetraut hätte; der wiederum schien Gefallen an dem aufmerksamen Studenten zu finden und bot ihm schließlich einen Platz im Reisewagen an, mit ihm über Basel und den Jura nach Zürich zu fahren, wo er für einige Wochen sein Gast sein sollte.

So kam der Ringier durch ein zufälliges Abenteuer nach der Schweiz; aber was einem andern eine harmlose Herbstreise geworden wäre, das überlieferte ihn dem Schicksal seiner gefährlichen Natur. Es waren damals die ersten Schriften von Montesquieu erschienen, und was der spöttische Schloßherr von La Brède über die Grundlagen und den Verfall der römischen Weltherrschaft geschrieben hatte, das war dem einsamen Studenten in Straßburg ein Maßstab geworden, daran er die Staatswesen der Gegenwart verächtlich abschätzte. In der Willkür eines mit der Kirche versippten Königtums aufgewachsen, sah er nun in der Schweiz mit steigendem Entzücken ein Land, das dieser prunkvollen und aufdringlichen Umstände nicht bedurfte, um doch dem römischen Vorbild näher zu sein als alle Pracht des Sonnenkönigtums. Der Kranz weißschimmernder Bergfernen um den blauen Zürichsee war ihm kaum so eindrucksvoll wie die saubere Ordnung der Ortschaften daran; ja so sehr vermischte sich der Eindruck dieser Dinge, daß er aus fröhlichen Wanderungen die Erinnerung an die helle Anmut der Landschaft auch nur wie ein Ergebnis der volkstümlichen Selbstregierung heimbrachte; als hätten die Eidgenossen selber für ihre Sagen die Schneeberge in den Himmel gebaut und ihren Kindern zur Belustigung die blauen Seeflächen in die grünen Matten gelegt.

Da sein Gastfreund, der Seidenkaufmann, selber im Rat eine geachtete Stellung hatte und aus seinen Reisen alle Formen der europäischen Fürstenplage kannte, da den Ringier die Gespräche mit ihm und andern Bürgern der aufgeklärten Stadt nicht unvorbereitet trafen, sondern gleichsam nur Beispiele zu seinem Studium gaben, das den Staatseinrichtungen der alten und neuen Völker bis in die entferntesten Schriften nachgegangen war, so kam zum Wintersemester ein anderer Student nach Straßburg zurück, als der im September über den Jura gefahren war.

Er machte diesmal den Weg zu Fuß, und wie er so über Basel in den Sundgau hinein wanderte, gab es sich von selber, daß er die Zustände seiner Heimat mit denen der Eidgenossenschaft verglich. Es waren blanke Spätherbst-

tage; einem Tierrücken gleich hob sich der blaue Steilkamm der Vogesen über die roten Wälder, und drüben stand der Schwarzwald als ihr verblaßtes Spiegelbild; dazwischen floß zwar der Rhein, der das Elsaß vom Reich abtrennte, aber ein deutsches Land war es trotzdem; und die Scheidmauer der Vogesen gab eine andere Grenze ab als der dünne Strom. Freilich war, wie er wußte, wenig Neigung im Elsaß, sich nach Kaiser und Reich zurück zu sehnen, von denen es zu oft im Stich gelassen und im Frieden von Ryswijk endgültig an die Franzosen verraten worden war: vielmehr bildete es eine Landschaft für sich wie die benachbarte und seit den Tagen Karls des Kühnen befreundete Schweiz, nicht weniger vorbestimmt als sie, ein eigenes Staatswesen zu werden.

Es war auf der Illbrücke hinter Ensisheim, als diese Gedanken den ersten gefährlichen Sprung machten; er sah lange einem französischen Soldaten zu, der da angelte und seine Beine stillvergnügt über dem Wasser baumeln ließ, als ob es immer so gewesen wäre, daß die Welschen die elsässischen Fische in ihre Pfannen holten: Warum ist allein die Stadt Mülhausen, warum sind wir nicht alle mit der Schweiz gegangen? dachte er und hatte im Augenblick einen Haß auf den schwarzen Kerl: warum haben wir nicht — wie Karl den Kühnen bei Nanzig und vorher die fünfzigtausend Armagnaken — als Bernhard von Weimar dem Richelieu zuliebe am Gift seines Arztes starb, warum haben wir da nicht die Handvoll welscher Soldaten aus eigener Kraft verjagt, statt uns vom Reich an Frankreich verhandeln zu lassen? Die Frage machte ihn nun schon selber so zornig, daß er einen handgroßen Stein von der Brücke ins Wasser trat, dem Angler die Fische zu verscheuchen, und unter seinen Flüchen lachend davon ging.

Seine Wanderung von Habsheim bis Straßburg war auf drei Tage berechnet gewesen, nun wurde eine Woche daraus; weniger der schimpfende Soldat als das Bild des harmlosen Anglers vorher ging ihm nicht aus dem Sinn; er mißgönnte ihm nicht die Fische; aber daß der französische Soldat so selbstverständlich dasaß, das kam ihm wie ein Sinnbild des verhandelten Elsaß vor, und mit wachsendem Ingrimm lauerte der Ringier danach auf jede Uniform. Er mußte staunen, wie wenige es ihrer waren und wie er Dorf für Dorf nicht anders als in der Zürcher Landschaft Kleidung und Mundart der Leute unangerührt vom welschen Wesen fand. Erst in Colmar, wo er zur Nacht blieb, lag eine kleine Besatzung, und ihre Offiziere stolzierten durch die Stadt, nachgeahmt von jungen und alten Stutzern, die den Dreispitz wie sie unter dem Arm trugen um des gepuderten Haarbeutels willen; auch allerlei Dämchen trippelten nach der Mode, aber dazwischen drängte das Landvolk mit den altmodischen Wagen und Kiepen, und die selbstsicheren Bürgerhäuser der reichsstädtischen Jahrhunderte schienen der neumodischen Wirtschaft ebenso zu spotten wie die flinken Bürgermädchen in den kurzen Röckchen ihrer kleidsamen Tracht.

Es ging gegen Mittag, als der Ringier mit seinem Ranzen wieder abwandern wollte und in eine törichte Handlung geriet, die seltsam aus seiner Stimmung kam und wieder hinein griff: Zwei Trommler kamen um die Dominikanerkirche, und er sah einer Herde Knaben zu, die im welschen Takt dahinter her trippelten, als ein Gewitter, dessen Donner schon ein paarmal gegrollt hatte, einen knatternden Schlag auf die Dächer tat und sogleich mit dicken Tropfen und Hagelschloßen zu prasseln begann. Im Handumdrehen war der Platz leer gefegt, und auch der Ringier tat einige Sprünge mit seinen langen Beinen; da packte ihn etwas wie eine Faust am Kragen und hielt ihn fest. Die Lächerlichkeit, daß eine blöde Wolke mit einem Guß das ganze Getue verjagen konnte — nicht anders, als an der Illbrücke die Fische vor seinem Stein weggestoben sein mochten — setzte sich augenblicklich in einen Trotz um, dem Wetter standzuhalten; gleich einem Brunnenritter blieb er breitbeinig mitten auf dem Platz dastehen und ließ die losbrechende Flut auf sich nieder klatschen. In einer Minute war es soweit, daß sie ihm nichts mehr vermochte, weil schon kein Faden mehr an ihm trocken war; und nun konnte ihn nichts mehr hindern, diesen Vorteil auszunützen. Als ob die Gassen für ihn leergefegt wären, legte der Ringier die Hände auf den Rücken und spazierte gemächlich gegen Sankt Martin zurück. Es gab Gelächter in allen Torwegen, wo seine lange Gestalt vorbei kam, und manches Fenster öffnete sich, weil ihm jemand kopfschüttelnd nachsehen wollte. Nur die Jugend schien Gefallen an seinem Tun zu haben; er war noch nicht an der Langen Gasse, als ihm schon ein Bengel den langen Schritt mit ausgesperrten Beinen nachahmte; und weil der Tropfen allmählich weniger und der Hagelkörner mehr wurden, daß sie von den Dächern und Wänden wie Haselnüsse auf die Erde knallten, machte das Beispiel auch den andern Lust, sodaß er in die Schlüsselgasse schon als leibhaftiger Rattenfänger hinein kam und danach mit einer immer größeren Rotte durch das Gelächter und Händegeklatsch der Alten dahin schritt, die überall aus ihren Schlupfwinkeln gafften.

Der Ringier hatte nichts von dem gewollt, es war nicht anders über ihn gekommen als der Donnerschlag und das Wetter; aber es löste seinen Ingrimm auf spaßige Art: Jetzt bin ich der Trommler! sagte er laut zu den alten Häusern, die gleichsam ihre gläsernen Augen und die Mäuler ihrer Torwege über ihn aufsperrten, warf eine Handvoll Pfennige zur Löhnung unter die Schar und schritt — ebenso schnell von der Nachfolge befreit, wie er dazu gekommen war — auf der Straße nach Schnierlach davon. Erst draußen vor dem Tor spürte er die Unbequemlichkeit der nassen Kleider, die ihm der Spaß gekostet hatte, während über dem Wasgenwald die Sonne schon wieder in den blankgeregneten Himmel schien und jenseit der Fecht kein Tropfen in den Staub der Straße gefallen war.

Es war ihm bis dahin kein Einfall solcher Art begegnet, und der Ringier schämte sich nachträglich selber seiner Knabenhaftigkeit; aber das Gefühl einer

Genugtuung, als ob dies alles mit dem Angler an der Illbrücke zusammenhinge, war noch grimmig in ihm, als er nachher an einem Rebberg lag und in der warmen Sonne die Kleider trocknen ließ. Irgendwie vermischte sich sein Erlebnis mit dem Gedanken, daß ein Handstreich ebenso unerwartet das Elsaß von der Fremdherrschaft freimachen könnte; und die frischen Erinnerungen seiner Schweizerfahrt spielten ihm die Gestalten der Tellen- und Rütlisage wunderlich hinein, während er an dem Abend noch, immer am Rand des Gebirges her, bis Scherweiler lief. Da fand er in einer Winzerwirtschaft etwas zu essen und auch eine Kammer, mit seltsamen Träumen von klirrenden Schlachten zu schlafen. Aber als ihn am Morgen die alten Wirtsleute noch ein Stück Wegs bis zu dem Weinberg begleiteten, darin sie tagsüber schafften, zeigten sie ihm das alte Schlachtfeld, wo vor zweihundert Jahren die letzten Bauernhaufen vom Bundschuh zwischen den Kampfreihen der Ritter und Landsknechte zerdrückt worden waren. Da haben sie uns Bauern den Garaus gemacht! sagte der Alte, der schon ein geducktes Männchen mit dünnen Augenbüscheln war: seitdem ist Arbeit und Lohn geteilt im Elsaß! Er lächelte aber pfiffig dazu, als wenn es mehr eine Weisheit als Bitterkeit sein sollte, und während der Ringier noch dem Wort nachdachte, das einen Schein von Tageslicht in den Keller seiner Gedanken warf, kletterten die beiden schon emsig in ihren Weinberg hinein.

Dem Ringier war das Blut schon so aufgerührt, daß er den Schlachtlärm aus dem Getöse der Herbstfarben hörte, die über den Weinbergen hinauf bis in die blauen Kuppen loderten: Erst haben die selbstherrlichen Ritter die Bauern totgeschlagen, die sie ernährten, dann sind sie die privilegierten Söldlinge der Welschen geworden, und nun muß der elsässische Bürger die Kosten nach Versailles bezahlen! dachte er weniger pfiffig als der Winzer und wanderte in einer Kette von traurigen Gedanken das Fangnetz der Steuerpächter und königlichen Zöllner ab, wie es über die Weinberge, Handelsstraßen und Handwerksstuben des Landes gespannt war und das reiche Elsaß arm machte, damit das Königtum in Versailles und sein ihm versippter Kardinal Rohan in Straßburg Prunkschlösser bauen und mit dem frechen Luxus ihrer Hofhaltungen füllen konnten.

Als der Ringier zum Mittag in Barr ankam, hatte er einige Dutzend solcher Hebestellen passiert und seinen Groll an der Selbstverständlichkeit schärfen können, mit der diese Geldpächter den Handel und die Arbeit der Fleißigen durch faules Abwarten schröpften. Überall war der starke Geruch eines guten Mostjahres, und die schwer ausgefahrenen Wagenspuren der Äcker und Wiesen zeugten von einer reich eingebrachten Ernte; aber die den Herbst eingebracht hatten, denen blieb nur der kümmerlichste Unterhalt ihres Lebens davon. Er hatte die Dinge auch vorher gekannt, und ihre Verächtlichkeit war ihm bewußt gewesen; aber nun sprang das Unrecht an dem geplagten Land gegen ihn selber auf, als ob er mitschuldig wäre. Sein Studium in Straß-

burg, das er bis zu dieser Herbstfahrt mit Ehrgeiz und Eifer betrieben hatte, schien ihm auch nur eine Vorbereitung, irgendwie mit einem Amt als Helfer in diese Ausbeutung einzutreten.

Nach einer kurzen Mittagsrast wäre der Ringier zum Abend wieder daheim gewesen, wenn er die langen Beine gebraucht hätte; aber da stand links über seinem Weg die blaue Kuppe des Odilienberges und lockte ihn, gerade jetzt an dem heiligen Boden der elsässischen Heimat nicht vorbei zu gehen. Den bequemeren Weg verschmähend, stieg er über Mönchskalb steil hinauf, wo der Wald ihm durch seinen Schatten gegen die warme Herbstsonne forthalf; und es war noch früh am Nachmittag, als er schon oben auf dem steilen Vorsprung des Männelsteins stand.

Da lag das Elsaß dem Ringier zu Füßen, wie er es nie gesehen hatte, kein hundertfältiges Gefüge von Schründen, Bergzacken und tief eingebetteten Seen wie das Land der Eidgenossen: ein einziger Garten war die Rheinebene, von hohen Waldmauern gehegt und in ihrem breitesten Teil durch den blinkenden Streif des Stromes für die Elsässer abgeschnitten; Feld an Feld nord- und südwärts bis in die blau vergehende Ferne gebreitet und zum Zeichen ihrer Fruchtbarkeit besät mit Städtchen und Dörfern, deren Dächerhaufen wie rote Blumen aus dem Grün der Wiesen leuchteten. Wo in der Schweiz, fragte seine Seele berauscht von dem Anblick, wo ist in der Schweiz ein solches Land? Unermeßliche Felszacken sind da und dazwischen bewohnbare Talfalten, wo aber blüht ein Eckchen dieses Gartens, der dem suchenden Blick stromauf und stromab nicht einmal die Ahnung einer Grenze zeigt!

Sein Stolz war freilich sogleich gedämpft, als er die Pyramide des Münsterturms sah, die selbst aus dieser Weite gesehen noch ungeheuerlich in den Himmel ragte, zum Zeichen, daß hier nicht die Grenze, sondern die Mitte des Landes wäre: Wohl stellte das Elsaß einen reichen Garten vor, nur gingen fremde Herren darin spazieren, und gerade da, wo der herrliche Turm noch immer als das Wahrzeichen der einmal mächtigen Reichsstadt aufragte, war nun die übermütige Hofhaltung eines welschen Kardinals, dem die Ritterschaft des Landes dienstbeflissen zuströmte. Mißmutig tief in der Seele, daß er nun selber wieder dahinein mußte mit der Ohnmacht des Einzelnen, der diesen verächtlichen Zustand seiner Heimat nur erkennen und nichts daran zu ändern vermochte, warf sich der Ringier hin, seine Schweizerfahrt verwünschend, die ihm die Augen für die Schmach des eigenen Landes geöffnet hatte. Und während seine Augen sich in die südliche Ferne bohrten, von dem Getürm Colmars bis zu dem wolkengleichen Schneekranz der Alpen, liefen seine zornigen Fragen die Kette seiner Erlebnisse ab, von dem Gespräch im Goldenen Kopf zu Mülhausen bis in das Theater der Tellenlandschaft und zurück zu dem sonnenwarmen Fels, darauf er mit dem Rest seiner aufgestörten Jugend lag: alles kam und ging noch einmal durch sein Bewußtsein, wie die Gestalten eines Buches. Als er es ausgelesen hatte, fing bereits der Abend an, seine

Farben in den Garten hinunter zu gießen; aber nun war es mehr gewesen als ein Buch, nun wußte er genau, daß ihm kein zufälliges Mißgeschick sein harmloses Studentendasein zerschlagen hatte, sondern daß es die Wirklichkeit war, darin er ein Mann sein sollte. Es ist nichts als der Tag, da mir die Augen aufgemacht wurden aus meinen Büchern! sagte der Ringier tapfer und nicht mehr klagend, als er aufstand, vor der Dämmerung noch in dem Waldkessel des Odilienberges ein Obdach zu finden.

Wo sich ein Zipfel der Hochfläche mit steilen Waldhängen gegen Nordosten vorschob, sah er schon die Wände eines Gebäudes schimmern, von dem er annahm, daß es das Kloster der heiligen Odilia, der Schutzherrin des Elsaß, wäre. Er war nie hier oben gewesen, wie er aus seiner verhockten Jugend auch sonst zu keiner Streife in das heimatliche Gebirge gekommen war; so wußte er nicht, ob das Kloster den Jahrhunderten standgehalten hatte, oder in Krieg und Brand zerstört lag, ja nicht einmal, ob er Menschen antreffen oder in die Einöde einer leergebrannten Ruine kommen würde, als er mit dem trotzigen Gleichmut seiner Stunde in die Dunkelheit der waldigen Tiefe hineinging. Er kam bald an den schwarzen Wall der Heidenmauer, die den Rand der Hochfläche entlang lief und ihm den Weg zeigte. Die Sonne stand unterdessen schon so tief, daß ihre Strahlen seitlich durch die Stämme in den Wald einbrachen, wo sie die schwarze Mauer nicht mehr übersteigen konnten und sich gleich abgeirrten Kindern des Lichts müde in das moosige Gestein lagerten, das feurig davon glühte. Der Ringier schleppte seinen Schatten zögernd darüber her, und wenn ein Zweig unter seinen Füßen krachte, klopfte ihm das Herz, als ob er sich vor der Stille entschuldigen müsse. Unvermutet aber machte der Mauerwall eine Biegung nach innen, und weil sich gleichzeitig die Anhöhe zur Linken hob, verschwand alle Sonne und die Tannendunkelheit stellte seinem zögernden Schritt den Schauer ihrer geheimnisvollen Tiefe entgegen. Da der Weg sich zugleich wieder senkte, sodaß ihm der Nadelboden unter den Füßen hinzuweichen schien, war es dem Ringier für einen Augenblick wirklich, als verließe ihn die irdische Schwere; bis die Heidenmauer sich wieder nach außen bog und eine jähe Wandlung ihm den Fuß hemmte: nicht anders, als ob er aus seiner Nacht in ein lohendes Feuer sähe, brach durch eine Lichtung der volle Brand der untergehenden Sonne herein und legte einen glühenden Ball auf den Weg. Der feurige Busch Mosis! wollte sein Verstand noch spotten, da kehrte sich das Wort herrisch gegen ihn: Zeug deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land! Und ob der Ringier sich selber belächelte, er mochte es nicht anders, er mußte sich bücken und die Schnallen seiner Schuhe lösen; auch die Strümpfe zog er aus; barfuß und barhaupt, zwar der Seltsamkeit seines Tuns immer noch spöttisch bewußt, aber ihm darum nicht weniger hingegeben, schritt er in das Wunder hinein.

Er war kaum unterwegs, wie im Traum über sich selber staunend, weil

sich der Brand mit jedem Schritt in den goldenen Abend löste, der hier noch ungehindert sein zärtliches Liebeswerk tat, als ihm eine flatternde Gestalt in den Weg lief, aufkreischend, weil sie im selben Augenblick von einem seitlich zuspringenden Kavalier gefangen wurde. Die Verblüffung der beiden konnte nicht geringer sein, als seine eigene, wie sie da unvermutet zu dreien dicht gegeneinander standen. Die Dame — nicht mehr jung, und atemlos von dem Lauf — bekam einen Weinkrampf; ihr hitziger Verfolger, durch die plötzliche Erscheinung um den Triumph seines Fanges gebracht, stocherte am Degen und fuhr dem Ringier mit Schimpfworten ins Gesicht, als ob er einen Hund verprügeln wollte. Der fand sich nicht gleich in die Wirklichkeit zurück: Der Bundschuh! sagte er hart und feierlich, und weil er dabei tatsächlich mit dem Schnallenschuh in seiner Rechten aushob, den Angriff abzuwehren, mochte ihn der andere für einen Wahnsinnigen halten, sodaß er davonrannte, nun von der Dame mit gellenden Hilferufen verfolgt.

Ein warnender Gedanke riet dem Ringier, beiseite zu gehen, aber ein verrückter Trotz zwang ihn den Fliehenden nach. Er hörte auch schon andere Stimmen und hatte bald das Schaubild einer übermütigen Gesellschaft, die durch das Klostertor aus- und einschwärmte; sogleich bereute er, der Warnung nicht gefolgt zu sein, aber nun sahen schon zuviel Augen nach ihm, und einige der Kavaliere standen mit dem Degen in der Hand. Er wäre selber der Gehetzte geworden; so schritt er mit seinen langen Beinen geradezu in den Schwarm hinein, der im ganzen viel zu sehr den zärtlichen Angelegenheiten eines Frühlingsabends hingegeben war, um seiner sonderlich zu achten. Er war auch schon unbehelligt bis ans Tor gekommen, und die Degen wurden enttäuscht wieder eingesteckt, als ihn eine Gruppe seitwärts um seiner nackten Füße willen übermütig beklatschte. So bin ich noch einmal der wandernde Brunnenriese von Colmar! dachte er noch, aber als er dann durchs Tor abgehen wollte, war es eine Falle; denn in dem Klosterhof lagerte der Troß von Wagen, Pferden und Reitknechten, der die Gesellschaft herauf gebracht hatte; auch sah er auf den ersten Blick, daß sie von der Hofhaltung in Straßburg waren.

Sein Instinkt riet dem Ringier, auch hier schnurgerade hindurch zu einer Gruppe von weißbemäntelten Mönchen zu gehen, die am Eingang zum inneren Hof gemächlich auf einer Treppe saßen und dem Trubel zusahen. Er grüßte sie, wie es ihrem kirchlichen Rang zukam, und fragte so höflich, wie er es aus seiner Erregung vermochte, ob sie einem müden Elsässer ein Bett und vorher eine Abendmahlzeit geben könnten? beides zu bezahlen, sei er in der Lage und bereit! Unglücklicherweise waren es Welsche, und er hatte im Eifer Straßburger Dütsch gesprochen, das sie nicht verstanden; einer sah lächelnd zum andern, und wenn schon dieses Lächeln spöttisch war, so wurde Hohn daraus, als der aufgestöberte Kavalier dazu trat und hochmütig näselnd verlangte, sie sollten den Landstreicher in den Schweinestall sperren! Er sagte das französisch,

vielleicht in der Meinung, daß der Ringier ihn nicht verstände, auch gab er ihm — nun mutiger als im Wald — einen Schupf, ihn auf den Weg zu bringen; aber das Wort war ihm eben aus dem Mund, da hatte der gelbe Kerl schon einen Schlag darauf, daß ihm das Blut aus der Nase lief. Er fuchtelte zwar von neuem nach seinem Degen, aber der Hieb saß zu gut; er wich hinter die zuspringenden Knechte zurück und schien Lust zu haben, es wie sein angelnder Landsmann bei Ensisheim mit Schimpfworten auszugleichen. Gleichzeitig aber drang auch schon ein halbes Dutzend zischender Stoßdegen auf den Ringier ein, und er wäre zum Sieb gestochen worden, wenn ihn nun nicht die Weißmäntel schreiend gedeckt hätten; einer riß ihn die Treppe hinauf, und als die hitzigsten Verfolger gegen die Tür polterten, war schon der schwere Riegel davor.

Sein Retter war darum nicht gütig gegen ihn, er überschüttete ihn mit welschen Schmähreden und schien die beste Lust zu haben, den Raufhandel auf eigene Faust auszufechten. Nach dem letzten Abendgold draußen war die Dämmerung in dem gewölbten Gang fast nächtlich; so sah der Ringier nur den Umriß seiner schmächtigen Gestalt, mit der er auch noch fertig geworden wäre; er ließ ihn aber ausfließen, um ihm dann — nun aber welsch — zunächst bekannt zu geben, wer er sei und daß er nur eine Beleidigung erwidert habe, im übrigen jederzeit bereit wäre, mit dem Degen für seine Sache zu stehen! Mehr die Form seiner Sätze und die gewandte Aussprache schienen den Mönch umzustimmen; er schwieg eine Weile, als ob er selber seine Schmähworte verschlucken müsse, wurde dann Kavalier trotz seinem Weißmantel und führte ihn mit einigen Komplimenten in die nächste Zelle, wo er ihn warten hieß.

Soweit war das Abenteuer besser abgelaufen, als es ausgesehen hatte; auch kam der Ringier nun endlich dazu, sein Schuhwerk wieder anzuziehen. Darüber stieg ihm das Blut von neuem in den Kopf, sodaß er ein paarmal im Zorn um den Tisch herum lief, ehe er ans Fenster trat, wo er unterdessen den ganzen Hof von der Gesellschaft erfüllt sah, Reitknechte, Kavaliere, Weißmäntel und Dämchen im buntesten Teppich gedrängt; am Brunnen aber seitab wuschen zwei Knechte dem Geschlagenen das Blut von der Nase. Gleich darauf kamen, von dem einen Weißmantel geführt, zwei andere herein, die ihn bestimmt, aber nicht feindlich verhörten. Er sagte ihnen — wiederum französisch — ziemlich das Gleiche wie vorher im Gang und wiederholte, da sie es nicht übel aufzunehmen schienen, auch seine Bitte um Tisch und Bett. Während sie noch, anscheinend verblüfft durch die Hartnäckigkeit, einander ansahen, wurde die Tür heftig aufgestoßen, und vom Abt geleitet trat ein gebeugter Mann in Kavalierskleidung herein, der augenscheinlich in der Hofhaltung einen Rang innehatte; denn sogleich stellten sich zwei Brüder mit Kerzen ehrfürchtig neben der Tür auf. Obgleich der Ringier ins Licht sehend das Gesicht kaum erkannte, fühlte er gleich, daß er nichts Gutes von dem

Manne erwarten konnte. Der musterte ihn eine Weile in der hochmütigen Art solcher Herren, ließ sich vom Verhör berichten, hörte aber gar nicht zu, und als der Abt ihn schließlich fragend ansah, wandte er sich achselzuckend nach der Tür, die ihm sogleich geöffnet wurde: Wenn er nicht in den Schweinestall wolle, sollten sie ihn in den Hundezwinger stecken! Er war schon draußen, als er das sagte, und in die Schritte seiner Begleiter schrillte es auf dem Gang zurück, als er sich anscheinend noch einmal umwandte: Könnt ihr's nicht zwingen, ruft die Knechte!

Ob der Ringier glaubte, der Holzboden müsse unter seinen stampfenden Füßen zerbrechen, ob er sich nun wirklich wie ein Tier wehrte, ob er kratzte und biß, in wenigen Minuten hatten ihn die Reitknechte in einen Kellerraum gesperrt, der zwar leer aber anscheinend vordem von Hunden bewohnt gewesen war, nach dem Gang durch eine benagelte Bohlentür und nach dem Hof durch eiserne Stangen abgesperrt. Sie konnten von draußen nicht in sein schwarzes Loch hinein sehen, trotzdem drängte sich noch lange eine Gruppe davor, ihn mit Schmähruf en, mit Stöcken und herein geworfenen Steinen ans Gatter zu reizen.

Unterdessen aber hatte die Dämmerung auch in dem Klosterhof ihr graues Spinnennetz fertig gesponnen; die Knechte steckten Fackeln und Windlichter auf, irgend aus einer Ecke klimperte Musik, und bald fing ein Tanzfest an, das unter andern Umständen vielleicht auch dem Ringier gefallen hätte, so lustig flirrten die farbigen Seidengewänder im Spiel der darüber huschenden Lichter. Aber so mußte er durch das Gatter eines ehemaligen Hundekäfigs einem Übermut zusehen, dessen mißhandeltes Opfer er geworden war; er hätte wirklich gleich einem Hund heulen und an den Eisenstäben hochspringen müssen, wenn er gegen die Sinnlosigkeit seiner Lage aufbegehren wollte: so stand er in den Schatten der Fensterecke gepreßt und wartete, immer noch zitternd in jedem Muskel, die Minuten und Stunden dieser Nacht ab.

Es hatte irgendwo zehn Uhr geschlagen, und die da draußen begannen abzurüsten, obwohl immer noch und ausgelassener als vorher getanzt und gelärmt wurde, als sich dem Ringier in seinem Käfig die Stunde aufschloß: Wenn ich wenigstens ein Tell wäre, der um der Freiheit seines Volkes willen diesen Übermut leiden müßte! wollte er aus der immer wieder aufbrechenden Bitterkeit fragen und war schon dabei, mit neuen Anklagen auszufließen, als die Frage, statt von ihm auszugehen, stillstand und sich gegen ihn kehrte: Der Tell, den die Knechte des Landvogtes gebunden im Schiff mitführten, war bis zu dem Augenblick an der Platte, da sie ihn losbanden, auch nur der Mann aus Bürgeln gewesen, dem der Übermut auf einem harmlosen Gang an die Gurgel gegriffen hatte; und wenn er danach aus dem Machtbereich des Landvogts geflohen wäre, statt ihm den Pfeil ins Herz zu schießen, würde kein durch ihn befreites Volk sein Gedächtnis bewahrt haben. Wohl war der Kardinal Rohan kein Landvogt, und es gab Straßburger genug, die ihn priesen, weil der Glanz seiner Hofhaltung den reichen rheinländischen Adel anlockte;

aber darum war das Elsaß doch ein vom welschen Übermut geplagtes Untertanenland, und ein Griff aus Versailles konnte ihm die Gurgel seines Scheindaseins völlig abdrehen!

Nun glaubte der Ringier zu wissen, warum ihn das Schicksal nach Zürich geführt und ihm das Dasein einer freien Volksgemeinschaft gezeigt, warum es ihm bei seiner Rückkehr in die elsässische Heimat die Steine der Prüfung vor die Füße geschoben hatte bis zu der schmählichen Gefangenschaft. Und obwohl noch keine Überlegung darin und alles nur die erste starre Besinnung war, schon die Ahnung des verstiegenen Planes prasselte auf ihn nieder gleich dem Hagelschauer in Colmar; aber wie er dort in keinen Torweg geflüchtet war, hielt er auch diesem Wetter trotzig stand: Für was lebe ich? fragte seine Jünglingsseele, und die Kellerwände fielen auseinander wie schlechte Kulissen: Um einmal vom Unrecht ein Amt zu erhalten und über seinen erbärmlichen Genüssen hinweg zu sterben? Als ob es Genüsse wären, zu essen und zu trinken, ein Mädchen zur Frau zu machen, Kinder mit ihr zu haben und sich mit gelegentlichen Schwärmereien darüber zu täuschen, daß man das Große verraten hat, indem man es zu lieben vorgibt!

Der Ringier wußte später nicht mehr, wie er von Sinnen gekommen war, sodaß er den lärmenden Aufbruch im Fackellicht nur noch traumhaft wahrnahm. Er hatte — dies erzählte ihm der Bruder Berthold, als der im Auftrag des Abtes gleich danach in seinen Keller kam, ihm Tisch und Bett zu gewähren — bäuchlings dagelegen, die Glieder gleich einem Schwimmer ausgestreckt, als ob er seit Stunden gestorben wäre; sie hätten ihn, da keiner ihn wachrütteln konnte, so sehr sie es auch mit andern Mitteln ihrer ärztlichen Kunst versuchten, zu vieren hinaufgetragen in die Zelle, darin der Ringier sich, andern Nachmittags endlich erwachend, auf einer Decke am Boden liegend fand, weil ein Bett für seine gesperrten Glieder zu klein gewesen war. Der Bruder Berthold stammte aus Molsheim, er sprach dütsch, und das Lächeln seiner gespitzten Greisenlippen lag beständig auf der Lauer, ein Scherzwort einzufangen; er hob ihn auf, daß er zum Sitzen kam, und hielt ihm den Rücken wie einem Kind, bis der Ringier erstaunt aufstand und in der Zelle ausschreitend die Glieder prüfte. Er laufe, Wein und Brot zu holen, tröstete der Bruder, das sei der beste Morgenimbiß um diese Zeit! Aber als er ihm damit eine Viertelstunde Zeit gelassen hatte, das Zimmer auszumessen, fand er den Ringier auf dem Bett sitzend, die Augen starr auf ein Bild gerichtet, das über seinen Schultern an der Wand hing.

Wer ist das? fragte er auf welsch, und als der Bruder Berthold sagte, die heilige Odilia, sah er ihn lächelnd an, wie wenn er endlich seine Scherzhaftigkeit begriffe: Und warum hält sie die Augen geschlossen und sieht uns nicht an?

Weil sie blind und eine Heidin war und erst durch die Taufe an unserer Quelle sehend wurde!

Und seitdem ist unsere Heilige wieder blind geworden? fragte der Ringier da, und es schien dem Bruder Berthold, als ob der lauernde Blick eines Irren die Frage begleitete, bevor er nun selber die Augen über dem Brunnen seiner Gedanken schloß. Aber als der Bruder sich nach langem Warten beiseite tun wollte, dem Abt das neue Rätsel dieses Menschen anzusagen, war er durchaus nicht wieder eingeschlafen, stand auf und fing an zu essen von dem Brot und an zu trinken von dem Wein — wie ein Wolf, sagte der Bruder, als er mit der zweiten und danach der dritten Portion ankam — bis der Ringier sich den Mund abwischte und nach seiner Schuldigkeit fragte.

Es würde dem Kloster eine Genugtuung sein, wenn es sich dadurch um etwas gegen ihn entlasten könne!

Dann möge er dem Abt Dank und Gruß eines Elsässers sagen, der zum Abend noch einen Gang vorhabe! Und ob der andere ihm nun aus freien Stücken die Gastfreundschaft des Klosters anbot, der Ringier wehrte mit einer französischen Wendung ab, die ebensowohl Dank als eine spöttische Ablehnung bedeuten konnte, und verließ mit schwankenden Schritten — wie wenn ihm nun doch der Wein zugesetzt hätte — die Zelle und das Haus und winkte dem verdutzten Bruder Berthold noch einmal zu, bevor er gegen Sankt Nabor hinunterging.

2.

Der Ringier stand im dreiundzwanzigsten Jahr seines Lebens, als ihn das Schicksal seines Landes derartig beim Genick faßte. Bis dahin hatte er für einen ehrgeizigen Studenten in allen möglichen Wissenschaften gegolten und war von mehreren Professoren als eine Hoffnung ihrer Fächer betrachtet worden; nun wurden ihm die wohlgespannten Segel eingeholt. Der von ihm so hart aufs Maul geschlagene Kavalier war — wie er später erfuhr — ein Marquis de Villeroi gewesen; nicht aber der, sondern ein Herr von Hüningen holte ihn nach seiner Rückkehr vor den Degen. Als der Ringier den Namen hörte, brachte er ihm seine ganze Jugend herauf: Das einzige Mal, da er als Knabe mit dem Domherrn in Habsheim gewesen war, hatte der wochenlang einen Spielkumpan dieses Namens bei sich gehabt, einen schon ältlichen Mann, von dem er nur noch wußte, daß er bei jedem Anlaß mit einem Nußknackermaul voll gelber Zähne wieherte; umso günstiger stand ihm der Sohn in Erinnerung, ein schmächtiger Knabe gegen seine frühzeitige Gliederlänge, aber um einige Jahre älter trotzdem. Sie hatten miteinander im Rhein gefischt, Steine gesucht und phantastische Pläne gemacht; und weil es das einzige Mal war, daß er einen Spielkameraden fand, war ihm sein Bild in einem Rahmen nie mehr genossener Fröhlichkeit derart lebendig geblieben, daß er nicht an seine Jugend denken konnte, ohne das Gesicht zu sehen. Aus diesem Gesicht sollte nun die gelbe Fratze seines Gegners vom Odilienberg

gewachsen sein, mit dem er den ersten Gang auf Tod und Leben fechten mußte; denn daß er mit einem andern den Degen kreuzen würde, ahnte der Ringier nicht, bevor er auf den Fechtplatz kam.

Er kannte den Hüningen wieder beim ersten Blick, obwohl es ein fester Kerl mit einem frechen Mund geworden war, der ihn kaltblütig musterte. Die Verwirrung, ihn statt eines andern vor sich zu haben, machte ihn so lahm, daß er um Aufschub bitten mußte; der andere schien eine Erkennung entweder nicht zu ahnen oder nicht zu wünschen, sah ihn mit undurchdringlichen Augen an, bis er antrat. Dann wurde es freilich mehr eine Fechtstunde als ein Zweikampf, was sie an dem morgendlich dampfenden Wasser der Ill vollführten; der Ringier hatte fechten gelernt wie andere, war aber nie in einem Handel gewesen, während der Hüningen den Stoßdegen wie eine Schreibfeder führte, ihm nach Belieben seine blutigen Buchstaben einzuritzen. Jetzt wird er mich aufspießen wie damals am Rhein eine Schnecke, dann ist das Spiel zu Ende, ehe es angeht! dachte er und versuchte einige von seinen gelernten Kunststücken, die der andere mit seinem Degen einwickelte und ihm auf der Spitze zurückreichte. Bis ihm die Sache langweilig wurde: Genug, Landsmann! sagte er im schönsten Sundgauer Dütsch, schleuderte ihm den Degen mit einem harten Schlag aus der Hand und warf den seinen so kunstreich hinterher, daß sie kreuzweise in den Rasen zu stecken kamen, schüttelte ihm flüchtig die Hand und verließ den Platz, den Zeugen das Weitere überlassend.

Schon zum Mittag hörte der Ringier, daß er sogleich vom Schießrain auf die Insel hinübergegangen wäre, um dort dem Marquis das Rippenfell gründlich zu durchstechen; angeblich um einer Dame willen, irgendwie aber auch — wie der Ringier bald zu spüren bekam — um den Handel auf dem Odilienberg. Da der Getötete von französischem Adel, sein Gegner Elsässer war, spitzte sich die Erregung auf eine Weise zu, daß der von Hüningen Straßburg verließ und als verschollen galt; so blieben die Wolken allein über dem Studenten Ringier als der greifbaren Ursache hängen. Irgendein Wink genügte, daß er von der Universität verwiesen wurde, und damit saß er vor der leeren Zukunft, bevor er seit seiner Heimkehr in einem Hörsaal gewesen war.

Der Ringier nahm auch das mit einem Gleichmut hin, darin selbst das Erlebnis mit seiner Jugendbekanntschaft bald nur noch eine Episode blieb: Er war damals statt hinunter nach Sankt Nabor vom Odilienbrunnen seitab in den Wald und nach mühsamen Irrwegen mit der Dunkelheit in das verfallene Hagelschloß geraten, wo er seine Unterkunft mit Eulen teilen mußte. Da hatte er die Nacht durchgewacht, hatte den Odilienberg im Gespinst des Mondes sein Sagenkleid anziehen sehen und grübelnd hinein gewirkt, was er vom Apfelschuß Tells und dem Rütlischwur wußte: Wenn es einfachen Hirtenleuten möglich gewesen war, sich von der eisernen Gewalt der Landvögte freizumachen, konnte es den Elsässern zwischen der Eifersucht von Wien und Paris nicht unmöglich sein, sowie sich Männer von Einfluß, Klugheit und Willenskraft

zusammenfänden! Und obwohl er, der unbekannte Student aus Straßburg, seine Gedanken vergebens nach Männern solcher Art suchen ließ: als die Fackelbrände der ersten Morgensonne über den Schwarzwald ins Elsaß hineinbrachen, hatte er sich auf dem heiligen Stammboden den Geistern des Landes nahe genug gefühlt, die Schwurhand für die elsässische Freiheit zu erheben. Seitdem galt ihm sein Leben verwirkt, und so achtete er die Hand des Schicksals, als es ihn bürgerlich vogelfrei machte.

Er war freilich klug genug, keinen Augenblick zu vergessen, daß diese Sache zunächst über das Vermögen eines Studenten hinaus ginge; aber Halbes oder weniger zu tun, war seiner grobschlächtigen Natur immer gering gewesen, und in der Sicherheit seiner Berufung wies er alle Gedanken, sein Studium an einer andern Hochschule fortzusetzen, verächtlich ab. Er mietete sich eine Dachkammer am Spitalplatz jenseits der Ill, die in den Giebel des Hauses eingebaut war; da sah er über den Dächern das Münster von Süden, wie sein rotes Steingebirge mittags die Sonne einsaugte, um sie abends wieder auszuglühen: der Anblick sollte ihm ein tägliches Wahrzeichen sein. Zuerst einem Einfall, dann der Gewohnheit folgend, stieg er manchmal auf die Plattform, den Glockenschlag zwölf abzuwarten. Da sah er die stolze Stadt mit dem Gedränge ihrer roten Dächer als das Herz der Heimat um sich gebreitet; er sah aber auch, wie sich die Geschwüre der Fremdherrschaft stetig hinein fraßen, hüben der Palast des königlichen Prätors Klinglin, drüben das Schloß des Kardinals Rohan und hinten gegen den Chor die Zwingburg der Jesuiten. Er konnte das Maß an den Dächern abzählen: fünfzig elsässische Bürger gegen einen Welschen, und draußen auf dem Land waren es ihrer tausend gegen einen. Wer den Funken fand, die Masse der Bauern und Bürger zu entzünden, dem mußte die welsche Herrlichkeit im Strohfeuer wegbrennen; und er brauchte nur eine Stunde lang in den kleinen Gassen herum zu horchen, um zu wissen, wo das Pulver für den Funken war.

Den ganzen Winter danach lebte der Ringier wie ein Gefangener in seiner Kammer; gerade die Heimlichkeit seiner Pläne und daß alles fürs erste nur Hirngespinste seiner Einsamkeit waren, bestärkte seinen Fanatismus. Er legte Namenslisten an von einflußreichen Elsässern im Ausland, namentlich an den Höfen von Wien und Versailles, und suchte in Straßburg wie sonst Männer von Geltung zu finden, die sich in Sprache und Kleidung dem alten Wesen treu verhielten; er berechnete die geringe Besatzung im Land und wieviel entschlossenes Volk nötig sei, sie zu überrumpeln. Nachher würde freilich die ganze Macht des französischen Königtums aufstehen; aber dafür wurde Franz Stephan von Lothringen in Wien als zukünftiger Gemahl der Kaisertochter gehalten, und sein Herzogtum reichte gleich einem Schutzwall des Elsaß vom österreichischen Flandern bis gegen den Sundgau hinunter. Denn dies war der Gedanke, daran der Ringier seinen Plan hängte, zuerst die kaiserliche Hilfe mit der Täuschung aufzurufen, daß es die Wiedervereinigung mit

dem Hause Habsburg gälte, um danach die Franzosen gegen Österreich auszuspielen; und soviel glaubte er die Verhältnisse an beiden Höfen zu kennen, um sein Gespinst nicht allzu windig zu finden.

Das erste Mißgeschick des Ringier aber war, daß dies alles, was ihn einmal der Heimat so tief verbinden sollte, sein Dasein vorläufig in einer verbissenen Menschenscheu immer mehr von ihr absonderte. Der Frühling drängte schon in den klebrigen Knospen, als er sich eines Mittags überraschte, wie er nur deshalb aus der Tür eines Speisehauses zurück wich, weil zufällig ein ihm bekannter Student darin saß; er zwang seine Scheu von der Straße in das Lokal zurück und setzte sich mit einem grimmigen Lächeln in dem schwarzen Elsässergesicht zu dem andern an den Tisch, der diese Annäherung verwundert quittierte. Es war ein wohlhabender Tuchmachersohn aus Colmar, ein rechter Zierbengel, den mehr das studentische Freudenleben als ein Wissenstrieb an die Hochschule gebracht hatte und der um seiner Geldkatze willen eine Rolle in der Landsmannschaft spielte. Stets bereit, dafür zu werben, benutzte er die unerwartete Gelegenheit und war verblüfft, an dem Ringier — dem diese Werbung ein Finger des Schicksals schien — einen so leichten Fang zu tun. Noch aus dem Speisehaus spazierten sie miteinander vor das Tor zu einer Weinwirtschaft hinaus, wo sie die Genossen des Colmarers trafen und eine Trinkerei anfingen, aus der er zum erstenmal in seinem Leben, vom Wein berauscht, erst morgens heim in seine Dachkammer kam.

So lächerlich dem Ringier die studentischen Gebräuche auch diesmal gewesen waren und so wenig sein Ehrgeiz danach stand, den Wein kannenweise hinein zu schütten: diese eine Trinkfahrt hatte ihm dargetan, in was für eine Bedrängnis er mit sich selber geraten war, weil er längst an dem toten Punkt seiner Absichten stand, wo irgendwie die Ausführung beginnen mußte, von der ihn die Kluft seiner Vereinsamung trennte. Da es die erste Gelegenheit eines Umgangs war, die sich ihm anbot, wurde er Landsmannschaftler; und er mußte sich noch den Vorteil buchen, daß sie ihn, den verwiesenen Studenten, überhaupt zuließen. Überdies hängte er seine Hoffnung gleich daran, daß es Elsässer waren, aus allen Landesteilen stammend, und obwohl er die Gefahr der kleinsten Schwatzhaftigkeit kannte, glaubte er doch, hier die ersten Schlingen legen zu können. Stärker als dies alles war freilich, daß seine mißhandelte Natur aus der Spannung des verbrüteten Winters einen Ausweg fand; und als er eines Tages wieder mit einem Schläger in der Faust vor dem Fechtmeister stand, glaubte er sogar, mehr als diesen Ausweg gefunden zu haben: Er spürte immer noch den scharfen Schlag im Arm, damit ihm der Hüningen die Waffe aus der Hand geschleudert hatte, und da er immerhin Kriegsgedanken im Kopf trug, lernte er mit entschlossenem Eifer fechten, um im Notfall das Leben anders als damals seinem Handgelenk anvertrauen zu können.

Als seine Grobknochigkeit erst einmal gewandt genug war, die Kräfte seiner langen Gestalt auszunützen, kam er bald in eine Leidenschaft, darin sich

die aufgesparten Körperkräfte des Winters austobten. Er schlief auf dem Fechtboden und brachte sich allmählich in den Ruf eines sicheren Schlägers. So machte es sich von selber, daß ihn die Landsmannschaft schon im Frühsommer gegen einen Kurmainzer aufstellte, dem eine scharfe Hand nachgerühmt wurde. Er hielt sich gut und war so lüstern auf die Fortsetzung, daß sie ihn weiter vorschoben; und als er schließlich einen großmäuligen Schwaben, der bis dahin ein Schrecken der Landsmannschaften gewesen war, so zu Schanden hieb, daß sie ihn auf einer Tragbahre heimschaffen mußten, sah der Ringier so etwas wie einen Ruhm um sich, der seinem Ehrgeiz eine erste Befriedigung gab.

Immerhin war es an seinem Schwur im Hagelschloß gemessen ein ironisches Vergnügen, sich für die elsässische Landsmannschaft abwechselnd mit den Nationen herum zu schlagen, und er verhängte einmal durch Wochen sein Fenster, weil er den Anblick des Münsters nicht mehr ertragen konnte. Auch war es ein ärmlicher Trost, daß ihm diese Händel und das Ansehen, das er dadurch genoß, eine Freiheit zorniger Redensarten gaben, darin er zum wenigsten in der Landsmannschaft den Haß gegen die Welschen nicht übel schürte; und eben die schimpfliche Abfuhr des Schwaben war in ein Siegesfest ausgelaufen, bei dem es den andern Nationen miteinander zugunsten der Elsässer im Schwadronieren übel erging. Je tiefer es in den Herbst ging, daß sich die Zeit seiner Schweizerreise näherte, umso empfindlicher wurde der Ringier gegen das sinnlose Einerlei, darin seine Genossen — und er schließlich mit ihnen — ihre Tage mit Trunk und Prahlereien hinbrachten, wobei es sein zweifelhafter Ruhm war, ihren Raufdegen vorzustellen. Er fing an, sich unwirsch zurückzuhalten und, wo sie ihn drängten, auch gegen sie die Vormacht seiner Schlägerfaust auszuspielen; es gab Händel und Reibereien, und namentlich der Colmarer Tuchmacherssohn, dessen Geltung Schaden durch ihn gelitten hatte, spielte den Vorwand gegen ihn aus, daß er als verwiesener Student weder aktiv sein, noch die Landsmannschaft in Streitfällen vertreten könnte. Der Ringier hielt sich schließlich nur noch in einer Art Faustrecht, bis eine Weinfahrt nach dem Odilienberg die Mischung von Ekel und kleinlichem Trotz, darin er lebte, in Gärung brachte.

Er selber hatte die Fahrt vorgeschlagen, weil er sich an der ärmlichen Hoffnung hielt, mit irgendeiner ausbrechenden Begeisterung die Rechnung des Odilienbergs bei ihnen doch noch zu begleichen. Dabei hatte er freilich an eine nächtliche Wanderung gedacht; aber durch die Mehrheit der Bequemen ergab sich eine Wagenfahrt daraus, bei der unterwegs soviel getrunken und an friedlichen Dörfern Unfug verübt wurde, daß sie erst am nächsten Mittag oben ankamen, statt morgens zum Sonnenaufgang da zu sein. Die meisten suchten sich gleich einen sonnigen Platz im Wald, ihren Rausch auszuschlafen, und die übrigen setzten in der Klosterwirtschaft ihre Trinkerei fort. Schon unterwegs hatte der Ringier seinen Überdruß nicht mehr verhalten können;

nun tat er sich beiseite, weil er sich selber mit der Genossenschaft gegen seine Erinnerungen verächtlich wurde. Er fand den Weg wieder zum Männelstein hinauf; aber oben war das Land verschleiert und die Bäume standen wie gestorben in der trägen Herbstluft; da saß er dann und brütete den ganzen Nachmittag, warum ihm sein Hochmut in dieses Gleis geraten war? Weil sich mir kein anderes auftat! ließ er seinen Groll antworten; aber gerade diese Antwort, deren Gültigkeit er mit allem Haß seiner verbitterten Seele untersuchte, machte ihm die Verlorenheit seines Zustandes unerbittlich klar.

Vielleicht, weil sie ihn suchten, vielleicht auch um der abendlichen Aussicht willen, kamen ihrer drei dem Ringier nach auf den Männelstein, und der Tuchmachersson war darunter. Wie sie ihn auf dem Fels dasitzend fanden, fielen sie mit Triumphgeheul über ihn her, das in ihrer Weinstimmung harmlos sein mochte, ihm aber wie Rabengeschrei in sein verdüstertes Gemüt krächzte. Der Colmarer wollte noch einen besonderen Witz machen und überreichte ihm auf der Spitze seines Rapiers einen Maulwurf, den er unterwegs aufgespießt hatte. Er riß ihm die Waffe mit einem Griff aus der Hand, der ihm das Handgelenk fast zerbrach, zertrat sie und schleuderte den Korb über den Abhang in die Tannen hinunter; und als die andern ihm in den Arm fallen wollten, fuhr er ihnen mit dem blanken Degen dazwischen, daß sie es vorzogen, schleunig den Rückweg zu nehmen; wobei sie, immer hitziger von dem sinnlosen Zorn des Ringier verfolgt, ins Laufen kamen und so gleich abgeirrten Schafen von ihm zur Herde im Klosterhof zurück getrieben wurden, die einen Spaß vermutete und die Schimpfenden mit Gelächter empfing.

Der Ringier aber, der die Torheit und Schmach ihrer Genossenschaft damit abschüttelte, warf seine Waffe hinterher und sprang ins Dickicht, zum zweitenmal im Hagelschloß eine Unterkunft zu suchen.

3.

Was diesmal von dem Ringier nach Straßburg zurückkam, war nur noch ein in Verwünschungen seines Daseins leer geronnenes Gefäß. Aus der Landsmannschaft wie aus den Hörsälen verwiesen, ohne Verbindungen, zu unbeholfen und zu scheu, irgendein Stück Wirklichkeit für seine ehrgeizigen Pläne zu erzwingen, trug er den Rest fortab wie einen Sauerteig herum, den der Bäcker vergessen hatte und der, statt einen Brotteig zu durchsäuern, in sich selber vergärte und stockig wurde. Seine Einnahmen hätten zur Not gereicht, irgendwo sonst das Leben noch einmal zu versuchen; aber auch für seinen gedemütigten Hochmut gab es nichts mehr, was ihm außerdem versuchenswert gewesen wäre. Er blieb in seiner Dachkammer wohnen, strich wie ein kranker Wolf umher und saß dann wieder tagelang in den Wirtschaften der kleinen Leute, ohne viel zu trinken; und weil aus den Wochen dieser traurigen Vergeudung Monate und schließlich Jahre wurden, stellte er allmählich mit seinem verbissenen Hochmut einen verbummelten Studenten und

Müßiggänger vor, wie sie den Bodensatz aller Hochschulen bilden; bis das Schicksal noch einmal die Hand auf ihn legte.

Er pflegte seine schlaflosen Nächte in einer Wirtschaft der Altstadt zu verbringen, darin sonst nur fahrendes Volk verkehrte, um des guten Weines und der versteckten Räumlichkeiten willen aber auch manchmal Herrenleute zu finden waren, die etwa mit zweifelhaften Damen Unterkunft suchten. Da traf er eines Abends unvermutet den Herrn von Hüningen wieder; der hatte ein rothaariges Weibsbild aufgelesen, das — wie der Ringier aus seiner dunklen Ecke beobachten konnte — gleichzeitig noch einen Handel mit einem der Mannheimer Schiffer hatte, die an dem selben langen Holztisch saßen. Auch der Hüningen schien den Unrat zu merken; er schob die Dame, die augenscheinlich Not hatte, den Schiffer noch zu begütigen, während sie ihren gegenwärtigen Besitzer durch allerlei Freundlichkeiten abzulenken suchte, derartig zur Seite, daß sie gerade noch an dem Schiffer Halt fand. Dem wiederum schien diese Zuweisung nicht zu behagen; bevor noch das Weibsbild seinen Busenlatz in Ordnung gebracht hatte, stand er schon aufgerichtet vor dem Hüningen, den Weinkrug schlagbereit in der Hand. Obwohl der kaltblütig sitzen blieb, während die andern Schiffer als handfeste Garde bereit saßen, ihrem Kameraden beizuspringen, sah der Ringier doch, daß die Sache für ihn gefährlich wurde, und folgte einem frechen Einfall: Er wußte, daß nebenan im Kabinett von einer früheren Kriegszeit des Wirtes zwei schwere Reitersäbel kreuzweis an der Wand hingen; bevor die Kerle das merkten, hatte er die geholt, einen warf er dem Bedrohten hin, mit dem andern stand er ihm von der Seite bei, und da er nun auch kein Schüler der Fechtkunst mehr war, hatten sie die Schiffer samt dem schreienden Weibsbild bald auf die Gasse hinaus getrieben und konnten durch die Hintertür einem neuen Angriff mit Anstand entgehen.

Das Abenteuer war unblutig gewesen und in seinen Umständen kaum geeignet, eine Freundschaft darauf zu pflanzen; auch sagten beide kein Wort, während sie nachher einen Ausweg aus dem trüben Gewinkel der Hinterhäuser suchten. Aber als der Ringier andern Morgens noch im Bett lag und verdrossen in das Fensterviereck mit dem näßlichen Wintermorgen sah, klopfte es, und der von Hüningen kam, frisch und sauber trotz der Nacht, ihm für seinen Beistand den schuldigen Dankbesuch zu machen; und obwohl der Ringier ihn und den Schwall von Erinnerungen, der mit ihm kam, verdrießlich abwehrte, ließ er sich nicht beirren, ihm herzhaft die Hand zu schütteln und sich ihres gemeinsamen Waffenganges zu erinnern. Er hätte damals gewußt, wer sein Gegner wäre, aber Gründe gehabt, es nicht zu zeigen; übrigens sei es eine lange Rechnung gewesen, die er mit dem Marquis beglichen habe! Und unversehens war er dann schon mitten in den Tagen ihrer Jugendbekanntschaft, deren er sich in allerlei Einzelheiten kaum weniger lebhaft als der Ringier erinnerte. Weil der dabei immer noch halbausgeschlafen im Bett lag, war es

ihm schwer, sich gegen den Ton zu wehren, so überströmte die Kameradschaftlichkeit darin sein vertrocknetes Gemüt wie eine Gießkanne.

Von dem Morgen an rechnete ihre Herzbruderschaft; die Zufälle ihrer Begegnungen und auch die gemeinsame Erinnerung an ein paar Jugendtage allein hätten das kaum vermocht; es zeigte sich aber bald, daß sie immer noch die Spielkameraden von damals und überdies, trotz aller Verschiedenheit ihrer seitherigen Lebensumstände, nicht unähnlich im Schicksal waren. Aus einer gefährlichen und entbehrungsreichen Jugend war der Hüningen in holländischen Diensten Soldat gewesen und schließlich im Gefolge einer im Rheingau reich begüterten Dame nach Straßburg zurückgekommen, um den Lücken seiner Bildung mit späten Studien nachzuhelfen. Der böse Handel mit dem Marquis hatte ihn noch einmal aus dem Elsaß verjagt, doch war ihm die Dame — sie eben hatte die flatternde Gestalt auf dem Odilienberg vorgestellt — nach Eltville gefolgt und dort mit ihm in die Ehe getreten. Der Glanz ihres Vermögens ermöglichte ihm zwar die Rückkehr, aber es war in den Jahren doch nicht soviel Gras über den Marquis gewachsen, daß er am Hof des Kardinals Rohan angenommen worden wäre. Dadurch verärgert, auch viel zu sehr an das Hin und Her eines abenteuerlichen Soldatenlebens gewöhnt, um an der Alltäglichkeit der Hörsäle auf die Dauer Gefallen zu finden, saß er nächtelang — zum Gram seiner zimperlichen Frau, die sich um ihres Geldes willen an einen Wüstling geraten sah — mit zechlustigen Kumpanen in den Wirtschaften herum, Gott und seine mißratene Welt höhnend, und war in dieser Müßiggängerei ein Spiegelbild des Ringier, indem er gleich ihm auf der Drehscheibe seiner untätigen Männlichkeit saß. Da es für beide immerhin eine Erleichterung war, daß sie ihre Drehscheiben aneinander rieben, statt an landfremdem Wirtshausvolk, standen sie bald besser miteinander, als jeder von ihnen vorher mit einem Menschen gestanden hatte; auch kamen sie aus dem Schlamm ihres Daseins doch wieder in reineres Wasser.

Bald führte der Hüningen den Ringier in sein reich bestelltes Haus, das er am Schiffleutstaden bewohnte, und da die Dame aus dem Rheingau den wohltätigen Einfluß seines Umgangs auf ihren Gatten dankbar quittierte, wurde sie in den Freundschaftsbereich mit einbegriffen, obwohl sie kaum mehr darin bedeuten konnte als ein notwendiges Möbelstück. Denn als die beiden, die nur an ihrer Einsamkeit verstockt waren, erst einmal anfingen, ihre Ansichten über Lebensumstände mit der Wirklichkeit zu vergleichen, fand sich bald, daß sie durchaus noch mit Gelüsten zu tun hatten, in dieser Wirklichkeit etwas zu bedeuten, und damit traten sie schon wieder über den Lebenskreis der besorgten Frau hinaus. Namentlich der Hüningen sprach gern davon, daß es für einen rechten Mann auch etwas Rechtes zu tun gäbe und daß sie beide — zum wenigsten er selber — den Platz noch nicht gefunden hätten! Er hielt es für einen melancholischen Anfall seines Freundes, wenn der bei solchen Reden verbissen und schweigsam wurde.

Während der Ringier dann gleichsam auf der versiegelten Kiste seiner gefährlichen Erlebnisse saß, rührte der Hüningen auf andere Weise viel tiefer daran: Es hatten einige seines Namens in den mittelalterlichen Kämpfen eine nicht unrühmliche Rolle gespielt; dadurch las er mit Eifer alte Schriften über die elsässische Geschichte, der auch sein mißglücktes Studium gegolten hatte; denn gerade dadurch, daß die vielgelehrten Professoren hierüber soviel wie nichts wußten, waren ihm die Hörsäle verleidet worden. Unversehens wurde auch bei dem Ringier der verrostete Studenteneifer wieder lebendig, zumal er ihn mit dem Rest seiner Kenntnisse vielfach belehren konnte. Sie fingen an, bei den Antiquaren nach alten Schriften zu suchen, saßen tagelang auf der Bibliothek herum und bauten an dem Bild der alten reichsfreien Zeit, wo im Elsaß der Zehnstädtebund das Vorbild der weltberühmten Hansa abgab, wo Tauler und Meister Eckart in Straßburg lehrten und Gutenbergs erste Presse da stand. Trotzdem der Ringier das meiste wußte, war es zum erstenmal, daß er diese Dinge so für sich selber erlebte; das Wohlgefühl, doch wieder tätig zu sein, kam hinzu, und so wuchs ihm allmählich aus dem bitteren Bodensatz seiner Hirngespinste ein Stück Wirklichkeit, das seiner Natur erreichbarer und darum doch der Heimat nicht weniger verbunden war als seine tauben Pläne: Er wollte die Geschichte des elsässischen Landes schreiben und ihm dadurch mehr als nur ein Denkmal aufrichten; zwar gab es seit kurzem acht dicke Bände darüber von dem gelehrten Laguille, aber die galten der Provinz Alsace und dienten der Einverleibung, während er gegen den geborgten Glanz der Prätoren- und Kardinalswirtschaft das Schaubild der eigenmächtigen Vergangenheit leuchten machen wollte, da die Elsässer den Eidgenossen gleich und Kaisern wie Königen zum Trotz ihre geachtete Freiheit hatten.

So schien dem Ringier aus der Grausamkeit seiner Enttäuschung doch noch ein Glück zu blühen, darin er seine Berufung zwar bescheidener, als er gefiebert hatte, aber doch noch groß genug erfüllt sah, ein Leben daran zu setzen; und dies war die tragische Stunde seines Schicksals, daß er gerade da den Schlüssel zu dem scheu behüteten Geheimnis hergab, als er die Kiste für immer wegstellen wollte. Es geschah abends in seiner Giebelkammer, und draußen fiel Schnee in den verhüllten Mondschein, so weich und warm, daß der Hüningen am offenen Fenster stand und über den durchleuchteten Sturzacker der Dächer sah, indessen der Ringier im Eifer seines Planes hin und her ging. Er hatte gerade von der möglichen Wirkung seines Werkes gesprochen, wie es im elsässischen Volk das Selbstbewußtsein der alten Freiheit erwecken könne, das jetzt gleich dem geblendeten Simson im Keller der Fremdherrschaft säße und den Welschen das Korn mahle, als der Hüningen sein freches Lachen anschlug: Da käme die Verschiedenheit ihrer Natur zutage, spöttelte der und schien sich wieder ganz als der überlegene Fechtmeister zu fühlen, ihm den Degen aus der Hand zu schlagen; er sei Soldat und könne dergleichen nicht

hören ohne die brennende Luſt, ſein Leben mit einer Tat dahinein zu werfen; bei ihm aber, der in Büchern groß geworden wäre, würde alles, auch eine ſo drängende Wirklichkeit wie dieſe, immer wieder zu Papier! Der Ringier wollte ſchweigen bei dieſer Prahlerei, aber die Eiferſucht und der Ehrgeiz des Augenblicks nahmen ihm alle Vernunft; und als er ſie wiederfand, hatte er den Schlüſſel zu ſeinem Geheimnis ſchon aus der Hand gegeben: Zuerſt war er bei ſpöttiſchen Andeutungen geblieben, hatte ſich aber hinreißen laſſen wie ein Verteidiger, der eine unſichere Sache führt und dabei hitzig wird, als ob ihm nun erſt, da er den Plan preisgab, die Ungeheuerlichkeit davon klar würde. Zugleich aber brach die Bitterkeit ſeines geſcheiterten Hochmuts aus, ſodaß der Hüningen ein Bekenntnis ſeiner Unzulänglichkeit hörte, wie er es ſich ſelber bisher verweigert hatte.

Sie ſahen ſich drei Tage lang nicht nach dieſem Abend; für den Ringier waren es Stunden der Verbitterung, wie er ſie aus ſeinem neu verſicherten Daſein nicht mehr erwartet hatte; als ein gedemütigter Narr war er in ſeiner Giebelkammer übriggeblieben, und notdürftig flickte er ſich aus den Trümmern ſeines Hochmuts den Troſt zurecht, daß er nun erſt, nachdem er ſie preisgegeben habe, den Spuk ſeiner vermeſſenen Pläne losgeworden ſei. Am vierten Morgen aber, als er nach ſeiner Langſchläferſitte noch im Bett lag, kam der bekannte Schlag an die Tür, und dick verſchneit und funkelnd trat der Hüningen ins Zimmer. Ohne erſt den Mantel abzulegen, ſetzte er ſich ans Bett und breitete ſeine Papiere aus, auf denen er die Werte ſeines in vielen Beſitzungen und Rechten, Pfandbriefen und Silbergroſchen zerſtreuten Vermögens genau berechnet und addiert hatte; es war eine Summe, die dem andern märchenhaft ſcheinen mußte: Das ſei der erſte Kriegsſchatz, den Feldzug anzufangen! Und ob der Ringier erſchrocken von der Unheimlichkeit dieſer Wendung abwehrte und dem Hüningen mit allen Gründen ſeiner vergrämten Vernunft die Unſinnigkeit des Anſchlags auseinanderſetzte: der hörte garnicht darauf. Er hatte wieder das Fenſter geöffnet und ſcharrte kleine Schneebälle zurecht, die er von Zeit zu Zeit in die blaue Winterluft hinauswarf, recht wie ein gut ausgeſchlafener Knabe, der ſich vor Übermut nicht laſſen kann.

Da ſah der Ringier, daß der ſpöttiſche Hüningen auch diesmal der Sieger war; die hilfloſe Wut, ihm zu Willen wieder in den Strudel hinein müſſen, gerade als er ſich endlich gerettet glaubte, und ein jäher Haß auf den Freund, der lächelnd gehen wollte, wo ihm ſein Leben abgegraben war, übermannten ihn ſo, daß er aus dem Bett ſprang und mit nackten Beinen auf den Hüningen losging, die Waffe in der Hand und ſeine Papiere mit der Linken zerknitternd: Es geht auf Tod und Leben! ſtöhnte er, ohnmächtig vor Wut, ſodaß der andere nicht mehr im Zweifel ſein konnte über die Drohung. Aber der war Soldat und über manches Leichenfeld geritten; funkelnd vor Kampfluſt und mit ſeinem frechſten Lachen hielt er ihm gegen die Schärfe

des Stahles die Herzbruderhand hin. Und ob dem Ringier eine Stimme zuschrie, ihm eher die Hand abzuschlagen, als die seinige hineinzulegen: der Hüningen wußte genau, daß sie dieser Sache und also auch ihm auf Tod und Leben gehörte. So, wie die Kampfansage zweier Todfeinde kam der Bund zustande, mit dem die beiden Männer den Zustand Europas eigenmächtig ändern wollten.

Seit diesem Morgen war die Giebelkammer am Spitalplatz das Generalquartier ihrer Unternehmung. Aber jetzt galt die Wirklichkeit, und da war der Hüningen Meister, dem der Ringier das Bauzeug seiner Hirngespinste beibrachte; denn nun erst zeigte sich, was für ein brütender Phantast er gewesen war, indem er selber ganz außerhalb der Dinge stand, die er bewegen wollte. Während die Kabinette Europas auf den Tod des letzten Habsburgers lauerten, um eine neue Verteilung der Länder und Völker vorzunehmen, und der Kurfürst von Bayern nur das vereinbarte Stichwort dieses Todes abwartete, um als die Puppe Frankreichs den blutigen Tanz zu beginnen, hatte der Ringier sein Kartenhaus im Elsaß gebaut, als ob es sonst keine Welt gäbe. Der Hüningen, der das Räderwerk kannte, glaubte an keine Glückszufälle; für ihn war die Politik wie der Krieg ein kaltblütiges Gewerbe, darin der am weitesten kam, der die Gelegenheit abwarten und ausnutzen konnte; und nur, weil er die Gelegenheit für das Elsaß mit der allgemeinen Abrechnung kommen sah, war er in den Plan gesprungen. Er glaubte nicht einmal, daß eine Entscheidung der Waffen nötig sein würde; ein Krieg sei immer ein Geldgeschäft; Soldaten und Offiziere, die Zuverlässigkeit der Verbündeten und die Liebe der Untertanen: alles wäre wie ein Kardinalshut mit Geld zu gewinnen und alles verlange Geld. Darum sei es vernünftig, den blutigen Umweg zu sparen und mit dem letzten Beutel voll Geld den Zeitpunkt der Erschöpfung abzuwarten.

So verächtlich dem Ringier diese Weisheit schien, so wenig sah er einen besseren Weg, und da er den Hüningen als tollkühn genug kannte, auch keiner andern Entscheidung auszuweichen, tat er tapfer mit. So war das Frühjahr und der Sommer danach, da sie zu einer täglich neu verabredeten Stunde an die Arbeit gingen, da sie rechneten und jedes günstige Ergebnis ebenso bezweifelten, wie sie jeden Fehler begrüßten, wirklich eine Zeit, als ob sie Goldsucher geworden wären, wie der von Hüningen es spöttisch scheinen ließ. Als sie dann glaubten, daß alles geschehen wäre, was besonnene Überlegung allein vorbereiten konnte, und daß nun die Maschen der späteren Ausführung gelegt werden durften, verbrannten sie einen Tag lang alles, was verräterisch sein könnte, und traten ihre vorbereiteten Kriegsfahrten an, der Hüningen nach Paris und der Ringier nach Wien, um der späteren Entwicklung mit allen erreichbaren Kenntnissen und Verbindungen vorzuarbeiten.

So galt es keinen alltäglichen Abschied, als der von Hüningen mit dem Ringier, der die weiteste Fahrt hatte, am Morgen vor seiner eigenen Abreise

noch hinausfuhr bis gegen Kehl. Der Reisewagen war die erste Leistung der Kriegskasse, und der Ringier vermochte die Erinnerungen an seine Fahrt über den Jura nicht abzuwehren, wie sie zum Tor hinausfuhren. Es war ein Frühherbstmorgen, an dem die Last der Obstbäume frierend im Nebel stand und dicke Schwaden aus dem Wasser aufs Land krochen. Bevor sie sich zum letzten Mal ins Auge sahen, hatte der Hüningen noch einen Scherz vorbereitet, der gleichwohl ein Wahrzeichen sein sollte: Aus je einem ledernen Futteral holte er zwei Fähnchen mit den elsässischen Farben an kurzen Stielen, kleiner als Kinderspielzeug; mit dem einen winkend, stand er neben seinem Reitpferd, das ihm ein Knecht gebracht hatte, unter der breiten Pappel, als der Ringier mit dem andern Antwort winkend sich übersetzen ließ. Prall über den Nebelballen stand der blaue Herbsthimmel und darin die rote Zunge des Münsterturms als Sinnbild des vermessenen Planes, der nun in zwei Hälften auseinanderging.

Denn obwohl sie schon Tag und Stunde in der Giebelkammer verabredet hatten — zu der sie beide einen Schlüssel bei sich trugen —, da sie zurück sein wollten, und obwohl die Treue und Entschlossenheit die beiden Männer nicht reiner und tiefer erfüllen konnte als in dieser kühlen Herbstmorgenstunde, wo sie sich zum ersten und letzten Mal in ihrem Leben umarmten: Feder und Unruhe gingen auseinander, und nun war es kein Uhrwerk mehr.

4.

Sie hatten ausgemacht, daß keiner dem andern schreiben dürfe, es sei denn, daß einer von ihnen dringender Hilfe benötigt sei; aber schon im Oktober ließ der Ringier seinen Knecht reiten, weil das Stichwort gefallen war: Der letzte Habsburger hatte sein kläglich mißglücktes Leben verlassen, und seine Tochter Maria Theresia war mit ihrem Franzl zurückgeblieben, der zwar ihr zärtlicher Gatte, aber darum weder Regent in den Erblanden noch römisch-deutscher Kaiser war. Es sah dem Ringier nicht aus, als ob die österreichische Macht das Kaisertum behaupten könnte; zwar ritten genug Offiziere auf den Straßen herum, aber daß es ihnen ebenso an Fußvolk fehle wie den Finanzen an Talern, davon sprach alle Welt, und ein böses Scherzwort ging um, daß sogar die Schatzkammer der Hofburg seit der Hochzeit der Kaisertochter verpfändet wäre, um ihre Aussteuer zu bezahlen. Österreich als Gegenspieler zu Frankreich war viel zu schwach, um jemals auf dem elsässischen Brett etwas zu bedeuten: Dies schien dem Ringier das böse Loch in ihrer Rechnung zu sein; so hielt er jeden seiner Tage in Wien für ihre Sache verloren.

Er mußte vier Wochen warten, bis der Knecht mit der Antwort geritten kam, und es war mitten in der Nacht, als der ihn mit dem Brief des Hüningen weckte und Sorgen und Hoffnungen mit eins abschnitt. Er war französisch geschrieben, und die Schrift stand bis zum letzten Buchstaben wie

gedruckt auf den Blättern, so fest und gedrängt. Seine Freundschaft war unverbrüchlich darin, auch die Sorgfalt, ihn mit keinem Wort zu verletzen, und während der Ringier bei der Kerze die klug gewählten Sätze las, sah er den Fechter wieder, der aus einem Zweikampf mit ihm eine Fechtstunde machte, um den Marquis danach kaltblütig abzustechen: Er werde auf den Tag und die Stunde in Straßburg sein und hoffe, den Herzbruder dort wohlauf zu finden; nur wolle er ihm ehrlich melden, welcher Dinge er sich von ihm versehen müsse. Nicht an der Ausführbarkeit dessen zweifele er, was ihnen ein halbes Jahr lang zukünftige Wirklichkeit gewesen sei, wohl aber an der Nützlichkeit!

Paris und Versailles blühten aus dem Papier: Das Herz der europäischen Welt sei da, und keinem Glied könne es gut sein, davon getrennt zu werden! Er liebe die Heimat nicht weniger als sonst, ja, er liebe sie mehr; aus dieser Liebe aber könne er nicht anders, als in ihrem Plan ein drohendes Unglück für das Elsaß finden. Denn was die Plage des armen Bauernvolks und die Plackerei der Gewerbe mit Steuern und Zöllen anginge, sei das in der Schweiz um kein Haar besser: Die Elsässer könnten nur die Handschuhe wechseln, aber für ihre Hände nichts gewinnen. Dagegen würden sie den Anschluß an den Fortschritt Europas verlieren, der in Paris am Wachsen sei. Straßburg und das Elsaß wären im Reich und nicht daneben mächtig gewesen; wenn es noch ein Reich und einen Kaiser gäbe statt eifersüchtiger Fürstenhöfe mit nachgeäfftem Franzosentum, würde sein Platz sicher sein; so aber hieße es die geliebte Heimat aus der Sonne bringen, die nun einmal als die einzige Wärme Europas in Versailles aufginge — was weder in Wien noch in München oder gar in Berlin bei dem Preußenkönig und Freund Voltaires geleugnet würde.

Der Ringier verbrannte den Brief noch in derselben Nacht, sandte die Knechte mit dem Reisewagen nach Straßburg zurück und trat nach drei Tagen ein in ein kaiserliches Regiment. So wartete der Hüningen vergebens in der Giebelkammer am Spitalmarkt; das Spiel war aus, als das Stichwort fiel; die Spieler aber lebten, und das Schicksal bestand auf ihre Abrechnung.

5.

Die Abrechnung kam nach drei Jahrzehnten, als der geistliche Kurfürst von Mainz in seinem Lustschloß Favorite dem neuernannten französischen Gesandten von Hüningen ein Gartenfest gab. Der war nun selber eine von den Strahlen geworden, mit denen die Sonne Frankreichs auf die deutschen Fürstenhöfe schien, und er glühte im Glanz der Stunde, als ihm der Kämmerer einen kaiserlichen Oberst vorstellen wollte, den er mit einem Blick in das gealterte Gesicht als den Ringier erkannte; nur der Kopf hing in den hohen Schultern, sonst hielt er die hohe Gestalt noch immer straff. Seine

erste Regung war, ihn nach einer nun längst gewohnten Förmlichkeit in die Arme zu schließen; doch mochte ihm eine Erinnerung an den Herbstmorgen bei Kehl durch den Kopf blitzen; auch sahen ihn die greisenhaften Augen so ungerührt an, daß er ihm nur die Hand hinstreckte, mit dem Lächeln von damals, nur daß es leerer und eine Maske geworden war.

Der Ringier, dem die Begegnung nicht so unerwartet kam, weil er den Namen des neuen Gesandten längst erfahren hatte, und der aus den kreisenden Gedanken dieser Tage wie ein Raubvogel auf ihn herunter stieß, griff wohl die Hand, doch ließ er sie nicht mehr los aus seiner Säbelfaust; seine Haltung mochte den Umstehenden als beherrschte Bewegung scheinen, den von Hüningen aber mußte sie an die Morgenstunde in der Giebelkammer erinnern, da sie ihren Bund auf Tod und Leben schwuren. Um noch den Eklat zu vermeiden, legte er ihm die Linke mahnend auf die Schulter, sodaß sie nun für die Gäste wirklich wie eine Freundesgruppe an dem Goldfischweiher standen. Der kaiserliche Oberst schien die kostbar belederte Hand lange nicht zu bemerken, bis er sie mit einer verächtlichen Bewegung abschüttelte, die unter soviel Augen den Gesandten des Königs von Frankreich wie eine Ohrfeige treffen mußte. Da er nun unentrinnbar gestellt war — während man schon aufmerksam wurde — sodaß er an den silbrigen Herbsttag, wo er es gut haben und den Glanz seiner Gesandtenstellung genießen wollte, sich in einen häßlichen Auftritt verwickelt sah durch diesen Narren, der die angebliche Schuld nach dreißig Jahren an so unpassendem Ort einforderte: sprang im Jähzorn des beleidigten Gesandten der alte Soldat auf beide Füße, sodaß er noch einmal die Hand mit einem scharfen Ruck zu lösen versuchte und, als ihm das mißlang, dem kaiserlichen Oberst mit der Linken mitten ins Gesicht schlug.

Der schien wirklich von Sinnen zu sein, er ließ die Hand auch nach der Züchtigung nicht los; erst als der Gesandte am Degen nestelte, fand er sich in die Gegenwart zurück. Da war es noch einmal der Bundschuh, nur daß der Hüningen nun den Marquis vorstellte; als der mit seinem zierlichen Gesandtendegen wütend ausfallen wollte, zeigte sich, daß der Ringier unterdessen im Fechten geübter war: mit einem grausamen Seitenhieb kam er dem Stich zuvor, daß mit dem Degen die Hand des Gesandten in den Rasen flog, wie ein mit Blut gefüllter Lederbeutel, während schon die Nächsten dem Ohnmächtigen beisprangen und das Gartenfest auf der Favorite in Schrecken zerrann.

So hatte ihre Herzbruderschaft einen blutigen Sprung über dreißig Jahre getan; aber es waren nicht mehr die Elsässer von damals, die sich so grausam trafen; die Drähte eines in fremden Diensten hingebrachten Mannesdaseins zogen an ihren Füßen: eine Hand der Majestät von Frankreich war abgeschlagen worden, und ein kaiserlicher Oberst, beleidigt durch die Linke der gleichen Majestät, hatte den Schlag getan. Während die Chirurgen den tod-

wunden Gesandten mühsam am Leben hielten, ritten die Läufer des hitzigen Diplomatenspiels nach Paris und Wien, bis der abgeschlagenen Hand des Gesandten ein ehrenvolles Begräbnis in Gegenwart des kaiserlichen Obersten zugesprochen wurde.

Die Mainzer versprachen sich einen Martinsspaß davon, und ihrer Hunderte warteten trotz dem naßkalten Schneewetter vor der Gesandtschaft, als die Ehrenkompagnie anrückte. Mit dem Glockenschlag wurde der Sarg heraus gebracht, und es war ein putziges Bild, wie die vier Männer mit dem Kistchen aus polierten Brettern über die Treppe herunter kamen; aber das Gelächter erschrak und verkehrte sich in Bestürzung, als von der Seite der Ringier als Leidtragender dazu trat, barfuß und mit einem Fähnchen in der Hand, kaum so groß wie ein Kinderspielzeug, grausame Befriedigung in dem verwitterten Gesicht. Für Viele wurde nun das Gerücht zur Gewißheit, daß dieser kaiserliche Oberst ein Wahnsinniger wäre; und überall in den Gassen, wo das seltsame Leichenbegängnis durchkam, indessen die Glocken vom Dom einer Hand zu Grabe läuten mußten, hielt der Spott den Atem an. Vor dem Loch der Erde, das dem todkranken Herrn von Hüningen einen Teil vorweg nahm, brach der Ringier das Fahnenstöckchen in Stücke und warf es mit den Fetzen auf die polierten Brettchen hinunter; wenige wußten, daß es für den kaiserlichen Oberst und den Gesandten des Königs von Frankreich die Farben der gemeinsamen elsässischen Heimat waren; alle aber, die den eisgrauen Mann mit bloßen Füßen in dem nassen Erdreich dastehen sahen, fühlten, daß hier eine Spukhand des Schicksals in die Wirklichkeit reichte.

Der Herr von Hüningen kam mit dem Leben noch für ein halbes Jahr davon, das er auf den Gütern seiner verstorbenen Frau im Rheingau langsam abwelkend verbrachte. Der Ringier blieb seit dem Tag des Begräbnisses für die Mainzer verschollen, kam aber auf seinem bäuerlichen Sitz im Sundgau noch wunderlich ins hohe Alter.

Aus Jakob Burckhardts Briefwechsel mit Paul Heyse[1].

Mitgeteilt von

Erich Petzet.

In seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen" erzählt Paul Heyse mit besonderer Liebe und Betonung von seiner Freundschaft mit Jakob Burckhardt (Band I, S. 80, 107 und 172 f.). In Berlin bei Franz Kugler hatten sie sich im Jahre 1847 kennen gelernt, und die gemeinsamen Jugenderinnerungen schufen zusammen mit ihrer Übereinstimmung in den wesentlichsten künstlerischen Anschauungen und Neigungen eine Verbindung, die ihr ganzes Leben hindurch Bestand behielt. Nie hat Burckhardt die Anhänglichkeit an jenen Kreis verloren, in dem er fast vier Jahre hindurch wie ein Kind des Hauses verkehrte. Hier war er der nächste Vertraute des Hausherrn in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, wetteiferte aber auch mit ihm in sangesfroher Hausmusik, die das italienische und das deutsche Volkslied bevorzugte; hier huldigte er als ein dankbarer Verehrer der „stillen Anmut" der von Geibel besungenen Hausfrau, Frau Clara Kugler, und neckte, als „reene Bosheit" gefürchtet, mit überlegenem Witz das jüngere Völkchen, vor allem die Haustochter Grete, die später Paul Heyses, und ihre Base Emma Baeyer, die später Otto Ribbecks Gattin wurde; und wohlwollend begönnerte er hier auch den „wohlerzogenen" jungen Studenten Paul Heyse, den Geibel als „werdenden Dichter" eingeführt hatte. Fester knüpfte sich die Verbindung mit diesem, als Heyse wiederholt in Basel die Klause des in die Ferne entrückten „Eminus" aufsuchte und im Frühjahr 1853 einige glückliche Wochen mit ihm gemeinsam in Rom verleben konnte. Mit der wachsenden Reife und Bedeutung des Jüngeren vertiefte sich aber auch ihre Freundschaft; denn frühe schon erkannte Burckhardt in den Dichtungen Paul Heyses die Verwandtschaft mit den künstlerischen Schönheitsidealen, die ihm die höchsten waren und die er in Raffael und Goethe typisch verwirklicht sah. So verfolgte er die fortschreitende Entwicklung des Freundes mit reger Teilnahme, besprach neue Dichtungen mit eindringendem Freimut und legte dem Dichter sogar Stoffe zur poetischen Bearbeitung vor — die Ausläufer seiner eigenen dichterischen

[1]) Der vollständige Briefwechsel zwischen Jakob Burckhardt und Paul Heyse wird, herausgegeben von Erich Petzet, im Verlage von J. F. Lehmann in München erscheinen.

Neigungen, denen die unerbittliche Selbstkritik Schweigen gebot. Aber auch an dem persönlichen Ergehen des Freundes nahm er treulich Anteil; für den literarischen Nachlaß des vorzeitig verstorbenen Franz Kugler sorgte er auf Heyses Bitte nach besten Kräften und freute sich, so wie dem toten, auch dem lebenden Freunde, vor allem aber auch der mit den Kindern zu Heyses nach München übergesiedelten Frau Clara seine Treue bewähren zu können. Und mit tiefem Kummer hörte er von dem düsteren Verhängnis, das im April 1861 mit der schweren Erkrankung der jugendlichen Gattin Heyses über das Haus hereinbrach und im September zur Übersiedelung nach Meran nötigte, wo ein Jahr später ihre qualvolle Dulderzeit ein trauriges Ende fand. In jener Zeit verstummte der so schwer getroffene Dichter gegenüber dem Freunde; dieser aber nahm nach längerer Pause mit unverminderter Herzlichkeit den Briefwechsel wieder auf:

1.

Basel 3. April 1864.

Liebster Paul!

Ich habe schon so lange nichts mehr von Dir erfahren, daß es mich sehr drängt, bei Dir um ein paar Zeilen zu betteln. Das letzte war die Gesammtausgabe der Novellen in Versen[1]), welche ich mir sogleich geben ließ, um mich zu überzeugen, wie die schönen Sachen zusammen aussehen. Dieß ist doch ein Bändchen, welches Dir unter den Lebenden keiner nachmacht. Unbekannt war mir darin noch die „Hochzeitreise", welche ich mit unendlichem Gaudium gelesen habe, indem darin der ästhetische Rathgeber wundervoll gezeichnet ist[2]). Ein Bekannter von mir, ein früherer Zuhörer desselben, hat die gleiche Wahrnehmung gemacht. Was den „Rafael" betrifft, so frappirt mich darin immer von Neuem die ungemeine Schönheit des Süjets, von der Unglücklichen, welche in einem Künstler ein höheres Leben gelebt hat und ihn nun wirklich sieht, — aber der Schluß hat etwas furchtbar Wehthuendes, indem die Phantasie genötigt wird, an dem weitern Schicksal derselben weiterzuspinnen, welches möglicher Weise noch ein schreckliches ist. Der böse Schwager muß aus der Welt — oder sie.

Von Deinen sonstigen Sachen erfahre ich, seit Ribbeck[3]) fort ist, d. h. seit 1½ Jahren nichts mehr, da ich außerhalb der allgemeinen literarischen

[1]) Die „Gesammelten Novellen in Versen" (Berlin 1864) enthielten: Die Braut von Cypern. Die Brüder. König und Magier. Margherita Spoletina. Die Furie. Rafael. Michelangelo Buonarotti. Die Hochzeitsreise an den Walchensee.

[2]) „Der ästhetische Ratgeber", der hier so liebenswürdig ironisch gezeichnet ist, war der Jurist Bernhardt Windscheid (1817—1892), dem die Dichtung gewidmet wurde.

[3]) Otto Ribbeck (1827—1898), Heyses Jugendfreund und Gatte von Emma Baeyer, war 1861 bis 1862 Professor an der Universität Basel gewesen, dann aber nach Kiel gegangen; dort blieb er im Amte, bis er im Jahre 1871 einem Rufe nach Heidelberg folgte. Burckhardts Brief an ihn vom 17. Juni 1863 vgl. Neue Rundschau, Bd. 21, 4 (1910), S. 1522—1524.

Welt lebe. Auf den Tod des Königs[1]) mußte man gefaßt sein, seitdem derselbe im Winter aus Rom nach dem Norden zurückmußte, was auch einen Gesunden tödten kann. Und er mußte gleich in eine schwere politische Crisis hinein, welche vielleicht überhaupt keinen Ausweg hat.

An Ribbeck habe ich vorigen Frühling einmal geschrieben und eine liebreiche Antwort erhalten, worin ich auch von Dir noch Einiges erfuhr. Seither, als ich ihm gegen Ende des Jahres wieder schreiben wollte, kam die holsteinische Geschichte und da sein Name mehrmals bei Nennung der Kieler Dozenten fehlte, so kam ich auf die Idee, er möchte etwa weggezogen sein. Wenn Du mir etwas von ihm melden kannst, so soll mir dies sehr lieb sein. Laut seinem Brief wäre die gute Frau Emma doch so kränklich wie hier und wie sie schon in Bern gewesen sein muß.

An Geibel habe ich einmal im Herbst geschrieben, als mir der Verleger in seinem Auftrag das Münchner Dichterbuch[2]) sandte, da ich aber seine Adresse nicht besitze und über das richtige Anlangen des Briefes in einigem Zweifel war, mußte ich denselben in einem etwas allgemeinen Stil halten.

Ich meinestheils lebe hier als arbeitsamer Geschichtsprofessor und bin zufrieden, wenn alles bleibt, wie es ist, nicht weil Alles perfekt wäre, sondern weil man bei vorrückenden Jahren von den Veränderungen keinen sonderlichen Gewinn mehr erwartet. Ich habe auch einige schwerere Sorgen gehabt, von der Sorte, welche den Menschen nicht jung machen. — Meine „Kunst der Renaissance“[3]) habe ich im Winter 1862/3 zu $^7/_8$ ausgearbeitet, dann aber in Princip und Ausführung ungenügend befunden und wieder in den Pult getan, wahrscheinlich für immer, da ich nicht hoffen kann mit $^1/_2$ Jahr Italien das Fehlende nachholen zu können. Wir haben hier nie mehr als 4, höchstens 5 Wochen Ferien an Einem Stück, und das giebt keine Reise wie ich sie brauchte. Mein Trost ist, daß ich mich wenigstens vor der großen Arbeit nicht gefürchtet habe. Nun halte ich meine geringe literarische Laufbahn überhaupt für abgeschlossen und befinde mich jetzt beim Quellenlesen sehr viel wohler und zufriedener, da ich nur noch für den Unterricht und nicht mehr für mögliche Bücherschreiberei studire und excerpire. Der historische Markt ist ohnehin stark überführt und wird es, wenn Frieden bleibt, noch mehr werden. — Zudem ist vor 10 Tagen mein guter braver Verleger[4]) gestorben, und nun kommen meine opera omnia, davon noch Bergeslasten vorhanden sind, in

[1]) Am 10. März 1864 war König Max der Zweite in München nach ganz kurzer Krankheit gestorben, nachdem er im vorangegangenen Dezember durch die bedrohlichen Wetterzeichen am politischen Himmel, die schleswig-holsteinische Frage, genötigt gewesen war, seinen römischen Winteraufenthalt abzubrechen und heimzukehren.

[2]) Das „Münchner Dichterbuch“ von 1862 war von Geibel herausgegeben worden.

[3]) Von Burckhardts beabsichtigter „Kunst der Renaissance“ kam nur der Teil über die Architektur zustande, der erst 1867 erschien.

[4]) Der Baseler Schweighauser.

eine Masse, d. h. sie werden vielleicht von irgend einem Abyssus in Leipzig verschlungen, eine Weile zu herabgesetztem Preis ausgeboten und dann vermaculirt, worauf ich mit stoischer Ruhe und einer wahren geheimen Freude herniederschaue.

Meine Erholung ist: Abends nach 8 Uhr im Caffehaus (scil. Weinhaus) oder in Gesellschaft zu schwatzen, Samstag Abend auf ein nahes Dorf und Sonntag Nachmittag auch wohl etwas weiter zu wandern. Der Musik gehe ich seit Jahren aus dem Wege, der vielen Knechtschaft halber, die sich daran hängt, dafür habe ich mir aber wieder ein Pianino zugethan und musicire für mich.

Vor Zeiten reistest Du über Basel bald nach dem Waadtland, bald sonst wohin: soll ich Dich denn hier nie mehr sehen? ich habe zwar die schöne Wohnung am Rhein nicht mehr, da sie mir zu enge wurde, aber ich bin doch noch in Basel. — Dann und wann kommt Lübke[1]) von Zürich herüber, da schwatzen wir was das Zeug hält. —

Vor Jahren einst bat ich Dich, meine Briefe an Kugler[2]) herauszusuchen und, nachdem Du sie nach Wunsch gelesen, zu zernichten. Es wäre mir lieb wenn dies geschähe, denn es stehen so manche Sachen darin, die nicht für Uneingeweihte sind. Laß mich ein Wort hierüber hören! Ueberhaupt habe ich eine große Sehnsucht nach unmittelbarer Kunde von Dir. Wenn ich das gewaltige Kapital übersehe, dessen, was Du schon geleistet hast, so werde ich über die Maaßen begierig nach einem Wort von Dir, welches mir andeuten soll, welches Deine jetzige Hauptrichtung ist. Grüße von Herzen die vortreffliche Frau Clara, deren ich oft eingedenk bin. Und nun lebewohl, liebster Paul,

Stets der Deinige

J. Burckhardt.

Herrn Dr. Paul Heyse
Augustenstr. Nr. 2
München.

2.

Herrn Professor Dr. Jakob Burckhardt
Basel.

München 21. Mai 1864.

Ich komme erst spät dazu Dir zu sagen, liebster Freund, wie sehr es mich gefreut, einmal wieder Deine Handschrift zu sehen. Ich fand den Brief vor, da ich eben von einem Ausflug nach Tübingen zurückkam, wo ich Schwager

[1]) Wilhelm Lübke (1826—1893) war 1861 bis 1866 Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum in Zürich, wohin er nach längeren Verhandlungen, nachdem er zuerst den Ruf abgelehnt hatte, an Burckhardts Stelle, gegangen war.

[2]) Die Briefe Burckhardts an Franz Kugler sind bis auf einen, der durch Zufall erhalten blieb, vernichtet worden.

Bernhard[1]) als rüstigen Arbeiter im Dornenacker der wirtembergischen Geschichte gefunden hatte, im Übrigen leider nur zu unmuthig wider die Stacheln der dortigen engen Verhältnisse lökend, so daß ich ihm dringend eine Verpflanzung in freiere Lüfte und auf einen breiteren Boden wünsche. Mir selbst hatte die Luftveränderung nach einem aufreibenden Arbeitswinter wohl getan. Aber die wahre Erfrischung fand ich doch erst in Wien[2]), wohin ich mich mit einem ganzen Transport frischer Dramen aufmachte, sobald ich Freund Wilbrandt[3]) zur Romfahrt eingesegnet hatte. Ich will hier gleich einschalten, daß wir seitdem die tröstlichsten Nachrichten von und über Hans erhalten haben, daß er dort zum Leben und Arbeiten Kraft und Gleichmuth gewonnen hat und sich so gesunder Stimmung seit vielen Jahren nicht erinnert. Er wird noch Jahr und Tag ausbleiben und hoffentlich als ein neugeborener Mensch zurückkehren. Ich selbst bin erst in diesem Frühjahr wieder ein wenig aufgelebt. Mein Blut war von dem Meraner Sommer wie vergiftet und alle geistigen Organe träge und taub. Ich habe es beim besten Willen nicht über ein geschäftsmäßiges Abwickeln des Lebensfadens hinausbringen können, und wenn ich ein paar Tage ohne Arbeit sein mußte, merkte ich, daß es noch übel mit mir aussah. Erst die politische Aufregung der letzten Monate[4]) hat mir das Blut gereinigt und ich denke es soll nun wieder vorwärts gehn.

Was ich während der kranken Zeit gearbeitet, ist wie Pflanzen, die im Keller gewachsen sind, kein rechter Flor, keine frische Farbe. Ich muß sehen, ob sich's jetzt noch nachbringen läßt. Einen Kaiser Hadrian habe ich schon dreimal geschrieben und die heilige Tetras möge mir günstig sein, daß ich doch wenigstens in diesem Jahr das Gedicht von mir ablösen kann. Der Stoff ist von den glücklichsten und seltensten, wo auf dem Hintergrunde der tiefsten Probleme unseres Menschenthumes eine starke leidenschaftliche Fabel sich abspinnt. Aber überall ist noch das letzte Wort zu sagen, den Charakteren die Epidermis mit den lebendigen Poren über das rohe Fleisch zu ziehen. Dieses Stück will ich aber nicht im wilden Walde unsrer heutigen Bühne aussetzen, den Wölfen, Ogern oder dem Hunger zum Fraß. Es wird sich auch kaum

[1]) Bernhard Kugler (1837—1898) war 1862 nach Tübingen übergesiedelt, wo er sich neben seinen Arbeiten zur Geschichte der Kreuzzüge auch landesgeschichtlichen Forschungen widmete. Er wurde 1868 außerordentlicher, 1873 ordentlicher Professor für neuere Geschichte und Mitglied der württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

[2]) Über Heyses Besuch in Wien, Ende Februar 1863, vgl. seine Jugenderinnerungen, Bd. I, S. 276—284.

[3]) Adolf Wilbrandt war mit dem jüngsten Schwager Heyses, dem sehr kränklichen Johannes Kugler (1839—1873) nach Italien gegangen. Heilung fand Hans Kugler in Italien nicht, wohl aber eine zeitweilige bedeutende Besserung seines Zustandes.

[4]) An der politischen Bewegung des Jahres 1864 für Schleswig-Holstein hat Paul Heyse sich tätig als Schriftführer des Münchener Hilfsvereins beteiligt. Vgl. Helene Raff in den Süddeutschen Monatsheften, 7. Jahrgang (1910), 1. Bd., S. 320—333.

irgendwo ein Hadrian und ein Antinous an derselben Bühne finden[1]). Dagegen habe ich ein pommersches Schauspiel entworfen, Hans Lange von Lanzke[2]), dem meine Freundin Rettich[3]) und Halm[4]) eine glorioſe Theaterzukunft prophezeien. Ein drittes Stück, nach Rumohrs Novelle vom letzten Savello[5]), iſt eben noch in Wien, da es bei Laube[6]) Gnade gefunden hat, bis auf den betrüblichen Umſtand, daß es ein Trauerſpiel iſt und Laube ſich und dem Publikum einreden möchte, die Zeit der Tragödien ſei vorbei. Ein Volksſtück, Rolands Schildknappen[7]), trägt leider die Spuren, daß ich es in Meran geſchrieben, mehr um heiter zu werden als aus der Fülle guter Stimmung, in der man allein ſich ans Phantaſtiſche wagen ſoll. — Du wirſt auch in dem Bande „Meraner Novellen",[8]) der in wenigen Wochen hinausgeht, die künſtleriſche Freiheit vermiſſen und dieſen Geſchichten anſehen, daß ſie auf der Flucht vor eigenem Schickſal geſchrieben ſind. Zumal die zweite iſt über das Erlaubte grauenhaft, und nur die erſte mir ſelber ganz zu Dank.

Ich muß in wenigen Tagen wieder aufbrechen und zwar über Frankfurt nach Berlin, meiner Mutter auf 4 Wochen zwei ihrer Enkel zu bringen. Im Juli denke ich hier ſtill zu liegen, Auguſt und September im Kloſter Seon, wo wir ſchon im vorigen Jahr das erquicklichſte Stilleben geführt haben[9]). Wir hoffen, daß Ribbecks und Gildemeiſters[10]) dort zu uns ſtoßen.

[1]) Die fünfaktige Tragödie „Hadrian" iſt in der Tat in Deutſchland nie aufgeführt worden, obwohl ſie zu den bedeutendſten Dichtungen Paul Heyſes gehört. In griechiſcher Überſetzung gelangte ſie in Athen auf die Bühne und wurde dort preisgekrönt. Vgl. Jugenderinnerungen, Bd. II, S. 103 f.

[2]) Hans Lange wurde zuerſt als Schauſpiel in fünf Aufzügen in Wien gegeben, danach aber zu vier Akten umgearbeitet.

[3]) Julie Rettich (1809—1866) wirkte ſeit 1835 als Tragödin am Hofburgtheater in Wien. Ihr iſt Paul Heyſes „Meleager" (1854) gewidmet.

[4]) Der Dichter Friedrich Halm (Pſeudonym für Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghauſen 1806—1871) war damals noch erſter Kuſtos der k. k. Hofbibliothek; er wurde 1867 deren Vorſtand und gleichzeitig Generalintendant der beiden Wiener Hofbühnen, weshalb Laube vom Hofburgtheater zurücktrat.

[5]) C. Fr. von Rumohrs Novelle „Der letzte Savello", die Paul Heyſe ſpäter in den zweiten Band ſeines „Deutſchen Novellenſchatzes" aufnahm, war ſeine Quelle für das Trauerſpiel „Maria Moroni" (1863).

[6]) Heinrich Laube (1806—1884) war von 1850 bis 1866 artiſtiſcher Direktor des Hofburgtheaters in Wien.

[7]) „Rolands Schildknappen oder die Komödie vom Glück" wurde dreißig Jahre ſpäter völlig überarbeitet und erſchien ſo erſt 1896.

[8]) Die „Meraner Novellen", die fünfte Novellenſammlung Heyſes, erſchienen 1864; ſie waren ſeiner Schwiegermutter Clara Kugler gewidmet und enthielten: Unheilbar, Der Kinder Sünde der Väter Fluch und Der Weinhüter.

[9]) Die Reiſe nach Berlin dauerte vom 28. Mai bis 18. Juli, der Aufenthalt in Seon am Simmſee vom 26. Juli bis 15. September 1864.

[10]) Otto Gildemeiſter (1823—1902), „der Überſetzergilde Meiſter", wie ihn Heyſe einmal genannt hat, war verheiratet mit Heyſes „Wahlſchweſter" Felicie Meyer, genannt Chata. Beide kamen nach Seon, während Ribbecks ſich nicht anſchließen konnten.

Ich kann es nie genug danken, daß ich Frau Clara habe. Die Du ja hinlänglich kennst, um mich jedes weiteren Wortes zu überheben. Meine Kinder kennst Du freilich nicht und so erspare ich mir's, sie zu loben. Aber der Mühe wär's immerhin werth, diese an Leib und Seele liebenswürdigen Geschöpfe einmal kennen zu lernen. Die Kleinste wird das Abbild ihrer Mutter und hat nach langem Welken erst jetzt sich zu voller Blüthe entwickelt. Ist keine Aussicht, Dich wieder einmal zu sehen? Wie wenig steht auf diesen 4 Seiten von Allem, was ich Dir zu sagen hätte!

Frau Clara grüßt Dich in alter treuer Freundschaft. Laß uns auch ferner beisammen bleiben und gedenke

Deines

Paul Heyse.

3.

Basel, Sonntag 19. Juni 1864.

Liebster Paul!

Endlich habe ich wieder Nachrichten, eigenhändige von Dir, und noch dazu erquickende. Diese Art von Produktionskraft muß doch endlich durchschlagen, der „Geschmack" E. E. Publici möge nun sein welcher er sonst wolle. Wenn die Rettich und wenn Halm einem pommerschen Schauspiel in Wien den Sieg weissagen, so muß ein völlig siegreiches Element darin sein. Und nun noch der letzte Savello und die Schildknappen und der Hadrian und wer weiß was noch! — Ohne eine gewisse Wehmuth kann ich aber doch nicht daran denken, daß ein Dichter wie Du es in Deutschland so schwer hat, auf der Bühne durchzudringen, und daß nur der allerstärkste und ausgesprochenste Beruf den Muth verleiht, sich durchzukämpfen: Ganz als ob man sich neben den einheimischen Kümmerlichkeiten und neben dem Import aus der Fremde erst zu rehabilitiren, sich erst ehrlich zu machen hätte. Freilich man muß Mitleid haben mit den Direktionen, denn für diese ist es doch eine nicht zu übersehende Thatsache, daß der größte Theatersucceß der letzten 2 Jahre Offenbachs Orpheus[1]) (in ganz Deutschland durcheinander gerechnet) gewesen ist.

Ich habe schon hie und da bei meinen historischen Studien denken müssen: das gebe wohl ein dramatisches Sujet für einen guten Freund! — aber dann schlugen Zweifel empor und dann sah ich auf einmal, daß irgend eine oder gar mehrere jener Unmöglichkeiten auf dem Thema lagerten, welche einen so großen Theil selbst der besten Sujets von der deutschen Bühne fern halten. Einstweilen will ich Dich aber doch auf die Schlacht von Cossova (1389) aufmerksam machen, wo alles Hauptsächliche an Einem Tage und zwar im Zelt Amuraths I. vorgeht, wo nur harmlose Völkerschaften „hinten weit in der

[1]) Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt" war in Paris im Jahre 1858 zuerst auf die Bühne gekommen.

Türkei" aufeinanderschlagen, kein Groß- noch Kleindeutschthum, keine Reformation, kein Clerus, überhaupt nichts vorkömmt, woran E. E. Publikum irgendwelchen Parteifanatismus knüpfen könnte. Vielleicht ließe sich einer jener Momente erwischen, da man in Wien das Auge auf Serbien hat, und da ein solches Stück noch eine gewisse Aktualität bekäme. Das sittliche Problem: die Treue des Miloſch im Gegensatz zu der Mordlust zwischen den Sultanssöhnen würde das ganze Stück mit der größtmöglichen Spannung füllen. Ich will Dir nur kurz das Thema hinschreiben: Der tapferste Ritter der Serben, Miloſch, ist umsonst mehrmals von Amurath I. mit Anträgen des Verrathes gelockt worden, aber der Serbenkönig Lasar hat doch Verdacht auf ihn gefaßt und trinkt ihm am Abend vor der Entscheidungsschlacht mit bedeutungsvollen Worten zu: Miloſch betheuert, man werde ihn morgen kennen lernen. Frühe sprengt er ins türkische Lager, wird beim Sultan, der mit seinen Söhnen Bajazeth und Jacub das Heer führt, vorgelassen und erdolcht ihn, doch bleibt Amurath noch einen großen Teil des Tages am Leben: Miloſch will sich durchschlagen, wird jedoch gefangen und wieder in das Zelt gebracht. Um den sterbenden Sultan aber erwacht nun der Streit der Söhne; Bajazeth ermordet Jacub. Die Schlacht geht für die Serben verloren; Lasar wird gefangen und vor Amurath oder Bajazeth gebracht und preist Gott, weil er die Treue Miloſch's noch habe inne werden können. Beide werden enthauptet, ich weiß aber nicht, ob Lasar den Miloſch noch lebend sah.

Hier sind doch Scenen: Miloſch's That ist vielleicht zweideutig, aber er hat noch Zeit, im Gespräch mit dem verwundeten Amurath und im Gegensatz mit der rasch emporwachsenden Leidenschaft der Sultanssöhne sich zu verklären! — Irgend ein Weibsstück wird sich auch noch hineinbringen lassen. Die Geschichte steht im I. Band von Hammer[1]).

Vielleicht findest Du aber beim ersten Blick Etwas, das jeglichen Wert des Themas zerstört. — Ich weiß auch wohl, ich bin ein geringer Rathgeber, und wäre es auch nur weil ich gar nicht mehr weiß, wie sich Dramatisches auf der Bühne ausnimmt. In kleinen Städten kommt man sehr leicht dahin, daß man entweder gar nicht mehr ins Theater geht, oder nur, wenn Oper ist, d. h. wenn auch die ärmlichste Aufführung nicht allen Kunstgehalt unkenntlich machen kann.

Von den Meraner Novellen habe ich einstweilen den Weinhüter gelesen, welcher mir an Sorgfalt des Styles und der Schilderung hoch zu stehen scheint; gegen das Hauptmotiv: die Liebe zu einer vermeinten Schwester habe ich einige Einwendungen, worüber ohne große Weitläufigkeiten nicht zu reden wäre.

[1]) Die Schlacht auf dem Amselfeld hat Heyse nicht behandelt; Burckhardts Quelle ist Joseph von Hammers Geschichte des Osmanischen Reiches. Zweite Auflage. Pesth 1834. Bd. I, S. 176—181.

Ich käme gern nach Seon, welches ich aus irgend einer Bergfahrt Steub's[1]) kenne — aber meine armen 4wöchentlichen Ferien von Mitte Juli bis Mitte Auguſt ſind bis auf die letzte Stunde abgezirkelt zu Gemäldeſtudien in Caſſel, Gotha, Dresden und Nürnberg — wenn mich nicht in der letzten Stunde ein plötzlicher Raptus doch wieder in das Fresken- und Caſtanienland hinüberführt.

Herzlichen Dank für Deine Nachrichten von der Familie. Der verehrten Frau Clara bin ich in beſtändiger Treue eingedenk. Deine Kinder kenne ich aus den Photographien im Album der Frau Emma, da lehnte eine ganz wunderbar liebenswürdige Kleine an einem Stuhl, die wird jetzt etwa 7 oder 8 Jahre ſein? Bernhards Laufbahn hat keinen leichten Anfang! Tübingen iſt ein Boden, wer es da durchſetzt etwas zu werden, wird überall Etwas. Ich möchte nur gerne wiſſen, bei welcher Württembergiſchen landesgeſchichtlichen Unternehmung er betheiligt iſt? — Von Hans alſo die beſten Nachrichten! Du haſt mir aber nicht genau geſchrieben, ob er in Rom iſt oder wo? In Rom iſt Böcklin[2]) jetzt bleibend, da er aber an keinen Menſchen ſchreibt, ſo erfährt man nichts.

Ich meinestheils lebe meinen Strich weiter und bin zufrieden wenn alles im Gange bleibt und wenn ich, falls die Dinge krumm gehen, keine Schuld daran habe. Rühmlich muß ich meiner Geſundheit erwähnen; man ſoll nie zu laut ſchreien, aber ein Dankgefühl wenigſtens für die bisherige Dauerhaftigkeit darf man wohl ausſprechen. Nun lebewohl, liebſter Paul, ich muß es doch einmal einrichten, daß wir uns wiederſehen!

Dein getreuer

J. Burckhardt.

Herrn Dr. Paul Heyſe, Auguſtenſtraße 2 München.

4.

Baſel 23. Sept. 1864.

Liebſter Paul!

Vor etwan 14 Tagen lief der Hans Lange und bald darauf auch ſein Nachreiter hier ein. Ich erkenne Dich in dieſem Stück auf einer ganz beſondern Höhe Deiner Kunſt und in voller, ſicherer Reife. Es fehlt keiner Figur an dem vollſtändigen Leben und das Thema iſt ein ſehr großes, die Rettung eines ganzen Landes und Zuſtandes, durch die Sittlichkeit und Treue Eines Hauſes. Daß Du am Ende die Großmutter noch vorräthig haſt, iſt gar zu lieb. — Es wird nun gar ſehr darauf ankommen, welche großen Schau-

[1]) Ludwig Steub hat über Seon gehandelt in ſeinen Büchern „Das bayeriſche Hochland" (München 1860), S. 298–322, und „Wanderungen im bayeriſchen Gebirge" (München 1862), S. 83–108. Seine Aufſätze waren vorher in der Allgemeinen Zeitung erſchienen.

[2]) Arnold Böcklin weilte von 1862 bis 1866 zum zweiten Male in Rom.

spieler und an welchen Bühnen, dafür Feuer fassen. Der Hans Lange ist eine Rolle, würdig durch den Allerbesten auf der Bühne perpetuirt zu werden, und deshalb werden auch Mittlere und Geringere danach greifen. Für den Bugslaff bin ich aber in großen Sorgen. Ja wenn Charlotte von Hagn[1]) noch lebte und noch jung wäre! Einen Schauspieler für Bugslaff im 1. Akt wirst Du schwer finden.

Nun habe ich aber, um offen zu reden, ein Bedenken in Sachen des III. Actes. Hier müßte, scheint mir, in Bugslaff der geborene Fürst (da nun doch das Stück auf das göttliche Recht früherer Zeit gebaut ist) erwachen, er müßte dem Zuschauer durch sichtbare That beweisen, daß Krokow kurz vorher Recht hatte mit seinem: „Herzog ist er doch". Die Gebildeten sind wohl von Gustav Wasa[2]) her gewöhnt, bedrohte Fürsten in ärmlichster Verkleidung durch treue Leute gerettet zu sehen, aber Bugslaff *darf nicht zugegen sein, indem Lange um seinetwillen weggeführt wird*; seinen Ausruf: „Gerettet! um welchen Preis!" halte ich scenisch und dramatisch für höchst bedenklich. Denke nur in welcher Verkappung er dasitzt!

In dem Augenblick da das Haus bedroht wird, muß Bugslaff ein Schwert in die Hand kriegen, *er* als Herzog muß plötzlich der Anführer aller Bauernknechte und übrigen Comparsen sein, Hans Lange nicht ausgenommen: laß ihn dann meinetwegen verwundet und bewußtlos niedersinken, laß sogar den Hof Lanzke in Rauch und Brand aufgehen, während Lange weggeschleppt wird und die Knechte sich noch einzeln mit den Reitern balgen. *Mein* Schluß des III. Aktes wäre ein Monolog Salomon Henochs, der mit irgend einer Essenz neben dem ohnmächtigen Herzog kniet und mit seiner Art von Objektivität den Moment beurtheilt und die Welt richtet. (Ich gebe zu, daß Hennings „Ja nu is es keine Kunst" ein superbes Schlußwort ist, das ich ungern entbehren möchte — aber! wenn im XV. Jahrh. Reiter einen Hausvater, und gar einen solchen gebunden fortführen, so dürfen die Hausgenossen nicht so rasch gefaßt sein, und wenn darob Papst und Kaiser gerettet wären). Die Aenderung in dem Sinne, wie ich es meine, wäre nicht so groß, daß deshalb der IV. und V. Akt müßten umgeworfen werden; nur die erste Scene, zwischen Henning und Lange, würde sich wesentlich verändern.

Das Motiv von Bugslaff's ungerechter Voraussetzung, als wäre die Mutter Massows Geliebte gewesen, billige ich vollkommen, nur müßte das Wort der Herzogin S. 83, „Jeder Blutstropfen" verändert werden wie mir scheint. Die Herzogin muß nicht nur etwas betheuern, was der Zuschauer

[1]) Charlotte von Hagn (1809—1891) hatte Burckhardt während ihrer Tätigkeit am Berliner Königlichen Schauspielhaus (1833—1846) zu sehen Gelegenheit gehabt.

[2]) Gustav Wasa, der spätere König Gustav der Erste von Schweden (1523—1560) entfloh im Jahre 1519 in Bauernkleidern aus der dänischen Gefangenschaft, wurde Dienstknecht von Viehhändlern und entging mehrfach in ähnlichen Verkleidungen den Nachstellungen seiner Feinde.

der Schauspielerin die es spricht, in dieser Weise doch kaum glaubt, sondern sie muß längst geahnt und gewußt haben, daß auch der Sohn jenes Gerücht glaube; es ist an der Zeit, daß diese gehaltene, vornehme Gestalt einen wilden und stolzen Moment habe, da sie nicht bloß zum Sohne hinauf-, sondern in der ganzen Assistenz herumblickt, und Allen zu verstehen giebt, wer sie mit Recht anzuklagen vermeine, möge reden. Du hast das viel zu discret behandelt, wage es hier nur mit der rechten Derbheit [1]).

Diesen Sommer lebte ich 11 Tage in Brissago am Lago maggiore „unter einem Weinstock und Feigenbaum" in klugen Gesprächen mit klugen und freundlichen Leuten. Man erzählte mir u. a. eine Geschichte, die als fliegendes Blatt seiner Zeit circulirt haben muß vom Maino, Imperatore della Spinetta. In Piemont etwa zur Zeit des Carl Felix, lebte der Bauernkerl Maino im Dorf Spinetta und wollte Hochzeit machen. Das Schießen bei solchem Anlaß war streng verboten, geschah aber doch immer. Beim Zug nach der Kirche schoß diesmal sogar Maino selbst. Die Gensdarmen in ausgesuchter Bosheit wollten nun gerade ihn, den Bräutigam arretiren, er riß sich aber los und rettete sich (sammt der Braut oder ohne die Braut?) ins Weite zu den Räubern. Nach einiger Zeit, als angesehener Räuberhauptmann, umringt und occupirt er Spinetta, zwingt den armen Pfarrer, ihn mit seiner Braut zu trauen und hernach, in vollem Mutwillen ihn zum Kaiser und die Braut zur Kaiserin zu krönen, wahrscheinlich mit Kronen von Heiligenfiguren. Den Schluß erzählt man verschieden und unklar.

Nun lebewohl, liebster Paul, grüße Frau Clara schön.

Dein getreuer

Herrn Dr. Paul Heyse J. B.
Augustenstraße 2, München.

Die nächsten Briefe handelten von der nötig werdenden dritten Auflage von Franz Kuglers „Geschichte der Malerei", deren Bearbeitung Burckhardt diesmal ablehnte, und so kam Heyse erst in seinem Briefe vom 11. Dezember 1864 auf den ihm von Burckhardt erzählten Stoff zurück: „Für den Imperatore della Spinetta habe ich ein großes Interesse. Laß mich doch Alles wissen, was Dir über den Schluß der Geschichte bekannt ist. Ich vermute jedoch, daß hier kein Drama, sondern ein kleines heiteres Novellchen in Versen steckt." Burckhardt aber antwortete am 13. Dezember: „Vom Imperatore della Spinetta weiß ich leider wirklich nichts mehr als was ich Dir geschrieben.

[1]) Burckhardts Änderungsvorschläge sind von Heyse nicht befolgt worden, da die Wirkung bei den Aufführungen und die Zustimmung der Theaterleute den dritten Aktschluß als ausgezeichnet bestätigte. Nur hinsichtlich der Herzogin bewegen sich die späteren Änderungen in ähnlicher Richtung wie Burckhardts Vorschlag; doch war für Heyse im wesentlichen der Rat Laubes und anderer Praktiker, die vor allem die straffe Zusammenziehung des vierten und fünften Aufzuges verlangten, maßgebend.

Die Geschichte wurde in Brissago so inter pocula von einem guten prosaischen Turiner Geschäftsmann hingeschwatzt." So aber gab sie dem Dichter keine volle Befriedigung, und erst nach zehn Jahren gelangte die Anregung des Freundes zur reifen Ausbildung. Im Jahre 1875 entstand „die Kaiserin von Spinetta", nicht eine heitere, sondern eine tragische Novelle, in der nun der Schwerpunkt nicht so sehr auf den romantischen Banditen gelegt ist, als auf seine Braut, die mit feiner psychologischer Vertiefung unter dem Eindruck des Frevels an den Heiligenbildern dem Irrsinn verfällt. Leider ist ein Urteil Burckhardts über diese eingreifende und mit hoher Kunst durchgeführte Umbildung seiner Anekdote nicht erhalten.

Seltener wurden in den späteren Jahren Briefe gewechselt; als aber Burckhardt im Jahre 1877 nach München kam, war er in Gesinnung und Verhalten „ganz der Alte", und von einer Dichtung wie Heyses „Alkibiades" mächtig ergriffen, konnte er noch 1882 in Versen dem Freunde seine Bewunderung aussprechen. Der letzte Austausch unmittelbarer Grüße fand erst im Jahre 1890 statt, und es ist bezeichnend für beide, daß er dem von ihnen so sehr geliebten Italien galt. Ende 1889 waren Paul Heyses „Italienische Dichter seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts" in neuer Ausgabe erschienen, und zwar brachte der erste Band Parini, Alfieri, Monti, Foscolo und Manzoni in zweiter Auflage, der zweite Leopardi in dritter, der dritte die drei Satirendichter Giusti, Guadagnoli und Belli ebenfalls in dritter Auflage, der vierte aber in neuer Zusammenstellung „Lyriker und Volksgesang", darin Seite 173—348 das „Italienische Liederbuch", das Heyse im Jahre 1860 Burckhardt als schönstes Denkmal ihrer Freundschaft zugeeignet hatte. Nicht nur ihre Liebe für südliche Kunst und Schönheit, deren Verkünder Burckhardt und Heyse ihr Leben lang geblieben sind, auch ihre Liebe zu dem Volke, dessen nationale Einigungskämpfe sie mit ihrer wärmsten Sympathie begleitet hatten, hat in diesem Werke vollen und reinen Ausdruck gefunden. Um so beachtenswerter ist es gerade in unseren Tagen, daß auch bei diesen großen Romanisten im höheren Alter gegenüber der politischen Entwicklung Italiens eine starke Ernüchterung und Skepsis Platz griff. Es ist nicht nur die Schwermut des Alters, es ist eine tiefe Enttäuschung, die aus Burckhardts letztem Briefe spricht und uns jetzt fast wie eine trübe Vorahnung kommender schlimmerer Verirrungen berührt:

5.

Basel, 13. Januar 1890.

Lieber alter Freund!

Nach einander langten bei mir als Geschenke ein Deine „Italienischen Dichter", zuerst die alten (die ich noch in meiner frühern Zeit las), dann Leopardi, drittens Giusti sammt Beigaben, und endlich kam der Band „Lyriker und Volksgesang" hereingeschwebt mit der freundlichen Dedication an mich und

mit dem wiederholten Schreiben von 1860! Wie wenig kann ich so etwas verdienen! Als demnächst 72jähriger und etwas kränklicher Mensch habe ich mich allmählig von manchen Studien und Interessen abgewandt und muß jedesmal, wenn der Lectionscatalog gerüstet wird, fragen, ob ich wohl das nächste Semester noch auf den Beinen sein werde. Glücklicher Weise ist mir bis heute das Augenlicht noch bewahrt geblieben und ich habe in den bisherigen 3 Bänden oft und viel gelesen und freue mich nun des vierten, welcher diesmal so vieles für mich Neue bringt. Nach Oberitalien habe ich mich vor dritthalb Jahren noch einmal etwas hineingewagt, auch leben wir hier in sehr häufiger Verbindung mit diesem Süden, aber ich könnte nicht mehr sagen, daß ich von der dortigen Zukunft in irgend einer Beziehung sonderlich viel Gutes hoffte. Deine Lorbeergekrönten von Parini und Alfieri an haben alle ein gar viel anderes Italien erhofft als das, welches gegenwärtig so oder so ausgebeutet auf dem Boden liegt, und auch die echten Garibaldiner haben für ein anderes gekämpft. Es hat etwas ungemein Wehmütiges zu sehen, wie diese Dichter glaubten, die alten Einrichtungen und Menschen allein seien es, welche ihrem und ihres Volkes Glück im Wege ständen. Jetzt weiß man, wer eigentlich empor wollte und wirklich empor gelangt ist. Wenn man sich dort etwas umsieht, wundert man sich nicht, daß auch ein Nievo[1]) hat in Vergessenheit fallen können. Nun thuest Du, lieber Freund, in rührender Weise das Mögliche, damit auch dies neuere Italien auf die Deutschen einen geistigen Eindruck mache, Gott lohne Dir's!

Bleibe auch Deinem etwas stumpf und alt gewordenen Freunde gut, welcher so viel darum geben würde, Dich noch einmal zu sehen.

Dein stets getreuer

Jac. Burckhardt.

[1]) Der Dichter Ippolito Nievo (1832—1861) hatte unter Garibaldi gekämpft und war als neunundzwanzigjähriger Oberst einem Schiffbruch zum Opfer gefallen. Paul Heyse hat seine dichterische Bedeutung mit besonderer Liebe gewürdigt (im vierten Bande der „Italienischen Dichter", S. 28—50), da er ihn von seinen eigenen Landsleuten zu Unrecht vernachlässigt fand.

Aus der Asiatischen Welt.

Von

Marie von Bunsen.

Hausbootleben in Kaschmir.

(Fortsetzung.)

Nishatgarten, Dalsee, 3. Mai.

Gestern morgen stakten wir über den spiegelklaren, durchsichtigen See; obwohl wir in der schattenarmen Mittagshelle, also in der nüchternsten Tageszeit landeten, war es aufregend schön. An einer schmalen Landzunge ließ ich unter einer Platane anbinden, nahe, aber nicht zu nahe an dem Ghat, den eigentlichen Landungsstufen. Der Mogulkaisergarten ist noch immer ummauert, in der Mitte stürzt sich eine Wasserkaskade in ein Becken, zu beiden Seiten sind Torgebäude, schwerlich alt, aber im guten Kaschmirstil, mit Zackenbogen und kleinen Loggien, mit Holzstützen unter den blumenbewachsenen Dächern. Innen kommen Fliederbuschhecken, Stufen führen zur ersten Terrasse; es sind sieben, die letzte, ehemals der Haremsteil, stößt an die Bergwand. Jede Terrasse wird von dem kräftig klaren Wasserlauf durchzogen, von jeder Terrassensteinmauer stürzt er sich herab. Hainartig erheben sich die Bäume, an den steingefaßten langen Wasserbecken ziehen sich Blumenbeete, weiß und violette Schwertlilien wachsen wild auf dem Rasen. Nishat Bagh, der Wundergarten, ist jedem geöffnet; ungehindert wanderte ich umher, ruhte im Grünen, lauschte den Vögeln, die in den Platanenwipfeln saßen.

Zwei der Bahardari-Gartenhäuser sind noch einigermaßen aus der Mogulzeit erhalten, zeigen die Steinfußböden und Stufen, die Säulen und Zackenbogenfenster. Andere sind wohl, ebenso wie die Torhäuser, im achtzehnten oder neunzehnten Jahrhundert malerisch und ansprechend in der Sikhzeit neu aufgeführt worden.

Ebenso vollendet als von den Steinbänken der Terrassen ist die Aussicht, die ich von meiner Dunga aus jetzt genieße. An die rückwärtige Bergwand schließt sich im selbständigen kühnen Aufbau der tempelgekrönte Suleimans-Thron. Darauf folgt im gewaltigen Halbrund die ferne Schneebergkette. Ein Hochgebirgsbild von ergreifender Schönheit; nicht das Wasser reicht ihr die berühmte Himalayaaussicht von Mahasu Simla, ich wüßte auch nicht, wo in der Welt der Vordergrund sich in so idealer Weise mit der fernen Schneeherrlichkeit vereint. Vorn der glänzende glatte See, von Baumgruppen, Pappeln und Weiden umsäumt, gerade vor mir zieht sich in steilem

Schwunge eine alte Mogulbrücke mit einem einzigen alten Baum, beschließt diesen Teil des Sees, und als zweite Kontrastwirkung erhebt sich der Hariparbadberg mit seiner malerischen Festungsmasse. Es ist ein makellos vollendeter Linienschwung, ein klassisch heroischer Umriß, und die Farben in ihrem immerwährenden Wechsel haben Zartheit und Schmelz und Kraft.

Heute am Sonntag spielen die Wasser, da genießt man hier im Nishatgarten den Mai. Gestern abend schon kamen Ausflügler in Dungas, sangen und spielten in die Nacht hinein. Auf der anderen Seite des Sees am Sunnargarten waren Lagerfeuer angezündet, die brannten unter den dunklen Baummassen des Hains. Bereits in den Morgenstunden gab es ein Gedränge am Ghat, Buden wurden unter den Bäumen aufgeschlagen, auch an meiner Landzunge lag Boot an Boot, und immer neue Dungas kamen. Die größeren waren dicht mit Frauen und Kindern angefüllt. Den ganzen Tag über zog diese Menschheit die Stufen der Torhäuser hinauf und erging sich im Garten. Eine so harmonisch gekleidete Menge hatte ich selbst in Indien und Hinterindien kaum gesehen. Wie bei uns, fehlte an diesem Sonntagsvergnügen die „Gesellschaft", so fehlten europäische Röcke, so wurden fast ausnahmslos „Gewänder" getragen. Allerdings hatte ich im eigentlichen Indien und in Hinterindien größere Farbenpracht gesehen, aber neben den grauen und braunen Tönen der langen weitärmeligen, seitwärts geschlossenen Röcke der Männer gab es heute am Sonntag auch herrliche Farben. Zimtene und schokoladenfarbene Töne, ein sattes Purpurbraun und Goldbraun, auch ein Lachsgelb und ein überaus feines Grauviolett kamen vor. Dazu weiße oder helle Turbane, oft auch ein weißes Tuch über die Schulter lang herabfallend, weiße, unten enger werdende Hosen, gestickte lederne Schnabelschuhe. Viele Frauen in den weißen, geheimnisvoll priesterlich wirkenden Übermänteln, ebenso viele in kräftig farbenen, auch wohl gestickten Gewändern. Noch leuchtender die der kleinen Knaben und Mädchen, dazu trugen sie reichgestickte Kappen. Vor mir auf den Stufen zum Torhaus ging eine Familiengruppe, der Vater im sattbraunen Rock, auf der Schulter ritt ein kleiner grüngekleideter Knabe, die Frauen hatten graue und blaue Gewänder, das kleine bildhübsche Mädchen trug Rosenrot.

Auf den langen ummauerten Steinbecken sprangen aus Kelchblumenöffnungen die alten Wasserwerke, als Schleier fielen die Strahlen zurück. Auf jeder Terrasse etwas verschiedene Einfassungen und Brunnenkünste; hier führten Steinplattenstege über die Wasserbecken, in der Mitte saß man, wasserumrauscht, auf steinernen Bänken, hier schoß das Wasser von der oberen Terrasse auf breite, schuppenartig geschmückte Steinplatten hinunter. Ein beliebtes, überaus anziehendes Motiv der verfeinerten indisch-persischen Gartenkünstler. Dabei eine gemessene Einfachheit, keine Überladung, keine Spielereien. Die Gärtner des jetzigen Maharadsha haben Blumen gepflanzt, sind leider etwas von der guten Überlieferung abgekommen und bringen langweilige „Aus-einem-Guß-Beete", wie diese leider noch immer die herrschaft-

lichen Gärten auf dem europäischen Kontinent ernüchtern. Die jetzige englische Regierung hat jedoch in Indien in dankenswerter Weise die alte Gartenkunst wieder aufgenommen; das wird allmählich auch in Kaschmir nachwirken. Mit alttraditionellen Rabatten dürfte dann dieser klassisch geplante und himmlisch gelegene Garten wieder — das Wort ist wirklich nicht übertrieben — der schönste der Welt werden.

Auf dem Rasen saßen plaudernde Gruppen; die Wohlhabenden ließen sich von ihrem Diener Tee und Wasserpfeifen aus ihren Dungas herbringen, tranken aus den Seladonschälchen, rauchten aus den sattfarbenen Tongefäßen der Wasserpfeifen.

Als ich zurückkehrte, war mein Dreadnought von den verschiedensten Fahrzeugen umringt. So konnte ich das Leben der Insassen genau betrachten. Die gutgestellten Bürger haben ihre eigene oder für den Tag gemietete Dunga; meistens sitzt am Heck und Bug eine rudernde und steuernde Frau, zwei Diener bereiten auf dem mitgebrachten Herdchen die Mahlzeiten, vorn ruhen die Herren auf gestickten oder gewirkten Decken und Kissen. Auf edel geformten, persisch beeinflußten Kannen nnd Schüsseln werden ihnen die Speisen gereicht. Hier liegen sie und schlafen, rauchen, erzählen, spielen und singen. In ihrer Tracht wirken sie gut; einige Stutzer gingen europäisch, räkelten sich in Hemdsärmeln, Hosen und Socken, ein widerlicher, glücklicherweise seltener Anblick. Oft hing an Deck ein zeltförmiger Vogelkäfig herunter, dort saß eine süß singende Amsel. Ein alter Herr nahm seinen Käfig mit an Land, setzte ihn neben sich unter den Baumschatten, während er Tee trank und aus einem persischen Buche halblaut vor sich hin las.

Lauter friedfertige, wohlerzogene Menschen; orientalisch schlampig wirkte nur die Unbekümmertheit, mit welcher sie das Seewasser tranken. Alles wurde in dieses ausgegossen, die kleinen Kinder wurden darüber gehalten, Tiere trieben sich darin umher, aber mit Wohlgefallen schöpften und tranken es die Menschen, es war ja Dalseewasser, es war ja klar und kühl.

Abends zogen die meisten Boote wieder davon, aber zu meiner Überraschung blieben zahllose in der Bucht. Man zündete Lampen an; die erleuchteten Buden am Ufer, all die eigenartigen Gruppen spiegelten sich im Wasser. Überall wurde gesungen, sie sangen, während ich einschlief, und als ich heute morgen aufwachte, hörte ich Gesang. Meistens herrschte eine kräftige Stimme vor, sie sang anscheinend ein langes Gedicht, andere fielen mitunter ein. Es waren einförmig sich wiederholende, aber leicht sich einprägende Melodien; ähnelten sie auch denen, die ich von Barden in Radschputana gehört hatte, waren sie doch europäisch gesanglicher, standen uns näher. Von unserer Kehlbildung konnte ich nichts merken, doch waren einige Stimmen voll und weittragend, ziemlich wohlklingend, der Vortrag oft dramatisch belebt. Manchmal wurde auch auf einer Laute, einer Harmonika, einem Gong unaufdringlich begleitet, manchmal schlugen die Zuhörer streng rhythmisch mit

ihren Händen den Takt. Auf vielen Booten wurde gleichzeitig gesungen, aber die verschiedenen Melodien glichen sich, fielen nicht aus der Stimmung. Die eine volle Stimme sang noch immer ihr langes Lied, leise wurde es von vielen mitgesungen, zwischendurch erwachte eine Amsel im Käfig und begann zu flöten.

Am gestrigen Abend hatten zu später Stunde auf dem weidenumschatteten Ufer Tänzerinnen, die eine Herrengesellschaft mitbrachte, getanzt. Dies hörte ich, schwer enttäuscht, beim Frühstück. Ahad hatte mich nicht wecken wollen, orientalische Diener haben eine übertriebene Ehrfurcht vor herrschaftlichem Schlaf. Er und die Mandshis meinten, die Mädchen würden gewiß auch in dieser Nacht, wenn es auch spät würde, tanzen; so blieb ich auf, las lange in Manuccis Geschichte der Moguls. Mit dem Kaiser Jehangir war dieser italienische abenteuernde Arzt im siebzehnten Jahrhundert hier am Dalsee gewesen.

Von Zeit zu Zeit trat ich auf den Bug; der Mond stand über mir, dort leuchtete der Bötes mit dem Arcturus; vom scheidenden Winterstern-könig Orion war nur die Beteigeuze sichtbar. Hier in Indien nennt man den „Großen Bären" die „Sieben Weisen"; anteilnehmend sollen diese auf das Getriebe der Menschheit herabsehen. Auf die Deckplanken fielen die Schatten der scharfumränderten Platanenblätter, deutlich spiegelten sich der Hari Parbat und der Suleimans-Thron im regungslosen Wasser, die Schneeberge waren hauchhaft angedeutet. Es zog ein Gewitter heran, Wetterleuchten zuckte auf, dann wurden in der geheimnisvollen Stille die Schneegipfel sichtbar.

Jetzt aber eilen die Wolken stürmisch herüber, die noch am Ufer Weilenden verziehen sich in die Dungas. Es hat sich ein dröhnendes, krachendes, flammendes Gewitter entladen, vom Gebirge rollt das Echo herüber.

So werde ich wohl niemals im Leben den Tanz der Kaschmirmädchen unter den Bäumen des mondbeschienenen Dalsees erblicken!

Nishatgarten, Dalsee, 4. Mai.

Heute früh strahlte die Sonne, allmählich zogen alle Dungas von dannen. Ich frug Ahad, wie diese Menschen in den oft dichtgedrängten Booten die Nacht zugebracht hätten. Er meinte, einige hätten ja genügend Raum, um sich auf den Bootsteppichen hinzulegen, andere gingen zeitweise an Land, gäben dem Tschaukidar (Wächter) ein Bakshich, um sich im Baharbari hinstrecken zu können. „Aber, Riksa, die meisten wollen gar nicht schlafen, sie wollen die Maimondnacht am See genießen und dazu singen."

Daß wir Europäer durchaus zu bestimmten Zeiten essen und schlafen müssen, erscheint den Orientalen eine lächerlich-pedantische Grille.

Am Ufer ging ich heute nach dem Shahlimar Mogulkaisergarten. Die Mandshis waren verstört, daß ich mich zu Fuß hinbemühte, statt im Shikari-boot mich hinrudern zu lassen; Ahad kennt schon meine Sonderbarkeiten und wundert sich nicht mehr.

Der Weg war von Pappeln eingefaßt — auf Persisch heißen sie die

weißen Bäume —, die Stämme glänzen auch hell. An den Abhängen und Wiesen blühten Schwertlilien in üppiger Fülle, und in den kleinen Ortschaften war noch die letzte Baumblüte zu sehen. Diese Dörfer hatten einfache, etwas vernachlässigte Häuser; mehrere waren zweistöckig, an den Fenstern saßen fleißig stickende Männer. Jetzt, sagte mir Ahad, erhielten diese vier bis sechs Annas täglich (etwa vierzig bis sechzig Pfennig), ehemals, das hatte sein Vater ihm erzählt, nur anderthalb Annas. So wohlfeil war jedoch damals das Leben, daß sie sich nicht schlechter standen. Es wäre auch gemütlicher zugegangen; wir kamen an Obstgärten des Maharadscha vorbei, erst seit dem Engländereinfluß seien diese ummauert worden, damals wäre armen Leuten nicht verwehrt worden, gelegentlich sich etwas Obst zu holen.

Waren die Häuser auch ärmlich, die Löhne knapp bemessen, angenehm lebten diese Menschen am baumbestandenen, üppig friedlichen Ufer, an den von Abhängen niederrauschenden Bächen. Diese Quellen waren natürlich geheiligt, hier standen ehemals berühmte Tempel, sie werden in Kalhanas Chronik erwähnt. Noch sind Überbleibsel zu sehen, Lingamsymbole, kleine Kapellen, ein altes steingefaßtes Brunnenbecken mit tiefdunklem klarem Wasser.

Nun nahte ich mich den herrlichen Baumreihen von Shahlimar. Es ist noch heute eine Pracht- und Prunkanlage; darüber ragt der dem Shiva heilige schneegekrönte Berg Mahadeo, sein Quellwasser wird auf der obersten Terrasse eingefaßt, fällt in reizvollen Kaskaden von einer Terrasse zur andern, durchfließt die Baharbaris, die Lusthäuser, sowie die breiten steingefaßten Kanäle, um schließlich zwischen den mächtigen Baumreihen den See zu erreichen. Jetzt haben sich schwimmende Gärten und Weidenhaine vorgeschoben, die Lage ist heute nicht so frei und angenehm als im Nishatgarten. Doch haben die Terrassen und Bauten unerreichte Schönheiten; wie kein anderer Ort spricht Shahlimar vom Märchenglanz der Kaiserzeiten.

Die Reisen des Großmoguls von Delhi nach dem Dalsee sind uns von dem Italiener Manucci wie von dem Franzosen Bernier auf das genaueste beschrieben worden. Etwa drei- bis vierhunderttausend Menschen wurden in Bewegung gesetzt. Dabei beschränkte sich der Kaiser, um das Land nicht auszuhungern, und nahm wenige Frauen mit sich. Nur die größten Damen, die nächsten Freundinnen der Rauchanara Begum (der Schwester des Kaisers Aurengzeb) und die zur Damenbedienung erforderlichsten Dienerinnen. Pomphaft war der Serailzug. Als erste die Prinzessin Rauchanara auf ihrem gewaltigen birmanischen Elefanten unter goldbrokatenem Baldachin. Männer besprengten den Weg mit Wohlgerüchen, Eunuchen verscheuchten die Fliegen mit Pfauenfächern, deren goldene Griffe von Edelsteinen strahlten. Rauchanara war eine Persönlichkeit, lebhaft, witzig, heiter. Da sie nicht heiraten durfte, entschädigte sie sich durch verschwiegene Romane, soll auf dieser Reise in ihrem Prunkzelt auf dem Elefanten einen schönen, als Dienerin verkleideten Jüngling mit sich geführt haben.

Unübersehbar erstreckte sich der Zug; fünfhundert Kamele waren mit Gold- und Silbermünzen beladen, dreißig Elefanten mit den Ehrengaben, den kostbaren Waffen, Seidengewändern, den Geschmeiden. Wenn der Kaiser, auf seinem Tragthron sitzend, sein Zelt verließ, von den ihn umgebenden Prinzen und Großen ehrfurchtsvoll begrüßt, spielten die Musikanten, achttausend Ritter und Falkenjäger setzten sich in Bewegung, dann kamen die Staatselefanten, die ebenso kostbar geschmückten Leibpferde, die Sänften. Ein Kamel trug weiße Laken, um etwaige am Wege liegende Kadaver zuzudecken, auf daß kein häßlicher Anblick die kaiserlichen Augen verletzte; Männer maßen mit Seilen die zurückgelegte Strecke, um dem Kaiser immer die genauen Entfernungen angeben zu können. Am Stundenglas wurden die Zeiten bekannt gegeben; in der Nähe des Herrschers befand sich mit genauen Beschreibungen ein höherer Beamter, um sofort jede allerhöchste Frage, etwa wegen der Bevölkerungsziffer, der Beschäftigung der Bewohner, beantworten zu können. Zur bestimmten Zeit erreichte man das an möglichst schöner Stelle von dem vorausgeschickten Reisemarschall aufgeschlagene Lager. Vor dem Eingang in den kaiserlichen Bezirk erhob sich ein hoher Fanal, auf ihn mündeten die Basarstraßen dieser wandernden Stadt, in der alle Kostbarkeiten, alle Lebensmittel zu haben waren.

Zwei Monate währte die Reise; kam endlich der Dalsee in Sicht, begannen die mitgekommenen Dichter, wie die aus Srinagar herbeigeeilten, zu reimen, verkündeten in immer neuen Ausdrücken die Reize dieses Landes, insbesondere der kaiserlichen Gärten. Alle Nachkommen des großen Kaisers Babas liebten Blumen und Gärten, mit reger Anteilnahme wird der hohe Herr bei der Ankunft die Anlagen besichtigt haben. Diese sind die Schöpfung des Kaisers Jehangir und seiner berühmten Kaiserin Nurmahal; ihre Gestalten sind am engsten mit den Shahlimargärten verknüpft. Jehangir hatte wenig von seinem großen Vater Akbar geerbt, war kein geistvoller Grübler, kein genialer Staatsmann. Aber auch er war, wenn es sein mußte, kühn und tatkräftig, und auch er war vorurteilsfrei, gutmütig, unfanatisch, gerecht, wenn nicht durch grausame Heftigkeit geblendet; Mischrasse von einer Radshputana-Prinzessin, ein verzogenes Kind, dem Trunk ergeben.

Leidenschaftlich hing er an seiner Gemahlin Nurmahal. Die oberste Terrasse gehörte den Frauen; die steingefaßten Wasserwerke und Brunnen, die Steinbänke sind aus ihrer Zeit, haben diese merkwürdige Frau erblickt. Sie entstammte einer in Indien ansässig gewordenen persischen Familie, war Witwe eines im kaiserlichen Dienst stehenden persischen Offiziers. Sie war sehr schön; daß sie jedoch, als Jehangir sich in sie verliebte, bereits vierunddreißig Jahre alt war, deutet auf den ihr eigenen innerlichen Zauber. Was dem Kaiser seine grenzenlose, unauslöschliche Leidenschaft eingab, war ihr Geist, ihre Grazie, ihre verfeinerte persische Kultur, die Kraft einer ungewöhnlich stark ausgeprägten, festen, dabei anmutigen Natur. In Wirklichkeit führte sie das Regiment, er gab offen zu, daß sie sich am besten dazu eigne, keiner indischen Kaiserin

wurde jemals eine solche Stellung zuteil. Noch nach vielen Generationen wurde Reisenden von ihren Gaben, von ihren Reizen und von ihrem Einfluß erzählt.

Das Bahardari dieser oberen ehemaligen Frauenterrasse, geschmackvoll im Kaschmirstil ausgemalt, mag oft erneuert worden sein, geht aber noch auf ihre Zeit zurück, wie auf die der Mumtaz i Mahal, ihrer Schwiegertochter, der heißgeliebten, im Tadsh Mahal ruhenden Kaiserin des Schah Jehan, wie auch auf die der feinsinnigen Tochter, Begum Sahib.

Es war der Tag, an dem hier die Wasser spielten. Viele Menschen ergingen sich zwischen den Blumen unter den lichtgrünen, gewaltigen Bäumen. Überaus malerisch wirkten die Gestalten in den persisch floral ausgemalten Säulenumgängen der mitten unter blitzenden Springbrunnen liegenden Sommerhäuser. Das eine hat noch die schweren Steinsäulen und Postamente, die Bernier „als etwas Kostbares" erwähnt. Er meint, sie wären alten Hindutempeln entnommen. Es ist ein dunkelgrünes Gestein, eigenartig, immer wechselnd, je nachdem lichtgrün besonnte Lichtreflexe von den Bäumen auf sie fallen, oder ob das weit vorstehende Dach tiefdunkle Schatten wirft. Hier haben gewiß all die verschiedenen Mogulkaiser, die alle leidenschaftlich an diesem Sommerparadies hingen, oft geweilt. Dem jovialen alkoholischen Jehangir folgte sein vornehmer sinnlicher Sohn Schah Jehan und diesem der fanatische, energische Aurengzeb. Alle diese waren tapfer, alle waren kunstliebend und gebildet.

Shahlimar ist nicht nur ein hinreißender Berggarten am See, er erzählt von vergangenen Menschen und vergangener Kultur.

Nishatgarten, Dalsee, 5. Mai.

Den Vormittag verlebte ich auf der obersten Terrasse im Schatten der Platanen. Die Mauer und das Bahardari liegen hart an der blaubeschatteten Bergwand, auf dem Dach erheben sich weiße, sonnenbelichtete Schwertlilien, vom oberen Teil stürzt sich das schäumende Wasser auf den schrägen Steinplatten herunter. Überall singende Vögel, weiß und lila Schwertlilien im frischen Gras. Auf den unteren Terrassen sind seit heute die Rosen aufgegangen; unter ihnen erkannte ich mit Freude die gelblich rosa Fortunes Yellow (Gloire de Fortune), eine der schönsten Rosen der Welt; leider verlangt sie eine halbtropische Sonne. Über der Kaskade zwischen den Torhäusern wucherten große Büsche Maréchal Niel, und Hunderte werden bald das Bahardari umduften.

Eine mannigfaltige Vogelwelt belebt meine kleine Halbinsel; selten sehe ich die Goldpirole, aber ich höre sie oft. Im nahen Schilf schreitet eindrucksvoll ein hoher Kranich, ein brauner Falke fliegt über mir, schießt gelegentlich herunter. Es leuchtet das Blau der Eisvögel wie blaues Feuer. Abends rudere ich im Shikari umher; wenn man nicht wie die Einheimischen vorn auf den Knien hockt, geht es mit dem Paddel schlecht; ich lasse mir ein richtiges Doppelpaddel machen, benütze dann das leichtgehende, schmale Shikariboot als Kanu. Warum andere Europäer hierauf noch nicht gekommen sind, ist mir

unklar; Angloindier sind, wenn es sich nicht um Jagd oder geselligen Sport, also um Polo, handelt, keineswegs unternehmend. (Im Klub habe ich dem Sekretär nahegelegt, leichte Kanus anzuschaffen und den Mitgliedern zu verleihen; es leuchtete ihm ein.)

Dalsee, 6. Mai.

Heute ließ ich die Dunga an den Platz, wo die Nautschmädchen getanzt hatten, bringen. Der grüne Schatten war angenehm, der Blick auf den Nishatgarten, auf die Berge reizvoll anders. Etwas weiter hinauf badete ich, schwamm im durchsichtigen Wasser. Einige Fischerleute wurden unruhig; allerdings ging der Strom an der einen Stelle stark, und ich mußte mich vorsehen, nicht in die langstieligen Wasserlilien und andere reizvoll unter der Oberfläche schwankenden Wassergewächse zu geraten. Ahad beschwor mich nachher, nicht wieder hinauszuschwimmen, eben wegen dieser Strömung und der Pflanzen sei es zu gefährlich; im vorigen Jahre wären zwei englische Offiziere im See ertrunken. (In Srinagar wurde mir später das allerdings bestätigt.) Eigentlich hatte ich bei der alten Mogulbrücke, wo das Wasser gar nicht durchwachsen war, schwimmen wollen, aber neulich hatte mich Nasaka, der womöglich noch größere und hübschere Bruder von Muhameddu, auf eine lange, schwarze Schlange aufmerksam gemacht. Sie kroch aus dem Wasser, ringelte sich auf den an der Brücke wachsenden malerischen Baum. Das verleidete mir die Stelle; ich wünschte keineswegs, ihr beim Schwimmen zu begegnen.

Den hiesigen Menschen sind Schlangen jedoch anscheinend gleichgültig. Im Shahlimargarten bewegte sich ein älterer Mann zwischen den anderen Besuchern, hatte um Schultern und Hals eine lange, gelb und schwarz gemusterte Schlange geschlungen, spielte mit ihr harmlos, und nur ich zuckte, als er vorbeikam, zurück.

Poetisch war der Abendspaziergang auf den Weidedämmen. Goldgrün durchleuchtete Bäume, die Pirole sangen, ihr Gelbgefieder wurde manchmal sichtbar. Malerische Menschen kamen mir entgegen, ein Jüngling, schön wie ein Perserprinz der Miniaturen, ritt auf gesticktem Sattelkissen auf einem Schimmel in der Weidendämmerung vorbei.

Dalsee, 7. Mai.

Ungern verließ ich heute die Nishatbucht, den schwungvollen Umriß der Mogulbrücke, des fernen Hari Parbat-Festungswerkes, der Spiegelungen im Wasser. Jetzt liege ich am Feldrain, unter Alleen und Flußbrücken am Fuß von Suleimans Thron. Nachmittags spazierte ich mit Ahad nach einem Berg; auf ihm liegen verwitterte, verlassene Gebäude, die ich mir näher besehen wollte. Ahad, obwohl ein Srinagarkind, hatte nie dieses Peri Mahal, das Elfenschloß, aufgesucht: es sei dort nicht geheuer. Immerhin traute er sich mit mir hinzugehen. Erst kamen am baumbestandenen Ufer ummauerte Gärten; einer war besonders reizvoll, vielleicht war er das Grab eines Heiligen, hatte ein hübsch bemaltes Portal. Bernier erwähnt die unzähligen Gartenhäuser am

See, dies mag eines davon gewesen sein. Etwas landeinwärts erstreckte sich eine neue Schöpfung; trostlos banal, wohlfeiler englischer Cottagestil. Hier wohnen hohe Beamte und reiche, vorgeschrittene Handelsherren von Srinagar. Ich hatte meinen Anlegeplatz so gewählt, daß diese Greuel nicht sichtbar wurden.

Nun schlängelten wir uns durch hellgrüne, von Mohnblumen durchschossene Saatfelder; zwischen ihnen erhoben sich Obstbäume, es kam ein Mandelbaumhain, Schwertlilien wuchsen unter den Platanen zwischen freundlichen, einfachen Häuschen, einige hatten vorzügliche Schnitzereien. Hier traf ich die ersten Heckenrosen, und die Kaschmirheckenrosen sind etwas Besonderes. Da gab es große sonnengelbe, gefüllte und noch edlere ungefüllte, häufiger waren tiefrosa Blüten und blaßrosa weiße. Immer wuchsen sie in noch nie gesehener Üppigkeit, dufteten, bildeten Kränze.

Den zum Elfenschloß führenden Ziegenpfad konnten wir nicht finden, kletterten ziemlich steil am Bergabhang hinauf. Die Luft war von Thymian durchduftet, zwischen den gelben Berberitzen blühten schneegleiche Weißdornbüsche und milchrosa Spiräen. Unter ihnen gab es noch in Blüte stehende Erdbeerbüsche und großen, mattgelben Beinwell mit seinem geschwungenen Blütenstiel. Überall die dornigen, sich an meine Röcke klammernden, aber so anziehenden Heckenrosengirlanden. Nun gelangten wir auf die Bergterrasse vom Elfenschloß, betrachteten uns die verlassenen Gebäude. Sie sind schmucklos, mit Nischen, Ecktürmen und Bastionen, wurden vermutlich von Sufi-Priestern im achtzehnten Jahrhundert für astronomisch-astrologische Zwecke errichtet. All die persischen Klassiker, all die mystischen Meister, die auch uns heute noch etwas bedeuten, werden hier gelesen worden sein. Gewiß standen die Gebäude inmitten blühender Gärten; verwilderte Fliederbüsche, Rosen und Spiräen waren verblieben, längs der bröckelnden Mauern zogen sich Schwertlilien in dichten Reihen.

Während ich mich auf der Terrasse ausruhte, zog ein Gewitter über das Schneehochgebirge heran, es ballte sich trotziges Gewölk, das Lichtgrün der Ufer wurde vom Tiefdunkel des Seewassers gehoben. Hinter mir jagten zerrissene Wolken an den Felsspitzen vorbei. Diese ausgestorbene Spukruine hatte Stimmung.

Auf dem kleinen Ziegenpfad ging es dann zurück. Mit blühenden Akazienzweigen und Heckenrosen beladen, kehrte ich heim. Da brach der Sturm los, und nach der Sommerwärme ist es jetzt kühl geworden. Kanonendonner verkündete die Ankunft des Maharadscha; sein Lager ist außerhalb der Stadt aufgeschlagen; morgen um elf wird er, von der Beamtenschaft, vom englischen Residenten und den ansässigen Engländern eingeholt, sein Srinagarschloß beziehen.

Der Regen hat aufgehört, die Goldpirole singen, die Wiedehopfe rufen, springen zierlich umher, und die Waldtauben girren.

Srinagar, 8. Mai.

Heute verabschiedete ich mich vom traumhaften See, durchfuhr den Kanal, suchte mir eine Landungsstelle am Fluß. Überall lagen die Hausboote und

Dungas vor Anker. Viele waren hervorragend hübsch, mit einer landesüblichen Note eingerichtet: gestickte Kissen und Vorhänge, geschnitzte Möbel, schöne Krüge und Gefäße, am Bug und Heck Messingbeschläge und Flachschnitzerei. Sehr gut gefiel mir eins, das in Lila und Dunkelbraun gehalten war; Vorhänge aus lila Seide, sie wie die Kissen und Decken auch des Shikaribootes mit lila Schwertlilien bestickt, lila die Turbane und Gürteltücher der weißgekleideten Diener und Schiffer. Nachts denke ich mir aus, wie entzückend man sich hier einrichten könnte. Tisch- und Bettwäsche aus einheimischen Stoffen in dem hiesigen geschmackvollen Knötchenstich weiß bestickt, Geräte und Möbel wären von den Schmieden, Lackarbeitern und Tischlern herzustellen, die gute alte Flachschnitzerei könnte zu Ehren gelangen. Ohne große Kosten wären entzückende Möglichkeiten denkbar; was bis jetzt von Europäern geschieht, ist oberflächlich und unvollständig.

In Besorgungsangelegenheiten fuhr ich im Shikari zur Stadt. Vor dem Schloß und in dessen Nähe waren urgewöhnliche Ehrenpforten aus rotem Schweizerkattun errichtet, auf ihnen stand: Welcome! und God bless our Maharaja! Selbst im kleinen abgelegenen Staat Alwar hatte ich gleichartige Ehrenpforten gesehen; anscheinend gilt es für sinnig und vornehm, sich bei solchen Gelegenheiten der englischen Sprache zu bedienen. Daß aus der Einholung der Fürsten nichts werden würde, hatte ich schon gehört. Der Astrolog war plötzlich der Ansicht, daß nicht elf Uhr heute vormittag, sondern Mitternacht die glückbringende Stunde sein würde; so war er denn nachts bereits angekommen. Ich begegnete jedoch dem heimkehrenden Prunkshikari des englischen Residenten. Er hatte rotgestickte Vorhänge und Kissen, die zehn weißgekleideten Ruderer hatten rote Turbane und Gürteltücher, vorn am Bug saß der Chapraſſi (Pförtner) in Rot und Gold; es war ein stattlicher Anblick.

Jetzt sah ich mich nach einigen in Auftrag gegebenen Stickereien, Lackarbeiten und Schmuckarbeiten um. So beglückend jene Zeit in Dalsee verlaufen war, die Absicht, dort den Verlockungen der Srinagarhändler zu entgehen, war vollständig mißglückt. Sie waren mir nachgeeilt, auch dort hörte ich mehrmals am Tage in nächster Nähe ihre sanft-einschmeichelnden Worte, diesmal durch eine bewegliche Kadenz noch gehoben: „Mit so großen Hoffnungen, o Riksa, sind wir heute den weiten Weg hierhergekommen!“ Schon am ersten Tag erstand ich mir eine alte messingene Samarkandkassette, ein altpersisches Miniatur und tibetanische lilaleuchtende Opale, wie ich diese noch niemals gesehen habe. Manch anderes folgte! Kalhana bringt eine heute, nach achthundert Jahren noch geradezu lächerlich zutreffende Schilderung des Kaschmirhändlers: „Sein Gesicht ist glatt wie Öl, er gebraucht seine Stimme nur wenig und hat ein sanftes Wesen ... Behutsam spricht er mit vorstehenden Lippen und halbgeschlossenen Augen.“

Hier, zwischen der zweiten und dritten Brücke, stand der von Kalhana so oft erwähnte Palast, vermutlich ein mächtiger vielstöckiger Holzbau mit

Höfen und Holzsäulen gleich denen der Großen Moschee. Die Gärten, die hohen Bäume werden geschildert. In einem Gartenpalast warteten, als Aufständische eindrangen, die Königinnen und Prinzessinnen auf der Dachterrasse, warfen die Fackeln in den Bau, gingen in Flammen unter. Hier wogte oftmals der Kampf zwischen den Königen und ihren Nebenbuhlern. So schildert Kalhana den zu seinen Lebzeiten herrschenden Sussala, als er die Residenzstadt zurückgewann: Sein vom Bart eingefaßtes Gesicht zeigte eine gefurchte Stirn, seine Augäpfel bebten vor Zorn, so mit weitgeöffneten Nasenflügeln bedrohte er furchtlos die untreuen Reiter und Fußsoldaten, welche sich jetzt in den Marktstraßen zerstreuten. Von diesen Truppen bemerkt Kalhana: „Sie hielten aus, weil sie mußten, zitterten jedoch, wenn nur ein Blatt sich bewegte." Die Radshputanakrieger lobt er hingegen als zuverlässig und tapfer. „Auf die Bürgerleute, die den König verraten hatten, die aber jetzt ihm zuriefen und Blumen streuten, warf er verächtliche Blicke. In der sengenden Hitze war sein Körper dunkel, in seiner starren Haltung wirkte er wie der Todesgott. Nachlässig hing ihm seine Rüstung von den Schultern, seine staubbedeckten Locken fielen ihm unter dem Helm auf den Nacken, auch seine Augenwimpern waren staubbedeckt. Sein Schwert glänzte an seiner Seite, während er auf seinem bäumenden Pferd inmitten seiner Krieger ritt, ihre gezogenen Schwerter bildeten eine Reihe, rings umher ertönte der Ruf seiner Scharen, es wirbelten die Trommeln." Sussala hatte einen verwickelten Charakter, er galt für hart, der Dichter glaubt, er wäre im Grunde maßvoll gewesen, hätte nur Grausamkeit angenommen, um das Volk zu zügeln. Er war großzügig, freigebig und rücksichtsvoll zu seinen Dienern, ein verschlossener Mensch, selbst beim Spiel, selbst in den Umarmungen seiner Frauen zeigte er nie ein heiteres, zutrauliches Gesicht. Neuigkeiten fesselten ihn, er sammelte kostbare Schätze, er war ungesellig, ein leidenschaftlicher, berühmter Reiter. Von einem niedrig geborenen Günstling, dem er ausnahmsweise blindlings traute, wurde er schmählich ermordet. „Seine Augen erstarrten, währenddem er sich sagte: Wie hat er mich verraten! Auch nach dem Tod behielten sie diese Starrheit." Seine Frauen erwiesen ihm die in Indien so hochgeschätzte letzte Ehre, gingen freiwillig in den Flammentod; die Stelle war nicht weit von hier, in der Nähe des Palastes. „Die Königin Devalekha," schreibt Kalhana, „deren Schönheit so groß war, als es der Schöpfer nur ermöglicht hatte, und ihre Schwester Tavalekha betraten den Scheiterhaufen."

Der Wettersturz ist gründlich; es hat gegossen, der Dalsee steigt. Heute wurde die Kanalbrückenschleuse geschlossen, meine Dunga hätte nicht durchkommen können. Es ist nicht ganz leicht, warm zu werden, meistens sind es neun bis zehn Grad R., doch wärmt zwischendurch Sonnenschein die Glieder. Abends versuchte ich eine im Klub geholte Flasche Kaschmirwein, wie mir schien, eine gehaltvolle Traube, aber schlechte Zubereitung, obwohl man einen Franzosen zugezogen hat. Nachdem ich einige Gläser getrunken hatte, bot ich

den Rest Alhad an, war recht beschämt, als er mir dankte: Weingenuß sei Muselmännern verboten.

In meiner Nähe ist ein altes Kaschmirgebäude; vom Vater des jetzigen Maharadscha als Palast erbaut, sind jetzt Sammlungen dort untergebracht. Gute Überlieferung, wohlfeile Ausführung, doch geben die bemalten Decken und Stuckornamente pittoreske Wirkungen. Einheimisches Kunstgewerbe war zu sehen, darunter technisch vorzügliche florale Holzschnitzereien in starkem Relief; solche werden überall in der Stadt hergestellt und von allen Reisenden gekauft. Offenkundige europäische Beeinflussung, ich hätte sie nicht geschenkt angenommen. Hingegen werden die reizvollen Flachschnitzereien, mit denen noch heute die Dungas und Shikaris, die Türen und Fenstereinrahmungen geschmückt werden, gar nicht beachtet. Den Schwerpunkt der Sammlung bildeten die Kaschmirschals, seit alters der Stolz der geschickten Kaschmiri. Im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts stürmisch von Europa verlangt, kamen sie dann dort außer Mode und wurden allmählich auch vom Orient fallen gelassen; heute eine ausgestorbene Kunst. Eine überaus subtile, ich betrachte die vielen Hunderte hier ausgestellten genau. Der Preis schwankte zwischen etwa zwanzig und tausend Mark. (Allerdings wird nur der von Zufälligkeiten abhängige jedesmalige Einkaufspreis genannt worden sein.) Mir schien es oft recht schwer, die im Preise von hundert Mark von denen, die das Fünf- und Zehnfache betrugen, zu unterscheiden, denn auch einige dieser wohlfeileren waren Wunderwerke. Es war eine genußreiche Stunde; bald leuchtende, bald gedämpfte Töne, unfaßbar feine Übergänge vom zartesten Schmelz; dabei blieb die Wirkung breit und ruhig und sicher. Diese Kaschmirgewebe gehören gleich italienischen und flandrischen Spitzen, deutschen Holzschnitzereien, japanischem Lack, chinesischem Porzellan, persisch-arabischem Glas zur klassischen, zur unsterblichen Kunst. Die Zeit wird ihnen keinen Abbruch tun.

Irgendein kleines Jhelumdorf, 11. Mai.

Bei kühlem, unbeständigem Wetter fuhr ich morgens weiter. Es kamen Dörfer mit saftig grünen Maulbeerbäumen, es kamen einheimische Ziegelbrennereien. Unglaublich schön war das zerklüftete Gebirge; in den Schluchten verloren sich Nebel, dunstiges Gewölk zerflatterte, ließ Grate und Zinken und Abgründe erkennen. Es wurde den Leuten mühsam, am Leinpfad gegen den Wind anzukommen, wir sind auch nicht allzuweit gekommen, sehen noch immer den vollendet schönen Umriß von Suleimans Thron. Der Hindutempel auf seinem Gipfel wirkt wie eine Kaiserkrone.

An den Wurzeln einer gewaltigen Platane ließ ich etwas außerhalb des Dorfes anbinden. In einem nahen Fischerboot warf unermüdlich ein Mann sein großes, auf den Rahmen gespanntes Netz; ab und zu, nicht oft, zappelte es silbern, wenn er es aus dem Wasser hob. Ein Knabe ruderte, im Kahn brodelte ein Topf auf dem kleinen Herd, es fehlte nicht die Hukkapfeife. Ich

wanderte umher. Am Weg lag der Kirchhof mit zahllosen Schwertlilien, die Akazienbäume der Landstraße standen in Blüte, so hatte ich mir einen großen Strauß gepflückt. Es kam eine Schafherde, die braunen Schafe umringten mich, rupften mir die Akazienblüten aus der Hand, aßen sie gierig. Dies schien den Hirten ungehörig, sie suchten ihre Tiere weiter zu bringen; mir machte es natürlich nur Spaß, die schönen zottigen Tiere füttern zu können. Überall in Indien hatte ich die Bevölkerung höflich gefunden, nirgends so ausgesucht höflich als hier in Kaschmir. Schon von weitem machen sie ihr Salaam — wie schön ist die Geste der Stirnbewegung — nahen sie mir auf kleinen Pfaden, biegen sie mit ihrem Vieh in weitem Bogen aus.

Der Sonnenuntergang war stürmisch, Rotgold leuchtete gelegentlich auf der fernen Schneekette, gelegentlich hingen indigopurpurne Wolken tief hinunter. Auf der Landstraße kehrte ein Trupp Männer von der Arbeit zurück, der eine stimmte ein heiteres Marschlied an, die anderen bildeten den Chor. Jetzt singt einer meiner Schiffer leise und unermüdlich eine sanft-eintönige Weise. Sehnt er sich nach einer in Srinagar, die er gestern erst verließ?

Jhelumfluß, 12. Mai.

Heute morgen leuchtete die Sonne, blendend erstreckte sich das Schneegebirge. Ich ging am Deich voran, in den maigrünen Saatfeldern sangen die Lerchen; Arbeiter mit ihren Ochsen zogen auf ihre Felder, trugen den schweren ursprünglichen Pflug auf ihren eigenen Schultern. Dies um neun Uhr! Aber auch in Srinagar sagten mir Lackarbeiter, denen ich bei ihrer Arbeit zusah, daß sie erst um zehn Uhr anfingen, waren überrascht, als ich ihnen vom Frühaufstehen ihrer europäischen Berufsgenossen erzählte.

Der Jhelumfluß ist enger geworden, manchmal sind die Ufer abschüssig und hoch.

Um Mittag hielten wir in Pampur, dem Rasthaus des Maharadsha gegenüber. Der Bau ist einheimisch aber reizlos, ohne Schnitzereien, ohne Wandbemalung, ohne die schönen blumenbewachsenen Doppeldächer. Dagegen fand ich im Garten das uralte, anziehende und vernünftige persisch-turkestanische Motiv — vier herrliche Platanen waren dicht beieinander im Rechteck gepflanzt, um die Stämme liefen Holzbänke. So kann man zu allen Tageszeiten dort im Schatten ruhen. Außerdem gab es Gemüsegärten mit Blumenbeeten, ein Mali (Gärtner) schnitt mir einen herrlichen großen Strauß. Jetzt habe ich die Blumen vor mir, kann mich an ihnen erfreuen. Große ungefüllte feuergelbe Ringelblumen, sammetartiger magentaroter Löwenmaul, blaßlila und weiße Petunien. Das gibt einen Farbenklang von echt orientalischer Weichheit und Kraft.

Ich wanderte nach dem nahen Städtchen, hörte Kinderstimmen im Chorgesang, kam auf eine Schulprüfung in dem mit Turngerät bestandenen Schulhof. In der Mitte saßen mehrere würdige Männer um einen Tisch, die

Knaben, einige mit Kappen, andere mit Turbanen, bildeten einen Kreis, ein junger Mann in hellgrauem Kaschmirrock und weißem Turban sang mit kunstvollem Geschnörkel eine Weise, worauf die Chorantwort der Knaben erfolgte. Der Schullehrer — leider trug er eine europäisch geschnittene Jacke — trat auf mich zu, begrüßte mich, erklärte mir, dies sei der Mullah (Priester), das Lied sei ein religiöses. Auf meine Fragen sagte er, die Knaben lernten Persisch (wegen der Literatur und allgemeinen Bildung), Arabisch (wegen des Koran), dann, neben Kaschmiri, noch Urdu (von Europäern Hindostani genannt) als indische Umgangssprache. Englisch würde nur von Beamten und Lehrern verlangt. Außerdem „Mathematik", sollte wohl heißen: einfaches Rechnen. Die vielen Sprachen werden auch schwerlich allzu gründlich betrieben werden.

Jetzt kamen die Basare, unscheinbare Gassen, Lehmhäuser, mit erhöhten Sitzflächen unter dem Übergang oder unter einem kleinen Schutzdach. An den Fenstern, Türen, an den stufenartigen Brotgestellen waren gefällige Schnitzereien. In der Mitte dieses Geschäftsteiles lag die Moschee mit dem üblichen spitzzulaufenden Dach, mit bemerkenswerten durchbrochenen Holzfenstern; ihre geometrischen Muster hatten ausgesprochen arabischen Einschlag, während sonst floralpersische Motive überwiegen. Es kamen Besitzungen mit niedrigen Lehmmauern, Gemüse- und Obstgärten, auch weinberankte Lauben. Draußen lag hinter einem Holzsäulenportal eine vernachlässigte hochinteressante alte Moschee. Ein rechteckiger Bau, unten Quadersteine, darüber geschnitzte, regelmäßig hervortretende hölzerne Balken und Stützen. Dann ein kleines hölzernes Kleeblattportal, genau wie jene „Dreipaß"-Portale der steinernen Hindutempel vor über einem Jahrtausend. Die verwitterten Steinsäulen werden auch wohl einem alten Hinduheiligtum entnommen worden sein. Auf dem Zeltdach wuchsen rosa Malven, Iris und Gräser. Es war ein vorzüglicher eigenartiger, anscheinend von Reisenden ganz unbeachteter Bau.

Jetzt liege ich in einer ziemlich flachen Talstelle an einer Maulbeergruppe. In der klaren Nacht ist das Haar der Berenice gerade über mir erkennbar, der Große Bär geht unheimlich mit seinen langsam vorgeschobenen Sternklauen auf Beute aus, ihn und den Kleinen Bären umschlingt mit großen Windungen der Drache. Stolz reckt sich der Löwe empor, in seinem Herzen brennt der Regulusstern; Ariadnes Krone erstrahlt mit der Gemma. Eng aneinandergeschmiegt, ruhig und groß leuchten die göttlichen Zwillinge über die Flur, über den Strom.

Bijbehara, 13. Mai.

Wir kamen an einer langen, baumbedeckten Insel vorbei, auch an einer erstaunlich gut wirkenden neuen Balkenbrücke in bester einheimischer Art. Berge rückten dicht an das Ufer; vor allem das große Massiv des Westerwan und ein zweiter Bergstock, der an den Gran Sasso di Ferro erinnert. An diesen Abhängen hatte die einstige Königsresidenz Avantipur sich erstreckt,

eine herrliche Lage, steile schöne Berge, und jenseits vom grünen breiten Tal der zauberhafte Schneegebirgskranz. Mit Avantiwarman, dem Begründer (855—833), beginnt die eigentliche Geschichte des Landes, alles Frühere ist Legende. Dieser Anfang ist besonders anziehend. Kalhana beschreibt in seiner Chronik das ideale Verhältnis zwischen dem König und seinem großen Minister Sura: „Ist der König dankbar und sanft gesinnt, ist der Minister treu ergeben und ohne Anmaßung, so sind solche seltenen Beziehungen das Ergebnis einer früheren tugendreichen Geburt ... Der König war von Weisheit und Verständnis erfüllt, als er auf den Thron gelangte, hat er sein Gedächtnis nicht verloren" (ist diese Bemerkung nicht hübsch?) ... Er gründete Avantipur, „eine Stätte reichen Genusses," Wishnu und Shiva wurden in großen Tempeln verehrt. Der Minister Sura — „immer verstand dieser das Richtige zu tun — war ihm mit der größten Selbstlosigkeit ergeben. Solch einen König und solchen Minister, dessen Freundschaft niemals durch Haß beeinträchtigt wurde, hat es sonst nimmer gegeben" ... Sura berief Gelehrte zu den Sabbhas (wissenschaftlichen Versammlungen und öffentlichen Erörterungen, die oft an indischen Höfen erwähnt werden), er veranlaßte, daß „Gelehrsamkeit, dessen Fluß unterbrochen worden war, wiederum sich über das Land erstreckte". Die Gelehrten, denen Vermögen und Ehren zu Teil wurde, begaben sich zu den Sabbhas in Sänften, die eines Königs würdig gewesen wären. Auch Dichter werden erwähnt. Im Saal des Ministers sang der Barde Kitamandara folgende Arya (Vers), um den Herrn an seinen Entschluß zu mahnen: „Jetzt ist die Zeit, um Wohltaten zu gewähren, jetzt, da das wankelmütige Glück sich willfährig erweist. Wer vermag zu sagen, wie lange diese Gunstzeit währt, täglich kann hingegen das Unglück anbrechen." Auch die vornehme Gattin des Sura wird genannt, ihre großartigen Stiftungen werden aufgezählt.

Das Ende des Avantiwarman war friedlich und glücklich. Sein Herz entladend, vertraute er dem Sura an, daß er im Tiefinnern den Wishnu verehrt habe (Shiva war der anerkannt oberste Gott). „Während er dem Vortrag der Bhagavadgita zuhörte und der Wohnung des Wishnu gedachte, warf er heiteren Gemütes dies Leben von sich." Ich habe die Bhagavadgita, diesen uralten feierlichen Gesang, der jetzt wieder in besonderem Maße die Herzen der Indier erstärkt und erhebt, bei mir, lese gern darin.

Ich wanderte umher und suchte die Spuren von Avantiwarman und Sura. Die Stadt ist vernichtet worden, der Pflug geht über sie hin, Gräser und Stauden wuchern achtlos zwischen den Steinen. Die eine Tempelruine ist jedoch geblieben, teils erheben sich die Mauern, teils sind sie ausgegraben worden. Zweifellos haben Avantiwarman und Sura, haben Barden und die Gelehrten dieses Heiligtum besucht. Das Eingangsportal ist ziemlich gut erhalten, zeigt das bekannte Giebelmotiv, die Gestaltenfriese, grotesk-plumpe Gottheiten mit Kränzen, besser sind die Arabeskenstreifen, die geometrischen Muster. Dabei gilt diese Plastik für die höchststehende, die man bisher in Kaschmir

entdeckt hat. Wie das ja manchmal beobachtet wird, hat eine ungewöhnliche Veranlagung für dekorative angewandte Kunst scheinbar die große Entwicklung der Plastik und Malerei verhindert. Stufen führten zu dem tiefer liegenden Steinplattenfußboden — eine sonderbare Anordnung, nur etwa ein bis zwei Fuß kann Wasser ihn bedeckt haben, denn einige Treppenwangen sind mit Ausnahme der unteren Steine gut erhalten, können unmöglich im Tempelteich gestanden haben. Rings umher hat sich ein prächtiger, leider fast zerstörter Säulenumgang gezogen. Etwa hundert zu fünfzig Fuß müssen seine Seiten betragen haben, die Säulenbasen erinnerten merkwürdig an romanische, dahinter lagen wohl Zellen und Kleeblattportale. Es muß ein Prachttempel gewesen sein. Weiterhin erhob sich eine zweite, weniger gut erhaltene Ruine; auch von dieser nimmt man an, daß sie in einem Erdbeben zusammenstürzte; poetisch umwucherte eine grauweiße, aromatisch duftende Blattpflanze die Trümmerhügel. Diese Tempel waren herrlich gelegen, am Abhang unweit des großen Stromes, der hier um einige grüne, baumreiche Inseln fließt.

Scharlachrot zogen sich einige Mohnfelder am Abhang; in den Saaten läßt man das Unkraut nicht aufkommen, hier auf der Brache stand Blüte neben Blüte, leuchtete von weitem wie vergossenes Blut. Avantiwarman blieb, auch nachdem die Residenz nach Srinagar zurückverlegt wurde, eine ansehnliche Tempelstadt und wird oft erwähnt. Zu Kalhanas Zeit entrüsteten sich einmal die hiesigen Brahmanen über eine vom Finanzminister verhängte Steuererhöhung. Sie griffen zum „großen Mittel", es war in ganz Indien verbreitet, ist noch immer nicht ganz erloschen: um den Betreffenden zu kränken und zu schädigen, gibt man sich selbst den Tod. Als erste Drohung begannen sie ein feierliches Fasten; meistenteils machte dies die Fürsten und die Obrigkeit mürbe. Da der Finanzminister jedoch nicht darauf einging, stürzten mehrere von ihnen sich in die Flammen. Zweifellos wurde in diesen Tempeln ihr mannhaftes Vorgehen hoch gepriesen.

In der späten Nachmittagssonne wurde die Schneekette immer duftiger, immer geheimnisvoller. Es kamen Dörfer im Grünen, singende Vögel, Kähne; wir hielten unter gewaltigen Platanen, gegenüber zogen sich Pappelreihen, dunkle Menschenumrisse schritten vorüber, eine Fähre brachte Leute von der Arbeit zurück. Abends spät behaupteten Muhameddu und Rasaka, daß in diesem Dorfe gestohlen würde, und meine Dunga wurde bei Sternenschein zum nahen Bijbehara, der sagenverklärten alten Stadt am Treidelpfad, gezogen.

Morgen in der Frühe geht es weiter, auf dem Rückweg will ich mir die alten Stätten besehen. In den Häusern auf dem erhöhten Ufer brennen einige Lichter.

(Schluß folgt.)

Lessings unterdrückte Schrift gegen Jöcher.

Die Geschichte eines Problems von 1753 bis 1915.

Von

Hans von Müller.

I. Zu Lessings Lebzeiten: 1753 und 1754.

1. Lessings fingierter Brief 'An den Herrn Fa**' von Ende 1752, erschienen 1753.

Lessing hatte sich 1751 als junger Berliner Journalist zweimal öffentlich über das damals im Erscheinen begriffene Allgemeine Gelehrten-Lexicon des Leipziger Geschichtsprofessors und Universitätsbibliothekars D. theol. Christian Gottlieb Jöcher ausgesprochen: in der Vossischen Zeitung vom 10. Juni hatte er noch mit einiger Zurückhaltung den neu erschienenen dritten Band (M—R) angezeigt; schärfer und eingehender hatte er sich in den von seinem Vetter Christlob Mylius herausgegebenen 'Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit' vom 29. Oktober gegen einen Artikel des ersten Bandes über Mateo Aleman geäußert, der „wenigstens so viel Schnitzer als Zeilen" aufweise.

Das Jahr 1752 verlebte Lessing dann bis Ende November in Wittenberg; er promovierte dort zum Magister und stellte den ersten und zweiten Teil seiner „Schrifften" im Manuskript zusammen. Nach seiner Rückkehr nach Berlin erschienen beide Bände 1753 beim Verleger der Vossischen Zeitung. „Der zweyte Theil," schreibt er in seiner Selbstanzeige in der Zeitung vom 13. November 1753, „bestehet aus Briefen, die man, wenn man will, freundschaftliche Briefe eines Pedanten nennen kan".

Die ersten acht dieser Briefe sind „An den Herrn P." gerichtet und beschäftigen sich eingehend mit einem der unflätigsten Gegner Luthers, Simon Lemnius; Lessing weist schlagend nach, daß Lemnius Luthern lediglich dessen eigene Angriffe heimgezahlt hat. Der vierundzwanzigste Brief, adressiert „An den Herrn F.", weist einige der schlimmsten Fehler in der Horazübersetzung

des Pastors Lange in Laublingen nach. Der fünfundzwanzigste und letzte Brief (mit der Beilage S. 225—264) lautet[1]):

An den Herrn Fa**.

Ey, mein Herr! Wie kommen Sie darzu, mir einen solchen Strafbrief zu schreiben und mir so bittre Wahrheiten zu sagen?

Es ist wahr, daß ich eine allgemeine Critik des Jöcherschen GelehrtenLexicons unter Händen habe; es ist wahr, daß schon wirklich einige Bogen davon gedruckt sind.

Allein was für Grund haben Sie, an meiner Bescheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel[2]) oder Hauber[3]) zu vermengen?

Wann ich Ihnen nun sagte, daß der Herr D. Jöcher selbst in Ansehung des Vortrags mit mir zufrieden ist und daß er die falschen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wann ich Ihnen nun sagte, daß ich durchaus nicht Willens sey, nach dem Exempel genannter Herren einen Zusammenschreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes grosse Werk zu vermehren suche, sondern bloß nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darinne vermindern wolle? Was würden Sie alsdenn sagen?

Nicht wahr, wenn ich Ihnen alles dieses beweise, so werden Sie sich schämen, einen so übeln Begrif von mir gehabt zu haben? Und wie soll ich es Ihnen besser beweisen, als daß ich eine kleine Lage beylege und Sie mit eignen Augen sehen lasse?

Wenn Sie alsdann anfangen werden, von mir besser zu urtheilen, so will ich noch dieses hinzusetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöchers billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlassen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

In der Tat folgen nun als Beilage verhältnismäßig ruhig vorgetragene Einwendungen gegen neun Artikel des Gelehrten-Lexicons, nämlich die über Abaris, Abaucas, Abbot, Abraham Usque, Abrenethius, Abstemius, Abudacnus, sowie über D. und Z. Acciajoli.

2. Langes 'Schreiben' gegen Lessing 1753.

Der vierundzwanzigste „Brief" — der gegen Lange — wurde im Hamburgischen Correspondenten nachgedruckt, und darauf erschien als Broschüre

[1]) Die Ausführungen erinnern in ihrer eindringlichen Knappheit und ihrer klaren Disposition an einen guten Prozeßschriftsatz. Um den Aufbau und damit die Absicht greifbar vor Augen zu stellen, sind wir in Sperrung, Absatzbildung und Interpunktion frei verfahren. (Die gleiche Freiheit haben wir uns, wo es zweckmäßig schien, auch bei anderen Zitaten genommen; Wortlaut und Schreibung sind jedoch nie verändert.)

[2]) Johann Gottlieb Wilhelm Dunkel hatte soeben in Köthen den ersten Teil seiner 'Historisch kritischen Nachrichten von verstorbenen Gelehrten und deren Schriften' erscheinen lassen.

[3]) Christoph Hauber hatte gleichzeitig in Kopenhagen einen 'Beitrag zum Jöcherschen Gelehrten-Lexicon' veröffentlicht.

von dreißig Seiten bei Gebauer in Halle „Samuel Gotthold Langens Schreiben" d. d. Laublingen, den 20sten Novembr. 1753 an den Redakteur des wissenschaftlichen Teils des Hamburger Blattes. Lange gibt (S. 5) nach Durchlesung der „sämtlichen Werke" seines [vierundzwanzigjährigen] Gegners zu, „daß dieser neuangehende Kunstrichter dermaleinst was nützliches werde leisten können"; vorläufig aber komme er ihm (S. 26 f) „bey seinem Auftrit in die Welt wie die Romanhelden vor, die sich durch Hauen, Stechen und Niedermetzeln einen Namen machen. Er macht seinen streitbaren Anfang an dem seligen D. Luther, Herrn D. Jöcher und mir ... Es ist sein Glück, daß er zu seinen Critiken keinen Verleger hat finden können. Denn da er so schlechten Verstand und Wissenschaften in dem Auszuge (welchen er in Briefe an sich selbst verwandelt hat) an den Tag leget, was vor Unsinn hätten seine ausführliche Schriften gegen den Herrn D. Jöcher und mich hervor gebracht!" — Im übrigen sucht Lange sich wegen der von Lessing beanstandeten Stellen zu verteidigen; er behauptet ferner, dieser habe ihm durch einen gemeinsamen Bekannten zugemutet, sein Stillschweigen mit Geld zu erkaufen.

3. Lessings 'Vademecum für Lange' 1754.

Lessing kündigte in der Vossischen Zeitung vom 27. Dezember 1753 eine Antwort auf diese Streitschrift an. Sie erschien bekanntlich 1754 als 'Ein VADE MECVM für den Hrn. Sam. Gotth. Lange, Pastor in Laublingen'. Lessing hält darin seine Kritik von Langens Übersetzung aufrecht und weist eine Unmenge weiterer Fehler nach; von der Anschuldigung eines Erpressungsversuches reinigt er sich durch Mitteilung seines Briefwechsels mit jenem gemeinsamen Bekannten, einem Professor Gottlob Samuel Nicolai [1]). Auf den Fall Jöcher geht er aber nur nebenbei ein; er sagt im vorletzten Absatz ausweichend: „Ich würde es ganz wohl haben leiden können, ... daß Sie vorgeben, ... zu meiner Critik über das Jöchersche Gelehrten Lexicon hätte ich keinen Verleger finden können, (ob ich gleich einen so gar zu einer Critik über Sie gefunden habe) ... Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen".

4. Langes und Nicolais Broschüren 1754.

Auf diese Schrift antwortete Lange in einem offenen Briefe vom 28. Februar 1754 an jenen Professor Nicolai (ebenfalls bei Gebauer in Halle, 38 S.). Nicolai erließ hierauf wiederum am 13. Mai ein „Antwortsschreiben" (16 S., Frankfurt und Leipzig). Langes Schrift interessiert uns hier nicht (er nimmt S. 11 seinen Vorwurf eines Erpressungsversuches zurück),

[1]) War ein älterer Bruder des Berliner Buchhändlers, mit dem Lessing hernach befreundet war; bis 1753 Professor der Philosophie in Halle, seitdem in Frankfurt a. O.

Nicolais Antwort nur wegen einer Stelle (S. 11 unten), in der er beiläufig von einer Anmerkung spricht, die er Lessingen „bei einem Bogen seiner schon gedruckten Critik des Gelehrten Lexici vom Abbot“ [gemacht hatte[1])] und von Lessings Antwort darauf.

5. Zusammenfassung.

In den Jahren 1753 und 1754 ist also folgendes über Lessings Jöcherkritik von 1752 öffentlich erklärt worden:

1. Lessing konnte, wie Lange behauptet und Lessing nicht widerlegt, für die als besondere Schrift geplante ‘Critik über das Jöchersche Gelehrten-Lexicon’ keinen Verleger finden.
2. Einige Bogen ließ er trotzdem drucken; Nicolai, später Jöcher haben sie gesehen.
3. Man hatte behauptet, die Kritik sei in unbescheidenem Tone gehalten; nach Lessings Versicherung hat Jöcher sich vom Gegenteil überzeugt.
4. Man hatte behauptet, Lessings Gegenschrift enthalte, wie Dunkels und Haubers uferlose Nachträge, neue Namen; Lessing versichert, er beschränke sich streng auf die Berichtigung von Jöchers Artikeln.
5. Als Beweis für beide Behauptungen legt Lessing Herrn Fa**, das heißt dem Publikum, „eine kleine Lage“ aus dem alten Druck vor. In der Tat enthält die Probe sachliche Berichtigungen zu neun Artikeln Jöchers (darunter dem über Abbot, dessen Kritik Nicolai im alten Druck gesehen hatte), aber keine neuen Namen; wenn sie also wirklich die alten Bogen unverändert wiedergibt, so war Lessingen mit den unter 3 und 4 erwähnten Gerüchten Unrecht geschehn.

*

Sonst ist meines Wissens zu Lessings Lebzeiten nichts über das Fragment von 1752 veröffentlicht worden. Jöcher hat keine Supplemente zu seinem Lexicon herausgegeben; Adelung, der damit nach Jöchers Tode begann, hat die drei Bogen von 1752 nicht gesehn.

II. Karl Lessings Publikationen 1785—1795.

1. In den ‘Vermischten Schriften’ 1785.

Als nach Lessings Tode Karl Lessing im vierten Teile der ‘Vermischten Schriften’ seines Bruders jenen ‘Brief an den Herrn Fa**’ mit der Beilage neu druckte (als Vierzehnten Brief, auf S. 79—112),

[1]) Diese beiden Worte fehlen in Nicolais Druck. (Sie sind seltsamerweise von keinem der Herren vermißt worden, die seit 1785 den Satz wieder abgedruckt haben.)

teilte er einiges zu dessen Entstehungsgeschichte mit. Er sagt im Vorbericht zu dem Bande unter anderem (S. 18):

> Außer diesem vierzehnten Briefe muß mein Bruder noch drey Bogen über dieses Gelehrten Lexicon geschrieben haben, die ich aber nie gesehen [. Ich nehme das an], weil Jöcher sich damit beleidiget befunden, wie man aus folgenden drey Briefen, so er eigenhändig deshalb an meinen Bruder geschrieben, sehen kann:

Nun folgen drei Briefe Jöchers aus dem Oktober 1753, aus denen man sich die Briefe Lessings, so gut es geht, herstellen muß.

Der erste Brief Jöchers, vom 1. Oktober, besagt folgendes: Lessing hat „vor einigen Monathen" einige gedruckte Bogen einer Streitschrift gegen das Gelehrten-Lexicon mit einem Drohbrief an dessen Verleger, den Inhaber der Gleditschischen Buchhandlung in Leipzig, geschickt. Der Verleger glaubte der Drohung mit Verachtung begegnen zu sollen und schwieg sowohl Lessingen wie Jöchern gegenüber. Dieser enthielt erst im September von verschiedenen Seiten Mitteilungen über Lessings Plan und wandte sich an den Rektor der Universität Wittenberg. Er erhielt eine Antwort (über deren Inhalt er nicht die leiseste Andeutung macht) und schrieb darauf zum zweiten Male dorthin (was, verrät er gleichfalls nicht!). Erst nach Abgang dieses zweiten Briefes nach Wittenberg will Jöcher sich an Gleditsch selbst gewandt und erst jetzt Lessings Sendung an diesen (die Druckbogen und den Drohbrief) erhalten haben.

Nachdem Jöcher dies berichtet, fährt er fort (bei Karl Lessing S. 20—22):

> Es wäre sehr gut gewesen, wenn Ew. Hochedelgeb. lieber an mich als an die Handlung geschrieben. Meine Antwort würde vermuthlich darauf angekommen seyn, daß ich Ew. Hochedelgeb. ersucht, dasjenige, was Sie zu Ergänzung und Verbesserung des Lexici gesammelt, gegen gute Bezahlung an mich zu überlassen, welches ich bey dem bevorstehenden Supplement-Bande brauchen, Ew. Hochedelgeb. aber dafür den gebührenden Dank und Ruhm öffentlich zu ertheilen nicht unterlassen würde. ... Nun weiß ich wohl, daß derjenige, welcher der gelehrten Welt etwas öffentlich vorlegt, sich auch gefallen lassen muß, daß andere ihre Gedanken öffentlich darüber sagen. ... Dieses aber wollte ich wünschen, daß Ew. Hochedelgeb. sich manchmal weniger heftig, beissend und anzüglich ausgedrückt. Dergleichen Dinge können ja ohne Nachtheil der Hauptsache wegbleiben, bringen nach meinem Bedünken dem Verfasser niemals Ehre und nöthigen den, der auf solche Weise angegriffen und beleidiget worden, zu einer Entschlüßung, daran er sonst nicht dürfte gedacht haben.
>
> Ich würde also alles, was thunlich ist, beygetragen haben, diese ganze Irrung zu heben, auch vielleicht im Stande seyn, Ew. Hochedelgeb., für Dero schöne Wissenschaft ich viel Hochachtung trage, anderweitige ersprießliche Gefälligkeiten zu erweisen. Ja es würde sich Rath finden, die bereits auf den Druck verwandten Unkosten zu vergüten und Ew. Hochedelgeb. für das, was Sie noch im Manuscript vorräthig haben, zu vergnügen. Da mir [? vielmehr dem Verleger!] aber Dieselben ausdrücklich melden, daß Sie ohn-

möglich zurücke können, sondern weiter fortgehen müssen; so muß ich es Dero eigenen Ermessen überlassen, ob Dieselben für gut befinden, auf diese oder eine anständigere Weise in der gelehrten Welt hervorzutreten; ob Sie dabey Vortheil zu erwarten oder Nachtheil zu befürchten haben; ingleichen ob Dero Verleger dabey seine Rechnung finden werde.

In dem noch folgenden Schlußabsatz spricht der alte Fuchs als „Ew. Hochedlen ergebenster Diener" in „aufrichtiger Neigung" seine herzlichen Wünsche aus.

Jetzt muß Lessing Jöchern anheimgestellt haben, 1) die bereits gedruckten Bogen nachträglich zu mildern, 2) die künftigen Bogen vor dem Imprimatur durchzusehen. In der Tat bezeichnete der Gelehrte die ihm anstößigen Ausdrücke und sandte die Bogen dann am 11. an Lessing zurück. Auf eine Zensur der Fortsetzung verzichtet er jedoch großmütig: eine Höflichkeit sei der andern wert; Lessing werde jetzt (d. h. nach der ihm erteilten Lehre) schon von selber „alles dergestalt einrichten, wie es der Wohlstand [= Anstand] unter Gelehrten und Schriftstellern erfordert. Finden übrigens Dieselben mich im Stande, auf einige Weise angenehme Dienste zu leisten, oder etwas zu Dero Glück und Vergnügen beyzutragen, so bitte versichert zu seyn, daß ich solches zu bewerkstelligen mit Vergnügen bereit bin". (A. a. O. S. 24/25.)

Lessing aber sah sich außerstande, das Unternehmen fortzuführen, und so bot er Jöchern nach dem Waffenstillstand seine gänzliche Unterwerfung an.

Jöcher zog nunmehr mit weltmännischer Eleganz das Fazit der ganzen Angelegenheit (a. a. O. S. 25—27):

Hochedelgebohrner,
Insonders hochgeehrtester Hr. Magister.

Ob ich wohl Ew. Hochedelgeb. nicht würde gehindert haben, in der bewusten Arbeit mit der versprochenen Moderation fortzufahren; so sehe ich es doch, nicht nur um meinetwillen, sondern wegen Ew. Hochedelgeb. selbst gerne, daß Sie davon abgegangen. Dieselben besitzen so viel schöne Wissenschaft und Geschicklichkeit, daß Sie sich der gelehrten Welt auf eine andre und viel vortheilhaftere Weise zeigen können. Bin ich im Stande auf einige Weise dazu beförderlich zu seyn, so haben Dieselben an meinem guten Willen und Bemühung nicht zu zweifeln. Es würde übel lassen, wenn ich mich selbst loben wollte. Indessen kann ich Ew. Hochedelgeb. so viel versichern: Dieselben haben mit einem redlichen Mann zu thun, der Verdienste kennet und sich ein Vergnügen macht, geschickten und fleißigen Leuten zu dienen. Dero Anmerkungen über das Gelehrtenlexikon schätze ich hoch; und wenn Dieselben etwas davon künftig an mich zu überschicken belieben, so will ich davon nicht nur künftig guten Gebrauch machen und die erwiesene Gefälligkeit gehörigen Orts rühmen, sondern auch die gehabte Mühe nach Dero eignen Verlangen und Vorschrift vergüten. Sind die drey überschickten Bogen nicht auf des Verlegers, sondern Ew. Hochedelgeb. Unkosten gedruckt worden, so wiederhole ich mein ehemaliges Erbieten, dieselben zu erstatten, so bald sie mir bekannt gemacht werden. Ich bin übrigens mit aufrichtiger Neigung und Freundschaft

Ew. Hochedelgebohrnen

Leipzig, den 29. Octbr. 1752.

ergebenster Diener
D. Jöcher.

2. In der Biographie 1793.

Acht Jahre später, 1793, kam Karl Leſſing auf die Angelegenheit zurück in der Biographie ſeines Bruders, die den erſten Teil ſeines Sammelwerkes 'Gotthold Ephraim Leſſings Leben, nebſt ſeinem noch übrigen litterariſchen Nachlaſſe' bildet. Er bezieht ſich mehrfach auf ſeine Mitteilungen von 1785, bringt aber eine wichtige neue Darſtellung der Sache von dritter Seite. Karl Leſſing ſagt leider nicht, wer ihm den Bericht eingeſandt hat (wir nennen den Verfaſſer im folgenden den Anonymus von 1793), er deutet aber durch eine polemiſche Fußnote (zu der Angabe im drittletzten Satz, daß Leſſing eine Entſchädigung für die Druckkoſten verlangt haben ſolle) an, daß er ſich nicht mit dem Einſender identifiziert, ſondern deſſen Darſtellung unter Vorbehalt weitergibt. Wir finden S. 149/51:

> Zur Vollſtändigkeit dieſer Sache aber muß man anführen, daß damals in Leipzig von Leſſingen ausgeſtreuet wurde, er habe an D. Jöchern geſchrieben: wofern er nicht eine gewiſſe Summe Geldes, die etwa funfzig oder ſechzig Rthlr. betrug, unverzüglich überſchickte, ſo wolle er ihn vor der ganzen gelehrten Welt durch eine Kritik über ſein Gelehrtenlexikon äußerſt lächerlich machen.
>
> Herr [Chriſtian Felix] Weiße, dem dieſe Klätſcherey weder unbekannt noch gleichgültig bleiben konnte, meldete ſie Leſſingen nach Wittenberg.
>
> Leſſing ſchenkte ihm darauf klaren Wein ein und geſtand, in dieſem mit ſo großen Lobſprüchen ausposaunten Buche allerdings ſo viele lächerliche Fehler gefunden zu haben, daß er es für Pflicht gehalten, Jöchern in ſeiner Blöße darzuſtellen. Seine Kritik, die er verfertiget und der damalige Dekanus Ritter nicht die Cenſur paſſiren laſſen wollen, habe er deshalb auf ſeine Koſten drucken zu laſſen angefangen. —
>
> D. Jöcher, der dies ſogleich durch Rittern erfuhr, bat aber Leſſingen in einem ſehr höflichen Briefe, davon abzuſtehen und ihm lieber ſeine Bemerkungen freundſchaftlich zu überlaſſen, um ſolche bey einer künftigen Ausgabe zu benutzen.
>
> Leſſing ſoll ſich gleich dazu gern verſtanden, doch geäußert haben, daß man ihm nicht zumuthen könne, die Koſten für die ſchon gedruckten Bogen zu tragen; genug, daß er ſeine Arbeit vergebens gehabt.
>
> Ob die Entſchädigung geſchehen, iſt ſehr zu bezweifeln. Man hätte es wenigſtens nicht unerinnert gelaſſen, als Leſſing einige Bogen davon in den zweyten Theil ſeiner kleinen Schriften 1753, wo Jöcher noch lebte, einrückte.

3. Im Nachlaß 1795.

In dem dritten Teile von Karl Leſſings Sammelpublikation, deren erſter die Biographie Leſſings gebracht hatte, legte 1795 der Breslauer Gymnaſialprofeſſor Georg Guſtav Füllebornn „G. E. Leſſings Nachlaß zur Deutſchen Sprache, alten Literatur, Gelehrten- und Kunſt-Geſchichte" in vier Abteilungen vor. Die dritte Abteilung bringt nach der Vorrede des Herausgebers (S. XX) „alle die Anmerkungen von Wichtigkeit, welche Leſſing

auf Veranlassung des Jöcherschen Gelehrtenlexicons oder Bayle's und andrer literarischen Werke zur Gelehrten-Geschichte und Literatur entworfen hat". Die alphabetisch geordnete Reihe beginnt mit vier Gelehrten, deren Namen mit Ab anfangen. Drei dieser Artikel polemisieren gegen Bayle, der vierte jedoch, über Nicolaus Abraham (S. 323/25) gegen Jöcher; er ist in den modernen Lessingausgaben nach Fülleborn wiederholt[1]), aber seltsamerweise nie mit Lessings alter Jöcherkritik in Verbindung gebracht worden.

4. Zusammenfassung.

Diese im Laufe von elf Jahren in aller Unschuld von Karl Lessing kolportierten Mitteilungen ergänzen sich zu folgendem Bilde:

1. Lessing hat außer den 1753 wiederholten noch andere mit Ab beginnende Artikel des Jöcherschen Gelehrten-Lexicons kritisiert.
2. Seine Kritik war, entgegen seiner Behauptung in dem Briefe an Herrn Fa**, nach Jöchers Urteil heftig, beißend und anzüglich.
3. Langes Angabe, Lessing habe für seine Kritik keinen Verleger finden können, wird bestätigt durch die Mitteilung des Anonymus von 1793, daß der Zensor den Vertrieb durch den Buchhandel verboten und Lessing daher den Druck auf eigene Rechnung begonnen habe.
4. Auf diesem Wege stellte Lessing 1752 drei Bogen her, die er im Sommer des Jahres mit einem Drohbrief an Jöchers Verleger schickte; einem Gerücht zufolge soll er darin 50—60 Taler Abstandsgeld verlangt haben.
5. Jöcher wurde durch den Wittenberger Dekan Ritter von dem Sachverhalt benachrichtigt, insbesondere zweifellos auch von Lessings Mittellosigkeit, die es ihm unmöglich machte, auf eigene Kosten ein vielbändiges Werk in Quarto oder auch nur den ersten Band eines solchen drucken zu lassen. Er wußte also, daß der Druck der drei an Gleditsch gesandten Bogen das war, was man heute einen Bluff nennt, und daß ihm keine Gefahr drohte.
6. Wenn er trotzdem sich die Mühe machte, seinen Gegner auch innerlich zu überwinden, so geschah das einerseits vielleicht aus theologischem Bedürfnis, andrerseits aber zu dem praktischen Zweck, dem jungen Kampfhahn die Lust zu einem neuen Vorstoß zu nehmen. Jöchers erster Brief ist eine meisterhafte Mischung von väterlichem Zureden und sehr ernst gemeinter Drohung; er hat eine verblüffende Familienähnlichkeit mit dem bekannten Briefe, den Voltaire genau drei Vierteljahre vorher, am 1. Januar, nach Wittenberg an Lessing geschrieben hatte und den ich nachzuschlagen bitte.

[1]) bei Lachmann 11, 720; bei Muncker 16, 215 f.

7. Jöcher erreichte zunächst, daß Leſſing die ſcharfen Stellen ſeiner Kritik milderte und ihm die Fortſetzung zur Durchſicht anbot.
8. Auf dies Angebot verzichtete Jöcher in ſeinem zweiten Briefe deswegen, weil er längſt wußte, daß Leſſing finanziell gar nicht in der Lage war, den koſtſpieligen Druck wieder aufzunehmen.
9. In der Tat ſah ſich Leſſing ſchon nach wenigen Tagen genötigt, das Unternehmen gänzlich fallen zu laſſen.
10. Jöcher bietet ihm in ſeinem dritten Briefe, um ihn vollends zu beſchämen und ſeine äußere wie innere Niederlage zu beſiegeln, eine nachträgliche Abfindung in bar für den Verzicht an. Der Brief, der die Genugtuung über den vollkommenen Sieg mit zuckerſüßer Liebenswürdigkeit umgießt, iſt zweifellos eine weit vollkommnere ſchriftſtelleriſche Leiſtung als Jöchers ſämtliche Werke.
11. Leſſing hat wohl auf die demütigende Wohltat verzichtet; er hat dann, um ſich, ſo gut es ging, zu ſalvieren, noch in Wittenberg — alſo im November 1752 — einen Auszug aus der bereits im Oktober gemilderten Faſſung des Textes dem Manuſkript ſeiner 'Schrifften' eingefügt mit einer Vorbemerkung, in der er die umlaufenden Gerüchte zu entkräften verſucht.

⁂

Daß der brave Karl Leſſing den Sinn der Korreſpondenz zwiſchen Jöcher und Leſſing nicht begriffen hat, ſondern den pfiffigſten aller Leipziger Füchſe im Moment ſeines Triumphes über einen gleichfalls nicht dummen Gegner einen „geſitteten Fehlenden" (zu deutſch etwa einen reuigen Sünder) nennt, ändert an der Sache ſelbſt — nämlich dem völligen Triumphe Jöchers — nichts.

III. Im zwanzigſten Jahrhundert: 1902 und 1915.

Das neunzehnte Jahrhundert[1]) brachte zu dieſen Fragen weder neues Material noch neue Geſichtspunkte. Man beſchränkte ſich darauf, die im achtzehnten Jahrhundert veröffentlichten Angaben in Auswahl zu gruppieren

[1]) Für Fachleute ſeien kurz die Jahre, die Forſcher und die Stellen angedeutet:
1838 Lachmann 3, 360.
1850 Danzel 217—222.
1853 Maltzahn 3, 362.
ca. 1873 Robert Pilger (Hempel 8) 159—162.
1884 Schmidt[1] 1, 216.
1890 Muncker 5, 128.
1898 Muncker 14, 172 f.
1899 Schmidt[2] 1, 225.
Daß man in Lachmanns Kreiſe ſich für die drei Bogen von 1752 intereſſierte, ergibt ein bekannter Scherz der Griechiſchen Geſellſchaft in Berlin, der Lachmann 1824 beigetreten

und auf Grund von Sentiments zu erörtern; sachlich wurde besonders die Frage behandelt, ob die Beilage zu dem Brief an Fa** mit dem alten Druck tatsächlich in Inhalt und Form identisch sei, wie Lessing behauptet hatte, (so Danzel [218/19 und 221] und, unter Berufung auf ihn, Pilger) oder, bei eventueller Änderung der Form, wenigstens im Inhalt identisch (so Lachmann und Muncker), oder ob inhaltliche Weglassungen und formelle Einschaltungen (lobender Natur) in Frage kämen (so Schmidt).

Erst das zwanzigste Jahrhundert hat Neues über Lessings Jöcherkritik ans Licht gebracht.

1. Naumanns Briefe an Haller, veröffentlicht 1902.

Ernst Consentius veröffentlichte in der Sonntagsbeilage zur „Vossischen Zeitung", also unter den Augen von Karl Lessings Enkel Carl Robert, unterm 6. April 1902 Stellen aus Briefen Naumanns an den berühmten Albrecht von Haller, die sich in dessen Nachlaß in Bern gefunden hatten.

Der Anakreontiker und Epiker Christian Nicolaus Naumann (1720—1797) hatte 1751 seinem „zärtlich geliebten" Lessing eine Abhandlung gewidmet; 1753 wohnten dann beide in Berlin auf einer Stube. 1752 waren sie allerdings äußerlich getrennt — Naumann lebte in Marburg, Lessing, wie wir sahen, in Wittenberg — aber ohne Zweifel standen sie in Briefwechsel.

In dem letzten Brief, den Naumann noch aus Marburg an Haller schrieb, am 10. November 1752, gibt er mit großer Genugtuung weiter, was er — etwa im September — über den Fall Jöcher direkt oder indirekt von Lessing erfahren hat:

> Herr M. Leßing in Wittenberg . . . hat sich über den Hn. Prof. Joecher in Leipzig erbarmet . . . Die in seinem Gelehrten Lexico von dem Hn. Magister angemerkten großen Schnitzer sollen bloß im Buchstaben A 20 ganze Bogen gedrukt ausmachen. Diese Schrift wird vielen Lärmen nach sich ziehen; und

war. Der Verlagsbuchhändler Parthey (seit 1835 Mitglied) und der Bibliothekar Pinder (desgleichen seit 1837) verfaßten im August 1839 in Jöchers Namen einen Artikel über Gelasander = Lachmann und ließen ihn genau in der Ausstattung des Lexicons drucken; ein verbesserter Neudruck wurde im Februar 1840 veranstaltet. Im Mai 1844 folgte nun diesem Text ein entsprechendes angebliches Stück von Lessings Jöcherkritik, das an dem Artikel 'Gelasander' kein gutes Haar läßt! Leider ist es bei dem Druck dieses Scherzes, wie seiner Zeit von Lachmann selbst, unterlassen worden, das Original zu Rate zu ziehen, das Pinder doch zur Hand hatte (s. unten); das Satzbild hat hier also, im Gegensatz zum Jöcherblatt, nicht die leiseste Ähnlichkeit mit dem Lessingschen Druck. (Beide Scherze, die sich im Original unter anderem in Meusebachs Exemplar von Jöchers Lexicon finden, sind wieder abgedruckt in den Beilagen von Martin Hertz' 'Lachmann' [Berlin 1851], S. XXXIII—XXXIX; über die Entstehung wird daselbst in der Biographie selbst S. 212—214 berichtet.)

ich denke, daß größere, welche den Hn. Leßing stiefeln[1]), zum Exempel Herr Doctor Oehlrichs in Berlin[2]) und noch ansehnlichere Männer mit, dahinter stecken. Herr Joecher so wohl als der Verleger, deßen Lexicon sehr fallen dürfte, sollten sich, wenn es auch etliche hundert Thaler kostete, entweder das Manuscript, um es zu brauchen, oder doch das Stillschweigen des Herrn Leßings erkauffen, wenn sie nicht allzusicher wären ...

Noch im November siedelte Naumann von Marburg nach Wittenberg über und suchte dort Freund Lessing auf. Dieser, der damals resigniert den Brief 'An den Herrn Fa**' konzipierte, berichtete ihm nunmehr mündlich über das unerwartete Schicksal des mit so vieler Arbeit und so vielen Kosten ins Werk gesetzten Planes.

Der Aufenthalt in Wittenberg war Lessingen durch diese Ereignisse verleidet, und er ging noch Ende November nach Berlin zurück. Der treue Naumann schreibt am dritten Advent, also etwa Mitte Dezember, betrübt an Haller:

Herr Mag. Leßing ist von hier wieder nach Berlin gegangen, nachdem der H. Prof. Joecher in Leipzig die Klugheit erfand, durch die hiesigen Herren Professores die Critik über das Gelehrten-Lexicon zu unterdrücken. Ich besitze die ersten drey gedruckten Bogen derselben, als eine Rarität, und beklage, daß die Wahrheit schweigen muß, wo vieleicht Ränke und Bestechung gelten. Wäre das Werk zu Stande gekommen, so hätte das Lexicon auf ewig liegen müßen.

Beide Briefe bestätigen und ergänzen die Mitteilung des Anonymus von 1793, die wir Carl Robert Lessings Großvater verdanken:

1) Im speziellen werfen sie ein weiteres Licht auf Jöchers Korrespondenz mit den Wittenberger Universitätsbehörden, bei deren Erwähnung Jöcher nicht ohne Absicht gleich in seinem voltairischen ersten Briefe an Lessing

[1]) Ich kenne das Wort nicht. Möglich sind zwei Deutungen: erstens = ausrüsten, das heißt hier finanzieren: in der Tat war Lessing selbst zweifellos nicht in der Lage, die Druckkosten aus eigener Tasche zu zahlen. Oder zweitens = anspornen (nach Analogie des studentischen treten = mahnen).

[2]) Johann Karl Konrad Oelrichs (1722—1798) war 1750 zum Dr. jur. utr. promoviert; im nächsten Jahre hatte er unter anderem den Entwurf einer Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Berlin entworfen und berührte sich also mit Lessing im Interesse für dieses Institut. Lessing hatte dann in der Vossischen Zeitung vom 23. Dezember 1751 mit hohem Lobe zwei andere Abhandlungen von ihm zur brandenburgischen Geschichte besprochen: über die Absicht des Großen Kurfürsten, eine Universität zu gründen, und über die brandenburgischen Historiographen. Insbesondere versicherte Lessing in seiner Rezension, daß Oelrichs — was man bestritten hatte — eine ältere Dissertation selbst verfaßt hatte. — Oelrichs war 1752 auf der Suche nach einem akademischen Lehrstuhl gewesen und hatte sich schließlich mit einer Professur am Stettiner Gymnasium begnügt. Wie Consentius mitteilt, hat er in der Folge selber Verbesserungen zu Jöchers Lexicon herausgegeben.

länger verweilt hatte. Er fand es zweckmäßig und auch wohl unterhaltend, vor den Augen des Delinquenten ein wenig mit dem Richtschwert zu spielen[1]).

2) Im allgemeinen aber erinnern uns die beiden von Consentius mitgeteilten Briefe, die ein 32jähriger gebildeter Mann an einen der berühmtesten und angesehensten Vertreter der Wissenschaft und Poesie schrieb, mit greller Deutlichkeit an die Wandelbarkeit der Begriffe von Moral und Anstand. Wir greifen mit Händen, daß diese Zeit, da die deutsche Kultur noch in den Windeln lag (Goethe war ein dreijähriges Kind) einen Versuch der geschilderten Art nichts weniger als ehrenrührig fand, sondern im Gegenteil ihre helle Freude an solcher smartness hatte. In Amerika (nicht nur in Texas), das, nach Niederwerfung der Indianer, in Religion und öffentlicher Moral heute mit Mühe eine ähnliche Stufe erklommen hat wie Deutschland um das Jahr 1750, hätte man auch jetzt noch ebenso inniges Verständnis dafür wie Freund Naumann.

2. Lessings handschriftliche Randnoten zum Gelehrten-Lexicon, veröffentlicht im Sommer 1915.

Im Sommer 1915 erschien der 22. Band von Munckers Ausgabe (leider wie der 22. Band von Meusels 'Gelehrtem Teutschland' als 22^1 bezeichnet). Er bringt auf den Seiten 198—263 die Bemerkungen, die Lessing an den Rand seines Exemplars des Gelehrten-Lexicons geschrieben hatte und die teils kurze Zusätze zum Text darstellen, teils auf längere Zusätze verweisen (in besonderen Heften, die sich noch nicht wieder gefunden haben). Der Herausgeber sagt gegen Schluß seiner ausführlichen Note S. 198—200:

> von den Jöcher'schen Artikeln, die Lessing 1751 und 1753 öffentlich besprach ..., hat er die meisten in dem ... Exemplar bereits angestrichen oder mit äußerst knappen Verbesserungen versehen, die fast ausnahmslos auf die alsbald gedruckten, ausführlichen Erläuterungen vorausdeuten.

An dieser wichtigen Publikation fallen drei Umstände auf:

a) Von den Noten, die Muncker auf den genannten 66 Seiten bringt, fallen beinahe zwei Drittel auf den Buchstaben A (diese Einträge stehen bei Muncker auf den Seiten 198—238).

[1]) Es spricht für das gute Herz des vortrefflichen Danzel, aber nicht für seine Menschenkenntnis, wenn er auf Seite 218 seines schönen Buches meint, Jöcher habe sich in Wittenberg wohl unter anderem Auskunft über Lessings Person [das heißt seinen Charakter!] erbeten, und infolge des darauf erhaltenen Bescheides sei sein Brief an Lessing dann „sehr höflich" ausgefallen: dieser Brief müsse „uns jedenfalls insofern wichtig sein, als er auf eine günstige Schilderung desselben, die ihm von Wittenberg aus zugekommen sein muß, schließen läßt". — Erich Schmidt hat 1909 in der dritten Auflage seines 'Lessing' (1, 226) mit Consentius wenigstens die Folgerungen aus Naumanns zweitem Brief gezogen (daß nämlich Lessing die 'Critik' nicht nur aus Hochachtung vor Jöcher abgebrochen hat: was man freilich schon aus den Mitteilungen des Anonymus von 1793 hätte schließen können, wenn man Lessings völlige Mittellosigkeit bedachte.

Dieser Umstand beweist, daß es sich im wesentlichen nicht um zufällig bei anderweitiger Lektüre aufgestoßene Berichtigungen handelt, sondern um das Ergebnis einer systematischen Bearbeitung speziell des Buchstabens A. Damit stimmt es überein, daß Lessing Ende Oktober 1751 einen langen Exkurs über Mateo Aleman gegen Jöcher ins Feld führen konnte und daß im November 1752 Naumann meldet, die Kritik des Buchstabens A würde zwanzig Bogen füllen. Damit wäre aber auch das Unternehmen einstweilen beendet gewesen! Diese zwanzig Bogen hätten nur Wert gehabt für die Besitzer des Lexikons selbst, und für die Buchstaben B—Z wären diese nach wie vor lediglich auf Jöcher angewiesen geblieben — wie ja bis zum heutigen Tage die Supplemente zu seinem Werke [1]) nicht über den Buchstaben R hinaus gediehen sind.

b) Wie Muncker bemerkt, finden sich Notizen für die Mehrzahl der neun Artikel, die Lessing dem Briefe an den Herrn Fa** beigab. Aber noch zahlreiche andere Namen, die mit Ab—Acc beginnen, sind mit Randbemerkungen versehen. So finden wir zu Jöchers Artikel über Abela den Beisatz

cum eximiae esset ra[ritatis,] ex italico latine versa a Joa[nne Antonio] Seinero, qui praefatione[m et indicem] adjecit, inserta est Th. A. [et H. I. t. X] p. XV.

Dazu die Note Munckers

= Thesauro antiquitatum et historiarum Italiae, tom. X, part. XV; das Citat ist aus der „Bibliotheca historica selecta" von B. G. Struve und Ch. G. Buder (Jena 1740), S. 1422 genommen.

Zu Bernhard Accolti ist ein Stern gesetzt, aber, wie Muncker bedauernd feststellen muß, „die beabsichtigte Anmerkung selbst fehlt".

c) Außerdem finden sich im Gegensatz zu Lessings Versicherung an Herrn Fa**, daß er „nichts weniger als jenes grosse Werk zu vermehren suche", auch einige bei Jöcher fehlende Gelehrte nachgetragen, darunter

NB. Abriani. Paolo. Ein Doktor der Arzneygelehrtheit welcher 1657 ein Werk von den Schwämmen unter dem Titel i Fonghi, discorsi academici, in Venedig herausgegeben in 12°. conf. Bibl. Saltheniana p. 604.

[1]) An Consentius' wichtigem Aufsatz ist (außer der Nichtbeachtung seines Vorgängers, des Anonymus von 1793) nur der Satz zu bemängeln: „Joechers Name ist durch Lessings kritische Bemühung ebenso wie Samuel Gotthold Lange durch Lessings Vademecum bis auf unsere Zeit lebendig erhalten worden." Dieser Vergleich mit dem erbärmlichen Poetaster Lange trifft für Jöcher so wenig zu wie für die beiden Söhne des Jahres 1724, an denen gleichfalls der junge Lessing seinen Witz geübt hat: Klopstock und Kant. Ja, Jöchers mangelhaftes, aber heute noch unersetztes Werk wird jedenfalls auch im zwanzigsten Jahrhundert sehr viel öfter aufgeschlagen werden als Klopstocks etwa gleichzeitig ans Licht getretenes Epos — aber nicht deswegen, weil Lessing einmal einen Handel mit dem Verfasser gehabt hat.

Wer dieſe Notiz weitergab, durfte ſich nicht beſchweren, wenn er wie Dunkel und Hauber „ein Zuſammenſchreiber ohne Prüfung“ geſcholten wurde. Nach Adelung, der Leſſings Plan mit größerer Geduld und größerer Gewiſſenhaftigkeit wieder aufnahm, war Abriani keineswegs ein Mediziner, ſondern erſt Karmelitermönch, dann Prieſter, ſchließlich Schullehrer; und die Vorleſungen ‘I Fonghi’ handeln keineswegs von Schwämmen, ſondern der Verfaſſer nannte ſie nur bildlich ſo, „weil ſie zufälliger Weiſe wie die Schwämme auf dem unfruchtbaren Boden ſeiner Talente gewachſen wären“.

3. Der alte Druck ſelber, verglichen im Herbſt 1915.

Als das ſicherſte und bequemſte Mittel, die ſeit 1785 immer wieder erörterte Frage nach dem Verhältnis der Beilage des Briefs an Fa** zu dem Druck von 1752 zu beantworten, erſchien uns die Einſichtnahme in dieſen Druck ſelbſt, deſſen Titel in Leſſings ‘Vademecum für Lange’ (auch in dem Bericht des Anonymus von 1793 und in Naumanns zweitem Brief an Haller) genau angegeben iſt. Wir haben alſo das Exemplar, das ſich ſeit 1817 im Beſitze der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, genau mit dem Abdruck in den ‘Schrifften’ von 1753 verglichen[1]) und folgendes feſtgeſtellt:

a) Der Wittenberger Druck enthält in den ſpäter wiederholten neun Artikeln mehrere Ausfälle gegen Jöcher — eben die Stellen, die dieſer als „heftig, beiſſend und anzüglich“ gerügt und die Leſſing darauf gemildert hatte.

b) Der Wittenberger Druck beſpricht außer den neun ſchon genannten Artikeln Jöchers noch vier weitere: über Aaberly, Abela, Nicolaus Abraham und Bernhard Accolti. — Bei Aaberly tadelt Leſſing nur das Fehlen einer verſtändlichen Quellenangabe; zu Abela trägt er das uns ſchon bekannte Zitat aus Struve-Buder nach. Größere Zuſätze gibt er für die beiden anderen. Unter Nicolaus Abraham finden wir die weit ausführlichere erſte Faſſung der 1795 von Fülleborn mitgeteilten Angaben[2]); unter Bernhard Accolti ſteht der Artikel, auf den Leſſing in ſeinem Handexemplar des Lexikons durch einen Stern verwieſen hatte. Dieſer Artikel iſt in Inhalt und Form der inter-

[1]) Die Abweichungen des alten Drucks reproduzieren wir gleichzeitig — zum Teil in Fakſimile — in der ‘Zeitſchrift für Bücherfreunde’, ſo daß jeder die folgenden Angaben bequem zu Hauſe nachprüfen kann (die Verwaltung der Königlichen Bibliothek leiht den Druck nicht mehr aus, ſo lange nicht eine Reihe weiterer Exemplare bekannt geworden iſt).

[2]) Sie behandeln die Kommentare Abrahams zum Virgil (gegen Jöcher und Bayle) und zum Evangelium Johannis (gegen Jöcher und Clément). Die Darlegungen betreffs des Virgilkommentars ſchreibt Leſſing Clément nach, ohne ihn zu nennen: er behauptet mit dieſem, Abraham habe nur die Aeneis kommentiert. Adelung hat jedoch ſpäter Jöchers Angabe beſtätigt, daß Abraham Virgils ſämtliche Werke kommentiert hat; dieſer Geſamtkommentar iſt im ſiebzehnten Jahrhundert öfters in Frankreich erſchienen (zu Toulouſe, Rouen, Lyon und Paris).

essanteste; er läßt tatsächlich hie und da hinter dem notizenklaubenden Magister schon den künftigen Meister der Prosa ahnen.

c) Der Wittenberger Druck bringt endlich außer diesen Zusätzen zu dreizehn Artikeln Jöchers zwei Artikel über Gelehrte, die Jöcher übergangen hatte: Abriani und Acanthius. — Zu Abriani bringt Lessing vier Notizen nach Clément, die dieser Kompilator wieder Haym und Crescimbeni nachgeschrieben hatte [man sieht wirklich nicht, worin sich Lessings Art zu arbeiten von der so heftig angefeindeten des alten Jöcher unterscheidet]; sodann „aus dem meinigen" [das heißt nicht aus eigener Forschung, sondern ausnahmsweise nicht nach Clément] die uns bereits bekannte unselige ‘Fonghi’-Notiz auf Grund der Bibliotheca Saltheniana. — Zu Acanthius dagegen bringt Lessing wirklich Tatsachen aus erster Hand.

Die drei feierlichen Versicherungen, die Lessing 1753 dem Herrn Fa**, d. h. dem Publikum, mit der Miene der gekränkten Unschuld gegeben hatte (s. in unserer Zusammenfassung oben S. 275 unter den Nrn. 3—5), haben sich also durchweg — nicht bestätigt. Immerhin konnte man nach dem schon früher bekannten auf einen Inhalt dieser Art gefaßt sein: der ziemlich illusionsfreie Erich Schmidt wäre kaum sehr überrascht davon gewesen, während Danzel vielleicht an der Menschheit verzweifelt wäre.

d) Aber die Ausstattung des Drucks ist allerdings etwas völlig Unerwartetes. Wem es darum zu tun ist, kritische Noten zu einem Nachschlagewerke von 9508 eng gesetzten Quartkolumnen zu geben, der wird dieses Supplement (wenn er es schon überhaupt in Buchform gibt und es nicht vorzieht, einige Proben in einer gelehrten Zeitschrift zu veröffentlichen) zum mindesten nicht splendider drucken lassen als das zu berichtigende Werk selber. Statt dessen hat der mittellose junge Magister seine Glossen zu Jöchers Text wie ein Prachtwerk setzen lassen. Wir verweisen auf unsere drei Faksimiles a. a. O. Gleich die erste Seite ist charakteristisch dafür: Jöchers erste Seite enthält, außer einem Hinweis, positive Angaben über zwölf Gelehrte; der Inhalt von Lessings erster Seite erschöpft sich in der Frage: „Was bedeutet bei Jöcher die Sigle Dy.?" Bei einer derartigen Raumverschwendung wäre es allerdings nicht schwer gewesen, zwanzig Bogen Klein-Quart = 160 Seiten mit Bemerkungen zum Buchstaben A zu füllen.

*

Glaubt jemand, daß Lessing, der doch kein Kind mehr war, sondern immerhin ein Magister, die ernste Absicht hatte, in dieser Weise fortzufahren und funfzig oder auch nur fünf Quartwälzer gegen Jöcher drucken zu lassen, die ihrerseits doch nur für Besitzer des Lexikons selbst brauchbar gewesen wären? Konnte er glauben, daß sich in der ganzen Welt auch nur ein einziger Käufer für ein derartiges, wesentlich negatives Werk finden würde? Man muß schon zu Lessings eigenem Eingeweidewurm, dem wahn-

sinnigen Paul Albrecht, herabsteigen, um eine ähnliche Absicht zu finden: aber es sei ferne, Lessing auch in seiner grünsten Jugend mit diesem Monomanen zu vergleichen. Und selbst Paul Albrecht hat sein komisches Buch nicht mit Riesenlettern in Quartformat drucken lassen.

Nein, ich muß gestehen, daß mir diese fürstliche Ausstattung für die Darstellung zu sprechen scheint, die Naumann und der Anonymus von 1793 von dem Handel geben: daß Lessing zum mindesten nicht daran gedacht hat, in dieser Weise Jöchern bis zum Buchstaben Z zu begleiten.

*

Vielleicht war es mit dem Probeheft nicht auf Geld, sondern nur auf eine Blamage Jöchers abgesehen; und vielleicht bestand diese Absicht, „Jöchern in seiner Blöße zu zeigen," ursprünglich, wie schon Naumann in Marburg vermutete, nicht so sehr bei Lessing selbst als bei gewissen älteren Hintermännern, die den Ehrgeiz des exzerpierlustigen jungen Magisters mißbrauchten und ihrerseits die Druckkosten trugen — bis Lessing sich löblich unterwarf und seine Arbeit unter Jöchers Zensur stellte.

Eine solche Auffassung wird sich kaum widerlegen lassen, womit sie freilich noch nicht zu einem Tausendstel bewiesen ist.

*

Im modernen Deutschland und England (nicht z. B. bei den Franken, den Wikingern, den Normannen) beruht die Heldenverehrung auf dem Axiom, daß ein großer Mensch immer auch ein guter Mensch sei, gut im Sinne der gerade geltenden Moral. Mr. Lewes schrieb sein Buch, das jahrzehntelang auch in keinem deutschen Hause fehlen durfte, zu dem Zwecke, um nachzuweisen, daß Goethe ein goldenes Herz besessen; Grisebach schilderte Grabbe, Waiblinger, Hoffmann als Wassertrinker, letzteren auch noch als Patrioten und Gegner von Schauergeschichten; der Lebenszweck von Nietzsches Schwester besteht darin, das Christentum und das Preußentum des Mannes zu beweisen, der seine Mission in der Gründung eines antichristlichen Europäertums sah; ja es soll Leute geben, die sogar an Bismarck in erster Linie das Gemüt schätzen.

Ich für meine Person sehe die Vorzüge der genannten Männer in anderen Eigenschaften. Mag Lessing in seiner Jugend an Voltaires Sekretär grob fahrlässig gehandelt und in unserem Falle sich gegründetem Verdachte ausgesetzt, mag er im Alter, wo der Vorteil es erheischte, sich fröhlich für den orthodoxesten aller Lutheraner ausgegeben haben — trotz dieser Züge, die man nicht nachzuahmen braucht aber auch nicht vertuschen sollte, bleibt er uns weiter ein Heros der deutschen, der europäischen Kultur, und wir hoffen, daß sein freier, starker und scharfer Geist dazu beitragen wird, diese in besseren Zeiten gegen das mehr denn je drohende Übergewicht des Amerikanismus zu schützen.

Dreihundert Jahre nach Shakespeares Tode.

Der engen Menschheit, die sich heut zerreißt,
des Zwistes wie des Friedens Allverkünder,
dem Heiligen gerecht und auch dem Sünder,
schwebt uns in dunkeln Wolken nah dein Geist.
Stieg wohl die Menschheit, die so gern sich preist,
seit deinen Tagen? ist sie besser worden?
Um keinen Deut! Vollkommner nur im Morden,
im Hasten und im Sinn für das, was gleißt.
Noch immer toben blind dieselben Horden
und steinigen noch stets Coriolan;
kein Laut ward stumm aus Hamlets Schmerzakkorden.
Auf Festland, Inselreich und Ozean
unweigerlich Gesetz durch alle Zeit,
zwingt es die gleiche Welt auf gleicher Bahn:
Urvater aller Dinge ist der Streit.

Kunst.

Aus der Geschichte der Schlachtenmalerei.

Von

Wilhelm Waetzoldt.

Kein Gebiet der Malerei hat einen so schlechten Ruf wie die Schlachtenmalerei. Man denkt dabei an Kasinowandschmuck, an Illustrationen zu Geschichtswerken, kurz an die zahlreichen Schlachtberichte in Bildform, wie sie nach 1864, 1866, 1871 von Camphausen, Bleibtreu, Röchling, Détaille, Neuville und anderen gemalt worden sind. Das landläufige Urteil scheint auch dadurch bestätigt zu werden, daß vor einigen Jahren die Schlachtenbilder aus der Nationalgalerie in das Zeughaus hinüberwanderten. Also lohnt es sich kaum, sich ernsthaft mit dieser Bildgattung abzugeben? Ich glaube doch.

1803 zeigten die Brüder Johann und Franz Riepenhausen auf der Weimarer Kunstausstellung zwölf Zeichnungen, die Polygnots Schlachtenbilder nach den Beschreibungen des Pausanias wiederherzustellen unternahmen. Dieser Versuch regte Goethe zu einer eigenen Deutung: „Polygnots Gemälde" an. Jakob Burckhardt, der allverehrte, plante, seinen Studien über das Porträt und das Altarbild eine Arbeit über „Battaglienmalerei" anzuschließen. Ihn lockte es, die Geschichte eines Bildstoffes von ältestem Adel zu verfolgen; haben doch seit den Kämpfen der Pharaonen große und kleine Künstler sich an Schlachtendarstellungen gewagt.

Der mannigfachen Lösungen dieser Aufgabe sich wieder einmal zu erinnern, ist gerade jetzt von Wert, wo unsere Kriegsmaler aus West und Ost ihre Ernte in den Ausstellungsräumen der Akademie der Künste ausbreiten. Zunächst muß man sich aber über den Begriff der „Schlachtenmalerei" einigen. Der Kürze halber sehe ich ab von den Fabelschlachten, den Zentauren-, Amazonen- und Heroenkämpfen, wie sie Rubens, Feuerbach, Böcklin und andere gemalt haben. Aus dem Spiel möge auch das Gebiet der Kriegsallegorien bleiben, deren sich eine lange Reihe von Leonardo und Dürer bis zu Wereschtschagin, Delacroix und Stuck aufzählen ließe. Uns geht nur die Schlachtenmalerei an, soweit sie geschichtlichen Gehalt hat oder haben will.

Zwei Mächte wirken auf die Entwicklung dieser Bildgattung ein: Erstens die künstlerische Absicht. Bestimmte Aufgaben, zum Beispiel das Problem heftigster Bewegung oder die Darstellung einer Menschenmenge, treten bei der Darstellung einer Schlacht in den Vordergrund. Zweitens die Wandlungen der Taktik. Ein Feuergefecht wird eine andere Bilderscheinung verlangen als der Kampf allein mit Hieb- und Stichwaffen. Das Schlachtenbild darf nicht einseitig militärisch und nicht einseitig ästhetisch, sondern es will unter beiden Gesichtspunkten betrachtet werden.

1830 wurde in Pompeji das berühmte Mosaik der „Alexanderschlacht" bei Issos aufgedeckt, in dem uns wohl eine Kopie nach dem Gemälde eines un-

bekannten Griechen erhalten ist. Mit dem Alexandermosaik setzt die Geschichte der Schlachtenmalerei wie mit einer Fanfare ein. Um die Pfeiler des Persers hier, des Mazedoniers dort branden die kämpfenden Massen. Die Schlacht gipfelt im Zweikampf der Heerführer. Das Duell der Heroen entscheidet wie ein Gottesurteil die Geschichte der Völker. Künstlerisch nimmt die Alexanderschlacht manches vorweg, was erst Hunderte von Jahren später wieder entdeckt wurde: das in stärkster Verkürzung von hinten gesehene Pferd, die raumschaffenden verstreuten Waffen und die gen Himmel starrenden Lanzen.

Als in der Frührenaissance die italienische Malerei mit einem wahren Wolfshunger der Wirklichkeit zu Leibe ging, sah sie ein höchstes Ziel darin, die Mittel wieder in die Hand zu bekommen, um glaubhaft, greifbar wahr Körper und Raum darzustellen. In junger Entdeckerfreude versuchte man sein technisches Können an jeder Bildaufgabe. Ein Schlachtenbild aber war wie eine Prüfung in Perspektive und Bewegungswiedergabe. Daher drängt sich in Uccellos Schlachtenbildern aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts das Technische so vor. Er leitet das Auge des Beschauers an den Hilfslinien der Speere in die Bildtiefe, er wagt es — kindlich plump gegen den antiken Maler und Mosaikkünstler — einen Gaul von hinten zu geben. Die Schlacht selbst ist entsprechend der Taktik der Ritterheere aufgelöst in turnierartige Einzelkämpfe, und das Schlachtfeld geht ohne Vermittlung über in eine friedliche Sommerlandschaft.

Ein halbes Jahrhundert später ist Uccello weit überholt. Der Malerei sind die Glieder gelöst: das perspektivische Gerüst, für Uccello noch eine verzwickte Schulaufgabe, baut Piero della Francesca mit Meisterhand. Auf seiner Bildbühne wird aber auch eine andere Sprache gesprochen: der Atem der Weltgeschichte weht uns an, an die Stelle des munteren Erzählers ist der Pathetiker getreten. Über Pieros Fresken: der Heraclius-schlacht und der Konstantinsschlacht (um 1466) liegt noch eine großartige Starrheit, als habe ein Zauberwort Roß und Reiter mitten in der Bewegung versteinert. Aber mit welcher Ausdrucksmacht ist die Mauer der christlichen Reiter und die Flucht des Maxentius durch den Fluß, das Unerbittliche der gottgewollten Niederlage gegeben! In der Begegnung der Herrscher entscheidet sich auch bei Piero das Ringen der Heere, — um die Brennpunkte ragender Führer ordnet sich die Bildkomposition.

Dieses feierliche Schema wird abgelöst durch natürlichere Darstellungsformeln. Leonardo und Michelangelo greifen aus dem Knäuel von Erlebnissen, die „Schlacht" heißen, einen kennzeichnenden Einzelvorgang heraus. Der namenlose Soldat wird freskofähig. Das ist eine Lösung neben anderen, wenn auch Paul Heyse („Im Paradiese") in der Episode den Schlüssel der künstlerischen Wirkung des Schlachtenbildes überhaupt sehen wollte. —

Man darf sich die großen Künstler der Renaissance nicht als weltfremde Träumer vorstellen. Wenn sie eine Schlacht malten, so taten sie es als militärische Sachverständige. Leonardo hatte sich mit der Theorie der gezogenen Geschütze, der Schrapnells und Flugzeuge und als Festungsingenieur Cesare Borgias praktisch mit der Anlage von Schützengräben und Geschützstellungen beschäftigt. Die Ehrfurcht der Künstler vor Baudenkmälern war übrigens — sobald sie als Soldaten dachten — nicht allzugroß; hat doch Michelangelo auf der Plattform des Turmes von S. Miniato al Monte in Florenz Artillerie aufgestellt und Benvenuto Cellini von der Engelsburg aus die Beschießung beim Sacco di Roma geleitet. Und Dürer widmete 1527 dem Kaiser Ferdinand ein Buch über „die Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken", dessen Neudruck Generalfeldmarschall von der Goltz kurz vor 1870 achtungsvoll besprach. —

Aus Stichen, Zeichnungen und Kopien müssen wir uns in der Vorstellung die beiden großen Schlachtenwandbilder wieder aufbauen, die Leonardo und Michelangelo 1504 im Wettkampf für das Florentiner Rathaus begannen. Beide gehen von Ereignissen aus der Florentiner Geschichte aus: Leonardo wählt die 1440 gegen Mailand geschlagene Schlacht von Anghiari, Michelangelo greift weit zurück auf den Sieg über die Pisaner bei Cascina 1364. Mit dem Namen der Bilder ist aber das Historische erschöpft. Die Künstler suchen in ihrem Bildvorwurf Anderes, Persönlicheres. Die Fragestellung hat sich seit Uccello und Piero della Francesca gewandelt. Für den Physiognomiker Leonardo bedeutet der „Reiterkampf um die Fahne" ein Schauspiel menschlicher Leidenschaften. Alles zeitlich und örtlich Bedingte tritt zurück hinter dem Immerwiedergültigen. „Mach ein Pferd," heißt es in Leonardos Buch von der Malerei, „das seinen toten Herrn schleift, und hinter ihm laß in Staub und Schmutz die Spur des Schleifens sehen. Die Besiegten und Geschlagenen mache blaß, mit erhobenen und zusammengezogenen Brauen, und die Haut darüber sei in zahlreiche Falten, die den Schmerz ausdrücken, gezogen. Zu den Seiten der Nase seien mehrfache Furchen angebracht, die im Bogen von den Nasenlöchern bis zum Augenwinkel gehen. Die Nasenlöcher, welche diese Falten verursachen, seien weit geöffnet. Die gewölbten Lippen lassen die Oberzähne sehen; der Mund geöffnet in jammervollem Schreien. Eine der Hände beschatte die staubigen Augen, so daß die Fläche dem Feinde zugekehrt sei; die andere ruhe auf der Erde, um den emporgehobenen Oberkörper zu stützen. Andere stelle mit geöffnetem Mund fliehend dar ... Laß die Sterbenden die Zähne zusammenbeißen, die Augen verdrehen, die Fäuste an den Körper drücken und die Beine krümmen."

Die Verschlingung kämpfender Leiber hatte den jungen Michelangelo in seinem Relief einer „Centaurenschlacht" gereizt. Als er den Pinsel zur Hand nahm, schmolz seine Bildhauerphantasie die historische Schlacht zu einer Gruppe lebhaft bewegter, plastisch aufgefaßter Männer um. Er gibt nicht den Kampf, sondern ein kriegsgeschichtlich gleichgültiges Nebenereignis: den „Allarm badender Soldaten". Gleich dem Geflecht der Centauren vor dem Reliefgrunde klimmen hier am Steilufer eines Flusses nackte Männer herauf, rüsten sich Überraschte, eilen Gewappnete ins Gefecht. Das Seelische tritt hinter dem bewegten Körper, das einheitlich erfaßte Gesamtbild hinter den einzeln gesehenen Figuren zurück. Aber vom Reichtum statuarischer Gedanken Michelangelos zehren die kleinen Geister der Folgezeit, zum Beispiel Battista Franco in seiner Schlacht von Montemurlo oder Vasari im Sieg der Florentiner über die Pisaner.

Schlachtenmalerei und Raphaelische Kunst scheinen Begriffe zu sein, die einander widersprechen. Eine neue Form des Themas hat auch der Meister der Ordnung, stiller und gemessener Bildgliederungen nicht gefunden. Die nach seinem Tode (1520) von Schülerhänden gemalte Konstantinsschlacht entwickelt auf gewaltiger Bühne eine Massenszene, aus der das Auge erst mit Hilfe des kreuztragenden Engels über dem Kaiser die Hauptspieler herauslösen muß. Römische und christliche, religiöse und weltliche Züge sind zu einem Riesenbilde verschmolzen, das anmutet wie ein Vorläufer der Schlachtenrundgemälde der Neuzeit.

Zu den schmerzlichsten Verlusten der Kunstgeschichte gehört es, daß, wie Michelangelos und Leonardos Bilder, so auch Tizians „Schlacht von Cadore" zugrunde gegangen ist (1577). In diesem Schlachtenbilde stecken, das lehren Kopie und Zeichnungen, neue malerische Gedanken: Licht und Landschaft spielen eine Rolle. Im Küraß des Feldherrn spiegeln sich der Glanz der Waffen und der Widerschein der Kleider seines Pagen, der ihn panzert. Der Aufruhr der Elemente begleitet

das Kampfgetümmel. Über Sieger und Besiegte entladet sich ein Unwetter, die Burg Cadore brennt, schwer zieht der Rauch. In heroischer Landschaft sieht Tizian heroisches Geschehen.

Durchsichtig klar und ruhig erscheint er dennoch neben den Schlachtendarstellungen Tintorettos. In ihnen, zum Beispiel in der „Schlacht von Zara", antwortet dem Chaos der Vorgänge der gelöste, scheinbar chaotische Bildaufbau und der Kampf der Linien und Farben. Alle Kunstmittel des Barock vereinen sich: die Verunklärung der Form, die Reize des Schwerzuentwirrenden, brausende Bewegung und unerschöpfliche Raumtiefe, ein loderndes Farbenleben, ineinandergekeilte Massen und das jähe Nebeneinander des Blendendhellen und des Nächtlichdunkeln. Dem barocken Stilgefühl kam auch die seit Überwindung der lose organisierten Ritterheere gewandelte Taktik entgegen. Dem turnierartigen Nah- und Einzelkampfe wurde immer mehr einerseits durch die dichten Massen des Fußvolkes, andererseits durch Einführung der Feuerwaffen ein Ende bereitet. Seit dem Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts bildeten die Söldner zu Fuß den entscheidenden Kern der Heere.

Im Süden läuft die Entwicklung des Schlachtenbildes in den temperamentvollen Bildern Salvator Rosas und seines Lehrers Aniello Falcone aus. Im Gesamtorganismus der Gemälde Salvator Rosas tritt die Figur zurück hinter den rein malerischen Werten der brodelnden Massen und bewegten Pferdeleiber. Architektur und Felsenkulissen engen das Bett des Schlachtenstromes ein, Staubwolken verhüllen die Formen, im Getümmel der Menschen und Pferde versinken alle Einzelkämpfe.

Die italienische Barockmalerei lebt in den Schlachtenmalern der Niederlande wieder auf. Stiche wie die des Antonio Tempesta und des Stefano della Bella, sowie die Reisen der Künstler knüpfen das Band zwischen Süd und Nord.

In Deutschland freilich hatte es vor dem Dreißigjährigen Kriege keine eigentliche Schlachtenmalerei gegeben. Die Themen Krieg und Kampf spielen eine Rolle nur in den graphischen Künsten: in Zeichnungen, Holzschnitten und Stichen Dürers, Holbeins d. J., Burgkmairs, Weiditzens und anderer. Ein Schlachtenbild wie Albrecht Altdorfers Sieg Alexanders des Großen über die Perser bei Gaugamela steht vereinzelt da. Hatten die Graphiker deutsche Landsknechte und Ritter und deutsche kriegerische Ereignisse wie die Zerstörung von Wilsnack (Holzschnitt eines unbekannten Meisters um 1520) dargestellt, so will Altdorfer in seinem wenige Jahre nach Raphaels Konstantinsschlacht gemalten Bilde (1529) wie dieser eine antike Schlacht geben. Aus der Schlacht wird ihm freilich unter den Händen eine märchenhafte Landschaft mit einer Fülle winziger Gestalten. Aus der Vogelschau sind Land und Heere gesehen, und niemand würde ahnen, welches der Lager dem Sieger, welches dem Besiegten gehört, wenn nicht in tiefer Symbolik die Elemente es sagten: hinter den Griechen steht die Sonne, über den Persern die erblassende Mondsichel. Auch hier ist heroische Landschaftskunst, aber in deutscher Prägung.

Einen Grimmelshausen der Schlachtenmalerei hat der Dreißigjährige Krieg nicht hervorgebracht: sein wahres Titelbild schuf Rubens in der Florentiner „Allegorie auf die Schrecken des Krieges". Rubens hatte in Italien seine Augen an der großen Körperkunst gesättigt; Zeichnungen nach Leonardos und Tizians Reiterkämpfen bringt er mit nach Hause. Im Lieblingsthema des Kampfes — historischer wie mythologischer Gestalten — strömt sich sein Lebensgefühl aus. Bis in die Landschaften hinein spürt man die Wonne, mit bewegten Massen zu

arbeiten. Es ist aber nur die eine Seite barocker Schlachtenkunst, die sich in Gemälden wie dem „Tod des Decius" oder der „Vernichtung König Sanheribs" entfaltet.

Die Entwicklungslinie gabelt sich. Neben der im Plastisch-figürlichen wurzelnden Schlachtenmalerei der Antwerpener bildet sich in Holland eine mehr von malerisch-landschaftlichen Elementen beherrschte Spielart aus. Den Übergang bezeichnen Meister wie Rembrandts Lehrer Pieter Lastmann. Seine „Konstantinsschlacht" (1613) weist bei aller Verwandtschaft mit der Amazonenschlacht des Rubens doch auch Züge des neuen Stiles auf: die Kämpfenden auf der Brücke sind als eine geschlossene Masse gegen Luft und Licht gesehen. Der Brückenbogen rahmt sogar ein besonderes Landschaftsbildchen.

Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts werden die starken malerischen Wirkungen aufgesucht: Wouwermanns berühmter Schimmel unter dunkeln Gäulen ist ein Malergedanke. Esaias van de Velde, Asselyn und andere malen Schlachten um der Pulverwolken und Nachtgefechte um des Feuerscheins willen. Der Schatz an malerischen Motiven bereichert sich aber vornehmlich durch das Entstehen der Seeschlachtenmalerei. Ansätze hatte schon Italien gekannt, zum Beispiel in Bellinis untergegangener Seeschlacht und in Stefano della Bellas Radierungen.

Die holländischen Seeschlachtenbilder stellen einen Ausschnitt aus der Marinemalerei dar, deren Aufschwung mit der Ausbildung des niederländischen Seewesens eng zusammenhängt. Die ersten Schiffs- und Seekampfbilder sind Historienbilder. In den Werken des A. Antum oder des C. Vroom liebte der Holländer die getreuen Schilderungen aus der ruhmreichen Geschichte seiner Flotte. Vrooms Gemälde „Spaniens Galeeren werden vor Gibraltar in den Grund gebohrt" zeigt mit bildnismäßiger Schärfe die Heldenschiffe und ein Gewimmel miniaturartig fein gezeichneter Figuren.

Im zweiten Entwicklungsstadium der Seeschlachtmalerei treten geschichtliche Genauigkeit und Freude am Einzelnen zurück hinter breiterer malerischer Form und dramatischem Bildgehalt. Wilhelm van de Velde d. Ä. hatte noch als offizieller Kriegsmaler der holländischen Seemacht jene tötend langweiligen, bildartigen Federzeichnungen geschaffen; sein Sohn, Schüler Simon de Vliegers, malt Seeschlachten, in denen sich das Pathos des Patrioten mit den „Effekten" des Malers verbindet.

Die Wandlungen der Taktik durch Ausbildung der Feuerwaffen und infolge der seit Moritz von Oranien durchgeführten Auflösung der tief gegliederten Massen des Fußvolkes in kleinere, zu drei Treffen geordnete Einheiten machen sich erst seit dem letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts in der niederländischen Schlachtenmalerei und Kriegsgraphik fühlbar. Noch Salvator Rosa hatte, bewußt altertümelnd, vermieden, Feuergefechte zu malen. Nah- und Einzelkämpfe boten künstlerische Vorzüge, die nur ungern aufgegeben wurden.

Die Lücke zwischen den Barockmalern und den Verherrlichern Napoleonischer Schlachten füllt eine reiche Griffelkunst. In den Folgen der „Misères de la guerre" des Lothringers Callot verbindet sich die ethische Absicht, abschreckend zu wirken, zum erstenmal mit naturalistischer Wiedergabe der Schrecken des Krieges. Seine vielfigurigen Blätter verblassen aber neben den als politische Waffe wie als künstlerische Leistung gleich starken „desastres de la guerra" des Spaniers Goya. Sein Gemälde „Erschießung der Aufständischen in Madrid" (1808) steht auf der Grenze zwischen den Kriegsgreueldarstellungen und dem Schlachtengemälde im eigentlichen Sinne. Unvergeßlich prägt sich ein der Gegensatz der als unpersönliche Masse gegebenen Soldaten und des Haufens Aufständischer in ihrer individuell

abgestuften Todesangst. Hier fand Manet eine Anregung zu seiner berühmten „Erschießung Kaiser Maximilians".

Einen mächtigen Anstoß erhielt die Schlachtenmalerei durch die Feldzüge Napoleons des Ersten. Auf lange hinaus nährten seine Siege die im achtzehnten Jahrhundert etwas verkümmerte Bildgattung. Zu den Zeiten Louis Philipps lieferten dann die fleißigen Pinsel Horace Vernets, Bellangés und anderer französische Ruhmestaten quadratmeterweise zur Ausschmückung des Schlosses Versailles. Die afrikanischen Feldzüge führten neue Stoffmengen, wenn auch keine neuen Lösungen zu. Aus der Menge französischer Kriegsillustratoren ragt als ehrlicher Künstler Meissonier, einst maßlos überschätzt, hervor. Zum Menzel Frankreichs fehlte ihm freilich nicht nur der Geist, sondern auch die künstlerische Vielseitigkeit.

Deutschland — in den Augen unserer Feinde das Mutterland aller Kriege — hatte im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert keinen Schlachtenmaler von Wuchs hervorgebracht. Friedrichs des Großen Taten fanden ihren ersten Verkünder in dem geschickten, aber schwunglosen Graphiker Chodowiecki. Mit dem Glockenschlage des neunzehnten Jahrhunderts steht dann aber ein Schlachtenmaler da, dessen Werke freilich erst die Jahrhundertausstellung 1906 aus der Stille des bayerischen Armeemuseums an die Öffentlichkeit ziehen sollte: Wilhelm von Kobell. Wie einst Altdorfer erlebt er eine Schlacht als Landschaft mit kriegerischer Staffage. Seine Belagerung von Kosel (1806) oder das Treffen bei Bar sur Aube sind zunächst feine, unverstellte Landschaften. Kobell entzieht sich der Darstellung des Nahkampfes, indem er wie vom Feldherrenhügel oder einem hochgelegenen Beobachtungsposten aus das Feld der Schlacht weithin überschaut. Aus der Welt des Greifbar-Plastischen entrückt er die Vorgänge in das mildere Reich des nur von ferne Erblickten. Gegen die Helden und Götterschlachten der Kartonzeichner kam seine unpathetische Wirklichkeitskunst nicht auf.

Mit neuem Blut erfüllt die spätromantische Malerei diesseits und jenseits des Rheines die alten Schemata. In Géricault und Delacroix erleben Tintoretto und Rubens eine Wiedergeburt. Delacroix' „Schlacht bei Nancy", um ein Beispiel zu nennen, übersetzt den Kampf in ein Gewitter von Farben, Helligkeiten und Dunkelheiten. Das stürmische Temperament des Künstlers befriedigt sich in der Entfesselung aller elementaren Mächte. Aus Delacroix' Schatzkammer stammt noch das Beste in den Arbeiten eines Fabre du Faure. Die stilistische Wurzel der Wandmalerei Rethels, des vor hundert Jahren Geborenen, führt auf die Fernkunst der Italiener zurück. Über seiner „Schlacht von Cordova" liegt die Würde der großen Freskokunst.

Die Abwendung vom Gegenständlichen, die eines der Kennzeichen der impressionistischen Kunst bildet, mußte notwendig zu einer Entwertung der Schlachtenmalerei führen. Nur eine Seite des Kampfes kann den Impressionisten locken: das Augenblickserlebnis. Hier gilt es gleichsam das Auge des Malers auf Momentverschluß einzustellen. Der Meister der französischen Impressionisten Manet hat in einem kleinen Bildchen den Augenblick des Platzens einer Granate in einer Gruppe von Soldaten mit fabelhafter Treffsicherheit des Auges und der Hand festgehalten. Eine typische Episode aus einem modernen Artilleriekampf ist mit ganz neuen Kunstmitteln gefaßt. Der Maler nimmt nicht mehr beide Parteien in das Bild auf, sondern er erlebt, entsprechend der Entfernung zwischen den Fronten, das Gefecht nur auf einer Seite.

Auf einem verwandten künstlerischen Gedanken ist ein im übrigen vom Bilde Manets so völlig verschiedenes Werk wie Menzels „Friedrich der Große bei Hochkirch" aufgebaut. Pedantisch wäre es, dieses Gemälde deshalb aus der Reihe

der Schlachtenbilder zu verweisen, weil es nicht den Kampf zwischen den Parteien, sondern die Wirkung der Schlacht auf den einen Gegner darstellt. Was aber Menzels Werk weit abrückt von dem Manets, ist eine vertiefte und neue Fragestellung. So herrlich die feurig durchleuchtete Schlachtenlandschaft ist, das Entscheidende liegt darin, daß die Betonung vom Körperlichen auf das Seelische verschoben wird. Und zwar auf das Verhältnis zwischen Führer und Truppe. Der Zauber und die stählende Kraft, die von der Person des Königs auf das Heer übergehen, wie das Genie den Sieg herbeizwingt, das ist der eigentliche Kern des Hochkirchbildes. Die alte Form des Schlachtenbildes mit dem Helden als Mittelpunkt ist aus neuem Geiste wiedergeboren.

Um den Ring der Darstellungsmöglichkeiten zu schließen, fehlt noch ein Glied: die Schlacht, gesehen und gefühlt vom Besiegten aus. Verbissene Wut, stolzer Schmerz, dumpfe Ergebenheit, trotziges Zaudern, die ganze Stufenfolge von Empfindungen wandelt Hodler in seinem „Rückzug von Marignano" ab. Die Formensprache seines Bildes in ihrer Größe, Sparsamkeit der Mittel und Strenge der Rhythmik weist auf Piero della Francescas Freskostil zurück. —

So mannigfache Mischungen zwischen den Darstellungsweisen des Schlachtenbildes: Nahkampf und Fernkampf, Heldenduell und Getümmel der Namenlosen, Zustandschilderung und Augenblickswiedergabe, körperliches Ringen und seelisches Erleben, die Kunstgeschichte auch kennt, gewisse Grundrichtungen schlagen immer wieder durch. Auch im jetzigen Kriege, soweit sich die bisherige Schlachtenmalerei überblicken läßt. Ein Bild wie Heckendorfs „Übergang über die Angerapp" ist eine Schlachtenlandschaft, vor der die Erinnerung an venezianische Bilder wach wird. In Jäckels „Sturmangriff" steckt ein Rest der barocken Figurenmalerei, aber noch mehr und anderes: das Seelische spricht mit, und hier bezeichnen wir wohl den Punkt, in dem sich die natürliche Entwicklung der jüngsten Malerei von der Eindrucks- zur Ausdruckskunst trifft mit dem Thema des Schlachtenbildes. Die großen Erlebnisse, nach denen sich die Maler der Friedensjahre so sehnten, sind jetzt da. Es fehlt nur der große Künstler, der sie gestaltet und Bilder malt, in denen man den Geist der Schicksalsstunde spürt. In Dettmanns Skizzen steckt etwas von der aufregenden Luft großer Ereignisse. Daß und wie der Schlachtenmaler in diesem Sinne Geschichte schreiben kann, hat Menzel gelehrt. Vielleicht lebt sein Erbe schon mitten unter uns!

Literarische Rundschau.

Zur Stellung Ungarns in Naumanns „Mitteleuropa“ [1]).

Mitteleuropa. Von Friedrich Naumann, Mitglied des Reichstages. Druck und Verlag von Georg Reimer. Berlin 1915.

Die hervorragende Aufgabe, die Naumann in seinem „Mitteleuropa“ Ungarn, Staat und Volk, zuweist, haben ihn veranlaßt, unsern Verhältnissen eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir schulden ihm dafür unsern aufrichtigen Dank, insofern er unter anderem eine Reihe für uns sehr heikler Fragen zur Diskussion stellt, womit er eine bis dahin halb verschlossene Pforte für die Allgemeinheit öffnet und demgemäß auch uns Ungarn Recht und Gelegenheit zu einem offenen Worte bietet, ja sogar eigens dazu auffordert.

Es ist nicht leicht, das Wesen des Naumannschen Begriffes „Mitteleuropa“ aus seinem Sammelwerk von politischen Momentaufnahmen, das übrigens mit besonderem Fleiß zusammengestellt wurde und eine außerordentliche Belesenheit verrät, in wenigen Worten zu charakterisieren; doch glauben wir, die staatsrechtliche Frage wenigstens am klarsten auf Seite 232 ausgesprochen zu sehen: „Kein Staat, der an einem Oberstaat sich beteiligt, will dabei seine Staatshoheit, seine eigene, schwer erworbene und blutig verteidigte Souveränität opfern“.

„Das Wort Oberstaat“ — erklärt Naumann weiter auf Seite 233 — „heißt nicht eine Entstaatlichung der Einzelteile. Die Beschließenden, die Verantwortlichen, die Träger der Entwicklung bleiben die vertragschließenden, jetzigen souveränen Staaten. Diese machen sich gegenseitig Zugeständnisse.“

„Die Schaffung von Mitteleuropa“ — heißt es (auf S. 232) in weiterem Verfolg — „ist, staatsrechtlich angesehen, die Zentralisation von gewissen staatlichen Tätigkeiten, das heißt die Herstellung von neuen Mittelpunkten für gemeinsames Wirken des erweiterten Gesamtgebietes.“ „Diese Zentralstellen (Seite 252) sind die ersten Zellen eines neuen Gehirns, die erste Maschine einer neuen Fabrik.“

Und endlich, um den Schlußstein seines Gedankenbaues zu geben, so sieht Naumann den „innersten Kern des mitteleuropäischen Verfassungsproblems“ in der „allmählichen Sonderung der Nationalstaaten vom Wirtschaftsstaat und vom Militärstaat“ (Seite 249).

Die Form seines Oberstaates — darin glauben wir nicht irre zu gehen — ruht auf dem Staatsvertrag, der Wesenskern ist aber die Sonderung eines Staates in seine Teile als Nationalstaat, Wirtschaftsstaat und Militärstaat.

Was Naumann nicht ausspricht oder nicht aussprechen, aber, wie es scheint, erraten lassen will, ist, daß diejenigen Teile des Staatslebens, die sich auf die Wirtschaft und das Militär beziehen, allmählich in die Machtvollkommenheit eines Oberstaates übergehen sollen.

Dieser Oberstaat — wir glauben den Autor richtig zu verstehen — soll, obzwar Kriegsfrucht, dennoch durch allmähliche Sonderung entstehen können. „Was soll sonst,“ meint Naumann, „Ertrag des Krieges sein? Für was sollen unsere Toten (!)

[1]) Vgl. auch „Deutsche Rundschau“, Aprilheft 1916.

gestorben sein? ... Mitteleuropa ist Kriegsfrucht! Zusammen haben wir im Kriegswirtschaftsgefängnis gesessen, zusammen haben wir gekämpft, zusammen wollen wir leben!" (Seite 263).

Und wie denkt sich Naumann jene Zugeständnisse, die sich diese Staaten unter Wahrung ihrer Souveränität gegenseitig machen sollen?

„Die Aufzählung von zehn oder zwölf Programmpunkten", meint Naumann (Seite 29), wäre „das Leichteste für einen Sachkundigen" — und gibt bei der Gelegenheit eine fast lückenlose Aufzählung aller Staatstätigkeiten (unter anderen die gegenseitige Haftbarkeit für die Staatsschulden), so daß in der Folge für den souveränen Staat tatsächlich nichts übrig bliebe als die nackte „Souveränität" selbst. Naumann setzt wohl hinzu, daß eine derartige Aufzählung keinen Sinn hätte, „denn im wirklichen Leben treten die Fragen nacheinander auf, und niemand kann ihre Reihenfolge und Auswahl vorher wissen". Mithin dürfen wir annehmen, sie kämen alle einmal an die Reihe. Das würde in Wirklichkeit jedoch eine Entmaterialisierung bedeuten, eine Vergeistigung der beteiligten Unterstaaten; und Naumanns Ausdruck „Entstaatlichung" würde schon deswegen nicht mehr passen, weil laut seinen eigenen Worten die Souveränität an sich übrig bleiben soll. Man könnte ihn auf Grund dieser Staatsentmaterialisierung als Spiritualisten reinsten Wassers begrüßen, hätte er das Phönixiertum seines Oberstaates weniger hervorgehoben!

Es ist dies kein Scherz; die Sache ist namentlich für uns Ungarn sehr ernst, und Naumann scheint sie uns noch schwerer zu machen, obgleich er uns Ungarn ungemein oft behandelt und sich Mühe gibt, dies mit wohlwollender Sachlichkeit zu tun:

„Da der Entschluß, Mitteleuropa zu wollen, ein großer, folgenschwerer Schritt aller beteiligten Staaten ist, so wird jeder Staat sich alle in Betracht kommenden Möglichkeiten genau und rückhaltlos überlegen. Wir erkennen an, daß das insbesondere für Ungarn nicht leicht ist. Vielleicht trägt Ungarn dabei die größte Last der Verantwortung, da es nun erst die Tat des Grafen Andrássy vom Jahre 1879 zur endgültigen Nationalentscheidung erheben muß. Ungarn als nicht-deutscher Staat hat einen Teil des Zukunftsschicksals der deutschen Nation in seinen Händen, denn wenn Ungarn Mitteleuropa entschlossen ablehnt", — Naumanns Mitteleuropa? — „so wird es kaum verwirklicht werden können. Das wissen die Ungarn und richten sich darauf ein, daß sie ein weltgeschichtliches Wort erster Ordnung zu sprechen haben. Wenn sie es nicht sprechen, so ist für sie und uns ein Weltgeschichtstag vorbei" (Seite 261/62).

Wenn es nur darauf ankommt, die „Tat des Grafen Andrássy von 1878 zur endgültigen Nationalentscheidung" zu erheben, wenn dabei das ungarische Staatsrecht und die nationale Existenz nicht aufgehoben und der ungarische Staat einer Mediatisierung nicht zum Opfer fällt, wenn seine Entwicklungsberechtigung und auch die Möglichkeiten dieser Entwicklung gesichert sind, dann wird Ungarn diese Andrássysche Tat nicht ablehnen. Allein schon darum nicht, weil Andrássys Tat selbstredend nicht gegen Ungarns nationale Existenz gerichtet war, und weil für das Bündnis mit Deutschland nirgends mehr, größere und aufrichtigere Freunde existieren als unter den Ungarn, wovon unsere Bundestreue, die der Nibelungentreue gleichkommt, einen unzweifelhaften Beweis gegeben hat; denn die Geschichte des Krieges wird es nachweisen, wer in Österreich-Ungarn ein ebenso fester Träger dieser Bundestreue war wie unser Waffenbruder, der Deutsch-Österreicher, und wer auf dem Schlachtfelde gegen den Erbfeind Rußland am ehrlichsten und aufopferungsvollsten gekämpft hat.

Um sachlich beurteilen zu können, ob und in welchem Maße diese uns Ungarn so schwer belastende Überwälzung fast der ganzen Verantwortung gerechtfertigt ist, müssen wir auf die Geschichte des letzten Jahrhunderts einen kleinen Rückblick werfen.

Dem Eroberungswahn des großen Korsen, des Geisteskindes der französischen Allmachtsidee und der sogenannten „großen Revolution", fiel mittelbar die römisch-deutsche Kaiserkrone, die faktisch ein Erbteil des Hauses Habsburg geworden war, zum Opfer[1]).

Dies Ereignis bedeutete die endgültige Entzweiung der deutschen Zentralmächte Europas: durch Bonaparte beide erniedrigt, wurden die Dynastien Habsburg und Hohenzollern wohl Leidensgenossen, doch gemeinsame Interessen brachten sie während der Befreiungskriege nicht näher zueinander, noch weniger aber der Wiener Kongreß.

So ging also der große Streit um die damals wieder herrenlos gewordene römisch-deutsche Kaiserkrone und auch um die Vorherrschaft in Deutschland an. Die am 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt eröffnete deutsche verfassunggebende Nationalversammlung fand zwei festgeformte Parteien vor: die eine in Vertretung des großdeutschen Gedankens des Hauses Habsburg, die andere des sich bescheiden kleindeutsch nennenden Gedankens der Hohenzollern — die letztgenannte mit dem Vorhaben, nicht das österreichische Deutschtum, wohl aber die Dynastie Habsburg aus der deutschen Herrschaft zu verdrängen; um so mehr, da sie durch ihre italienischen Secundo- und Tertiogenituren für den protestantischen Teil Deutschlands auch zu „römisch" geworden zu sein schien und überdies, seit dem Jahre 1526 Trägerin der ungarischen Königskrone, den Titel „apostolisch" führte.

Wir müssen auf diese bekannten Tatsachen der Geschichte zurückgreifen, um den vollen Beweis erbringen zu können, daß Naumanns Begriff „Mitteleuropa", in so glänzendem Rüstzeug er auf den Plan tritt, doch bezüglich Ungarns auf fundamentalem Nichtverstehen fußt. Dies aufzuklären, ist nicht nur für Ungarn, sondern ebenso für Deutschland wie für Österreich von größter Wichtigkeit. Diesbezügliche Irrtümer haben darum entstehen können, weil in Deutschland die Angelegenheiten des ungarischen Staates und des Ungartums bisher ganz einseitig durch die österreichische Brille betrachtet zu werden pflegten; nicht weniger Schuld trifft jene tendenziöse Literatur, die auf eine Einschmelzung Ungarns in einen österreichischen Zentral-Gesamtstaat abzielt, seitdem die Dynastie Habsburg im Jahre 1848/49 die Schlappe in der Frankfurter Nationalversammlung erlitt. Derartige großdeutschen Versuche erbitterten zu Hause mit ihren jedesmal verunglückten weiteren Verfassungsexperimenten nicht nur die ungarische Nation allein, sondern auch die sonst loyalen Nationalitäten der übrigen habsburgischen Länder, so daß diese Erbitterung schließlich im Jahre 1866 in beiden Reichen der Dynastie ihren Gipfel erreichte und bekanntlich traurige Früchte zeitigte. Im Jahre 1870/71 ist dem in Österreich geborenen Großdeutschen Gedanken jener unglücklichen Theoretiker der Staatskunst end-

[1]) Der König von Ungarn, der diese Kaiserkrone verlor, wurde von seiner Umgebung, der noch immer ein zentralistisch-einheitlicher Gesamtstaat nach dem Muster des fehlgeschlagenen Versuches Kaiser Josefs vorschwebte, in der Hoffnung, die Ungarn mit einem ihnen schmeichelnden Titel ködern zu können, dahin beraten, ein Kaisertum Ungarn zu gründen, beziehungsweise durch diesen Titel das Königreich Ungarn zu mediatisieren. Das damals schon neunhundertjährige Staatsrecht des ungarischen Königreiches erwies sich aber als so stark, daß dieser Herrscher schließlich nur für seine übrigen Länder den Titel eines Erbkaisers von Österreich annahm, mit einer an die ungarischen Stände gerichteten Erklärung, daß diese zur Erhöhung des Glanzes und der Würde beschlossene Titelannahme „für immerdar bei Unversehrtheit der Rechte, Gesetze und der Verfassung des Königreichs Ungarn und seiner Bestandteile geschehe". Vgl. hierzu: „Die rechtliche Natur der Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn. Eine Entgegnung. Von Dr. Albert Grafen Apponyi. Verlag von Carl Fromme. Wien und Leipzig 1911."

gültig der Totenschein ausgestellt worden; statt dessen konstruierten sie sich und ihrer geistigen Nachfolgerschaft einen neuen „Großösterreichischen Gedanken", der seine Kräfte unter anderem durch die gewaltsame Einschmelzung Ungarns erhalten sollte. Und weil es sich mit Recht dagegen wehrte, wird Ungarn seit Dezennien nicht nur als das Unglück der Doppelmonarchie hingestellt, sondern auch von den für die Dynastie so verhängnisvollen Ultrados unter einigen Hofschranzen und Katheder-weisen schlechterdings als chinesischer Boxer vor der Welt verschrieen. Diese Epigonen Bachs, Schmerlings, Belcredis und anderer verkündeten der großen Welt täglich, daß auch der sogenannte 1867er Ausgleich[1]) nur ein Torso wäre. Was Wunder, daß hierdurch in der Seele des Reichsdeutschen, der dem inneren Leben sowohl Österreichs wie Ungarns fernsteht, die Vorstellung Wurzel gefaßt hat, das innere staatsrechtliche Leben dieser zwei Staaten zerfalle mehr und mehr infolge unheilbarer Gebresten. In welchem Umfange derartige Anschauungen geistige Verheerungen angerichtet haben, ist daraus zu ersehen, daß Naumann, wenig taktvoll, den Gedanken aussprechen konnte: „Es muß noch eine letzte, schwerste Frage offen gestellt werden: ob das Donaureich überhaupt (!) mit oder ohne Bündnis (!) am Leben erhalten werden kann" (Seite 23).

In diesem Zusammenhange heben wir als charakteristisch hervor, daß — nach Naumann (Seite 23/24) — gewisse Kreise mit dem Zerfall des „bisher bundesgenössischen Doppelstaates" glauben rechnen zu können, ja ihn sogar für eine geschichtliche Unvermeidlichkeit halten. Hiernach könnte es scheinen, als hätten sich solche durch die Tatsachen keineswegs gerechtfertigten Anschauungen unvermerkt auch ins moderne Alldeutschtum der Reichsdeutschen eingeschlichen. Mit anderen Worten soll also das Alldeutschtum, dessen die nationale Sehnsucht so schön verkörpernder Name durch Rohrbach zum „deutschen Gedanken" getauft wurde (um dem Worte die Anstößigkeit zu nehmen), in unseren Tagen den von Altösterreichern geprägten, wenn auch nach 1870 aufgegebenen „Großdeutschen Gedanken" wieder aufgenommen haben und gäbe nun auf Grundlage dieser altösterreichischen Auffassung durch Naumann deutlich zu verstehen, daß Deutschlands und Österreichs „Lebenswille um keinen Preis gekürzt sein will" (Seite 237). Daher trage bei dem Entschluß, „Mitteleuropa zu wollen", Ungarn vielleicht die größte Last der Verantwortung. Daher soll es an ihm liegen, wenn der gedachte „Oberstaat" nicht zustande kommen sollte.

So verhängnisvoll ist die Zwangsvorstellung des „Großdeutschen Gedankens" altösterreichischer Provenienz, daß Naumann die einfachsten Tatsachen übersehen kann. Auf eine andere Weise können wir Ungarn uns seine vollkommen schiefe Stellung uns gegenüber jedenfalls nicht erklären, denn kein Magyare denkt ernstlich an einen Zerfall der habsburgischen Staaten, noch weniger setzt er irgendwelche Hoffnungen darauf, am allerwenigsten aber will er am Bündnis mit Deutschland rütteln lassen, das alle seine Staatsmänner von jeher für notwendig befunden haben.

Auf dieser schiefen Ebene gleitet nun Naumann trotz seinem uns Ungarn gegenüber mit größtem Wohlwollen ausgeübten Sachlichkeitsbestreben immer tiefer und begeht bei Behandlung unserer Verhältnisse und unseres Staatsrechtes unentschuldbare Fehler — in treuem Wahn, den Ariadnefaden durch den ihm schier undurchdringlich scheinenden Irrgarten der österreichisch-ungarischen Fragen fest in der Hand zu haben.

Bei Behandlung der Verfassungsfragen Österreich-Ungarns auf den Seiten 287/288 spricht Naumann beispielsweise von der pragmatischen Sanktion Kaiser Karls des Sechsten aus dem Jahre 1713, wo eine österreichisch-ungarische

[1]) So auch im Handbuch der Politik von Professor Dr. Laband, zweite Auflage; Beitrag: Entwicklung des Parlamentarismus in Österreich-Ungarn von Hofrat Professor Dr. F. Tezner.

Zusammengehörigkeit ausgesprochen sein soll. Das ist ein Irrtum: eine dieser österreichischen pragmatischen Sanktion ähnliche Erbfolgeordnung für das von jedem anderen Lande der Dynastie unabhängige Königreich Ungarn, wo der römisch-deutsche (nicht der österreichische) Kaiser als König Karl der Dritte regierte, wurde erst im Jahre 1723 den Gesetzen des unabhängigen ungarischen Staates einverleibt (unter I und II) und zwar mit den entsprechenden Vorbehalten der ungarischen Sondersouveränität. Dies bedeutete also eine Personalunion von reinstem Wasser. Damals konnte überhaupt von einer Zusammengehörigkeit mit Österreich weder rechtlich noch tatsächlich die Rede sein, aus einem einfachen Grunde: Österreich existierte noch nicht als Kaiserreich, also auch noch nicht als Sammelreich; erst durch die Proklamation von 1804 trat ein Kaisertum Österreich ins Leben. Die größte Beweiskraft für alles dies liegt wohl im Königseid und in den Krönungsdokumenten der ungarischen Könige. Diesen Königseid hat im Laufe von tausend Jahren ein einziger König nicht abgelegt, und selbst der hat es nach zwölfjähriger Regierung auf dem Sterbebette bereut, indem er alle seine dem ungarischen Staatsrecht zuwiderlaufenden Erlasse zurückzog: Josef der Zweite, eben derjenige, den seine Mutter, die Königin Maria Theresia, in ihren Armen hielt, als ihr die ungarischen Stände Treue und Verteidigung der Erbrechte gerade dieses Knäbleins zugeschworen und auch durch die Tat bewiesen haben.

Sein Nachfolger sanktionierte nach Ablegung des althergebrachten Königseides 1790 den Gesetzartikel X, der da lautet: „Wenngleich die in den Artikeln I und II (von 1723) in Ungarn und seinen Nebenländern festgesetzte Erbberechtigung der weiblichen Linie des erlauchten österreichischen Hauses dem nämlichen Fürsten gebührt, welchem dieselbe nach der festgesetzten Erbfolgeordnung in den übrigen Königreichen und Erbländern — in und außerhalb Deutschlands gelegen — in untrennbarem und unteilbarem Besitz zukommt, sei Ungarn mit seinen Nebenländern dennoch ein freies Königreich, bezüglich der ganzen gesetzlichen Regierungsform (darunter alle seine Regierungsstellen verstehend) unabhängig, das heißt keinem andern Königreiche oder Gemeinwesen unterworfen, sondern eigenen Bestand und eigene Verfassung besitzend; daher es von seinem gesetzlichen, gekrönten Könige, also auch von seiner geheiligten Majestät und dessen Nachfolgern auf dem ungarischen Königsthron nach seinen eigenen Gesetzen und Gebräuchen, nicht aber nach Art anderer Provinzen regiert und beherrscht werden muß, wie es die Artikel III (1715) sowie Artikel VIII und IX (1741) anordnen“ [1]). Diese Gesetze, welche die Erbfolgeordnung und demzufolge den gleichzeitigen und unzertrennbaren Besitz des gemeinsamen Herrscherhauses bestimmen, heben also zugleich die volle Unabhängigkeit und die volle abgesonderte Souveränität des Königreiches Ungarn hervor.

[1]) Licet successio sexus foeminei Augustae Domus Austriacae per Articulos I et II, 1723, in Regno Hungariae, Partibusque eidem adnexis stabilita, eundem, quem in reliquis Regnis et Ditionibus Haereditariis, in et extra Germaniam sitis, juxta stabilitum successionis ordinem inseparibiliter et indivisibiliter possidendis, Principem concernat, Hungaria nihilominus cum Partibus eidem adnexis sit Regnum liberum et relate ad totam legalem Regiminis formam (huc intellectis quibusvis dicasteriis suis) independens, id est nulli alteri Regno aut populo obnoxium, sed propriam habens consistentiam et constitutionem, proinde a legitimo Coronato haereditario Rege suo, adeoque etiam a sua Majestate sacratissima, successoribusque eis Hungariae Regibus propriis legibus et consuetudinibus, non vero ad normam aliarum Provinciarum, dictantibus id Articulis III, 1715 item VIII et XI, 1741 regendum et gubernandum.

Zur Stellung Ungarns in Naumanns „Mitteleuropa"

Die Titelannahme eines Erbkaisers von Österreich ist an dem souveränen Staatsrecht Ungarns — wie wir schon erwähnten — ohne jeden Einfluß glücklich vorübergegangen, und kein ungarisches Gesetz existiert, in dem die leiseste Anerkennung dessen enthalten wäre, daß dieser Titel auf Ungarn Bezug habe. Da nun niemand so ein Gesetz vorweisen kann, hat ein Wiener Hofrat, der schon früher genannte Professor Tezner, folgende Formel gefunden: „Der König von Ungarn ist ein Teil des Kaisers von Österreich".

Ähnliche Schlagworte und Deutungen, die unseren Herrscher ganz naturwidrig in prozentuelle, uns nicht günstige Teile zerlegen und die das Leben außerhalb Vortragssaal und Studierstube nicht berücksichtigen wollen, haben Naumann weiter irregeleitet, unsere zu Recht bestehenden und anno 1867 mit dem sogenannten Ausgleichsgesetz nur ergänzten Gesetze von 1848 eine Revolutionsgesetzgebung zu nennen. Diese Auffassung läuft dem wirklichen geschichtlichen Tatbestand zuwider. Wesentlich ist hier, daß in den allgemeinen Revolutionsmonaten von 1848 in Ungarn keine Revolution stattfand. Die erste parlamentarische ungarische Gesetzgebung von 1848 war nicht die Folge einer Revolution. Nie sind Gesetze in einer so wunderbaren Harmonie zwischen Volksvertretung und Herrscher und daher auch unter solcher Begeisterung des Volkes zustande gekommen; seine Bauern wurden dadurch von der Leibeigenschaft befreit, und das nunmehr ganze Volk erhielt eine demokratische, parlamentarisch-freiheitliche Vertretung aus dem ungezwungenen Willen des Königs und der alten Stände.

Was dann aber geschah, kennzeichnet Dr. Rauter[1]) mit den folgenden Worten: „Mittlerweile (am 7. März 1849) erschien die schon im Oktober des vorigen Jahres beschlossene Gesamtstaatsverfassung. Das Erscheinen dieser Verfassung trieb die Wogen der Empörung aufs höchste. Da diese Verfassung die von Kaiser Ferdinand sanktionierten 1848er Verfassungsgesetze ignorierte und die nationale Selbständigkeit der Ungarn aufhob, da ferner der offene Krieg die Hoffnung, daß jemals wieder ein gutes Einvernehmen zwischen Volk und Krone entstehen könne, vernichtet hatte, sagte sich Ungarn durch Beschluß des Reichstages vom 14. April 1849 von dem Verbande mit „der österreichischen Monarchie" los und erklärte die Dynastie Habsburg-Lothringen des ungarischen Königsthrones für verlustig." Dies ist eine klare und richtige Auffassung aus dem deutschschreibenden Lager über jene traurige Zeit, aus deren merkwürdigen Episoden wir hier nur eine hervorheben, nämlich die, daß der nachmalige Minister des Äußeren und Mitschöpfer unseres Bundes mit Deutschland, Graf Julius Andrássy der Ältere, unter anderen fünfunddreißig Flüchtlingen zum Tode verurteilt und die Anschlagung seines Namens an den Galgen verfügt wurde.

Von dieser oktroyierten, zentralistischen Verfassung eines Gesamtstaates schrieb bei ihrem Erscheinen der Wiener Minister Schwarzenberg an Schmerling, den damaligen Vertreter Österreichs in Frankfurt: „Durch die Verfassung (!) ist Österreich ein Einheitsstaat geworden. Alle Zumutungen, Österreich zu spalten und zu teilen, haben ihren tatsächlichen Boden verloren." So glaubte man damals in Wien mit einem einfachen Federstrich Staaten umzumodeln.

Diese oktroyierte Verfassung, die aber für Österreich in den kurzen zwei Jahren von 1848 und 1849 die dritte war (die erste war die Pillerdorffsche, sogenannte April-Verfassung, die zweite die Kremsierer-Verfassung), sollte dem „Großdeutschen Gedanken" in der Frankfurter Nationalversammlung zum Siege verhelfen, und nachdem dies nicht gelungen war und sie auch

[1]) Geschichte Österreichs von 1848 bis 1890. Wien 1891, Perles.

zu Hause nach innen nicht durchgreifen konnte, wurde diese oktroyierte Verfassung, ebenso wie die zwei vorhergehenden, aufgehoben; man entschloß sich zum absolutistischen Regierungsprinzip, und die Patentwirtschaft gelangte so zur vollen Blüte, die bis 1861 währte.

Nach dem unglücklichen italienischen Kriege kam das kaiserliche Diplom vom 20. Oktober 1860, auf das sich Naumann sonderbarerweise (Seite 287) so bezieht, als wenn dies Oktober-Patent „die Verfassung des Einheitsstaates" aufgebaut hätte; gleichzeitig erwähnt er als dazugehörig das Patent von 1861. Dies letztgenannte „Dazugehörige" war aber eine ganz neue Verfassung, das Schmerlingsche „Februar-Patent" genannt. Also auch von der österreichischen Verfassung hat Naumann eine irrige Vorstellung, denn wenn schon überhaupt von einer endgültigen Verfassung die Rede sein soll, so wäre dies letzte Patent als solche zu stempeln. Doch auch dies Patent war nicht von Dauer; am 20. September 1865 erschien ein neuerliches kaiserliches Patent, das sogenannte Sistierungs-Patent, wodurch auch die sogenannte Februar-Verfassung von 1861 bis auf weiteres vertagt wurde. „Von da ab wurde wieder absolut regiert," sagt in seinem schon zitierten Werke Dr. Rauter.

Weiterhin irrt Naumann, wenn er das Jahr 1867 als das Jahr der staatsrechtlichen Trennung und vertraglichen Bindung von Österreich und Ungarn nennt (Seite 288). Er spricht da von einem „Trennungsakt", durch welchen „zwei mehrfach gegliederte Staaten mit Unterbau und Oberbau entstanden, von denen jeder für sich schon eine Reichsverfassung über den Landesverfassungen hat, die aber denselben Monarchen besitzen und darum gewisse gemeinsame Einrichtungen von Natur haben oder auf dem Vertragswege schaffen". Unter den österreichischen und ungarischen Gesetzen findet sich nirgends ein solcher Trennungsakt. Die beiden Staaten lebten nach 1867 ruhig ohne Trennungsakt weiter. Wie kam das? So ähnlich wie bei dem Fall der siamesischen Zwillingsbrüder, die sich auch nicht trennten, weil sie sich nicht trennen konnten und zu einer Vivisektion, einer lebensgefährlichen Operation, keine Veranlassung hatten, trotzdem daß viele Professoren sich erboten, diese Operation an ihnen unentgeltlich zu verrichten. Aber auch das Gegenteil gelang nicht: zwei lebende Organismen, und wären sie durch ein noch stärkeres Band verbunden als die siamesischen Brüder, lassen sich eben zu einem einzigen Organismus künstlich nicht zusammenschweißen. Dies ist die Ursache aller fehlgegangenen Versuche auf Einschmelzung Ungarns in Österreich.

Die Hauptgrundlage für den Ausgleich zwischen König und Nation war die Rechtskontinuität, und damit war die ganz abgesonderte Souveränität des ungarischen Staates, auch durch diesen seinen König, voll anerkannt. Die am 8. Juni 1867 erfolgte Krönung, die Ablegung des in den letzten tausend Jahren immer wiederholten Königseides, der darüber aufgenommene, wirklich existente Eidesakt (Eidesdokument), die inartikulierten, parlamentarisch gebrachten, mit Recht so genannten Ausgleichsgesetze haben diesem geschichtlichen Ereignis eine unwiderrufliche Prägung gegeben. Damit hatte das Kaisertum Österreich gar nichts zu tun, da dieser ganze Akt nur den ungarischen König und die ungarische Nation anging. Zwei auf Österreich bezügliche Taten vollbrachten aber die Ungarn bei diesem Ausgleiche mit ihrem Könige: erstens übernahmen sie einen Teil der Schuldenlast Österreichs mit, wodurch sie für die Hebung ihrer von der Türkenzeit her zurückgebliebenen Kultur vier Jahrzehnte lang nicht soviel tun konnten, als sie sonst vermocht hätten; zweitens erwirkten sie endgültig von ihrem Könige die Zusicherung des parlamentarischen Regierens für Österreich.

Das so festgelegte Prinzip des Dualismus, das zwei vollständig voneinander unabhängige Staaten (die aber einen Herrscher und gleiches Erbrecht haben) in

der Weise verbindet, daß sie zur äußeren Verteidigung und Vertretung gemeinsame Institutionen haben, ist ein nun durch ein halbes Jahrhundert sanktioniertes wirkliches zwischenstaatliches Leben, das — nach menschlichen Auffassungen — vielleicht besser, ganz gewiß aber auch viel schlechter sein könnte; nichtsdestoweniger ist es ein Leben, das seine Korrektive auf natürlichem Wege zustande bringt und sich weiter entwickelt. Der Dualismus ist kein Versuch mehr wie die Patentwirtschaft von 1849/61, aus der sich beide Staaten trotz ihrer schwierigen Weltlage, trotz und mit ihrer besonderen Vielsprachigkeit in ein reineres Leben hinausflüchten konnten — dank der Stärke des ungarischen Staatsrechtes und der Weisheit der ungarischen Ausgleichsgesetze. Heute nach fünfzigjährigem Bestehen des Ausgleiches setzt sich die Einsicht immer mehr durch, daß die Sondersouveränität Ungarns, also der Bestand eines vollen Staates, ebenso wie die tausend Jahre alte ununterbrochene Rechtskontinuität nicht mehr angefochten werden kann. Daß ein österreichisches Kaiserreich, als Sammelstaat von mehreren Königreichen und Ländern, die zum Herrscherbesitz des Hauses Habsburg gehören, aus der Machtvollkommenheit seines Herrschers durch Annahme des Erbkaiser-Titels seit 1804 auch existent wurde, ist eine andere, ebenso klare Tatsache.

Diese zwei Staaten sind durch das Seelenband des gemeinsamen Herrschers einem staatsrechtlichen siamesischen Geschwisterpaar gleich. Diese Zwillinge mußten infolge ihrer Unzertrennlichkeit eigene Modalitäten für ihr Leben aus sich heraus schaffen, so wie sie früher in ähnlicher Weise nie oder höchst selten vorgekommen sind. Wie eigen mußte sich ihr seelisches und materielles Leben gestalten, wenn einer von ihnen gehen oder sitzen bleiben wollte. Und doch haben sie es sehr gut zustande gebracht. Auch jene Siamesischen waren höchstwahrscheinlich hier und da aufeinander erbost, haben sich hier und da wahrscheinlich auch gegenseitig Gewalt angetan; nachdem das aber gemeinschaftliche Schmerzen gegeben, wurden sie klüger und fingen an, sich „gegen sich selbst" nicht mehr zu versündigen.

In Österreich-Ungarn, auch in seinem westlichen Reiche, ist man klug geworden und fängt an, zu sehen, daß die Schwächung des anderen zur eigenen Schwäche wird. Das bewußte Seelenband, das richtige Gefühl der Unzertrennlichkeit, kam durch den Krieg erst recht zum Ausdruck. Und darum staunt die Welt, daß Österreich-Ungarn noch nicht zerfallen ist, ja, sogar kräftiger dasteht als je zuvor. Wir müssen aber so klug sein und endgültig damit aufhören, uns anders haben zu wollen, als wir eben sind. Und zu diesem Zwecke müssen wir von unsrer Seite als erste aufhören, darüber zu reden, denn dies veranlaßt andere, an die Unvermeidlichkeit des Zerfalles zu glauben.

Über ein Herumtragen ähnlicher Gedanken in der Literatur der Feinde und selbst der Neutralen wundern wir uns schließlich nicht; wenn es aber so weit kommt, daß ein Naumann und geistig ihm Ebenbürtige diese staatliche Vivisektion ausführlich und ernstlich in Erwägung ziehen, dann ist es allerhöchste Zeit, höchste Pflicht, selbst für Schwächere, auf diese Herausforderung hin in den geistigen Kampf einzuspringen.

Naumann beruft sich einseitig nur auf großösterreichische Autoritäten; die irreführenden Auffassungen Professor Tezners und anderer macht er zu seinen eigenen, ohne, wie es scheint, die ungarischen zu kennen. Hat er nichts von Andrássy, Apponyi, Tisza, die gern und gut deutsch schreiben, gelesen? Oder von unseren Professoren wie Földes und Timon? Der Letztgenannte hat über unser Staatsrecht ein vorzügliches Werk in deutscher Sprache herausgegeben. Sogar dieses führt Naumann in seiner sonst sehr umfangreichen bibliographischen Aufzählung Seite 289/293 nicht an.

Naumann hat also, wie wir sahen, die Sache von Grund aus falsch aufgefaßt, wenn er meint, daß die Staatseinheit von 1861 im Jahre 1867 zerfiel; diese Gesamtstaatseinheit hat nie bestanden. Sie konnte daher nicht in zwei Staaten zerfallen. Es sind anno 1867 nicht zwei „neue" Staaten entstanden, denn diese beiden bestanden schon lange vorher. So kommt er auch zu der irrtümlichen Darstellung, als ob 1867 ein Vertragsverhältnis entstanden wäre. Wenn dem so wäre, so müßte doch irgendein Vertragsakt vorhanden sein. Ein solcher ist aber ebensowenig vorhanden wie ein Trennungsakt. Die Sache ist ebenso klar wie einfach: der König ist auch Kaiser und umgekehrt. Da er in beiden Staaten Herrscher ist, so ist er auch in seinen beiden Reichen ein Hauptfaktor der Gesetzgebung. Wegen der Führung der „gemeinsamen Angelegenheiten" hat er, der Herrscher beider Reiche, mit der ungarischen Nation den Pakt geschlossen und bei der Gelegenheit Anlaß gefunden, seinem österreichischen Staate auch eine endgültig parlamentarische Regierungsform zu geben; die Volksvertretung seines anderen Reiches hat dann nach einem halben Jahr ähnliche Gesetze gebracht wie die ungarischen Ausgleichsgesetze. Diese staatsrechtlichen Handlungen haben einen staatsrechtlichen Tatbestand ins Leben gerufen (aber kein Vertragsverhältnis!), der nun fünfzig Jahre existiert und in diesem Weltgerichte seine Prüfung mit Erfolg bestanden hat.

Das Schlagwort „Monarchie auf Kündigung" hat in der Auffassung dieses Zustandes große Mißverständnisse hervorgerufen, die sich auch bei Naumann widerspiegeln; wir möchten beiläufig bemerken, daß dieser staatsrechtliche Zustand dem Erbrecht zufolge selbst unkündbar ist. Die zehnjährige Wiederkehr von gewissen Erneuerungen sind nur dazu da, um womöglich immer Vollkommeneres zu schaffen; und wenn dies auch meistens Schwierigkeiten bei den Verhandlungen ergibt, so kommt doch gewöhnlich eine Verbesserung dabei heraus[1]).

Naumann macht auch auf den größten Unterschied in dieser Beziehung nicht aufmerksam. Nach § 52 des zwölften Gesetzartikels von 1867 gibt es noch „andere hochwichtige öffentliche Angelegenheiten, deren Gemeinsamkeit aus der Pragmatischen Sanktion nicht folgt, die aber, teilweise zufolge der Lage aus politischer Rücksicht, teilweise, da die Interessen der zwei Parteien" — Staaten! — „es erheischen, in gemeinsamem Einvernehmen zweckmäßiger erledigt werden können als in strikter Absonderung". Die ganze wirtschaftliche und selbst die finanzielle Frage gehören zu dieser Kategorie. Wenn sogar ein Mann wie Dr. Eugen von Philippovich[2]) über diesen Tatbestand nicht im klaren ist, wie sollen wir gar verlangen, daß Naumann es weiß! Darum wundern wir uns nicht, wenn er zu Ende seiner zusammenfassenden Ausführungen über österreichisch-ungarische Verfassungsfragen (Seite 288) ausruft: „Darum ist es wahr, wenn gesagt wird: wir wissen nicht genau, ob wir mit einem oder zwei Staaten zu verhandeln haben."

Naumann beschreibt als weiteres Beispiel die zwei Delegationen so ziemlich richtig; indem er sie aber „den Ansatz zum Zentralparlament" nennt, erfaßt er doch nicht die ganze große Tragweite dieser gleichförmigen Institutionen zweier Staaten in bezug auf die Wahrung ihrer Souveränität. Und da müssen wir auf die Zweiartigkeit der österreichischen und ungarischen Auffassungen hinweisen. Die Großösterreichische Auffassung hält die Institution ihrer Delegation für das Surrogat

[1]) Sollte die hypnotische Kraft dieses Schlagwortes am Ende auch unsere Gegner zu jenem ursprünglichen Plan veranlaßt haben, den Krieg auf das Jahr 1916 vorzubereiten, auf die kritische Zeit gerade vor dem „Kündigungs"termin im Jahre 1917?

[2]) Siehe „Berliner Tageblatt" vom 4. März 1916.

eines wirklichen Zentralparlaments und für einen noch übrigen Rettungsanker eines noch immer wieder erträumten Gesamtstaates. Gott sei Dank widerspricht heute schon die offizielle Auffassung, wie auch ein großer Teil der österreichischen Bevölkerung, dieser Deutung. Aber diese Auffassung hat doch tatsächlich dahin gewirkt, daß das österreichische Gesetz die österreichische Delegation für ihren Teil die für gemeinsame Zwecke nötigen Summen votieren läßt. Die Institution der ungarischen Delegation hingegen ist hierzu nicht berechtigt, weil die im Gesetze festgelegte ungarische Auffassung die ist, daß die Delegation wohl ein ganz besonderer Ausschuß, aber schließlich doch nur ein Ausschuß des ungarischen Reichstages ist, und dieser Reichstag daher die Bewilligung der Summen sich selbst vorbehält.

Durch ihre Dynastie mit unzertrennlichen Banden aneinandergekettet, erscheinen somit Österreich und Ungarn nach außen politisch und wirtschaftlich als eine staatliche Macht; sie sind aber in ihrer Geschichte, in ihrem Zeitbestand und in ihrem ganzen Wesen getrennt durch Sondergrenzen, Sonderstaatsbürgerschaft, durch die Sonderausübung aller Staatsgewalten; sie sind parallel nebeneinanderlebend, nur durch das gleiche Erbrecht ihrer Dynastie auf die Zeit des Bestandes dieser Dynastie durch die Person ihrer Herrscher verbunden; sie sind voneinander sonst ganz unabhängige Staaten, die sich nur wegen ihrer auswärtigen Angelegenheiten und zur Verteidigung ihres Besitzstandes nach außen hin auf gemeinsame Institutionen verständigt haben auf Grund vollständiger paritätischer Gleichberechtigung und vollständiger Unabhängigkeit voneinander. Dies entspricht auch dem offiziellen Standpunkt Österreichs. Als Beispiel ist es interessant zu sehen, wie zwei Reiche, obzwar verschieden in ihrem Grundwesen, doch in diesem Zustande eines unzertrennlichen Staatenbündnisses leben können. Das spricht für eine besondere Möglichkeit der Verbindung auch der verschiedenartigsten Staaten von Mitteleuropa.

Graf Albert Apponyi sagt in seinem Werke, das wir hier schon einmal zitiert haben, „daß Armeeeinheit den Begriff Reichseinheit keineswegs postuliert. So wie zwei Gutsnachbarn einen gemeinsamen Wächter halten können, ohne hierdurch ihre juristische Unabhängigkeit aufzugeben, ebenso können zwei unabhängige Staaten, ohne ihre Souveränität prinzipiell zu beeinträchtigen, eine gemeinsame Armee halten“. Es ist wohl angebracht, die hier früher einmal[1]) erwähnte Äußerung dieses bedeutenden Parlamentariers wörtlich zu wiederholen: „Also *mit* Österreich „up ewig ungedeelt“, aber nicht *in* Österreich. Die einzige Gefahr, welche dem „*mit*“ drohen könnte, wäre der Versuch, das „*in*“ zu erzwingen. Aber wer ist wohl nach den Erfahrungen des Krieges so hirnverbrannt, an solches auch nur zu denken?“ [2])

Nahezu vierhundert Jahre alt sind die Bestrebungen von großösterreichisch Denkenden, das „in“ an Stelle des „mit“ zu setzen, und gerade ein Teil der k. k. Hofräte, die Naumann auf Seite 18 charakterisiert, und die oft kaiserlicher waren als der Kaiser selbst, machten jedem Kaiser solche Schwierigkeiten, daß sie ihm den Ausgleich in sich selbst, dem des Kaisers mit dem König von Ungarn, auf die mannigfaltigste Weise erschwerten. Und daraus entstanden immer die großen Erschütterungen der habsburgischen Staaten: sie haben dieser Machtfülle nach Westen zu immer geschadet. Ein Ausgleich mit Ungarn aber brachte immer Kraft in Fülle. Ungarn war — wenn in seinen Rechten anerkannt — immer die größte Stütze des Hauses Habsburg und wird es auch immer bleiben.

In der Neuzeit ist Metternichs reaktionäre Diplomatenkunst wahrscheinlich größtenteils dem kleindeutschen Gedanken zugute gekommen. Wäre Metternich nicht

[1]) „Deutsche Rundschau“ XLII, 3 (Dezemberheft), S. 460.

[2]) Siehe auch die Zeitschrift „Das junge Europa“, Heft 8, S. 18.

gewesen, so würde wahrscheinlich die Wiener Revolution gar nicht ausgebrochen sein; in Ungarn aber wären die Verhältnisse nie bis zu einem Verteidigungskriege — Naumann nennt ihn Revolution — gediehen, und demzufolge wäre das Haus Habsburg noch in seiner alten Machtfülle anno achtundvierzig in Frankfurt erschienen und hätte nicht Olmütz und Russenhilfe gebraucht. Dies kann man heute den Naumannschen Ausführungen an die Seite stellen, ja entgegenhalten, wobei die Darlegungen des Grafen Andrássy [1]) eine starke Stütze bieten.

Naumanns ganzes Buch dünkt uns der unfreiwillige Anlaß zu werden, die Reichsdeutschen über die längst erfolgte Entscheidung in unserem „großen Prozesse" aufzuklären. Der längst erfolgte Abschluß dieses Prozesses setzt aber zwei Seelen voraus, die sich damit abgefunden haben; und dennoch spricht Naumann, wo er von einer österreichisch-ungarischen Verfassung redet (deren Nichtvorhandensein wir vielleicht genügend nachgewiesen haben), auch von einer österreichisch-ungarischen Volksseele, die natürlich ebenfalls nicht existiert; aber wir Ungarn achten, wir lieben sogar die österreichische Volksseele, wie wir sie im Wienertum verkörpert finden, und ehren die zu Recht bestehende österreichische Verfassung. Die österreichische Volksseele und die ungarische Volksseele, diese zwei, wenn auch nicht in Muttersprache vereinten, so doch stark verbrüderten Seelen, finden sich stets in vielen ihrer Gefühle zusammen, zum Beispiel in der Liebe zu ihrem greisen, patriarchalischen Monarchen und in dem Bewußtsein ihrer gemeinsamen Daseinsnotwendigkeiten.

Es ist im Grunde genommen nur die Brille von wenigen, durch die Naumann sieht. Das große Volk ist schon zur Einsicht gekommen, die ernsteren der Volksführer sind seit langem ebenfalls dahin gelangt. Warum noch ein großer Teil der Presse nicht aufhört, in dieser Beziehung zu schüren, gehört auf ein besonderes Blatt. Die hochoffiziösen Kreise nehmen heute eine Stellung ein, die unserer Ansicht nahekommt. Den Beleg dafür gibt uns ein Zitat aus dem Lager der strengsten österreichischen Auffassung, die im Heere ihre festesten Grundpfeiler besitzt. Danzers Armeezeitung Nr. 45, 11. November 1915 (Seite 2), äußert sich folgendermaßen: „Gerade wenn wir uns die ungarische staatsrechtliche Doktrin restlos zu eigen machen, müssen wir es als ausgeschlossen betrachten, daß der ungarische Staat das Blut seiner Söhne etwa für österreichische Zwecke opfere. Ungarn gewann das volle Anrecht auf einen Siegespreis, wie auch Österreich ein solches gewann. Ungarn ist als Österreichs gleichberechtigter Bruder und Partner ins Feld gezogen und nicht als Söldner, der sich für fremde Zwecke verdingt."

Nur den rein politischen, staatsrechtlichen Teil — und auch diesen nur auf engem Raume — können wir hier annähernd klären. Wie sich der engere Zusammenschluß der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen Mitteleuropas und der weiteren Bundesgenossen in bezug auf die Erhaltung der Souveränität nach Naumanns Anschauung gestalten soll und wie man darüber von einem gefestigten ungarischen Standpunkt aus denkt, muß anderweitig ausgeführt werden. Auch die Nationalitätenfrage, als eine ganz besonders gewichtige (der das Naumannsche Buch nicht gewachsen ist), behandeln wir hier nicht. Und was die Zollverhältnisse anlangt, so hat der Autor auf den bedeutungsvollen Umstand gar nicht hingewiesen, wie die zwei Staaten Österreich und Ungarn bei vollständiger Wahrung ihrer Zollfreiheit und ihres Zollgebietes am Wege eines Zollvertrages ohne Zollschranken heute schon miteinander leben können.

Zudem liegt auf der Hand, daß Naumanns „Mitteleuropa" schon während des Schreibens und durch Naumanns Ausführungen selbst überholt war. Was er als

[1]) Vgl. „Deutsche Rundschau" XLII, 3 (Dezemberheft), S. 321 ff.

„Kern" von Mitteleuropa bezeichnet, ist es wohl lediglich kraft seiner Erklärung; immerhin durften wir füglich erwarten, daß seinem Gedanken vom „Kern" das Fleisch zum mindesten gedanklich anhafte. Nun war aber das Fleisch bereits da. Die Zirkulation der Säfte wurde bald danach hergestellt, das Seelenleben war noch früher vorhanden; das Seelenband weiter nach Osten mit der Türkei, mit Bulgarien und mit dem ganzen Islam hätte Naumann ebenfalls fühlen müssen. Die Volksseelen vieler Nationen sollen da verbunden werden; doch wird dies Band verschiedener Seelen wahrscheinlich nie den Namen einer mitteleuropäischen Seele erhalten können. Derartige Umtaufungen und gleichmacherischen Gedanken wecken kein freudiges Gefühl. Dieser „Oberstaat" gibt zu gefährlichen Mißdeutungen Anlaß und erregt bei allen kleineren Nationen, selbst bei den engeren Bundesgenossen, Bedenken und Befürchtungen.

Endlich glauben wir Naumann als einen klugen, einsichtsvollen Parlamentarier mit Erfolg bitten zu können, Ungarn der großen Verantwortung zu entheben, als wäre es fast allein haftbar zu machen, wenn der auch von uns ehrlich gewünschte Zusammenschluß gegen die ungeheure Übermacht unsrer Feinde nicht gelänge! Er wird es tun, er muß es tun, er, der so schön hervorhob, daß Ungarn — und da stellt er es in eine Höhe neben Preußen — stark sein soll. Ein starkes Preußen neben dem starken Bayern, Sachsen, Württemberg usw. innerhalb des deutschen Reiches ist ebenso erwünscht wie auf der südöstlichen Flanke innerhalb der Donaumonarchie neben einem starken Österreich ein starkes Ungarn, und dies ist möglich — ohne Oberstaat, ohne imperialistische Hintergedanken, ja eigentlich nur ohne diese, aber dann sehr gut möglich. Preußen und auch Ungarn können dann unter Umständen der schützende Stoff der äußeren, härteren Schale des „Kernes" sein. Wir müssen alle so sein, wie uns Gott geschaffen hat, und uns nicht anders machen wollen, und so aneinander glauben.

Valerius von Smialovszky.

Eine neue Otto Ludwig-Ausgabe.

Otto Ludwig, Sämtliche Werke. Unter Mitwirkung des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Paul Merker. München und Leipzig, Georg Müller Verlag.

Die Würdigung dieser neuen, wirklichen Gesamtausgabe Otto Ludwigs erlaubt und erfordert es zugleich, orientierungshalber einige bibliographische Daten an den Anfang zu setzen. Die Bibliographie, die vordem nach der allgemein gültigen Anschauung scharf von der Biographie zu trennen war und sich gewöhnlich in irgendeinem toten Anhang wiederfand, hat seit neuem diese Strafversetzung kaum noch erfahren — doch wohl, weil man einsehen gelernt hatte, daß die fata libelli ein vielfach nicht unwichtiges Stück Lebensgeschichte des Dichters ausmachen.

Das gilt von Ludwig in besonders hohem Maße. Man braucht sich nur gegenwärtig zu halten, daß von den vier zu Lebzeiten des Dichters in Buchform erschienenen Werken seine 1853 bei J. J. Weber in Leipzig verlegten Dramen „Erbförster" und „Makkabäer" kaum Aussicht auf Absatz boten, nachdem sein „Erbförster" (obschon Devrient sich warm und mit ganzer Persönlichkeit dafür eingesetzt hatte, und wiewohl auch Laube dafür eingetreten war) vor einem verständnisarmen Publikum von der Bühne hatte weichen müssen; daß die „Heiteretei" trotz der Vermittelung Auerbachs von Cotta abgelehnt worden war, und daß ein Angebot

desselben Werkes wie auch des späteren „Zwischen Himmel und Erde" bei der „Gartenlaube" dem Dichter noch dazu von seinem Landsmann Ernst Keil die törichte Mahnung eingetragen hatte, „Balzac und die anderen französischen Novellenvirtuosen der Spannung wegen zu studieren".

Freilich soll gerade in diesem trüben Kapitel der als Mensch und Verleger gleich prächtige Meidinger nicht vergessen werden. Er hat zuerst „Zwischen Himmel und Erde" herausgebracht und hernach auch die „Heiteretei" übernommen. Es ist derselbe Frankfurter Verleger, der wenige Jahre zuvor dem in ähnlichen Nöten befindlichen Schwaben Hermann Kurz wacker beigesprungen war und seinen „Sonnenwirt" herausgegeben, derselbe, der Scheffels „Trompeter" zu erstem jungen Ruhm verholfen hatte.

Leider war nur selbst mit den besten Bestrebungen noch nicht alles getan. Zwar erlebte Meidinger mit dem Dichter die Freude einer zweiten Auflage von Ludwigs Roman, aber die „Heiteretei" wurde schon nicht mehr begehrt, und über ferneren Bemühungen starb der von echter Dichtung nicht selten fast kindlich begeisterte Verleger rasch hinweg. Seitdem aber hat Ludwig in seinem Leben aufmunternde Unterstützung aus Verlagskreisen nicht mehr erfahren. Erst ein Lustrum nach seinem Tode konnten zum ersten Male seine gesammelten Werke in einer Ausgabe erscheinen, die namhafte Freunde ihm gerüstet hatten, und die doch keineswegs mustergültig war. Einen der fünf Bände mußte man gleich anfangs fallen lassen, weil darin Erzählungen aufgenommen waren, die von einem pseudonymen Otto Ludwig herrührten, und was ein anderer Band an Unveröffentlichtem bot, war nicht eben viel, da die ästhetisierende Kritik Gustav Freytags nur *eine* Fassung der „Agnes Bernauer", das „Gracchus-Fragment" und die „Scudéry" zugelassen hatte. Immerhin wird man der Ausgabe diese Bedeutung zuerkennen müssen, daß sie es war, die Otto Ludwigs bleibenden Wert zuerst aussprach und dadurch zu weiterer Beschäftigung mit dem längst nicht voll gewürdigten Dichter aufrief. Es folgte denn auch bereits 1874 Ludwigs getreuster Freund und Gefolgsmann, der Dresdener Schriftsteller Moritz Heydrich, mit zwei Bänden, die schon tieferen Einblick in Ludwigs umfangreichen und bedeutsamen Nachlaß gewährten.

War damit die Ludwig-Forschung in ein erstes wissenschaftliches Stadium getreten, so gab ihr die Ausgabe von Adolf Stern, die in der Einleitung feinsinnig zu des Dichters Leben und Schaffen hinführte, eine breitere Unterlage. Einen Abschluß bedeutete sie darum noch nicht, denn noch harrte manch entwicklungsgeschichtlich unentbehrliches Stück der Wertung, und dann waren textlich Besserungen vorgenommen worden, die wohl Sterns schmiegsameren Stil, nicht aber des Dichters charakteristische Unebenheiten mehr wahrten.

Neuere Auswahlsammlungen, wie wir sie von Schweizer und Bartels besitzen, übergehend, dürfen wir nunmehr an Hand eines historischen Wertmessers an die vorliegende Ausgabe herantreten.

Beabsichtigt ist diesmal eine wirklich vollständige Ausgabe, die den Nachlaß mit seinen zahlreichen Studien und Entwürfen und Planheften literarisch wie wissenschaftlich in allem Wesentlichen ausschöpft und dadurch zugleich dem Andenken des Dichters ein Denkmal setzt, das ihm das Leben, das für ihn stets „der kalte, finstere Treiber" geblieben war, nicht vergönnt hatte.

Achtzehn Bände (davon zehn die eigentlichen Werke umfassen werden, acht den Supplementen zugewiesen sind) sollen die reiche Ausbeute bergen; und die stattliche Anzahl deutet zugleich wertend die Größe der übernommenen Aufgabe an, die, nach dem Erschienenen zu urteilen, in den bewährtesten Händen liegt.

Am eindringlichsten scheint mir die bisher geleistete Arbeit im sechsten Bande

zur Geltung zu kommen, wo es der vorzüglich geschulten und weise gehandhabten Philologie Paul Merkers gelungen ist, eine auch die höchsten Anforderungen befriedigende historisch-kritische Ausgabe des „Erbförsters" vorzulegen. So gewinnen wir erstmalig eine noch in den letzten Einzelheiten genaue Übersicht über die schier verworren seltsame Entwicklung dieser Tragödie, die zugleich für die Psychologie des dichterischen Schaffens von größter Wichtigkeit ist. Hat doch dieser Stoff die verschiedensten Wandlungen durchgemacht, ehe er auf die uns geläufige Formel gebracht worden war. Merker leitet gewiß richtig die ersten Anfänge aus Ludwigs Beschäftigung mit der „Agnes Bernauer" ab, die ihm schon 1840 — erst zehn Jahre später war der „Erbförster" fertig für die Bühne — gelegentlich die Erwägung eingab, den geschichtlichen Hintergrund fallen zu lassen und eine freilich veränderte Handlung in eine neuzeitliche Umgebung zu verlegen. Das ursprüngliche Motiv: der Gegensatz zweier ungleich gestellten Familien, deren Kinder aber einander lieben, war geblieben und hatte dennoch eine leise Wandlung erfahren. Weiter verschob sich das Thema, als Ludwig dem bürgerlichen Gegenspieler mehr Beachtung schenkte und sich seiner Rache anzunehmen für nötig erachtete. Daraus wird bereits zur Genüge ersichtlich, wie die Phantasie dem Dichter stetig neue Motive zutrug, die ihm „das Ding immer verwickelter" machten, bis er den „fleischigen Stoff" zu „simplifizieren" begann. So splitterten sich aus einem Urschema wiederum die verschiedensten Dramenpläne ab. Sogar ein vollständiges Drama entstand. Merker hat aus dem Labyrinth aller Entwürfe die „Waldburg" neu herausgefunden, die in der Abhängigkeit von E. T. A. Hoffmann und auch sonst noch den Anfänger verratend, weniger als selbständige Leistung unser Interesse beansprucht, denn als Glied in der Entwicklung zur „Scudéry" und zum „Erbförster" hin.

Der blieb damals (1845) noch in den verschiedensten Motivreihen stecken. Zeitweilig ruhte die Arbeit daran sogar ganz, weil andere Pläne lockender schienen. Dann gab die Bekanntschaft und der Verkehr mit Devrient wieder einen Anstoß, der Einblick in die Dresdener Bühnenverhältnisse wirkte klärend, selbst das Jahr 1848 blieb nicht ohne Nachwirkung, und so sehen wir aus dem längst neu entworfenen „Wildschützen" eine „Waldtragödie" zum „Erbförster" ausreifen.

Daß wir in den Stand gesetzt sind, jetzt von Zettel zu Zettel dem Dichter bei seiner Arbeit über die Schulter blicken zu können, ist für die Literaturgeschichte wie für die Psychologie in gleicher Weise bedeutsam und daher ein besonderes Verdienst des emsigen Herausgebers, das nicht übersehen werden darf.

Die anderen Bände verdienen darum nicht minder Lob. Für „Himmel und Erde" konnten allerdings keine Vorstufen beigebracht werden, obwohl aus dem Fehlen jeglicher Studienhefte gewiß nicht auf ein Nichtvorhandensein geschlossen werden darf. Doch sind briefliche und andere Zeugnisse ausreichend benutzt, so daß auch hier eine geschlossene Charakteristik den Roman kommentiert und einleitet. Der „Heiteretei" konnten dagegen (wiederum erstmalig) Entwürfe und Skizzierungen beigegeben werden, die zu den mitgeteilten Auslassungen Ludwigs über historische Vorbilder eine wertvolle Ergänzung bilden und in ihrer hohen Eigenart zum Studium der dichterischen Phantasie geradezu herausfordern.

Nicht übergangen seien endlich die Erzählungen und Novellenfragmente, die uns den jungen Ludwig in fortschreitender Entwicklung von der Romantik zum Realismus hin kennen lehren. Hans Heinrich Borcherdt hat sie nach ihrem Wert und in ihrer Stellung inmitten der Ludwigschen Dichtung fein beleuchtet und sich besondere Verdienste um die Rekonstruktion des „Schulmeisterlebens" erworben, das, an sich schon Bruchstück, seit Sterns Teilveröffentlichung in der erwähnten Ausgabe von 1891 nunmehr vollends verschollen ist.

Den noch ausstehenden Bänden kann man sonach mit den größten Erwartungen entgegensehen; sie werden uns auch für die Poetik und Ästhetik viel zu sagen haben.

So scheint die ganze Ausgabe, deren würdige Ausstattung sich der bekannte Verlag hat angelegen sein lassen, außerordentlich geeignet, der Otto Ludwig-Gemeinde neue Anhänger zuzuführen, aber auch deutscher Art weiteren Boden zu sichern. Ich erachte es daher für eine Ehrenpflicht aller an der Pflege der Dichtung irgendwie beteiligten Kreise, dem großzügigen Unternehmen nicht bloß die beste Aufnahme zu bereiten, sondern auch dafür Sorge zu tragen, daß es zu dem beabsichtigten Ziele durchgeführt werden kann, damit nicht letzten Endes auch hier Ludwigs erschütternde Klageworte vom „ewig hoffenden, ewig getäuschten Tantalus" ein Motto für eine zu Grabe getragene Hoffnung werden.

Walter Heynen.

Aus meinem Kriegstagebuch. Von J. D. Domela Nieuwenhuis Nyegaard, Pastor an der evangelischen Gemeinde in Gent. Übersetzt und mit einem Vorwort von C. A. E. Wolff von Wülfing. Haag, Nieuwe Uitgevers Maatschappij. 1915.

Diese eigenartigen Veröffentlichungen des bekannten Genter Predigers, die hier in deutscher, stellenweise noch zu verbessernder Übersetzung vorliegen, werden auch nach dem Kriege ihren Wert behalten, der gerade in der unmittelbaren Aufzeichnung, sogleich nach Empfang des Eindruckes, liegt. Französischen Behauptungen gegenüber, die den Verfasser so hinstellen, als sei er von jeher ein Parteigänger der Deutschen gewesen, muß nachdrücklich betont werden, daß J. D. Domela Nieuwenhuis Nyegaard nicht als Deutschgesinnter in diesen Krieg eingetreten ist. Der Schreiber dieser Besprechung, der ihn seit Jahren kennt, weiß, daß J. D. Domela Nieuwenhuis Nyegaard zwar die Deutschen nicht haßte, aber sich viel zu sehr als Niederländer fühlte, um für das Deutsche Reich Partei nehmen zu können. Er trat vielmehr als ein Unparteiischer in diesen Krieg, als ein Christ, der bemüht war, in werktätiger Liebe das Elend des Leibes und der Seele zu lindern, das dieser Krieg über die Menschen gebracht hat, mochten es nun Belgier oder Deutsche, Engländer oder Franzosen sein. Es sind also die Zeugnisse eines ursprünglich Unparteiischen, die vor uns liegen, und darum von größtem Wert für jeden, der einst die Geschichte der belgischen Ereignisse von 1914 betrachten oder schreiben wird; besonders wichtig sind seine Aussagen über den Franktireurkrieg, über die Verbreitung wilder Gerüchte und über die verantwortlich-unverantwortliche Haltung der belgischen Hetzpresse. Da diese Aussagen eines Augenzeugen im allgemeinen den Deutschen günstiger lauten als den Franzosen und Franskiljons, hat natürlich die frankobelgische Öffentlichkeit den Autor aufs heftigste angegriffen und als parteiisch und ungerecht zu entwerten versucht. Partei ergriff dieser aufrechte Mann erst später, als er sah, wie sehr die Haltung der Deutschen, auch der verwundeten und sterbenden Soldaten, das vorurteilsvolle und zuchtlose Benehmen der frankobelgischen Elemente menschlich überragte. Und diese schlichten, abgerissenen Berichte von menschlichem Leiden, Wohltun und Heldentum gehen dem Leser vielleicht noch näher als die politische und historische Seite: Es weht durch diese Aufzeichnungen eines Predigers ein wenig vom Geiste der frühen Christen. *evσ.*

Das deutsche Soldatenlied, wie es heute gesungen wird. Auswahl von Klabund. Mit vielen Bildern von Emil Preetorius. 312 Seiten. München, Georg Müller. Ohne Jahr (1916).

Bei der schier unerschöpflichen Fülle deutscher Soldatenlieder ist es nicht schwer, eine Auswahl zusammenzubringen, die viele wertvolle und charakteristische Lieder enthält. Aber doch stört zweierlei an Klabunds Sammlung. Die Vignetten — der Feldzug gegen die Fremdwörter hat wohl die falsche Bezeichnung „Bilder" veranlaßt — bieten zum Teil Karikatur; sie passen insoweit zu den Soldatenliedern wie die Faust aufs Auge. In den Anmerkungen am Schluß des Bandes weist Klabund nach Möglichkeit den Verfasser des Urtextes nach. Bei Liedern dieser Art sind dabei viele Schwierigkeiten zu überwinden und manches wird sich nie aufhellen lassen. Aber Klabund hat die Waffen zu früh gestreckt. Bei „Heil dir im Siegerkranz" heißt es „G. Harries 1790"; aber Harries' Vorname ist Heinrich, und sein Lied auf den Dänenkönig weicht von unserem heutigen

Text soweit ab, daß von den beiden Bearbeitern Schumacher und Wessely mindestens der erste genannt werden mußte. „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang" ist zwar wirklich von Chamisso gedichtet, aber nach fremder Vorlage. Bei „O Deutschland hoch in Ehren" wird bemerkt: „wird bald Emil Rittershaus, bald Ludwig Bauer (1859) zugeschrieben". Gewiß, so ist es; aber hat der Herausgeber weiter nichts zu bemerken?? Das Lied „Wir Preußen ziehen in das Feld" ist in den Anmerkungen einfach übergangen, sein Nachbar ebenso. — Kurz, von einem Buch, das sich wissenschaftlich gibt, erwartet und fordert man mehr. Wir Deutschen bescheinigen uns ja seit Ausbruch des Krieges täglich dreimal, daß wir die Gründlichkeit gepachtet haben . . . *γφ.*

Krieg und Soldat in der Spruchweisheit. Sentenzen aus drei Jahrtausenden von Heraklit bis Hindenburg. Gesammelt und herausgegeben von Dr. E. M. Kronfeld. München, Hugo Schmidt Verlag.

Man kann dem Plan in allem, der Anlage und Ausführung nur in beschränktem Maße seine Zustimmung erteilen. Derartige Auswahlsammlungen, wie sie Kronfeld bietet, sind niemals ohne Klippen: sie laufen stets Gefahr, der Oberflächlichkeit und Halbbildung Vorschub zu leisten. Wem es um klangvolle Namen und weisheitsschwere Aussprüche zu tun ist, kann hier in billigster Weise glänzen. Freilich könnte auch dem Gebildeten das Büchelchen etwas geben, der dies oder jenes Wegestück mit den Großen gewandelt ist, die hierin vertreten sind. Aber mit dem bloßen Namen ist ihm da nicht gedient. Er will den Zusammenhang kennen, aus dem heraus die Ansicht gewonnen ist, denn er weiß, daß auch der größte Mann ein „Mensch in seinem Widerspruch" ist, dessen vielleicht bestechendste Aussprüche eben darum ihren Ewigkeitswert besitzen, weil sie nur eine berühmte Situation, eine historische Stunde ausmünzen. Dem zusammengetragenen Stoff soll man deshalb seine Anerkennung nicht vorenthalten. Der Herausgeber hat mit Fleiß und Glück auch an entlegener Stelle Ernte gehalten und neben der Weisheit des Gelehrten die schmucklos-kernige Waffeninschrift oder Volksliedstrophe nicht übersehen. Auch die „zwanglose Aneinanderreihung" kann man billigen, denn aus den schrillen Dissonanzen heraus klingt am harmonisch-eindringlichsten die Warnung vor einseitiger parteiisch-kleinlicher Festlegung, tönt am reinsten die weite Wahrheit des Michel Revon, daß der Krieg eine riesige Ungeheuerlichkeit sei, die man nicht in eine Formel, wie einen Homunculus in die Flasche, schließen könne. Denn den Sinn zu begreifen, wird man stets versuchen mögen, ihn für immer ausgeschöpft zu haben, nie behaupten dürfen. *ωχ.*

Ein Heimatbuch. Worte des Trostes und der Mahnung von Augustin Wibbelt. Warendorf in Westfalen, H. Schnellsche Verlagsbuchhandlung (E. Leopold).

„Ein Buch der Freude in dieser traurigen Zeit? In dieser Zeit, die das Lachen fast verlernt, weil ringsum an allen Grenzen die Kanonen brüllen und die Grabkreuze aus dem Boden wachsen wie ein großer, toter Wald? Zu solcher Zeit geziemt sich ernste Mahnung und flehendes Gebet, flammender Treuschwur und heilige Tröstung, da paßt eine starke Faust, zum Kampfe geballt oder zur Arbeit, und eine weiche Hand für brennende Wunden, da tut kühle Berechnung not und zäher Wille und Anspannung aller Kraft, die Leib und Seele hergeben mögen. Was hat die Freude zu suchen in diesen Tagen?" So trägt dieser niederdeutsche Prediger nur still sein „Ölkrüglein herbei", und versucht, ob er „die arme, müde Seele nicht erquicken könne". Und dies „Ölkrüglein" enthält goldene Worte der Weisheit und Liebe, einen gesunden, deutschen Sinn. „Wir waren reich geworden an Geld und Gut, an Macht und Wissen, an Luxus und Vergnügen, aber arm an Freude." Er freut sich an Dürer und Mörike, an Jeremias Gotthelf und Goethe, am deutschen Wald und an der Gotik, an der deutschen Sprache und am deutschen Hause, und alles ist durchzogen von einem bejahenden christlichen Sinne, von so tiefer und weiter Frömmigkeit, daß der Protestant in gleicher Weise seine helle Freude daran hat und bei aller Selbstachtung diesem Katholiken gern die Hand reicht, auch und gerade wenn er sagt: „Tolerant soll und kann jeder sein, aber nur der Teufel ist neutral." *ευσ.*

Blätter unter der Asche in Tagen lodernder Flammen. Von Francesco Chiesa. Deutsche Übersetzung von E. Mewes-Beha. Zürich, Art. Institut Orell Füßli.

Gleich Tagebuchblättern reihen sich die neun kurzen Kapitel der kleinen Schrift aneinander. Sie enthalten nicht nur die Gedanken und Kriegsbetrachtungen eines wahrhaft Neutralen (Chiesa ist Tessiner), der parteilos dem Völkerringen zusieht, sondern die

Empfindungen eines reinen Dichters und Philosophen, der über den Parteien steht und vom Standpunkt des Künstlers aus spricht. Und Chiesa bleibt diesem Standpunkt mit aller Konsequenz treu. Gleichsam zur Erklärung sagt er von sich selbst, daß er aus einer Zeit stamme, in der man glaubte, einen Beweis von klarem Verstand und freiem Denken abzulegen, wenn es einem gelang, sich der Aushebung zum Rekruten zu entziehen, und wo man den Sport für einen Zeitvertreib reicher Idioten hielt. — Er ist Optimist und ist überzeugt, daß „es ein guter, glücklicher, befreiender Krieg" ist. Gewinnen wird, wer gewinnen soll: „nicht die stärkste der Kräfte, sondern die beste; nicht die größere Masse, sondern die bessere Art." Ihm erscheinen die furchtbaren Geschehnisse des Krieges schon zur Kunstform verschmolzen, „veredelt, befreit von kleinlicher Häßlichkeit, majestätisch ruhevoll wie der Trojanische Krieg im Homer". Er beklagt nicht einmal die Zerstörung von Löwen, Ypern oder der Kathedrale zu Reims. „Weißt du nicht, daß das Kunstwerk selbst in der elendesten Ruine weiterlebt, reiner noch, überzeugender, denn je zuvor?", und er hofft, daß dieser Sturm „die tolle Pflanze der neuen Kunst" tüchtig aufrüttelt, daß sie zu neuer, reiner Blüte kommt. — Mag man seine Ansichten auch nicht teilen, so ist es jedenfalls nicht ohne Reiz, jemandem zuzuhören, der mit dem Pathos der Distanz unsere Zeit betrachtet, die Tage, in deren „lodernden Flammen" wir mitten drin stehen. λβ.

Deutsche Feld- und Heimat-Bücher. Herausgegeben vom Rheinisch-Mainischen Verband für Volksbildung. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Wieder eine neue Bücherei! Tut nichts. Wir Deutschen können immer noch Lesestoff vertragen, und gerade der Soldat muß sein geistiges Brot ebenso haben wie sein Kommiß. Der rührige Rhein-mainische Verband für Volksbildung ist der Herausgeber. Er wendet sich mit seinen „Deutschen Feld- und Heimatbüchern" sowohl an die Soldaten im Felde als auch (etwas naiv ausgedrückt) „an alle denkenden Leute in der Heimat", womit er, ohne anzüglich sein zu wollen, die untern Kreise des Volkes meint. Übrigens gesteht man gern, daß die schmucken, kleinen Taschenbücher zum Teil auch für Höhergebildete ganz brauchbare Dienste zum Nachschlagen leisten. Sie sind kein Lesestoff zur Unterhaltung, sondern zur Bildung. Und zwar knüpfen sie unmittelbar an die gegenwärtigen Zeitereignisse und Fragen an. Sie sind in vier Gruppen aufgeteilt, die man später in Sammelbände vereinigen kann. Die erste Gruppe behandelt die Naturwissenschaften im Kriege: Mathematik, Physik, Chemie, Technik, Naturgeschichte; die zweite Gruppe Freund und Feind in geschichtlicher, volkswirtschaftlicher und militärischer Beleuchtung; die dritte Gruppe die Heimat im Kriege: Mobilmachung des Geldes, der Landwirtschaft, der Industrie, die Kriegsfürsorge, Deutschlands Gewicht auf dem Weltmarkt; die vierte Gruppe endlich den Geist der Zeit, die Einwirkung des Krieges auf Literatur und Kunst, das Verhältnis des Krieges zu den gesamten Faktoren der Kultur, zur Philosophie, zum Christentum. Alles ist so kurz, übersichtlich und leicht faßlich wie möglich dargestellt. Ein gut gewählter Kreis von Mitarbeitern verbürgt die Qualität. Die Herausgabe der ersten drei Gruppen besorgt Dr. Fr. Gagelmann, die der vierten Leo Sternberg. Die Bändchen sind handlich, gut gedruckt, illustriert und kosten nur 40 Pfennige. Das geschmackvolle Umschlagbild wird gewiß auch sein Teil dazu beitragen, sie rasch beliebt zu machen. Als Verlag zeichnet der durch seine populären Veröffentlichungen bekannte B. G. Teubner. So ist an den freundlichen Büchern in keiner Hinsicht etwas auszusetzen. Sie kommen, was Herausgeber, Mitarbeiter, Verlag betrifft, aus guten Händen. Möchten sie auch in viele gute Hände weitergehen! μs.

Gedichte. Von P. Maurus Carnot. Zürich, Art. Institut Orell Füßli.

Der Churer Pater, Maurus Carnot, ist in seinen Versen ein ausgesprochener Schüler C. F. Meyers. Wie nahe verwandt nach Form und Inhalt ist zum Beispiel „Meiner Heimat Berge" dem Meyerschen „Firnelicht":

„Am Stadttor hatt' ich halt gemacht,
Mein volles Auge wurde trunken;
Doch über all der stolzen Pracht
Hat Größeres mir zugewunken:
Der Heimat hohe Berge." usw.

Völlig originell sind jedoch seine visionären Gedichte. Die erste Abteilung des Bändchens bringt „Gefundenes und Empfundenes", die zweite „Bilder und Balladen". Beide Teile durchatmet eine warme, begeisterte Vaterlandsliebe, feines Naturempfinden und eine tiefe, verinnerlichte Religiosität, die zum Mystizismus neigt. Sämtliche Gedichte sind durch die Weltereignisse nicht beeinflußt und stehen außerhalb aller Zeiten. λβ.

Heimat und Dichtung. Von Gottfried Keller. Zeichnungen von Emil Bollmann. Begleitwort von Fritz Hunziker. Frauenfeld, Huber und Co. 1915.

Kaum ein Dichter ist so innig mit seiner heimatlichen Umgebung verwachsen wie Gottfried Keller. Sie bot ihm, der keine Spielsachen besaß, in der Kindheit die einzige Unterhaltung und später, als er aus der Schule ausgewiesen wurde, die einzige Belehrung. Der Kreis wurde dann allerdings weiter gezogen und erstreckte sich über seine Vaterstadt hinaus bis zu den anmutigen Hügeln und Tälern von Glattfelden. Dann durchstreifte der Maler Keller die Wälder seiner Heimat, auf der Suche nach romantischen Motiven, und abermals später — als Dichter holt er die landschaftlichen Bilder, die Gestalten, die Ereignisse seiner Erzählungen aus dem unerschöpflichen Material, das ihm seine Umgebung liefert. Immer schildert er Schweizer Verhältnisse, Landschaften, die er kannte und mit eigenen Augen gesehen hat. Sogar wenn einmal — wie in „Pankraz der Schmoller" — afrikanische Wüsten vorkommen, tragen sie Züge der Heimat Kellers. Und welche Sorgfalt verwendet er auf den äußeren Rahmen der Dichtung, mit welcher Liebe malt er ein Milieu aus, und seine sämtlichen Farben, selbst die leiseste Schattierung, ist seiner Umgebung entnommen. Diese Wechselwirkung zwischen der umgebenden Natur und dem gestaltenden Dichter uns klar vor Augen zu führen ist der Zweck der kleinen und doch so inhaltsreichen Schrift Fritz Hunzikers (nicht zu verwechseln mit Rudolf Hunziker, dem bekannten Gotthelf-Forscher), der man in jeder Zeile anmerkt, wie der Verfasser seinen Dichter kennt und liebt. — Durch die äußerst stimmungsvollen Zeichnungen Bollmanns, die den Text fortwährend ergänzen, erhält das auch im übrigen geschmackvoll ausgestattete Buch noch einen ganz besonderen Reiz. *A. B.*

Goethe als Persönlichkeit. Berichte und Briefe von Zeitgenossen gesammelt von Heinz Amelung. Erster Band: 1749—1797. München und Leipzig, Georg Müller. 1914.

Die Propyläenausgabe hat diesem Werk ihr Gewand geliehen und damit auch rein äußerlich diese Sammlung zeitgenössischer Äußerungen über Goethe in die Reihe ihrer stattlichen Bände eingegliedert. Die Verbindung ist so organisch und echt, daß man die Vermehrung augenblicklich als eine Bereicherung empfindet und willkommen heißt. Zwar hat gerade die Goethe-Forschung viele berufene und glänzende Darsteller gefunden, aber wie man darüber nicht Goethes Lebensarbeit vergessen wird, so möchte man nicht den Reiz entbehren, den diese emsig und mit feiner Sachkenntnis beigebrachten Zeugnisse gewähren. Es ist dem Herausgeber aufs schönste gelungen, durch verständige Gruppierung und erschöpfende Heranziehung der letzten Ergebnisse zumal die menschliche Persönlichkeit Goethes in allen Schattierungen herauszubringen. Daß zugleich auch sämtliche an Goethe gerichteten Briefe bis zum Jahre 1792 mit aufgenommen sind, stört wohl die äußere Gleichförmigkeit ein wenig, verdient aber volle Zustimmung, weil man dadurch Stücke, die bis dahin außerordentlich verstreut oder schwer zugänglich waren, nunmehr bequem beieinander hat. Deshalb hätten vielleicht sogar die im fünften Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft vereinigten Briefe (ich denke besonders an die unbeholfen-begeisterten Schreiben Angelika Kauffmanns, die Goethes ihr heilige Gegenwart wirklich „confus" gemacht hatte), die Amelung absichtlich ausgeschlossen hat, unbedenklich verwertet werden können. Denn gerade der gewissermaßen unharmonische Eindruck, den man aus diesen Blättern heimträgt, scheint mir den eigenartigen Wert des Buches zu bezeichnen. Wie duftig und märchenhaft klingt Bettinas Erzählung, die als eine Ehrenpforte gleich eingangs steht, und wie ahnungsreich wirklich und erdenhart ist doch der Boden, auf dem wir uns befinden. Oder bezeichnet es nicht schon den ganzen späteren Goethe, wenn er siebenjährig bereits darauf pocht, daß die Sterne halten müßten, was sie an seiner Wiege versprochen hätten, weil er fühlt: „Mit dem, was andern Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden." Aber es sind nicht nur lobende Aussprüche wie Perlen zu einer Kette aufgezogen. Wir hören von überheblicher Selbstsicherheit des frühreifen, doch nicht fertigen Jünglings, dem ein Älterer geringschätzig „mehr ein gutes Plapperwerk als Gründlichkeit" nachzusagen weiß. Wir erhalten Schilderungen von dem närrischen Leipziger Stutzer und „stolzen Phantasten", den man in Straßburg zwar als „homme de génie à ce qu'on dit" gelten läßt, aber einer „suffisance insupportable" zeiht, und dessen „überwitziges Halbgelehrtentum fast durchgängig" glauben machen konnte, er möchte „in seinem Obergebäude einen Sparren zu viel oder zu wenig" haben. Aus ungefähr der gleichen Zeit stammen indes auch Jung-Stillings so berühmt gewordene Aufzeichnungen über seine erste Begegnung mit dem Jünger Shakespeares, der „mit seinen großen, hellen Augen und seiner prachtvollen Stirne" eines Mittags „mutig" ins

Zimmer trat. Die Verschiedenheit der Beurteilung spiegelt mit dem Objekt auch das Subjekt und gibt dadurch einen genauen Wertmesser an die Hand. Eitelkeit und Bewunderung, heimliche Gegnerschaft und kühle Geschäftlichkeit kommen da zu Wort und sprechen ein Urteil, in dem man bald nur leere Äußerlichkeit, aber ebenso häufig seiner überragenden Persönlichkeit einen Hauch verspürt. Vielleicht nirgends so sehr wie aus Hölderlins Schicksal, der bei einem Besuch bei Schiller in Jena den großen Unbekannten verkennend nicht beachtete, weil er nun „einmal seine Unglücksstunde" hatte, aber wenige Monate hernach Versäumtes nachholen durfte und jetzt an Hegel (26. Januar 1795) schrieb: „Göthen hab' ich gesprochen, Bruder! Es ist der schönste Genuß unseres Lebens, soviel Menschlichkeit zu finden, bei soviel Größe. Er unterhielt mich so sanft und freundlich, daß mir recht eigentlich das Herz lachte und noch lacht, wenn ich daran denke." Wie diese Worte ein Motto des ganzen ersten Bandes darstellen könnten, so geben sie zugleich den Gesamteindruck noch des heutigen Lesers wieder, der gelernt hat, auch aus schwächerem Abglanz die leuchtenden Farben in brennender Ursprünglichkeit zu erkennen, und werden dadurch hoffentlich ein Leitstern für die restlichen drei Bände, die auch für ihren Teil den Krieg siegreich bestehen mögen. *wχ.*

Grillparzers politisches Vermächtnis. Zusammengestellt von Hugo von Hofmannsthal. (Österreichische Bibliothek. 1.) 62 S. 8. Leipzig, Insel-Verlag.

Franz Grillparzer. Der Mann und das Werk. Von Prof. Dr. Franz Kleinberg. Mit einem Bildnis Grillparzers. (Aus Natur und Geisteswelt. 513.) 124 S. 8. Leipzig, B. G. Teubner. 1915.

Als Parallelerscheinung zu der geschmackvollen und vielverbreiteten „Insel-Bücherei" hat der Insel-Verlag eine „Österreichische Bibliothek" in gleicher Ausstattung herausgegeben und mit oben zuerst genanntem Bändchen eröffnet. Es enthält eine Auswahl aus Grillparzers Gedichten, Dramen, Epigrammen und Prosaschriften, welche Grillparzers vaterländische und politische, vor allem innerpolitische Gedanken zum Ausdruck bringen. Eine kluge und feine Einleitung hat Hugo von Hofmannsthal dazu geschrieben, der auch für die Zusammenstellung verantwortlich zeichnet.

Kleinbergs Buch bietet eine treffliche, aus den Quellen gearbeitete Entwicklungsgeschichte des Menschen und Dichters Grillparzer. Der Literarhistoriker vom Fach wird vielleicht hier und da wünschen, daß die Fäden, welche Grillparzer mit den Vorgängern verbinden, noch weiter verfolgt, noch genauer gezogen würden; oder er wird ein Eingehen auf die Wirkung des Dichters bei poetischen Zeitgenossen und Nachfahren vermissen. Diese kleinen Ausstellungen treten aber zurück hinter dem, was Kleinberg geleistet hat. Mit innerer Wärme und tiefer Anteilnahme erzählt und erklärt er Leben und Wesen des Dichters; was dem Fernerstehenden oft unerklärlich erscheint und daher leicht zu falscher und vorschneller Verurteilung führt, sucht er aus der Naturanlage, den Schicksalen des Einsamen zu deuten. Es war schwer, auf begrenztem Raume das reiche poetische Leben des Österreichers darzustellen; um so mehr ist anzuerkennen, daß Kleinberg nichts Wesentliches unter den Tisch hat fallen lassen; die Anmerkungen zeigen ihn mit der gesamten Literatur gut vertraut. Hoffentlich dient diese Monographie dazu, dem besonders in Norddeutschland noch zu wenig erkannten und gewürdigten Dramatiker zu vollem und lebendigem Verständnis zu verhelfen, damit das geistige Band zwischen Deutschland und Österreich auch auf rein literarischem Gebiete sich kräftiger und enger schlinge. *σr.*

Goethe über Deutschlands Zukunft. — Das Faust-Gespräch. Aus „Rückblicke in mein Leben" von Heinrich Luden, weiland Professor der Geschichte in Jena. Berlin, Karl Curtius.

Von all den vielen geschichtlichen und politischen Werken des Jenaischen Professors Heinrich Luden (1770 bis 1847) hat kaum eins für uns noch Bedeutung; dagegen fesseln uns seine Lebenserinnerungen noch heute — oder gerade heute —, einmal durch die Schilderungen aus einer großen Zeit, dann aber auch durch ihr lebendiges patriotisches Gefühl. Es ist fast auffallend, daß in unseren nachdruckfrohen Tagen diese „Rückblicke" uns noch nicht neu vorgelegt sind. Zwei längere, in sich abgeschlossene Abschnitte sind in dem vorliegenden billigen, für weite Kreise berechneten Büchlein zusammengestellt: zwei sehr aufschlußreiche Gespräche Ludens mit Goethe, das erste, aus dem Sommer 1806, über den Faust, das zweite über Deutschlands Zukunft, wie es der Buchtitel etwas reklamehaft bezeichnet. In der Tat sind diese Aufzeichnungen Ludens aus dem November

1813 ein beachtenswertes Zeugnis für Goethes deutsche Gesinnung und Vaterlandsliebe. Und darum ist zu wünschen, daß das Büchlein große Verbreitung findet, damit endlich mit den immer wieder noch vorgebrachten schiefen Ansichten über Goethes Standpunkt zu den „großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland" aufgeräumt wird. Luden weist scharf die Beschuldigung zurück, Goethe habe „keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück". Nach der langen, offenen Unterredung mit ihm kam er zu der Überzeugung: „Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte." *Ya.*

Heinrich Heines Briefwechsel. Herausgegeben von Friedrich Hirth. Erster Band. München und Berlin, Georg Müller. 1914.

Wer, aus der Welt Goethes kommend, sich erstmalig den Briefen Heines gegenüber findet, wird sich nicht genug wundern können über die harte, fast erdrückende Prosa, die ihm hier gerade inhaltlich allenthalben entgegentritt an Stelle der bei Goethe gewohnten, auch die kleinste Alltäglichkeit noch umspielenden und sie verklärenden Poesie. Diesen ersten befremdenden Eindruck mag die Erinnerung an den Dichter der Liebeslyrik noch verstärken; aber jeder weitere Brief wird dann solche Empfindungen zum Stillstand bringen und der Eigenart auch des Briefschreibers Heine ihren Platz anweisen. Man muß sich nur gegenwärtig halten, daß es Heines Art nicht war, „Herzblut im Briefcouvert" zu verschicken, wie er es selbst in einem Brief an Friedrich Steinmann ausgedrückt hat. Dennoch empfand gerade er den Brief als „Thermometer seiner Gemütsstimmung", und danach wird man um so deutlicher ermessen können, daß etwa auch nichtig anmutenden Schreiben eine womöglich ganz eigene Bedeutung für das Leben und die Schicksale Heines zukommt. Man gewinnt wohl am ehesten das richtige Verhältnis zu seiner Korrespondenz, wenn man von den unwürdigen Versuchen hört, die man nicht scheute, um seinen Briefwechsel, wenn nicht zu unterdrücken, so doch zu den verschiedensten Zwecken zurecht zu machen. Es ist ja nicht das erste Mal, daß Sammlungen seiner Briefe, wie sie jetzt Friedrich Hirth geradezu mustergültig in drei Bänden vorbereitet, und von denen der erste vorliegt, veranstaltet werden. Adolf Strodtmann hat bereits 1863 eine Ausgabe geboten, und ihm ist seit 1866 Gustav Karpeles mit zahlreichen Veröffentlichungen gefolgt. Indessen bezeichnen eben jene Namen am eindringlichsten die Misere der Heineforschung auf diesem Gebiet. Es lastet fast wie ein Fluch auf aller weiteren Herausgebertätigkeit, daß der erste, der Briefe Heines veröffentlichte (es war sein bereits genannter Jugendfreund Steinmann), mit willkürlichen Änderungen und Auslassungen begann, mit denen es nun nicht mehr aufhören sollte. Es ist hier nicht der Platz, all die Irrtümer aufzuzählen, die man dadurch absichtlich und unabsichtlich hereinbrachte, all den Entstellungen und Legenden nachzugehen, die man willkürlich heraufbeschwor, und die sich in ihrer breiten Wirkung gar nicht mehr gänzlich absehen lassen. Ein paar drastische Beispiele mögen daher weitere Ausführungen ersetzen. Es handelt sich dabei zunächst um Briefstellen Heines an seinen Verleger Julius Campe. Hirth hat den Kontrakt zum Abdruck gebracht, der den Dichter an Campe band, und nach dem man diesem nur das Prädikat eines genauen Rechners ausstellen darf. So nimmt es nicht wunder, wenn wir Heine Briefe hindurch mit ihm um Honorare feilschen hören, die uns selbst mutatis mutandis nicht eben hoch bedünken wollen. Was Heine bereits 1835 niederschrieb, ist doch fast Motto geblieben: „Wahrlich trotz aller meiner deutschen Renomeen müßte ich vermodern, wenn ich nur Hoffmann und Campe zu Zahlmeistern hätte." Es ist nicht zu leugnen, auf die Dauer wirken diese Klagen nicht spannend, aber gerade solche Wiederholungen lassen um so weniger die Frage von der Hand weisen, ob nicht jener viel geschmähte Heine bei andrer Gestaltung der Dinge auch ein andrer gewesen oder geworden wäre? Daß in solchem Falle jegliche Streichung, die angeblich den Leser vor Ermüdung bewahren sollte, völlig unzulässig ist, vermag auch eine wissenschaftlich nicht geschulte Vernunft einzusehen. Und man muß daher doch einen Liebesdienst dahinter vermuten, den Strodtmann Campe erwies, wenn er Heines unwillige, an Campe gerichtete Frage: „Sagen Sie mir daher einmal die Wahrheit — nicht wieviel Ex. Sie gedruckt, denn das sagen Sie ja doch nicht — aber in wieviel Zeit ich auf die zweyte Auflage rechnen kann?" beim Abdruck erklärungslos unter den Tisch fallen ließ. Im Gegensatz zu ihm hat Karpeles weniger durch Auslassungen als durch unverzeihliche Gleichgültigkeit und Liederlichkeit hinsichtlich des Textes gesündigt. Tatsächlich enthalten seine allenthalben zusammengerafften, aber gern als eigene Funde ausgegebenen Nach-

drucke die gröbsten Mißverständnisse und schließen an manchen Stellen den Sinn gänzlich aus. Schlimmer noch als diese fremden Herausgeber haben die nächsten Verwandten Heines mit dem überkommenen Gut geschaltet. Daß Maximilian Heine Briefe seines Bruders Heinrich geradezu fälschte, darauf hatte Elster früher schon in diesen Heften aufmerksam gemacht. Hirth hat inzwischen weiteres Material zur Kennzeichnung dieses Verfahrens beigebracht. Man ersieht daraus mit Schaudern, wie es dem Bruder nichts verschlug, ganz nach seinem Belieben den Wortlaut in Heinrichs Briefen zu gestalten, wenn er dadurch dem reichen Vetter Carl in Hamburg gefällig sein oder — was nicht seltener den Anlaß gab — der Eitelkeit seiner eigenen Person frönen konnte, die in den Originalen nicht gerade oft zu rechter Geltung kam. So wird Hirths Vermutung, daß auch Maximilian es war, der die in Heinrichs Memoiren fehlenden Stücke herausgeschnitten habe, wohl begreiflich und gewinnt eine starke Stütze an dem geschickt geführten Indizienbeweis, es müsse sich in den vernichteten Seiten um nähere Angaben gehandelt haben über die ihm von den Hamburger Verwandten und namentlich vom Onkel Salomon erwiesenen Wohltaten, die Heine Meyerbeer gegenüber als armselig gering bezeichnet, und die im einzelnen in seinen Memoiren anzuführen er in Aussicht gestellt hatte. Danach mag es sich erübrigen, weitere Beispiele aus der Leidensgeschichte der Heineschen Briefüberlieferung beizubringen. Der wenigen tüchtigen Arbeiten (Elster — Eugen Wolff — Jules Legras) hat der Herausgeber selbst dankbar gedacht, obwohl sie nach Art ihrer Anlage auf seiner beschwerlichen Wanderung nur eine kleine Etappe darstellten. Denn welche Arbeit hier geleistet wurde, um zu einigermaßen vollgültigen Resultaten zu gelangen, das erschöpft ein anerkennendes Adjektiv nicht. Aber es wird jeden Philologen mit Rührung und Dankbarkeit erfüllen und auch bei dem an Heine nur interessierten Leser nicht ohne Anerkennung bleiben, zu erfahren, mit welchem Zeit- und Kostenaufwand Friedrich Hirth unermüdlich allen Spuren zu Heineschem Briefmaterial nachgegangen ist. Daß nach den bezeichneten Erfahrungen nur die weitestgehende Heranziehung der Originale einen verläßlichen Weg bot, bedarf keiner Begründung mehr. Um so schärfer muß man es daher verurteilen, wenn gerade von fachmännischer Seite (Brockhaus!) Schwierigkeiten gemacht wurden, die auch die erreichbarste Vollkommenheit verhinderten. Erfreulicherweise erlitt die Ausgabe dadurch insofern keinen Abbruch, als nichts Wesentliches in dem Falle in Frage stand. Dagegen hat die rastlose Ausdauer des Herausgebers manches neue Stück (so an Borck, Christiani, Amalie Friedländer, Hartwig Hesse u. a.) zutage gefördert, und wenn dadurch keine schwerwiegenden, resultatstützenden Ergebnisse vermittelt werden, so stellt sich die gewonnene größere Vollständigkeit doch insofern als eine Bereicherung dar, als sie uns schon jetzt den Wurzeln all der Übel näher gerückt, die Heines Namen noch immer in so trübem Glorienschein zeigten, und auf der Grundlage des Erkennens und Verstehens eine sachlichere Beurteilungsmöglichkeit eingetragen hat. Abschließendes wird sich darüber erst sagen lassen, wenn auch die beiden letzten Bände vorliegen werden, denen man übrigens auch als Bücherliebhaber nach der im ersten Teil gebotenen, prächtig ausgefallenen Probe mit großem Vergnügen entgegensehen muß. *ω.*

Die germanische Heldensage. Von J. W. Bruinier. (Aus Natur und Geisteswelt. 486.) 139 S. 8. Leipzig, B. G. Teubner. 1915.

Auf dem engbegrenzten Raum eines Sammelbändchens die germanische Heldensage darzustellen, mag gewagt erscheinen. Doch ist es Bruinier im ganzen gelungen, seines Stoffes Herr zu werden. Überall offenbart sich eine genaue Kenntnis und selbständige Durcharbeitung der neuesten Literatur. Vor allem ist die (bedingte) Annahme von Gudmund Schüttes Ideen mit Freuden zu begrüßen, wenngleich der Forscher gerade in diesem ersten Kapitel über den Begriff und die Entstehung der Heldensage zu manchen Behauptungen und Definitionen Fragezeichen setzen wird. Der Grund, aus welchem Bruinier den „Beowulf" aus der germanischen Heldensage ausscheidet, ist durchaus unzureichend; in einer zweiten Auflage müßte das angelsächsische Epos unbedingt hineingearbeitet werden. Auch sonst werden von Bruinier nicht unbedeutende Hypothesen vorgetragen und bedürfen der wissenschaftlichen Nachprüfung. Doch damit dient der Verfasser auch der zünftigen Philologie, welche sein Büchlein nicht unbenutzt und verstaubt im Winkel darf stehen lassen. *σι.*

Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance. Von Ludwig von Pastor. Erste und dritte Auflage. Mit 102 Abbildungen und einem Plan. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1916.

Wenn es eine Stätte gibt, wo sich der von Fieber, Leidenschaft, Genie und Märtyrertum erhöhte Pulsschlag der Menschheit fühlen läßt, so ist es Rom, die ewige Stadt,

und auch aus dem ruhig, sachlich und mit durchsichtiger Klarheit geschriebenen Buch des berühmten Archäologen Ludwig von Pastor schlägt es uns entgegen wie eine heiße, leuchtende Flamme! Am Ausgang der Renaissance, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, war Rom noch immer eine große Festung, voll kleiner Befestigungen; aber schon hatte die päpstliche Herrschaft über den raubgierigen Adel gesiegt, schon hatte sich der Lichtgedanke wahrer Kunst aus dem Dunkel mittelalterlicher Burgverließe emporgeschwungen. Es darf als eine glückliche Idee des Verfassers begrüßt werden, dem interessanten Buche ein Panorama Roms voranzustellen, wie es der Niederländer Marten van Heemskerck im Jahre 1535 vom Aventin aus aufgenommen. Pastor sagt darüber: „Der Künstler, der das Auge des Beschauers einen Kreis beschreiben läßt, beginnt auf der linken Seite mit dem Aventin und kehrt über Westen, Norden und Osten wieder zu diesem Berge zurück. An dessen Fuß sieht der Beschauer zunächst die Gegend von S. Maria in Cosmedin, die sogenannte Casa di Cola Rienzo, den noch nicht zerstörten Ponte di S. Maria (Ponte Rotto) und den Hafen, in der Ferne den Gianniculo mit S. Peter in Montorio und der doppelt getürmten Porta S. Pancrazio. Weiter rechts im Vordergrund erhebt sich mächtig die in das Marcellotheater hineingebaute Burg der Savelli, dahinter die Altstadt mit ihrem Gewirr von festen Türmen und Kirchen. Aus dem Borgo ragt hoch der Vatikan hervor, daneben die altehrwürdige Peterskirche und die riesenhaften Konstruktionen des Bramantischen Neubaus. Es folgt im Vordergrund, als eigentlicher Mittelpunkt des Panoramas der kapitolinische Hügel, von der Seite gesehen, noch nicht die Anordnung zeigend, die ihm Michelangelo gegeben hat." — Der überaus reiche Bilderschmuck des 135 Seiten umfassenden Büchleins gibt ein Mosaik des damaligen Stadtbildes. Daß Ludwig von Pastor das deutsche Element betont, daß er der deutschen Kirche S. Maria dell' Anima, des Hospitals, der Pilgerherbergen, deutschen Gasthöfe und Häuser spezielle Erwähnung tut, ist bei ihm selbstverständlich, ebenso daß er als guter Katholik die Wohlfahrtsstiftungen der Päpste hervorhebt. Es ist schön, daß die deutsche Kirche gerade dell' Anima heißt, pflegen wir Deutsche doch alles, was wir lieben, von ganzer Seele zu lieben, und das gläubige Rom, das geheiligte Rom, das Rom der Vergangenheit hat einen festen Platz in unseren Herzen. *βσ.*

Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. Von Th. Birt. Leipzig, Quelle und Meyer. 1916.

Vor Ausbruch des Krieges, so berichtet der Verfasser, habe er größtenteils diese Erzählungen gedichtet, worin zum Teil versucht wird, alte schöne Sagenmotive in freieste moderne Dichtung umzuwandeln: „Man muß die Vergangenheit dichten, erst dann wird sie wahr. . . . Das Gefühl, daß das alles längst vorbei, daß eine längst untergegangene Menschheit zu uns redet, bleibt dabei bestehen. Das soll so sein; es soll wie ein zauberischer Märchenschleier über dem Ganzen hängen." Daran schließt sich der menschenfreundliche Wunsch, mit von den Sorgen und den Schmerzen der Gegenwart gepeinigten Seelen in eine Vergangenheit zu flüchten, wo Ähnliches geduldet worden ist. Ob die Liebe und Qual der Göttin um den Sohn Achill den Zweck erreichen und Mutterherzen trösten wird? Wir möchten es wünschen. Jedenfalls ist das Heldenmärchen von Jugend, Sieg und Untergang im blendenden Licht der Phantasie mit Innigkeit gestaltet. Von dieser und den anderen Wiedererweckungen der Antike durch einen mit ihr vertrauten Geist hat uns die letzte Probe, „Der Besuch bei Cicero", ein Intermezzo aus der Zeit des römischen Bürgerkrieges, ganz besonders gefesselt. Der Verfasser der „Römischen Charakterköpfe" durfte es wagen, diese erdichtete Begegnung zwischen Caesar und Cicero zu schildern. Lebenswahr, nicht ohne einen Anflug von Humor, mit tragischem Ausblick in die Zukunft, denn auch Brutus ist Ciceros Gast und Caesars Begleiter. Es wird erzählt, nächst religiöser Literatur sei Homer der beliebteste Gefährte deutscher Jugend im Schützengraben. Das ist der beredsamste Protest gegen den Versuch, ihr den Vorzug klassischer Bildung schmälern zu wollen. Dank gebührt auch dem Verfasser dafür, die Liebe zu derselben wach zu erhalten. *βλ.*

Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten. Berlin, Egon Fleischel. 1915.

Diese Erinnerungen des Frankfurter Bürgersohnes Fröhlich, der als flotter, eleganter Offizier unter Napoleon und schließlich auch unter Friedrich Wilhelm III. diente, werden entgegengesetzte Beurteilungen erfahren. Zweifellos erweitern die drei dicken Bände unseren geschichtlichen Gesichtskreis durch lebendige Kleinmalerei. Weit ist er herumgekommen, nach der Provence wie nach Sizilien, wie nach Spanien oder der griechischen

Küste. Er ist nicht ungebildet, hat geschichtliche Interessen, ist sehr musikalisch, in der Literatur bewandert. Er schreibt alltäglich und fließend, eine schlimme Verbindung, so fehlt ihm der Reiz des Naiv-Ungewandten, wie die stilistische Feine. Es fehlt ihm auch jeder Schwung, jedes tiefere Verständnis. Sein Beruf ist ihm im Grunde gleichgültig, er hat Umgang, aber keine Freundschaften, in Geldsachen anständig, ist er kein Spieler, sonst ist ihm jede Gesellschaft recht. Auch nachdem man die zwölfhundert Seiten gelesen hat, empfindet schwerlich ein Mann und trotz seines Schürzenjägertums auch schwerlich eine Frau den Wunsch, ihn kennen zu lernen. Das Erotische tritt ermüdend häufig hervor, aber immer nur in der Tonart: andere Städtchen, andere Mädchen. Meistens widmet er sich mehreren gleichzeitig, und immer ist er bald mit einer jeden fertig. Nur verständnislose Oberflächlichkeit wird das Buch mit Casanovas einzigen Erinnerungen vergleichen; die ebenso scharf zergliedernde als farbig veranschaulichende Sinnlichkeit, die versöhnende Feinheit der Empfindung würde hier vergebens gesucht. Am eigenartigsten ist sein Verhältnis zu Napoleon; er kannte ihn, diente ihm, wünschte in die kaiserliche Garde zu gelangen (Gardeuniform anlegen zu dürfen, war ihm der lockendste Traum), er hatte keine politischen Hemmungen, denn sein Gefühl für Deutschland war fast Null. Ohne irgendeine Bewunderung, ohne irgendein Verständnis steht er jedoch dem Menschheitsphänomen gegenüber. Napoleon, so meint er, steht als Politiker noch tief unter der Mittelmäßigkeit, ist ein erbärmlicher Stümper. Durch eine Ironie der Fügung erhielt gerade er den Auftrag, für die Befreiung des Kaisers aus St. Helena zu wirken. Abenteuerliche Pläne, in denen merkwürdigerweise Luftschiffe und Unterseeboote eine Rolle spielen, wurden ausgearbeitet, ein englischer Lord, fanatischer Bewunderer des Engländerfeindes, war stark beteiligt — da erfuhr man Napoleons Tod. — Manche Bilder bleiben haften, so die Schilderung des Sturzes des Prinzen Godoy in Aranjuez, die Stimmung in Paris bei der Verstoßung der Josephine, die Ankunft der Marie Luise. Oder die Kerker von Neapel, das Garnisonleben in Korfu, das Aussehen der damaligen Frankfurter Gassen, die Verhältnisse in Kolberg oder die kostümierte Schlittenfahrt von Berlin nach Charlottenburg. Von seinem Vaterhaus erblickte er den Krönungszug des letzten Kaisers des alten Deutschen Reiches, oben in einer Dachluke wurde dem Anselm Rotschild gnädig ein Plätzchen gestattet (schaudererregend ist die Schilderung des damaligen Frankfurter Ghettos). In einem phantastischen Gartentempel bei Paris hat er in den Armen der schönen Pauline Borghese geruht, er hat sich aus dem brennenden Tanzsaal des Fürsten Schwarzenberg gerettet, er hat das von Hudson Lowe befehligte Capri erstürmt, er hat der Hinrichtung des Fra Diavolo beigewohnt, er stand als Kämpfer der heldenmütigen und schönen Jungfrau von Zaragossa gegenüber. Es hat sich doch gelohnt, die Erinnerungen zu veröffentlichen, und weil es sich lohnte, hätte eine genügende Sorgfalt obwalten müssen. Da diese fehlt, wird das Vertrauen oft erschüttert; Professor Litzmann hat die Unzuverlässigkeit der erzählten Begegnung mit Goethe nachgewiesen, manche Zweifel und Fragen stellen sich beim Lesen ein, man weiß nicht einmal genau, wie der Held dieses langen Werkes eigentlich hieß. Fast möchte man annehmen, daß Verleger und Herausgeber wenig, weniger als der Geschichtsliebhaber, von dem Werk gehalten haben. *μβ.*

Ägypten in Vergangenheit und Gegenwart. Von Georg Steindorff. Sammlung: Männer und Völker. Berlin-Wien, Ullstein und Co. 1915.

Der Verfasser, der sich selber um die Erforschung des ägyptischen Altertums (als Leiter der Ernst von Sieglin-Expedition) verdient gemacht hat, gibt in dem Buche einen Überblick über Ägyptens Geschichte und seine heutigen ethnographischen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse. Das Buch, das in den einleitenden Ausführungen etwas den Eindruck eines ägyptischen Bädekers macht, erhebt sich weiterhin, besonders in der Darstellung über Ägyptens neuere Geschichte und über den jetzigen Kulturzustand seiner Bewohner, zu lebensvoller Anschaulichkeit. Im ganzen eignet sich die Schrift vortrefflich zu einer raschen Orientierung über den Gegenstand. *εω.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Die Eisenbahner. Erzählungen aus dem Dienstleben. Von Arthur Achleitner. 199 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1916.

Ahlemann. — Gott, Kaiser, Vaterland! Deutsche Kriegsgedichte von Joachim Ahlemann. 32 S. Potsdam, Stiftungsverlag. 1916.

Bamberger. — Auswanderungs-Steuer. Von Georg Bamberger, Justizrat in Aschersleben. 16 S. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. 1916.

Baumgärtel. — Korona. Von Karl Emmerich Baumgärtel. 39 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1916.

Behrend. — Altdeutsche Stimmen. Sechs Vorträge während des Krieges. Von Dr. Fritz Behrend, Archivar der Deutschen Kommission bei der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. 107 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1916.

Berthold. — Andeutungen. Von A. Berthold. Zwei Bände. Band I: 113 S. Band II: 90 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1915.

Brandt. — England und die Napoleonische Weltpolitik 1800—1803. Von Otto Brandt. 231 S. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1916.

Brönner. — Die geistigen Gewinne des Weltkrieges. Von Oberleutnant Dr. phil. Wilhelm Brönner. 35 S. Königsberg i. Pr., Hartungsche Verlagsdruckerei. O. J.

Burg. — Die Sendung der Gräfin Marie Barbara. Ein Roman aus der deutschen Vergangenheit von Paul Burg. Mit einem farbigen Titelbild. 351 S. Leipzig, L. Staackmann. 1916.

Colles. — Johannes Brahms Werke. Von H. C. Colles. Autorisierte Bearbeitung von A. W. Sturm. 128 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1915.

Deutschland. — Deutschland im Urteil des Auslandes früher und jetzt. Herausgegeben von Heinrich Fränkel. Mit Geleitworten von Peter Rosegger, Gustav von Schmoller und Wilhelm Waldeyer. 320 S. München, Georg Müller. 1916.

Deutschland. — Deutschlands Frauen und Deutschlands Krieg. Ein Rat-, Tat- und Trostbuch. Gesammelte Blätter aus Frauenhand, herausgegeben von Karl Jünger. 196 S. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Diehl. — Deutschland als geschlossener Handelsstaat im Weltkriege. Von Prof. Dr. Karl Diehl. 38 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Ehrenfels. — Kosmogonie. Von Christian von Ehrenfels. 207 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Falke. — San Salvatore. Novelle. Von Konrad Falke. 166 S. Zürich, Rascher und Co. 1916.

Federer. — Unser Herrgott und der Schweizer. Ein stolzbescheidenes Geschichtlein. Von Heinrich Federer. 24 S. Zürich, Rascher und Co. 1916.

Friedrich. — Belgische Sonette. Von Paul Friedrich. 42 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1916.

Friedrich. — Fahnen und Wunden. Kriegsgedichte von Paul Friedrich. 30 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1915.

Gabelentz. — Unsere Brüder da draußen. Ein Gedenkbuch sächsischer Taten. Von Georg von der Gabelentz. 136 S. Leipzig, L. Staackmann. 1916.

Goldmann. — Von der weltkulturellen Bedeutung und Aufgabe des Judentums. Von Nachum Goldmann. 53 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Graul. — Alt-Flandern, Brabant, Artois, Hennegau, Lüttich, Namur. Bilderband in Groß-Quart mit rund 200 photographischen Aufnahmen von Städtebildern, Baudenkmälern jeder Art und Innenräumen aus Belgien und Französisch-Flandern. Herausgegeben von Prof. Dr. Richard Graul, Direktor des Städt. Kunstgewerbe-Museums Leipzig. 46 S. Dachau bei München, Roland-Verlag (Dr. Albert Mundt). 1915.

Graziella. — Der Unpatriotische. Roman von Thea Graziella. 166 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1916.

Hanum. — Das neue Turan, ein türkisches Frauenschicksal. Von Halideh Edib Hanum, Konstantinopel. 94 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.

Happ. — Béb Község német nyelviárásának Hangtana. Irta Happ József, Fögimnaziumi tanár. 104 S. Budapest, Ferdinand Pfeifer. 1915.

Harms. — Deutschlands Anteil an Welthandel und Weltschiffahrt. Von Bernhard Harms, o. Professor an der Universität Kiel und Direktor des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft. Kaiser-Wilhelm-Stiftung. 215 S. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1916.

Heil. — Der Islam und die abendländische Kultur. Sechs Skizzen. Von Joseph Heil. 55 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1915.

Hellwig. — Weltkrieg und Aberglaube. Erlebtes und Erlauschtes von Amtsrichter Dr. Albert Hellwig, zurzeit im Felde. 159 S. Leipzig, Wilhelm Heims. 1916.

Herz. — Kriegskosten und Deckung. Von Dr. Ludwig Herz, Amtsgerichtsrat. 37 S. Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Heywang. — Landschulprobleme und Landlehrerfragen. Von E. Heywang. 121 S. Prag, A. Haase. 1916.

Hoensbroech. — Wenn die Toten erwachen. Deutsche Worte von Paul Grafen von Hoensbroech. 8 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1915.

Horn. — Die deutsche höhere Schule der Zukunft. Von Dr. Karl Horn. 29 S. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1916.

Horwitz. — Das Ich-Problem der Romantik. Die historische Stellung Friedrich Schlegels innerhalb der modernen Geistesgeschichte. Von Dr. Hugo Horwitz. 111 S. München, Duncker und Humblot. 1916.

Idel. — Schwert und Kelle. Kriegsgedichte 1914 bis 1916. Von Wilhelm Idel. Neue Folge Kriegsgedichte. 16 S. Elberfeld, A. Martini und Grüttefien G. m. b. H. 1916.

Joachimsen. — Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. Von Paul Joachimsen, Professor der Geschichte in München. („Aus Natur und Geisteswelt", Band 511.) 130 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Jugend. — Jugend und Heimat. Erinnerungen eines Fünfzigjährigen. 314 S. Ebenhausen bei München, Wilhelm Langewiesche-Brandt. O. J.

Kaerst. — Das geschichtliche Wesen und Recht der deutschen nationalen Idee. Von Prof. Dr. Julius Kaerst, Würzburg. 61 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Kammerer. — Allgemeine Biologie. Von Paul Kammerer. (Das Weltbild der Gegenwart, Band II.) 351 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Katz. — Lotte Lands Traum vom Glück. Roman von Georg Katz. 184 S. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn. O. J.

Keller. — Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher. 1830—1861. Herausgegeben von Emil Ermatinger. Mit einem Bildnis und fünf Federzeichnungen Kellers im Text. 527 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1916.

Kluge. — Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Vorträge und Aufsätze von Friedrich Kluge, Professor an der Universität Freiburg i. Br. Dritte Auflage. 151 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

Kovačević. — Die Kroaten kommen! Ein Kriegervolk an die Völker im Kriege. Von Dr. Milan Kovačević. 104 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1916.

Krieg. — Kriegs- und Heimat-Chronik. Von Dr. Friedrich Naumann und Dr. Gertrud Bäumer. Erster Band. August 1914 bis Juli 1915. 345 S. Berlin, Georg Reimer. 1916.

Kühn. — Romantische Porträts aus Niedersachsen. Von Joachim Kühn. 191 S. Hannover, Friedrich Gersbach. O. J.

Kumpmann. — Imperialismus und Pazifismus in volkswirtschaftlicher Beleuchtung. Von Dr. Karl Kumpmann. (Der Deutsche Krieg, Heft 72.) 47 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Lamer. — Römische Kultur im Bilde. Von Prof. Dr. Hans Lamer. Dritte, umgearbeitete Auflage. Mit 159 Abbildungen und 96 Tafeln. 64 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1915.

Langhammer. — Belgiens Vergangenheit und Zukunft. Eine geographisch-geschichtliche Bewertung von Josef Langhammer, k. k. Professor. 140 S. Warnsdorf i. B., Ed. Strache. 1916.

Lissauer. — Der brennende Tag. Ausgewählte Gedichte. Von Ernst Lissauer. 72 S. Berlin, Schuster und Loeffler. 1916.

Lulves. — Die Stellung des Papsttums im Weltkriege. Von Dr. J. Lulves, Archivrat in Hannover. (Der Deutsche Krieg, Heft 76.) 48 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Mackay. — Der Vierbund und das neue europäisch-orientalische Weltbild. Von Dr. Freiherrn von Mackay. (Der Deutsche Krieg, Heft 75.) 42 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Mailly. — Mythen, Sagen, Märchen vom alten Grenzland am Isonzo. Volkskundliche Streifzüge. Bearbeitet von Anton v. Mailly. Mit 6 Abbildungen. 92 S. München, Hugo Schmidt. O. J.

Meyer. — Meyers historisch-geographischer Kalender. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1916.

Meyer. — Weltgeschichte und Weltkrieg. Gesammelte Aufsätze von Eduard Meyer, Geheimen Regierungsrat und ord. Professor der Geschichte an der Universität Berlin. 189 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1916.

Mi-Baschan. — Der arabische Orient und der Krieg. Von Dr. A. Mi-Baschan. 40 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1916.

Molin. — Schweden und der Weltkrieg. Von Dr. Adrian Molin, Stockholm. (Der Deutsche Krieg, Heft 77.) 32 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Molo. — Den Sternen zu. Ein Schiller-Roman von Walter von Molo. Letzter Teil. 264 S. Berlin, Schuster und Loeffler. 1916.

Molo. — Weltkriegs-Geschichten. Herausgegeben und eingeleitet von Walter v. Molo. Mit Bildern von Ludwig Berwald. 181 S. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1916.

Moritz. — Wie Ägypten englisch wurde. Von Professor B. Moritz, Geh. Regierungsrat. 72 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1915.

Nietzsche. — Also sprach Zarathustra. Von Friedrich Nietzsche. 120.—130. Tausend. Kriegsausgabe. 476 S. Leipzig, Alfred Kröner. O. J.

Nordau. — Französische Staatsmänner. Von Max Nordau. 249 S. Berlin, Ullstein und Co. 1916.

Norrenberg. — Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens. Gesammelt von Dr. J. Norrenberg, Geh. Oberregierungsrat. 275 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Odermatt. — Die Seppe. Eine Geschichte aus Unterwalden. Von Esther Odermatt. 208 S. Zürich, Rascher und Co. 1916.

Oechsli. — Briefwechsel Johann Kaspar Bluntschlis mit Savigny, Niebuhr, Leopold Ranke, Jakob Grimm und Ferdinand Meyer. Herausgegeben von Wilhelm Oechsli. 243 S. Frauenfeld, Huber und Co. 1915.

Paquet. — Die jüdischen Kolonien in Palästina. Von Alfons Paquet. 42 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1915.

Pastor. — Kriegszeit. Betrachtung eines Deutschen. Von Willy Pastor. 164 S. Prag, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. 1916.

Panker. — Die Roesnerkinder. Ein Stück Kunst- und Kulturgeschichte aus der Alt-Wiener Zeit. An der Hand von Briefen, Tagebuchnotizen und sonstigen Aufzeichnungen zusammengestellt, erläutert und herausgegeben von Dr. Wolfgang Panker, Reg. Chorherrn des Stiftes Klosterneuburg. Mit vielen zeitgenössischen Bildern. 504 S. Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag G. m. b. H. 1915.

Paufinger. — Junge Forscher. Von Dr. Felix von Paufinger in Klagenfurt. 34 S. Prag, A. Haase. 1916.

Penck. — Wie wir im Kriege leben. Ein Brief von Professor Dr. Albrecht Penck, Direktor des Instituts für Meereskunde an der Universität Berlin, an Herrn Professor Theobald Smith, Rockefeller-Institut, Princeton N. J. 32 S. Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger. 1916.

Philippson. — Das Türkische Reich. Eine geographische Übersicht. Von Dr. Alfred Philippson, Professor der Geographie an der Universität Bonn. 101 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1915.

Propheten. — Falsche Propheten. Ein Rückblick auf die Stimmungsmache der Entente im Herbst und Winter 1914/15. 30 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Raesfeld. — Im Wasgenwald. Ein Jäger- und Kriegsroman aus dem Grenzland. Von Ferdinand von Raesfeld. 325 S. Neudamm, J. Neumann. O. J.

Riezler. — Die Kulturarbeit des deutschen Wertbundes. Von Dr. Walter Riezler, Direktor des Städtischen Museums zu Stettin. 40 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Rudnyékyi. — Der östliche Kriegsschauplatz. Von Stefan Rudnyékyi. Mit Anhang: E. Hauslik, Die Nationen des östlichen Kriegsschauplatzes. Mit 1 Karte und 2 Skizzen. 129 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Schaukal. — Kriegslieder aus Österreich. Von Richard Schaukal. Zweites Heft: 33 S. Drittes Heft: 27 S. München, Georg Müller. 1916.

Schneider. — Mein Gestalten und Bilden. Von Alexander (Sascha) Schneider. Zweite Auflage. 28 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1916.

Seebeck. — Aus sonniger Kindheit. Briefe von Moritz Seebeck. Mit acht Bildertafeln. 266 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1916.

Shakespeare. — Shakespeare's Complete Works in one volume. From the text of the Rev. Alexander Dyce's second edition. 3360 S. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1916.

Stadler. — Über Wesen, Ziel und Zweck der Kultur. Eine gemeinverständliche Abhandlung von Hans Stadler. 32 S. Leipzig, Xenien-Verlag. O. J.

Stoltenberg. — Die Bindung der deutschen Rede. Von Dr. Hans Lorenz Stoltenberg. 131 S. Berlin, Karl Curtius. 1916.

Theodor. — Alerius. Ein Weltfriedenstraum. Von Karl Ernst Theodor. 215 S. Leipzig, Xenien-Verlag. O. J.

Vallotton. — Familie Profit. Von Benjamin Vallotton. Deutsch von S. Fischer. 382 S. Zürich, Rascher und Co. 1916.

Walter. — Tsingtau unterm Feuer. Eine Erzählung von Robert Walter. Mit 5 Vollbildern, reichem Buchschmuck und einer Karte. Von Arpad Schmidhammer. 141 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1915.

Wasmann. — Friedrich Wasmann. Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. 214 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1915.

Welti. — Briefe Albert Weltis. Eingeleitet und herausgegeben von Adolf Frey. 330 S. Zürich, Rascher und Co. 1916.

Wertheimer. — Kurland und die Dünafront. Von Fritz Wertheimer. Mit 24 photographischen Aufnahmen, einer Karte und einem Umschlagbild von Karl Kayser-Eichberg. 141 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Wiese. — Belgisch-Kongo. Geschichtliche, geographische und volkswirtschaftliche Studie. Von Dr. J. Wiese. Mit einer Übersichtskarte. 109 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1916.

Wohin. — Wohin gehört Elsaß-Lothringen? Von einigen Elsässern. 96 S. Zürich, Rascher und Co. 1915.

Zschokke. — Aus Goldenen Tagen. Wanderungen in Österreich. Von Prof. Dr. F. Zschokke, Basel. 221 S. Zürich, Rascher und Co. 1916.

Zuber. — A hazai németnyelvű folyóiratok története. 1810—ig. (Irodalomtörténeti tanulmány.) Irta Marianne Zuber. 121 S. Budapest, Ferdinand Pfeifer. 1915.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Landwirtschaft und Nahrungsmittelfrage in Schweden während des Krieges.

Von

Hermann Hassel.

Hundert Jahre ruhiger, durch keine äußeren Störungen unterbrochener Entwicklung haben aus dem Schweden Karl Johann Bernadottes, das zu der Zeit, da der Sohn der Revolution das Land betrat, um hier die noch heute regierende Dynastie zu errichten, arm, durch viele Kriege ausgesogen und zerrüttet, fernab von den damaligen Zentren der europäischen Kulturwelt stand, einen reichen und blühenden, zukunftstolzen und seiner wirtschaftlichen Kraft vollbewußten Staat gemacht. Die Weltkatastrophe, die im August 1914 über Europa hereinbrach, hat das zielsicher seine eigenen Wege wandelnde Reich, das wie keine andere Macht Europas es verstanden hat, wahrhafte und loyale Neutralitätspolitik zu verfolgen, politisch und wirtschaftlich in den Brennpunkt des Interesses gestellt.

Mit besonderer Aufmerksamkeit schaute man von Deutschland aus in der ersten Kriegszeit der Entwicklung der Dinge in Schweden zu; hoffte man doch fast allgemein, daß nun auch für das nördliche Brudervolk die Zeit gekommen wäre, um seine Rechnung mit dem östlichen Nachbarn endlich auszugleichen und, wenn auch nicht das 1809 verlorene Finnland sich wieder einzuverleiben, so doch durch Schaffung eines finnischen Pufferstaates die Grenze gegen das andrängende Slawentum wieder weiter nach Osten zu verschieben.

Man vergaß dabei ganz und gar, daß Schweden sowohl wirtschaftlich wie militärisch gänzlich unvorbereitet war, und daß es in bezug auf seine Versorgung mit Nahrungsmitteln so sehr auf die überseeischen Zufuhren angewiesen ist, daß ein längerer Krieg, auch wenn er militärisch erfolgreich gewesen wäre, wirtschaftlich katastrophal hätte wirken müssen.

In Nachstehendem soll versucht werden, kurz die ökonomische Lage des Landes und seine Versorgung mit Nahrungsmitteln, speziell Brotkorn und Futterstoffen, während des Krieges, sowie die Produktion und die Ausfuhr von Veredelungserzeugnissen der Landwirtschaft innerhalb dieser Zeit darzustellen, womit zugleich veranschaulicht wird, von welch großer Bedeutung für uns die Neutralität Schwedens, größer vielleicht als seine aktive Teilnahme am Kriege, ist. Heute ist Schweden fast die einzige offene Tür, die das vom Weltmeer abgesperrte Mitteleuropa mit Transozeanien verbindet; es kann uns von den Überschüssen seiner Butter-, Fleisch- und Viehproduktion große

Mengen abgeben, während es im anderen Falle ebenso wie Deutschland vom Welthandel abgeschnitten sein würde und in seiner Versorgung mit Getreide wahrscheinlich noch auf Zufuhren aus unserem Lande angewiesen wäre. Welche Möglichkeiten auf politischem Gebiete die fernere Entwicklung der Dinge noch in sich birgt, wieweit in letzter Stunde noch Schweden — und Rumänien — um eines neuerlichen Aufsatzes in einer schwedischen Wochenschrift zu gedenken — sich gemeinsam dessen entsinnen, daß sie die beiden Flanken des deutsch-österreichischen Aufmarsches gegen Rußland bilden, das kann im Rahmen dieser Arbeit nicht weiter ausgeführt werden.

In den ersten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts war der Körnerbau die Haupterwerbsquelle Schwedens, und in den zwanziger Jahren begann der Hafererport, seit 1840 auch die Ausfuhr von Weizen und Roggen, eine steigende Rolle im Außenhandel des Landes einzunehmen.

Während aber die beiden letztgenannten Getreidearten schon verhältnismäßig bald wieder aus der Liste der hauptsächlichen Exportartikel verschwanden, da der steigende Inlandskonsum trotz zunehmenden Anbaues nicht nur die gesamte einheimische Erzeugung absorbierte, sondern auch eine starke Zufuhr aus dem Auslande erforderlich machte, konnte noch lange Zeit hindurch der wachsende Hafererport den Einfuhrüberschuß an Brotkorn ausgleichen.

Innerhalb der Landwirtschaft vollzog sich dabei ein verhältnismäßig rascher Übergang zur Bevorzugung der Viehzucht, der ein weiteres Steigen des einheimischen Verbrauches an Futterkorn und damit ein Zurückgehen auch der Haferausfuhr bis zur relativen Bedeutungslosigkeit bedang, so daß im laufenden Jahrhundert nur noch einmal, und zwar im Jahre 1913, das eine besonders günstige Haferernte brachte, ein geringfügiges Überwiegen der Ausfuhr über die Einfuhr zu vermerken ist.

Bei Beurteilung der Leistungen der schwedischen Landwirtschaft muß berücksichtigt werden, daß große Teile des Landes von Binnengewässern eingenommen werden, und daß ferner weite Strecken aus unfruchtbaren Felsböden, schwer zu kultivierenden Moränen oder Torfmooren bestehen, und daß die Natur nur wenige Gebiete gewissermaßen zum Acker vorausbestimmt hat. Der überwiegende Teil der ganzen skandinavischen Halbinsel ist mit dichten Nadelwäldern bestanden und bleibt für immer darauf angewiesen, ein schier unerschöpfliches Reservoir für die hoch entwickelte Holzindustrie zu bilden.

Wo aber die Natur, wie in den schonischen Ebenen, in gütiger Laune Ackerboden geschaffen hat, da ist dieser auch so fruchtbar, daß er zu dem besten unseres Erdteils gehört.

Trotzdem der Anteil landwirtschaftlich genutzter Fläche am Gesamtareal Schwedens nur etwa 12,2 Prozent beträgt, kommt der Landwirtschaft doch immer noch der Rang als größte Berufsgruppe des Landes zu, wobei sie allerdings die Tendenz zeigt, ihre dominierende Stellung an die Industrie ab-

zutreten. Es betrug der Anteil der verschiedenen Berufsgruppen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung des Landes:

	1870 Prozent	1900 Prozent	1910 Prozent
Landwirtschaft und Fischerei	71,9	53,7	48,2
Industrie, Bergbau und Forstwirtschaft	14,7	28,9	33,2
Handel und Verkehr	5,0	10,6	12,1
Öffentlicher Dienst und anderes	8,4	6,8	6,5

Der Ackerbau wird in den einzelnen Landesteilen unter stark voneinander abweichenden Bedingungen betrieben; bereits in Mittelschweden, besonders aber in Nordschweden machen sich die ungünstigen klimatischen Verhältnisse, zum Teil auch die verschlechterten Absatzmöglichkeiten erschwerend bemerkbar.

Wie aus der oben gegebenen Darstellung der Verschiebung innerhalb der einzelnen Berufsgruppen hervorgeht, hat die zunehmende Industrialisierung des Landes wie überall, so auch in Schweden einen merkbaren Einfluß auf die landwirtschaftliche Tätigkeit der Bevölkerung gehabt. Die große Welle wirtschaftlicher Entwicklung, die während des letzten halben Säkulums über Europa hinging, brandete auch an Schwedens Küste und hat hier, wenn auch später als in der übrigen Welt, eine Umgestaltung der Verhältnisse bewirkt, wie sie in langen Jahrhunderten früherer ökonomischer Tätigkeit nicht zu verzeichnen war. Wie in West- und Mitteleuropa so hat auch hier das Eindringen der Maschine in die landwirtschaftlichen Betriebe vielfach die menschliche Arbeitskraft ersetzt und andererseits frühere landwirtschaftliche Nebenerwerbszweige in selbständige Industrien verwandelt. Dabei hat gleichzeitig die wachsende Industrialisierung eine Erhöhung der Lebenshaltung und einen steigenden Bedarf an Nahrungsmitteln mit sich gebracht, und es ist bezeichnenderweise ganz besonders der Verbrauch von Weizen, sowie während der letzten Jahre auch der Konsum von Fleisch und Butter — obgleich sich dieses ziffermäßig leider nicht genau nachweisen läßt — stark gestiegen, während die Verwendung von Gerste, welche früher namentlich in den nördlicheren Gegenden vielfach zu Brot verbacken wurde, wie auch der Roggenverzehr wesentlich zurückgegangen sind.

Die Verschiebung im Konsum von Weizen und Roggen wird durch folgende Tabelle[1]) veranschaulicht:

Jährlich	Weizen Prozent	Roggen Prozent
1861—1870	13,1	86,9
1871—1880	15,5	84,5
1881—1890	20,5	79,5
1891—1900	29,0	71,0
1901—1910	36,1	63,9

[1]) Aus dem historisch-statistischen Handbuch „Schweden", herausgegeben im Auftrage der Regierung von J. Guinchard. Zweite Auflage. Stockholm 1913.

Demgemäß ist die Einfuhr von Weizen andauernd gewachsen, obgleich auch die einheimische Ernte eine starke Zunahme zu verzeichnen hat. Die Erzeugung von Roggen ist im Gegensatz hierzu fast konstant geblieben, und die Einfuhr dieser Getreideart weist in den letzten zwanzig Jahren sogar eine rückläufige Tendenz auf. Einige Ziffern mögen das hier Gesagte beweisen:

Jährlich	Weizen		Roggen	
	Einfuhr Tonnen	Ernte Tonnen	Einfuhr Tonnen	Ernte Tonnen
1895	107 500	95 575	121 700	498 242
1900	157 900	140 890	132 250	658 872
1905	197 455	141 349	93 101	639 067
1910	185 344	200 404	71 424	610 831
1913	200 181	242 772	91 284	552 000

Hierzu bemerken wir, daß vor dem Kriege Deutschland der wichtigste Roggenlieferant für Schweden war.

Der oben bereits erwähnte Umstand, daß die Landwirtschaft sich einer intensiven Veredelungskultur zugewandt hat, und daß sie heute Fleisch und lebendes Vieh sowie Molkereiprodukte in erhöhtem Maße zur Ausfuhr bringt, hat es bewirkt, daß ihre Erzeugnisse auch heute noch in der schwedischen Ausfuhrstatistik an vorragender Stelle stehen und nur von den Produkten der Forstwirtschaft, des Bergbaues und der Papierindustrie im Werte übertroffen werden. Gleichzeitig hat allerdings die Einfuhr von Getreide und Futterstoffen so große Dimensionen angenommen, daß sie heute mehr als das Doppelte der landwirtschaftlichen Ausfuhr beträgt; nicht vergessen werden darf endlich der große Import von ausländischem Kunstdünger und von Rohphosphaten.

Die bisherigen Ausführungen dürften in aller Kürze den Beweis dafür erbracht haben, wie abhängig nicht nur die Landwirtschaft, sondern überhaupt die gesamte Nahrungsmittelversorgung des schwedischen Volkes vom Auslande ist; berücksichtigt man nun noch, daß ein großer Teil der schwedischen Gewerbe auf die Zufuhr von Steinkohlen und Koks aus England, von Spinnstoffen und anderen Rohmaterialien aus überseeischen Gebieten und von Farben, Chemikalien, Maschinen und Apparaten aus Deutschland angewiesen ist, so wird man sich leicht ein Bild davon machen können, welche Panik der Kriegsausbruch hervorrufen mußte, da all und jede Verbindung mit dem Auslande abgeschnitten, die Schiffahrt unterbrochen und der internationale Geldverkehr vollständig unterbunden zu sein schien. Zu alledem war noch durch die allgemeine Trockenheit im Sommer 1914 der Teil der Industrie, der von den Wasserkräften des Landes abhängig ist, stark in Mitleidenschaft gezogen worden, so daß in den ersten Tagen des August ein fast vollständiger Stillstand im gesamten Wirtschaftsgetriebe eintrat. Die Regierungsmaßnahmen, die gleich in den ersten Tagen nach Kriegsausbruch ergriffen wurden, lassen

vielleicht im einzelnen etwas die schleunige Hast erkennen, die sie dem Gesetzgeber diktierte; aber wenn heute nach fast zwei Jahren des Weltkrieges die schwedische Volkswirtschaft nicht nur allen Anstürmen widerstanden, nein auch aus der veränderten Situation den möglichst größten Nutzen gezogen hat, wenn die Einlagen in den Banken und die Sparkasseguthaben gestiegen, die Dividenden der gewerblichen Unternehmungen und der Schiffahrtsgesellschaften mitunter zu geradeswegs fabelhafter Höhe angeschwollen sind, wenn nicht nur neue Einzelvermögen entstanden, sondern auch das gesamte Nationalvermögen bedeutend gewachsen ist, so ist dieses neben der eigenen inneren Kraft und dem Umstande, daß Schweden sich zum natürlichen Lieferanten für Deutschland, sowie zur Durchgangsstation für Rußland entwickelte, dem umsichtigen Vorgehen und den weitausschauenden Maßnahmen der Regierung zu danken.

Wenn man nun auf die eben erwähnten Maßnahmen der Regierung näher eingeht, so fällt als erstes das Moratorium in die Augen. Es ist hier nicht der Platz, die verschiedenen „Für" und „Wider", die sowohl in der Tagespresse als auch in wissenschaftlichen Abhandlungen in bezug auf das Moratorium geltend gemacht wurden, gegeneinander abzuwägen; die Tatsache aber ist bemerkenswert, daß im allgemeinen nicht viel Gebrauch von dem gesetzlich bestimmten Zahlungsaufschub gemacht wurde, und daß speziell die Banken ihrer Kundschaft gegenüber ein weites Entgegenkommen gezeigt haben. Da es sich erwies, daß die Fundamente des wirtschaftlichen Lebens stark genug waren, um dem Ansturm zu widerstehen, so konnte schon verhältnismäßig früh, das heißt bereits im Spätherbst 1914, mit dem Abbau des Moratoriums begonnen werden, und nachdem man einmal den Weg zur Wiederherstellung normaler Verhältnisse beschritten hatte, war es möglich, in allmählichem Vorgehen die Schranken zu beseitigen und im Frühjahr 1915 die letzten Reste der Bestimmungen, soweit sie sich auf das Inland bezogen, aufzuheben. Am 31. Dezember 1915 hörte die Wirkung des Moratoriums auch für Verpflichtungen an das Ausland auf.

Die zweite wichtige Maßnahme, die hier erwähnt werden muß, war der Erlaß einer Reihe von Ausfuhrverboten. Die ehrliche und gewissenhafte Neutralität, die von der schwedischen Regierung befolgt wird, war die Veranlassung, daß als erstes ein Exportverbot für Kriegsmaterial aller Art erfolgte, welchem sich in zweiter Linie die Verbote der Ausfuhr von Getreide, Fleisch, lebendem Vieh, Futtermitteln und einer Reihe anderer, für die Eigenernährung wichtiger Artikel anschloß. Im ferneren Verlaufe des Krieges hat sich hierzu eine Menge weiterer Exportverbote gesellt, so daß heute das Verzeichnis der Waren, welche nicht mehr die Landesgrenze verlassen dürfen, viele Seiten umfaßt. Es führt zu weit, auf die Einzelheiten einzugehen, zumal da eine kurze Darstellung der Verhältnisse ja doch nur einer Aneinanderreihung einzelner gesetzlicher Verfügungen gleichkäme, die ohne nähere Er-

klärung vollkommen unverständlich bleiben müßten. Die wichtigsten Schritte der Regierung bezogen sich naturgemäß auf die Aufrechterhaltung der Versorgung des eigenen Landes mit Nahrungsmitteln, in erster Reihe auf Brotkorn und Futterstoffe, und wenn man die Tätigkeit der zu diesem Behufe geschaffenen Lebensmittelkommission eingehender betrachtet, so gewinnt man ein klares Bild der Nahrungsmittelfrage in Schweden während des Krieges, durch welches auch die Situation auf anderen wirtschaftlichen Gebieten vollauf verständlich wird.

Wir wenden uns daher in folgendem diesen Maßnahmen, und im Anschluß daran der Ausfuhr von Veredelungserzeugnissen der Landwirtschaft zu, um alsdann am Schluß unserer Betrachtungen den Versuch zu machen, die mit Rücksicht auf die Blockadepolitik Englands heute besonders interessante Frage zu beantworten, wie weit es Schweden möglich wäre, bei einer, allerdings Jahre erfordernden Umorganisation und bei intensiverem Ausbau seiner Landwirtschaft, sich selbst mit dem nötigen Quantum an Brotkorn und Futtermitteln zu versorgen.

War es schon in Friedenszeiten der schwedischen Landwirtschaft nicht möglich, den einheimischen Konsum an Getreide und Viehfutter zu decken, und schien noch dazu nach Kriegsausbruch die Zufuhr von Nahrungsmitteln aus dem Auslande für lange Zeit, wie bereits erwähnt, völlig abgebrochen zu sein, so war es vollauf verständlich, daß die Regierung, um den Bedarf des eigenen Landes nach Möglichkeit sicherzustellen und die im Lande vorhandenen Vorräte diesem zu erhalten, bereits am 2. August einen Teil der oben erwähnten Ausfuhrverbote erließ. Um indes auch positiv in die Entwicklung der Verhältnisse eingreifen und die Gestaltung des einheimischen Marktes nicht nur verfolgen, sondern auch beeinflussen zu können, wurde am 11. August die Lebensmittelkommission unter dem Vorsitz des Grafen Hamilton ins Leben gerufen, deren segensreichem Wirken das Land während der Dauer des Krieges, trotz aller Angriffe, denen sie, wie leicht begreiflich, ausgesetzt gewesen ist, unendlich viel verdankt. Die Kommission begann ihre Arbeit damit, daß sie sich einen Überblick über die im Lande vorhandenen Vorräte und über die an den verschiedenen Stellen des Reiches geltenden Preise zu verschaffen suchte. Wie zu erwarten, wurde eine große Ungleichheit nicht nur in den vorhandenen Beständen, sondern auch, da in den ersten Kriegswochen alle in normalen Zeiten regulierend wirkenden Faktoren ausgeschaltet waren, in den geltenden Preisen konstatiert, und um diese durch eine auf dem gewonnenen Bilde beruhende Verteilung auszugleichen, wurde der landwirtschaftliche Reichsverband herangezogen und ihm die Vermittlungsarbeit übertragen. Zum Zwecke des Ankaufs und der Verteilung von Nahrungs- und Futtermitteln wurde dem Reichsverband ein staatliches Darlehen von 500 000 Kronen gewährt.

Einige Zahlen mögen die Wichtigkeit der der Kommission gestellten Aufgabe illustrieren, indem sie gleichzeitig kurz das bereits Gesagte über Einfuhr und Bedarf an Brotkorn rekapitulieren: es stellte sich der durch Einfuhr zu

deckende Fehlbetrag an Roggen während der letzten Jahre auf etwa 97 000 Tonnen oder 14 Prozent des Gesamtverzehrs und der Fehlbetrag an Weizen auf 180 000 Tonnen oder etwa 48 Prozent. Die eigene Ernte Schwedens an Roggen reicht nach Abzug für Aussaat und industriellen Bedarf für etwa neun Monate, während der Bedarf des Landes an Weizen für etwa fünfeinhalb Monate durch die eigene Produktion sichergestellt wird [1]). Eine Zusammenrechnung beider Brotkorngattungen ergibt, nach Abzug des Bedarfes für Aussaat und Industrie, eine Deckung des Konsums für 231 Tage, so daß also ein sehr bedeutender Fehlbetrag durch Zufuhren aus dem Auslande ausgeglichen werden muß. Die Ernte des Jahres 1914 war im allgemeinen gut, und der anfänglich infolge der großen Trockenheit befürchtete Mißwachs erreichte zum Glück nicht entfernt den Umfang, den man wohl vorausgesetzt hatte. Verglichen mit den Erträgen früherer Jahre konnte die Ernte von Winterkorn sogar durchaus gut genannt werden; besonders Roggen hatte eine bisher noch unerreichte Ertragshöhe aufzuweisen; dagegen blieb die Frühjahrssaat, speziell Weizen, allerdings stark hinter dem Durchschnitt zurück; doch fiel dieses in Anbetracht der geringen Bedeutung von Sommerweizen nicht sehr ins Gewicht. Von tiefgehender Einwirkung aber war der außerordentlich schlechte Ausfall der Haferernte, welche nur wenig mehr als die Hälfte der vorjährigen, allerdings besonders guten, erbrachte. Auch die Heuernte von Kulturwiesen und die Futterrübenernte standen wesentlich unter den Erträgen des Jahres 1913. Der besseren Übersicht wegen seien hier die Ernteresultate der letzten fünf Jahre vor dem Kriege für die wichtigsten Fruchtarten angegeben:

Es wurden geerntet in tausend Tonnen:

	Winterweizen	Winterroggen	Gerste	Hafer	Kartoffeln	Futterrüben	Heu von Kulturwiesen
1910 . . .	200,4	610,8	329,6	1289,9	1604,3	2313,9	4300,4
1911 . . .	211,6	606,1	324,9	1097,9	1262,0	2216,6	3500,0
1912 . . .	203,4	575,0	308,2	1273,9	1529,6	2608,5	4515,9
1913 . . .	242,8	552,0	368,2	1448,8	2051,2	3127,2	4472,1
1914 . . .	223,7	690,5	265,5	762,9	1726,3	2469,1	3544,7

Unter normalen Verhältnissen hätte mithin diese Ernte zu keinerlei Bedenken Anlaß gegeben; aber in diesem Jahre drohte infolge der allgemeinen Unsicherheit, unter welcher Handel und Schiffahrt litten, der Import fast völlig aufzuhören, und es ist daher wohl begreiflich, daß man sich ernste Sorgen machte. Während der letzten fünf Monate des Jahres 1913 waren insgesamt etwa 145 000 Tonnen Weizen und Roggen eingeführt worden. Der normale Jahresverzehr beträgt nun netto etwa 1 Million Tonnen; dagegen standen

[1]) Diese Angaben, die dem offiziellen Bericht der Lebensmittelkommission entnommen sind, erscheinen etwas niedrig gegriffen.

aus der Ernte nach Abzug der für die Aussaat nötigen Menge etwas über 800 000 Tonnen und an vorhandenen Vorräten am 1. August 1914 ungefähr 50 000 Tonnen zur Verfügung, so daß zur Zeit des Kriegsanfangs in runder Zahl zwischen 850 und 870 000 Tonnen Brotkorn im Lande vorhanden waren, und man demzufolge annähernd ebensoviel wie im Vorjahre hätte importieren müssen. Nun ging aber der Import so stark zurück, daß bis Ende November nur etwa 23 000 Tonnen eingeführt worden waren, gegenüber etwa 123 000 Tonnen in den entsprechenden vier Monaten (August bis November) des Vorjahres; es galt mithin ein Manko von rund 100 000 Tonnen zu decken, wozu, wie sich erwies, nach Lage der Verhältnisse der private Handel nicht imstande war.

Bevor wir nun auf die Maßnahmen eingehen, die von der Lebensmittelkommission ergriffen wurden, um dem drohenden Mangel an Brotkorn abzuhelfen, müssen wir noch kurz die Entwicklung des Getreidemarktes im Lande selbst bis zu dem Zeitpunkte darstellen, da der Staat die Einsicht gewann, daß sich seine Wirksamkeit nicht mehr nur auf eine Regulierung der Preise und auf weitmöglichsten Ausgleich der im Lande vorhandenen Bestände erstrecken könne, sondern daß es gälte, selbst die Heranschaffung des wichtigsten aller Nahrungsmittel in die Hand zu nehmen, sollte eine Katastrophe vermieden werden.

Während der ersten Kriegsmonate stiegen die Preise auf dem einheimischen Markt naturgemäß sehr stark, so daß bereits im November Weizen mit 22 Kronen für 100 Kilogramm gegen 14,50 Kronen im Juni und Roggen mit 21 Kronen gegen 14,25 bezahlt wurde. Entsprechend stiegen selbstverständlich auch Weizen- und Roggenmehl. Freilich hätte man von dem Höchstpreisgesetz, das bereits bald nach dem Ausbruch des Krieges geschaffen worden war, Gebrauch machen können, doch wäre damit wohl nur wenig erreicht worden, solange nicht genügende Vorräte zur Verfügung der Regierung standen, die es ihr ermöglicht hätten, jederzeit durch Hergabe von Korn aus ihren eigenen Lagern den Markt im Sinne der Höchstpreise auch tatsächlich zu regulieren.

Die Lebensmittelkommission wählte daher das Mittel, mit Hilfe der Mühlenvereinigung, zu welcher die großen Getreidemühlen Schwedens zusammengeschlossen sind, den Markt zu beeinflussen und traf mit dieser eine Vereinbarung, derzufolge sich die Mühlen verpflichteten, beim Ankauf von Getreide einen vorher festgesetzten Preis nicht zu überschreiten und gleichzeitig auch die zur Zeit des Abschlusses dieses Übereinkommens geltenden Mehlpreise nicht weiter zu steigern. Die hiernach festgelegten Sätze für Weizenmehl schwankten zwischen 28,75 Kronen und 33,50 Kronen für 100 Kilogramm, je nach der Entfernung des Ortes, für welchen sie Geltung hatten, von der Mühle, der seine Versorgung oblag. Als Höchstgrenze für Getreide galten die oben angegebenen Preise, welche Anfang November erreicht worden waren.

Indessen wurde diese am 12. November 1914 abgeschlossene Vereinbarung Mitte Dezember von den Mühlen gekündigt, da die Angebote von Mahlgut bald derart abnahmen, daß es notwendig erschien, um die zurückgehaltenen Vorräte auf den Markt zu locken, die Preise zu erhöhen. In den Diskussionen, die sich an diese Lage der Dinge knüpften, wurde unter anderem von der städtischen Lebensmittelkommission Stockholms der Vorschlag gemacht, der Staat solle den Getreide-Importeuren, die in der Furcht vor einem unerwarteten Friedensschluß und einem hierauf folgenden plötzlichen Preisrückgang es nicht wagten, größere Einkäufe in Amerika vorzunehmen, eine Risikoversicherung gewähren. Man dachte sich dies in der Form, daß der Staat den Getreide einführenden Kaufleuten die Vergütung eines Teiles der möglicherweise bei Friedensschluß entstehenden Preisdifferenz auf die dann noch vorhandenen Mengen zusichern solle. Dieser Ausweg wurde nicht beschritten; indes schloß sich die Regierung dem Vorschlage der staatlichen Lebensmittelkommission an, welche am 15. November um die Erlaubnis einkam, den Einkauf von Brotkorn auf staatliche Rechnung in die Hand nehmen zu dürfen. In ihrer Vorstellung erinnerte die Kommission daran, daß der Vorrat des Landes bis zum Beginn des nächsten Sommers reichen würde; dann aber könne, falls es nicht gelänge, den Import, trotz der entgegenstehenden Hindernisse, in Gang zu halten, ein fühlbarer Mangel an Getreide eintreten. Am 1. Dezember erfolgte die königliche Bewilligung zum vorläufigen Ankauf von 60 000 Tonnen für Rechnung des Staates. Zur Beschaffung der erforderlichen Mittel wurden durch Vermittlung von New-Yorker Banken in Amerika Schatzkammerwechsel für einen Betrag von fünf Millionen Dollar begeben. Gleichzeitig trachtete man danach, auch die private Einfuhrtätigkeit zu beleben, und hob zu diesem Zwecke Ende Dezember die Einfuhrzölle für Brotkorn und Mehl auf. Diese Maßnahme hatte im Augenblick freilich ganz und gar nicht das erhoffte Resultat, ja, es trat sogar vorläufig die gänzlich unerwartete Erscheinung ein, daß die Preise für Weizen und Roggen, anstatt um den Betrag des Zolles zu sinken, entsprechend stiegen, da die Besitzer der in den Speichern des Landes noch lagernden Vorräte sehr wohl über den großen Bedarf orientiert waren und wußten, daß die vom Staate angekauften Mengen erst nach einer langen Reisedauer eintreffen könnten. Die Autorisation der Lebensmittelkommission zum Ankauf von Getreide wurde im Laufe der Zeit mehrfach erneuert, so daß insgesamt im Jahre 1915 für staatliche Rechnung 213 000 Tonnen Weizen und 30 000 Tonnen Roggen eingeführt worden sind, während außerdem noch kleinere Mengen von den Kommunen importiert wurden.

Nachdem auf diese Weise der Staat in die Lage versetzt war, ausländisches Brotkorn in genügender Menge dem Konsum des Landes zur Verfügung zu stellen, konnten auch die Vereinbarungen mit den Mühlen eine neue und feste Grundlage erhalten, da man nun nicht mehr von dem guten Willen der Getreidespekulanten abhängig war. Die Abkommen wurden

gewöhnlich auf die Dauer von ein bis zwei Monaten getroffen, und die dabei festgesetzten Preise für Mehl schwankten naturgemäß entsprechend den Mengen, welche die Lebensmittelkommission den Mühlen zur Verfügung stellen konnte, beziehungsweise den hierfür zur Anrechnung kommenden Sätzen. Das Novemberabkommen blieb nunmehr, trotz der gegenteiligen Bestrebungen einzelner Spekulanten, bis zum 1. Februar in Kraft, und ihm folgten, wie bereits gesagt, eine Reihe weiterer Vereinbarungen, die am besten durch die nachstehende, dem offiziellen Bericht der Lebensmittelkommission entnommene Übersicht veranschaulicht werden:

Geltungsdauer des Abkommens	Vereinbarter Preis für 100 Kilogramm Weizenmehl (sogenanntes Bäckereimehl) in Kronen	Vom Staat gelieferter Weizen	
		Tonnen	Preis für 100 Kilogramm in Kronen
15. November 1914 bis 31. Januar 1915	30,75	—	—
1. Februar bis 31. März 1915	32,50	30 000	25,25
1. April bis 30. April 1915	36,50	15 000	31,—
1. Mai bis 30. Juni 1915.	36,50	25 000	27,50
1. Juli bis 5. September 1915	36,50	15 770	27,50
6. September bis 5. Oktober 1915. . .	32,—	23 500	24,—
6. Oktober 1915 bis 15. Januar 1916 .	31,—	65 000	23,05

Außer der Fürsorge für eine genügende Einfuhr von Brotkorn ließ sich die Lebensmittelkommission aber auch die möglichst große Ausnutzung der eigenen Bestände des Landes für die menschliche Ernährung angelegen sein, und sie erließ daher schon frühzeitig eine allgemeine Warnung vor der Verfütterung von Brotgetreide; ein Verbot hat sich nicht als notwendig erwiesen. Auf ihr Betreiben erfolgte eine Anzahl von Vorschriften für eine höhere Ausmahlung des Getreides und ferner eine Beschränkung der Branntweinproduktion. Es ist auf dem hier beschriebenen Wege erreicht worden, daß die Preise für Weizen- und Roggenmehl nicht allzugroßen Schwankungen während des Krieges unterworfen waren, wenngleich sie naturgemäß, wie die Preise aller Nahrungsmittel, von denen der vorausgehenden Friedenszeit wesentlich abstechen. Zum Vergleich mit den in Deutschland geltenden Preisen möge die hier folgende Tabelle dienen:

Großhandelspreise für Weizenmehl in Kronen für 100 Kilogramm.

		September	November	Januar	März	Mai	Juli
Schweden . .	1913/14	24,80	24,57	24,25	24,—	24,50	25,50
	1914/15	29,50	31,—	31,25	32,50	36,50	36,50
Deutschland (Preußen)	1913/14	27,15	26,17	26,17	26,08	26,61	27,59
	1914/15	33,55	35,33	39,96	41,03	40,41	38,—

Die neue Ernte im Herbst 1915 brachte, wie aus der oben gegebenen Übersicht über die Vereinbarungen mit den Mühlen hervorgeht, keine wesentlichen Veränderungen bezüglich der Notierung für Weizenmehl mit sich. Im allgemeinen waren die Resultate der eigenen Ernte durchaus gute, ja die Haferfelder brachten sogar einen weit über das Mittelmaß hinausgehenden Ertrag, während Roggen allerdings hinter dem Vorjahre zurückblieb. Nun hatte aber die Kommission wohl große Mengen von Weizen, dagegen aber, mit Rücksicht auf die vorjährige reiche einheimische Roggenausbeute, nur geringe Bestände dieser Brotfrucht aufgehäuft beziehungsweise eingeführt, und diesen Umstand machte sich jetzt die Landwirtschaft zunutze, indem sie die Früchte der neuen Ernte zurückhielt, in der Hoffnung, später höhere Preise erhalten zu können. Die Roggenpreise stiegen in der Zeit vom August bis zum November 1915 andauernd, und gegenüber 21 Kronen im Spätherbst 1914 wurden nunmehr 25 Kronen für 100 Kilogramm gefordert, wobei noch dazu nur sehr geringe Mengen an den Markt kamen, so daß die Mühlenvereinigung bei der Lebensmittelkommission vorstellig wurde. Nach eingehenden Erwägungen entschloß sich letztere, die Einführung von Maximalpreisen zu befürworten, wobei jedoch Weizen ausgenommen sein sollte, wohl aber andrerseits Hafer und Gerste einbezogen wurden, da man befürchtete, daß sonst die Preise für die beiden letztgenannten Getreidearten gewaltig hinaufgehen und dadurch einen, durch kein Verbot zu hemmenden Anreiz zur Verfütterung von Roggen geben würden. Am 12. November 1915 wurden durch eine königliche Verordnung nachstehende Maximalpreise festgesetzt:

Roggen	22,50	Kronen	für 100	Kilogramm
Gerste	20,—	„	„ 100	„
Hafer	18,50	„	„ 100	„

Gleichzeitig hiermit konnte auch eine neue Übereinkunft mit den Mühlen bezüglich Roggenmehl getroffen werden, deren Preise, entsprechend der früher gegebenen Übersicht für Weizenmehl, aus der hier anschließenden Zusammenstellung ersichtlich sind:

Geltungsdauer des Abkommens:	Vereinbarter Preis für 100 Kilogramm Roggenmehl:
15. November 1914 bis 31. Januar 1915	29,— bis 31,50 Kronen für ca. 65 Prozent Ausmahlung
1. Februar bis 31. März 1915 . . .	30,50 Kronen für 85 Prozent Ausmahlung
1. April bis 30. April 1915	keine Vereinbarung!
1. Mai bis 30. Juni 1915	33,— Kronen für 90 Prozent Ausmahlung
1. Juli bis 5. September 1915 . . .	31,— „ „ 90 „ „
6. September bis 5. Oktober 1915 .	28,— „ „ 90 „ „
6. Oktober bis 5. November 1915 .	28,— „ „ 90 „ „
6. November 1915 bis 15. Januar 1916	27,— „ „ 90 „ „

Wurde auf diese Weise die Versorgung der Bevölkerung mit dem wichtigsten Nahrungsmittel während der Kriegszeit gewährleistet, so eröffnete

sich ein weiteres Feld für die Tätigkeit der Lebensmittelkommission auf dem Gebiete der Sicherstellung des Bedarfes an Futtermitteln. Es ist bereits gesagt worden, daß die Haferernte im Jahre 1914 außerordentlich schwach ausgefallen war, und daß ebenfalls die Erträge der Kulturwiesen an Heu und der Futterrübenfelder in Anbetracht des Umstandes, daß die Einfuhr von Viehfutter naturgemäß unter denselben Schwierigkeiten litt wie die von Getreide, viel zu wünschen übrig ließen. Hier setzte nun die Tätigkeit des landwirtschaftlichen Reichsverbandes ein, der sich hauptsächlich dem Import von Mais, Kleie und Ölkuchen aus Südamerika zuwandte, und zwar mit so gutem Erfolge, daß die Einfuhr von Mais, welche besonders mit Rücksicht auf das geringere zur Verfügung stehende Quantum Hafer forciert wurde, in der Zeit vom August 1914 bis Ende Juli 1915 fast dreieinhalb Mal so groß war als in den entsprechenden zwölf Monaten vorher. Allerdings sind nicht alle zur Einfuhr gekommenen Mengen der Tätigkeit des Reichsverbandes zu danken; namentlich in den späteren Kriegsmonaten hat auch der private Handel hierbei mitgewirkt. Die Einfuhr von Ölkuchen ging, da die alten Lieferanten Schwedens, nämlich Frankreich, Rußland und Deutschland, nur noch in geringem Maße beziehungsweise gar nicht mehr in Betracht kamen, stark zurück, und ebenso verhielt es sich mit den ausländischen Zufuhren von Kleie (Großbritannien) und anderen Futtermitteln. Es muß jedoch hierbei bemerkt werden, daß in normalen Zeiten große Mengen von Kleie ausgeführt werden; betrug doch beispielsweise der Export dieser Ware in der Zeit vom August 1913 bis Juli 1914 annähernd zwei Fünftel des gesamten Importes, und da nun seit dem August 1914 für Kleie ebenso wie für alle anderen Futtermittel ein Exportverbot bestand, so war die zur Verfügung des Inlandkonsums stehende Menge trotz der geringeren Einfuhr größer als im Vorjahre.

Hierbei ist nun aber die sehr schwer wiegende Einschränkung zu machen, daß der Löwenanteil des mit staatlichen Mitteln vom Reichsverbande der Landwirte vorgenommenen Futtermittel-Importes auf das Jahr 1915 entfällt, so daß im Herbst und Winter des ersten Kriegsjahres sich eine große Knappheit und naturgemäß auch Teuerung bemerkbar machte. Zum besseren Verständnis mögen die nachstehenden Zahlen dienen:

Es wurden eingeführt in Tonnen:

	Mais	Ölkuchen	Diverse Futtermittel
August bis Dezember 1914 . . .	29 229	35 753	6 506
Januar bis Juni 1915	129 340	82 171	18 579

Der somit eingetretene Futtermittelmangel im Herbst 1914 veranlaßte die Züchter, große Mengen ihres Viehes abzuschlachten; und da man sich behördlicherseits der Notwendigkeit dieses Verhaltens nicht verschließen konnte, andrerseits aber auch die Produzenten der Absatzmöglichkeiten nicht berauben

wollte, so erfolgte bereits Ende August wieder die Aufhebung des eingangs erwähnten Exportverbotes für Fleisch, Vieh und Molkereiprodukte, der sofort eine außerordentlich rege Ausfuhrtätigkeit folgte, die bald einen derartigen Umfang annahm, daß sich bereits im Spätherbst 1914 warnende Stimmen vernehmen ließen, welche für eine nahe Zukunft Fleischknappheit im Lande selbst und eine allgemeine Teuerung prophezeiten. Diesen Kassandrarufen trat der Landwirtschaftsminister mit der Erklärung entgegen, daß ein neu einsetzendes Exportverbot zu einer Kalamität für die Viehzüchter werden müsse, da der Futtermittelmangel und zwar ganz besonders der Mangel an Rauhfutter nach den darüber angestellten Berechnungen so groß wäre, daß die Abschlachtung von annähernd zehn Prozent des gesamten Rindviehbestandes über die normalen Schlachtungen hinaus erforderlich sein dürfte. Tatsächlich ist die hiermit gegebene Höchstgrenze nie erreicht worden, und die Entwicklung hat auch gelehrt, daß sie, wohl unter dem Einfluß der erregten Stimmung während des lebhaft geführten Kampfes, zu weit hinausgesteckt worden war.

Für die Schweinezucht wurde eine Gefahr weniger befürchtet, da sie ohnehin auf dem Export beruht und eine Mehrausfuhr während des Krieges daher nur der Landwirtschaft zugute kommen, der Allgemeinheit aber nicht schaden könne. Interessant im Hinblick auf die später — im Herbst 1915 — notwendig werdenden Maßnahmen ist eine in den letzten Dezembertagen 1914 von landwirtschaftlicher Seite veröffentlichte Berechnung, die zu dem Resultate kommt, daß überhaupt eine Gefahr für die Versorgung des einheimischen Marktes gar nicht vorläge. Diese Berechnung basierte darauf, daß die Gesamtproduktion an Rindfleisch im Jahre 1911 etwa 76 Millionen Kilogramm und die Produktion von Kalbfleisch etwa 44 Millionen Kilogramm betragen habe, so daß in runder Summe etwa 120 Millionen Kilogramm Fleisch zur Verfügung gestanden hätten, von denen annähernd $18^1/_3$ Millionen Kilogramm exportiert worden wären, während der Rest vom Eigenkonsum Schwedens aufgenommen wurde. Dabei war das Jahr 1911 ein für den Fleisch- und Viehexport besonders günstiges, und doch betrug die Gesamtausfuhr nur 18 Prozent des einheimischen Verbrauches. Im Jahre 1913 erreichte die Gesamtausfuhr nicht volle 13 Millionen Kilogramm, und während der ersten neun Monate des Jahres 1914 überstieg sie jedenfalls nicht $8^1/_2$ Millionen Kilogramm. Ferner betonten die Landwirte, daß der rege Fleisch- und Viehexport keineswegs ausschließlich auf die hohen Preise des Auslandes zurückzuführen sei, sondern fast lediglich durch den Futtermangel und die gesteigerten Kosten fremdländischer Kraftfuttermittel bedingt wäre, und daß man sich nur zu entscheiden hätte, ob man den Züchtern die Möglichkeit gewähren wolle, bei zureichenden Exportgelegenheiten auskömmliche Bezahlung für ihr Vieh zu erhalten, oder ob sie gezwungen werden sollten, ihre Tiere im Inlande zu Schleuderpreisen zu veräußern. Bei der sowieso schon bedrückten Lage der Landwirtschaft würde das letztere für viele einen wirt-

schaftlichen Ruin bedeuten. Auch die Preisgestaltung auf dem einheimischen Markte konnte als Argument für die Richtigkeit dieser Behauptungen ins Feld geführt werden, denn trotz des steigenden Exportes ließ sich ein Rückgang gegenüber dem Vorjahre und auch gegenüber der ersten Hälfte des Jahres 1914 in den Monaten August bis Dezember konstatieren. So kostete vergleichsweise ein Kilogramm Rindfleisch im November 1914: 1,07 Kronen, gegenüber 1,22 Kronen im November 1913 und 1,18 Kronen im Juli 1914; die entsprechenden Ziffern für Kalbfleisch lauten: 1,26 gegen 1,32 beziehungsweise 1,31 Kronen. Mit dem Beginn des neuen Jahres machte sich aber bereits eine Steigerung auch für die hier in Rede stehenden Lebensmittel bemerkbar, so daß die Regierung sich im April veranlaßt fühlte, den nie gänzlich verstummten, jetzt aber wieder lauter und lauter werdenden Rufen nach einer Exportkontrolle nachzugeben, und ein teilweises Ausfuhrverbot erließ, dem im Laufe der Zeit andere folgten, bis endlich im Herbst 1915 fast jede Ausfuhr von tierischen Nahrungsprodukten nur noch auf Grund von speziellen Lizenzen möglich war.

Der Export von Butter hat während der Kriegszeit sich nicht vergrößert, sondern sogar einen nicht unbeträchtlichen Rückgang aufzuweisen, was einmal auf den Umstand zurückzuführen ist, daß das Futter teurer und knapper geworden war und daß zum anderen, hierdurch veranlaßt, die Viehzüchter es vorzogen, ihr Vieh zu verkaufen, anstatt wie früher eine intensive Milchwirtschaft zu pflegen. Nicht ganz ohne Einfluß dürfte zudem auch der steigende Inlandskonsum gewesen sein, der sich bereits seit einer Reihe von Jahren dadurch bemerkbar macht, daß der Butterexport zurückgeht, während die Produktion zunimmt. Bei der im allgemeinen günstigen Geschäftslage in Schweden während des Krieges dürfte der einheimische Verzehr trotz steigender Preise nicht unwesentlich zugenommen haben. Hervorgehoben muß aber werden, daß sich eine sehr merkliche Verschiebung innerhalb der Absatzgebiete der zum Export gelangenden Mengen konstatieren läßt.

Dem Entschluß der Regierung, die Ausfuhr von lebendem Vieh zu beschränken, welchem sich später, wie oben erwähnt, in konsequenter Folge eine Reihe anderer Ausfuhrverbote anschloß, kam der Umstand zugute, daß mittlerweile große Vorräte von Futtermitteln eingeführt worden waren, während gleichzeitig nun auch die Zeit herannahte, da die Frühjahrsweiden genügende Nahrung für die Viehherden bieten konnten. Während einiger Monate ging nun noch die Ausfuhr von geschlachtetem Vieh und von Fleischkonserven weiter, und namentlich die Herstellung letzterer hat eine recht bedeutsame Rolle im Wirtschaftsleben Schwedens während des Krieges gespielt. Die Fabrikation dieser Konserven für den ausländischen Markt war eine völlige Neuerscheinung und trug nicht wenig dazu bei, die Fleischpreise in die Höhe zu treiben; während des ersten Quartals des Jahres 1915 sollen nach einer Schätzung über zwei Millionen Kilogramm exportiert worden sein.

Um eine Übersicht über die Veränderungen im Viehbestande zu gewinnen, wurde im Sommer 1915 eine oberflächliche Inventarisierung in der Form vorgenommen, daß man entsprechend der während der Jahre 1913 und 1914 veranstalteten Lokaluntersuchungen eine Anzahl von Sprengeln auswählte, innerhalb derer die vorhandenen Viehmengen gezählt wurden. Das so erhaltene — vielfach stark angezweifelte — Resultat wurde mit den Ergebnissen der vorerwähnten Lokaluntersuchung verglichen und ergab eine Verminderung des Großvieh- und des Schweinebestandes, ebenso wie einen geringfügigen Rückgang der Schafherden, während Ziegen und Federvieh eine Zunahme aufweisen. Das durch diese Schätzung gewonnene Bild ist folgendes:

	Berechnete Anzahl		Zunahme (+) oder Abnahme (—)	
	Sommer 1914	Sommer 1915	Prozent	Anzahl
Rindvieh:				
Ochsen	99 000	86 000	— 13,7	— 13 000
Stiere	48 000	43 000	— 12,2	— 5 000
Kühe	1 872 000	1 790 000	— 4,4	— 82 000
Jungvieh und Kälber	952 000	877 000	— 7,9	— 75 000
Summa für Rindvieh	2 971 000	2 796 000	— 5,9	— 175 000
Schafe und Lämmer	1 141 000	1 114 000	— 2,4	— 27 000
Ziegen und Zicklein	110 000	115 000	+ 4,5	+ 5 000
Schweine und Ferkel	1 234 000	940 000	— 23,9	— 294 000
Federvieh	5 874 000	5 962 000	+ 1,5	+ 88 000

Der Rückgang scheint hiernach verhältnismäßig stark zu sein, doch ist dabei zu berücksichtigen, daß die Zunahme während der letzten Jahre recht bedeutend war, so daß ein Vergleich des gesamten Rindviehbestandes vom Jahre 1915 mit dem früherer Jahre, ja noch mit dem des Jahres 1913, durchaus günstig ausfällt. Es betrug nämlich die Größe der Rindviehherde im letztgenannten Jahre 2 721 000 Stück; sie war also um volle 75 000 Stück geringer als die des Sommers 1915. Bei diesem Vergleich muß allerdings erwähnt werden, daß das Plus im Sommer des zweiten Kriegsjahres ausschließlich auf Rechnung des Bestandes an Kälbern und Jungvieh zu setzen ist, während die ausgewachsenen Tiere ein Minus ergeben. Aber die Schätzung war dieses Mal im Sommer erfolgt, während die Berechnungen normaler Jahre stets die Ergebnisse des Dezember zugrunde legten, wo ein großer Teil des Jungviehs bereits in die Kategorie der reifen Tiere fällt. Auch der Schweinebestand zeigt gegenüber 1913 keineswegs eine so ungeheuerliche Abnahme, als dies nach den vielfältigen Zeitungsartikeln, die schon das Ende der schwedischen Schweinezucht prophezeiten, hätte der Fall sein müssen. Es stehen sich hier die Ziffern 967 000 und 940 000 gegenüber; tatsächlich wäre also die Herde vom Winter 1913 nur um etwa 2,75 Prozent zurückgegangen, was wohl kaum der Erwähnung wert ist. Die Viehzüchter haben auch

wiederholt darauf hingewiesen, daß es vollkommen falsch wäre, von einem über die Kräfte des Landes gehenden Export zu sprechen, und die Regierungsmaßnahmen, die, wie oben gesagt, im Laufe des Sommers und des Herbstes 1915 einsetzten, hatten daher weit weniger den Zweck, die Ausfuhr an und für sich zu treffen, als vielmehr die Preisgestaltung auf dem Inlandsmarkte beeinflussen zu können. Durch das Treiben gewissenloser ausländischer Aufkäufer, die sich gegenseitig überboten und ohne jede Einschränkung alles bezahlten, was verlangt wurde, waren die Preise während des ersten Halbjahres 1915 so in die Höhe getrieben worden, daß dadurch allerdings die Lebenshaltung, besonders des kleinen Mannes, gefährdet wurde. Rindfleisch war von 1,09 Kronen im Dezember 1914 auf 1,57 Kronen im August 1915, das heißt um fast 50 Prozent, gestiegen, und Schweinefleisch kostete statt 1,31 Kronen nunmehr 2,08 Kronen das Kilo, während Kalbfleisch von 1,30 Kronen auf 1,65 Kronen hinaufgegangen war. Bei diesen Angaben ist aber zu beachten, daß sie die Durchschnittspreise des ganzen Landes darstellen und daß naturgemäß die Preise in den großen Städten noch weit höhere waren, so zahlte man in Stockholm für Schweinefleisch 2,62 Kronen für das Kilo.

Die Lebensmittelkommission, die sich eingehend mit diesen Fragen beschäftigte, kam denn auch zu dem Resultat, daß die außergewöhnlich hohe Preislage auf dem Fleischmarkte nur in geringem Grade den erhöhten Produktionskosten zugeschrieben werden könne, in weit stärkerem aber auf die exzeptionellen Verhältnisse des Exportmarktes zurückzuführen sei. Die vollständige Unterbindung der Ausfuhr hätte freilich eine augenblickliche Senkung des Preisstandes zur Folge gehabt, wäre aber für die Viehzüchter, wie schon mehrfach betont, verderblich gewesen und hätte letzten Endes doch auch wieder auf den inländischen Markt von schädlicher Einwirkung sein müssen. Nach einer vorläufigen Marktüberschwemmung hätte die Produktion nachgelassen, da der in den hohen Auslandspreisen liegende Anreiz zu intensiver Aufzucht fortgefallen wäre, und die Folge wäre nur die gewesen, daß der einheimische Konsum allein die gegenwärtig immerhin sehr hohen Gestehungskosten der Viehzucht hätte tragen müssen. Man beschloß daher, dem Auslande, so weit als möglich, die erhöhten Produktionsunkosten aufzubürden und dadurch dem Inlande niedrigere Fleischpreise zu schaffen. Zu diesem Zwecke wurde am 30. August 1915 das Warenvermittelungsbureau unter der Oberaufsicht der Lebensmittelkommission begründet, dem die Aufgabe zufiel, nachdem inzwischen die Ausfuhr von Rindfleisch und Fleischkonserven auch untersagt worden war, Exportlizenzen zu erteilen, beziehungsweise zu befürworten, unter der Bedingung jedoch, daß der betreffende Exporteur dem einheimischen Markte eine vom Warenvermittelungsbureau näher zu bestimmende Menge der zur Ausfuhr kommenden Fleischgattung zur Verfügung stelle. Diese sogenannten „Kompensationspartien" spielen im weiteren Verlauf der Kriegswirtschaft Schwedens eine sehr wichtige Rolle und haben, wenn sie auch keinen Rückgang der

Preise bewirken konnten, doch ein weiteres Steigen verhindert. Beim Schweinefleischexport liegt die Sache ein wenig anders, da hier ein direktes Exportverbot nicht erforderlich war, weil die an und für sich geringe Anzahl von Exportschlächtereien schon sowieso unter der Kontrolle der Regierung steht. Es würde zu weit führen, hier auf die Einzelheiten einzugehen; die Quintessenz ist jedenfalls hier die gleiche wie bei dem Rindfleisch, indem auch hier durch Kompensationen ein Regulativ für den einheimischen Markt geschaffen wird.

Das Warenvermittelungsbureau hat ferner die Aufgabe, auch innerhalb des Landes selbst bestandausgleichend zu wirken, und zwar erstreckt sich seine Tätigkeit in erster Linie auf Fleisch und Vieh aller Art und auf Eier. Insgesamt sind während der Zeit vom 26. September bis 31. Dezember 1915 2½ Millionen Kilogramm Schweinefleisch, 600000 Kilogramm Rindfleisch sowie 370000 Stiegen[1]) Eier als Kompensationsgut durch die Hände des Warenvermittelungsbureaus gegangen.

Gegen Ende des Jahres stellte es sich als notwendig heraus, auch den Buttermarkt unter Kontrolle zu nehmen, was man durch Vereinbarung mit den größeren Exporteuren und Meiereien unter Zugrundelegung eines ähnlichen Prinzipes wie bei der Fleischausfuhr erreichte.

Es konnte im Rahmen dieses Aufsatzes nur mit wenigen Strichen eine Skizze des wichtigsten Gebietes der ökonomischen Lage Schwedens während der bisherigen Kriegszeit und der hierher gehörenden behördlichen Maßnahmen gezeichnet werden. Die Kritiken dieser letzteren sind naturgemäß nicht ausgeblieben und haben mitunter gar verwunderliche Blüten getrieben. Vielfach wollte oder konnte man nicht einsehen, daß es nicht die Aufgabe der Regierung sein konnte, einseitig die Interessen einer Bevölkerungsklasse zu wahren, sondern daß sie ausgleichen und ebnen mußte und daß durch solcherart Tätigkeit leicht alle Parteien, hier vornehmlich Landbevölkerung oder Produzenten und Stadtbevölkerung oder Konsumenten verletzt werden. Die Lebensmittelkommission war gewissermaßen zwischen zwei Feuer gestellt, da es einmal galt, die im Inlande erzeugten Lebensmittel auf einem möglichst niedrigen Preisniveau zu erhalten, um der nicht landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung die Lebenshaltung zugunsten des landwirtschaftlich produzierenden Teiles nicht zu verteuern, andererseits aber auch der letzteren nicht nur die erforderlichen Mengen von Futtermitteln zuzuführen, sondern ihr auch, trotz der erhöhten Produktionskosten, den Anreiz zu intensiver Tätigkeit nicht zu nehmen, vielmehr ihr neue Impulse zu geben.

Man muß als objektiver Beurteiler uneingeschränkt zugeben, daß der Lebensmittelkommission die Erfüllung ihrer schwierigen Aufgabe im großen ganzen gelungen ist. Vielleicht hätte der Regierung auch ein anderer Weg offen gestanden, um dem Lande die uneingeschränkte Zufuhr von Nahrungsmitteln zu sichern, indem sie sich rückgratlos in das Schlepptau Englands hätte

[1]) Stiege = 20 Stück.

nehmen lassen. Wenigstens wurde dieses von linksliberaler und sozialdemokratischer Seite behauptet, und ein Artikel der Zeitschrift „Tiden", aus der Feder des bekannten sozialdemokratischen Schriftstellers Gustav Möller, versteigt sich zu dem Satz: „Innerpolitisch hat die Hammarskjöldsche Regierung ihre Pflichten so vollständig versäumt, wie die Umstände es nur irgend zuließen. . . . Ja, sie hat nicht nur unterlassen, von ihrem Höchstpreisgesetz Gebrauch zu machen, sie hat auch eine Ausfuhr von Tieren und Fleischwaren vor sich gehen lassen, die auf dem besten Wege war, Fleischwaren bis hinauf in die Mittelstandsklasse zu einem Luxusartikel zu machen." Konsequent in dem Gedanken, daß alles Heil von den Alliierten kommen müsse und daß einzig und allein die Zentralmächte, deren „Imperialismus" ihm natürlich ein Dorn im Auge war, durch ihre Aufkäufe die Preissteigerung der Lebensmittel herbeigeführt hätten, war der Führer der schwedischen Sozialdemokratie, der auch in Deutschland viel gefeierte Hjalmar Branting, der die Äußerung tat, eine vollständige Unterbindung des Verkehrs zwischen Schweden und Deutschland durch die englischen Unterseeboote in der Ostsee würde vielleicht ein Glück für Schweden sein. Eine Ausfuhr schwedischer Produkte hätte dann ja nicht mehr stattfinden können, und möglicherweise hätte sich auch Rußland bei so veränderter Situation bereitwilligst herbeigelassen, in weitestem Maße Exporterlaubnis für Getreide und Futtermittel zu gewähren. Die Frage bleibt nur offen, was diese Lizenzen in Anbetracht des Umstandes genützt hätten, daß die russischen Eisenbahnen nicht einmal zur Bewältigung des eigenen Landesverkehres zwischen produzierenden und konsumierenden Gebieten imstande sind. Natürlich wäre auch noch eine ganze Reihe anderer Schwierigkeiten hinzugekommen, von denen oben schon die eine, das heißt die erforderliche Rücksicht auf die Landwirtschaft, erwähnt worden ist. So einfach, wie die Lösung der Frage sich durch die trübe Parteibrille ausnahm, war sie denn doch nicht. Interessant ist es im Gegensatz zu diesen einseitigen Behauptungen zu vernehmen, was der bekannte schwedische Nationalökonom Eli F. Heckscher in einem Aufsatz über „Schwedens ökonomische Unabhängigkeit" [1]) bezüglich der schwedisch-englischen Unterhandlungen, die im Herbst 1915 über die gegenseitigen Handelsbeziehungen während des Krieges geführt wurden, schreibt: „Es widerstrebt einem, sich bei den Auslassungen von Redakteur Brantings Zeitung aufzuhalten. In direkter Schwedenfeindlichkeit dürften sie nicht viele Gegenstücke seit der Freiheitszeit haben. . . . Es sind gerade die prinzipiellen Gesichtspunkte, die in einem Fall wie diesem die Hauptsache sind. Was es gilt, ist, daß keine Schmiergelder in Form von Getreide, Kupfer, Kohle, und was es sonst sein möge, uns in ein Vasallenverhältnis zu England herabdrücken dürfen — zu einem Werkzeug in seinem Absperrungskrieg gegen Deutschland."

Es ist begreiflich, daß die Gestaltung der Zustände auf dem Weltmarkt,

[1]) Heft 6 der „Svenst Tidskrift", 1915.

die Schwierigkeiten, unter denen die ausländischen Zufuhren zu leiden hatten, und die Situation, in der sich Landwirtschaft und Viehzucht während des Krieges befanden, die schon häufig ventilierte Frage, wieweit das Land bei veränderten Methoden der Wirtschaftsführung und bei Ausnutzung aller für landwirtschaftliche Bebauung noch zur Verfügung stehenden Flächen in der Lage sein würde, selbst die für seinen Unterhalt erforderlichen Mengen von Brotkorn und Viehfutter hervorzubringen, erneut an aktuellem Interesse gewann. Eine Reihe von Aufsätzen in der Tagespresse ward diesem Thema gewidmet und eingehende Untersuchungen zu seiner Lösung angestellt. Auch der im März 1915 in Stockholm zusammengetretene „Landwirte-Tag" („Lantbruksveckan") beschäftigte sich mit dieser Frage sehr genau und nahm darüber einen Vortrag eines seiner Mitglieder entgegen. Bevor indes auf diese Untersuchungen eingegangen wird, ist es notwendig, sich die Lage der schwedischen Landwirtschaft in normalen Zeiten zu vergegenwärtigen. Es ist bereits die Rede davon gewesen, daß sich in den letzten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts eine intensivere Bevorzugung der Viehzucht bemerkbar machte; dabei aber hat gleichzeitig auch die Getreideproduktion nicht nur an und für sich bedeutend zugenommen, sondern sie ist auch relativ, das heißt im Verhältnis zur Bevölkerung und zum genutzten Boden, stark gestiegen, so daß sie sich vom Anfang des vergangenen Jahrhunderts bis zum Beginn des laufenden Jahrzehnts vervierfacht hat, während die Bevölkerung nur auf etwas mehr als das Doppelte angewachsen ist. Gleichzeitig ist auch die Summe des landwirtschaftlich verwandten Areals ganz bedeutend hinaufgegangen, wenn auch nicht in dem gleichen Maße wie der Ertrag. Bezeichnend für die Veränderungen innerhalb des Arbeitsgebietes der Landwirtschaft ist dabei die Verschiebung, welche zwischen dem mit Brotkorn und dem mit Futterpflanzen bebauten Ackerboden seit dem Jahre 1865 stattgefunden hat, worüber die folgenden Angaben Aufschluß erteilen:

	Angebaute Fläche in 1000 Hektar		Zunahme (+) beziehungsweise Abnahme (—)		Prozentverhältnis zum Gesamtareal	
	1865	1911	in 1000 Hektar	in Prozent	1865	1911
Getreidearten	1177	1676	+ 499	+ 42,39	50,5	45,9
Futterpflanzen	635	1358	+ 723	+ 113,86	27,2	37,1
Hackfrüchte	135	257	+ 122	+ 90,37	5,8	7,0
Sonstige Anbaupflanzen	21	3	— 18	— 85,71	0,9	0,1
Brache	365	361	— 4	— 1,09	15,6	9,9
	2333	3655	+ 1322	+ 56,67	100,0	100,0

Während also die Gesamtfläche des landwirtschaftlich genutzten Bodens um über 56 Prozent gestiegen ist, hat die Anbaufläche der Futterpflanzen um fast 114 Prozent zugenommen, die der Getreidearten aber nur um

42 Prozent; auch das Ansteigen des für Hackfrüchte benutzten Areals ist in erster Linie dem vermehrten Anbau von Futterrüben zuzuschreiben, neben welchem freilich auch Zuckerrüben und Kartoffeln in höherem Maße kultiviert werden. Auf der anderen Seite aber ist es gelungen, das oben bereits erwähnte Resultat einer stark vermehrten Getreideproduktion durch die Verwendung besseren Saatkorns und durch intensivere Kultur der benutzten Bodenflächen zu erreichen. In dieser Richtung hat sich besonders der 1886 gegründete Svalöver Saatzuchtverein verdient gemacht, der durch Aufzucht von neuen, äußerst ertragreichen und den wechselnden Verhältnissen des Landes angepaßten Getreidesaaten, hauptsächlich von Weizen, viel dazu beigetragen hat, daß der Hektarertrag heute ein bedeutenderer ist, als vor hundert Jahren, so daß Schweden in dieser Beziehung gegenwärtig beträchtlich über der europäischen Durchschnittsziffer steht. Ein Vergleich mit Deutschland stellt sich für:

	Schweden 1912	Deutschland 1913[1])
Weizen	20,9 Doppelzentner	23,6 Doppelzentner
Roggen	14,6 „	19,1 „
Gerste	17,1 „	22,2 „
Hafer	16,1 „	21,9 „

Zu dieser Hebung der Ernteerträge durch Verwendung ergiebigeren Saatkornes gesellten sich eine Reihe von staatlicher sowohl als auch privater Initiative zu dankenden Maßnahmen, die eine Ausdehnung des Ackerlandes und eine Verbesserung des Kulturbodens bezweckten. Hierher gehört erstmalig die bereits in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erfolgte Gründung des Moorkulturvereins, der mit einer staatlichen Subvention arbeitet, Versuchsfelder anlegt und bestrebt ist, die Moorkultur in jeder Richtung zu fördern. Hierbei kommen dem Verein die vom Staate begründeten Fonds, aus denen Darlehen und Zuschüsse zur Ausführung von Entwässerungsanlagen gezahlt werden, zu Hilfe. Man hat ferner versucht, die Kolonisation der weiten, im nördlichen Schweden zur Verfügung stehenden Länderstrecken zu fördern und hierdurch ein Gegengewicht gegen die ständig zunehmende Auswanderung zu schaffen. Bei den ungünstigen klimatischen Verhältnissen aber und dem schwierigen Absatz der Erzeugnisse in den nur spärlich von geeigneten Verkehrswegen durchzogenen Gebieten haben sich bisher so gut wie gar keine Erfolge in dieser Richtung gezeigt. Selbst die Begründung eines eigenen „Norrländischen Entwässerungsfonds", der zur Ableitung kleinerer Seen und zur Dränierung dienen sollte, um dadurch die in jenen Gegenden sehr frühzeitig auftretenden Nachtfröste zu bekämpfen, hat keine wesentliche Verbesserung bewirken können. Im allgemeinen dürfte heute feststehen, daß Norrland bei den gegenwärtigen niedrigen Getreidepreisen die Konkurrenz mit den südlichen Provinzen

[1]) Beides aus dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich 1914.

oder dem Auslande nicht aufnehmen kann, da die Produktionsbedingungen dort viel zu ungünstig sind, und daß es jedenfalls ganz aus der Rechnung gelassen werden kann, wenn es gilt, die Möglichkeiten der schwedischen Landwirtschaft zu vermehrter Getreideerzeugung zu untersuchen. Auch als Ansiedelungsgebiet wird es in absehbarer Zukunft wohl kaum in Frage kommen und daher auch nicht zur Ablenkung des nach Nordamerika gehenden Auswandererstromes beitragen.

Der bereits erwähnte Vortrag auf dem schwedischen Landwirte-Tag beschäftigt sich daher auch nur mit dem Problem, durch weiter verbesserte Saaten und durch eine veränderte Fruchtfolge in den südlichen und mittleren Teilen des Reiches das angestrebte Resultat, Schwedens Versorgung mit Brotkorn unabhängig vom Auslande zu machen, zu erreichen. Ausgehend von dem Ertrage der Winterkornernte während des vergangenen Jahrhunderts und dem steigenden Verbrauch von Weizen und Roggen pro Kopf der Bevölkerung weist der Vortragende nach, daß es möglich sein müßte, innerhalb der nächsten zehn Jahre die Ernte dieser beiden Getreidearten, welche gegenwärtig im Mittel etwa 847 000 Tonnen beträgt, um etwa 17 Prozent auf dem obenerwähnten Wege zu erhöhen, daß aber gleichzeitig damit auch der Konsum steigen und um 1925 etwa 195 Kilogramm auf den Kopf betragen würde. Reicht also die heutige Ernte etwa zur Deckung von 66 Prozent des Bedarfes aus (der Vortragende rechnete mit 75 Prozent, was wohl ein wenig hoch gegriffen sein dürfte), so wäre Schweden alsdann in der Lage, annähernd 80 Prozent seines Verbrauches selbst zu erzeugen. (Auch hier differieren die Ziffern, was der Ordnung wegen bemerkt sei; den Diskussionen lag eine Berechnung zugrunde, die auf 85 Prozent kommt.)

Die Voraussetzung für eine Erhöhung der Leistungsfähigkeit des Bodens ist nach Angabe des Vortragenden in erster Linie eine weitere Ausdehnung der Viehzucht und im südlichen Schweden auch die Erhaltung der dominierenden Stellung des Zuckerrübenanbaues. Denn nur durch die Viehzucht gestaltet sich die Kultur von Futterpflanzen lohnend, und diese wiederum bedingt, ebenso wie die Bestellung des Ackers mit Zuckerrüben, eine Fruchtfolge, in die sich besonders die Aussaat von Weizen gut eingliedern läßt. Nach sehr detaillierten Ausführungen kommt der Vortragende zu dem Schluß, daß es trotz aller Anstrengungen nicht möglich sein würde, im Lande so viel Brotgetreide zu erzeugen, als verzehrt würde, wenn auch, wie oben gesagt, eine starke Steigerung der Ernteergebnisse in sicherer Aussicht stände.

Der Kernpunkt der ganzen Angelegenheit scheint aber doch in der Beantwortung der Rentabilitätsfrage zu liegen. Entgegen dem oben Gesagten dürfte feststehen, daß Schweden bei voller Ausnutzung der in den südlichen und mittleren Landesteilen vorhandenen, zur Feldwirtschaft nutzbaren Bodenfläche theoretisch wohl in der Lage wäre, den Brotbedarf seiner Bewohner selbst zu decken, und daß einer solchen Intensifizierung der Landwirtschaft nur

die damit zusammenhängenden höheren Produktionskosten entgegenstehen. Anders allerdings gestaltet sich die Frage nach der Beschaffung von Futtermitteln für die hochentwickelte Viehzucht. Die letztere wird, wie in Deutschland, so auch in Schweden, nie der Zufuhren ausländischer Kraftfuttermittel entraten können. Allerdings läßt sich in Zeiten, wie die gegenwärtige, falls das Land von allem Zustrom aus dem Auslande abgesperrt sein sollte, eine starke Verminderung des Viehbestandes vornehmen, da ein bedeutender Teil desselben ja, wie hier dargetan wurde, dem Export dient, also nicht unbedingt für die Lebenshaltung innerhalb des Landes notwendig ist. Will man indes die hiermit unausbleiblich verbundene schwere volkswirtschaftliche Schädigung vermeiden, so wird es ohne Zweifel erforderlich sein, durch die Anlage von staatlichen Vorräten den Bedarf mindestens eines Jahres sicherzustellen. Letzten Endes also auch hier wieder eine Rechnungsfrage, da es zu entscheiden gilt, auf welcher Seite die Verluste geringer und das Risiko kleiner ist: bringt die Niederschlachtung in Kriegszeiten größeren Schaden, oder sind die durch die Anhäufung von Reserven entstehenden Kosten bedeutender? Bleibt mithin in dieser Beziehung noch die Frage vollkommen offen, so scheint es doch, nach der bisherigen Politik der schwedischen Regierung in der Lebensmittelfrage zu urteilen, und wohl auch nach den Ansichten, die sich im Volke selbst Geltung verschafft haben, daß nach dem Kriege die Errichtung von staatlichen Getreidelagern für den menschlichen Bedarf bevorsteht. Aus allem bisher Dargelegten dürfte auch hervorgehen, daß dies der einzige Ausweg ist, der die Gewähr dafür bietet, daß sich Verhältnisse, wie die in den ersten Monaten des jetzigen Krieges, die leicht noch hätten weit schlimmer werden können, nicht wiederholen. Wir werden daher wohl Gelegenheit haben, im kommenden Frieden zu beobachten, wie die Brotkornpolitik des großen Preußenkönigs wieder erneut zu Ehren kommt — — — in Schweden.

1866.

Kriegstagebuch des Generalleutnants Kurt Haubold von Einsiedel,

1866 Hauptmann in der königlich sächsischen Leibbrigade.

Herausgegeben von

Wittich von Einsiedel.

(Fortsetzung.)

30. Juni. Nur zu schnell war die uns gewährte Stunde verronnen. Bei beginnendem Morgengrauen raffte sich alles mühsam wieder auf und schleppte sich weiter, so gut es gehen wollte. Der Vorzug, den wir bisher genossen, allein marschieren zu können, war uns noch nie zum Bewußtsein gelangt. Jetzt trafen wir auf österreichische Kolonnen, Infanterie und Kavallerie, bunt durcheinander gewürfelt, und lange Wagenreihen Verwundeter, welche einen traurigen Anblick boten, oder auf dichte Reihen Proviantwagen und Ochsenherden, welche den Weg versperrten. Die Straße war ziemlich schmal und führte oft über enge Brücken, während sie zu unserer Linken durch die sumpfigen Niederungen der Zidlina begrenzt wurde und zur Rechten häufige scharfe Erdwände an sie herantraten. Bei der Unmöglichkeit auf lange Strecken neben der Straße zu marschieren, gesellte sich daher zu den anderen Übeln noch das des häufigen Stopfens der Kolonne und des Durcheinanderdrängens und Kreuzens der verschiedensten Truppenteile und Waffengattungen. Küraſſiere, Ulanen und Husaren sprengten abwechselnd unsere Glieder, oder wir krochen in Haufen durch die Reihen des Fuhrwesens und machten österreichischem Fußvolk den Platz auf der Straße streitig. Es war eine Kunst, Bataillon und Kompagnie zusammenzuhalten.

In den zeitigen Vormittagsstunden wurde schließlich auf einer Getreidefläche aufmarschiert und der Truppe ein wenig Ruhe gewährt. An Verpflegung war nicht zu denken; wer noch etwas im Brotbeutel hatte, verzehrte es; wer nicht so glücklich war, schlief wenigstens.

Es stellte sich heraus, daß wir mit der Kavalleriedivision des Generals Baron Edelsheim zusammengestoßen waren, die sich hier vor uns als Arrieregarde formierte und Patrouillen nach den Flanken entsendete. Edelsheim

ſelbſt ritt luſtig umher und pfiff ſich harmlos ein Liedchen. Seine Haltung ſchien uns bei dem Ernſt der Lage mehr leichtſinnig als kühn. Er verlor bald noch mehr an Sympathie, als er plötzlich mit ſeinen Regimentern kehrt machte und — wie es hieß, gegen die ausdrückliche Vorſtellung unſerer Generale — vor uns abritt, um uns in dem jetzt ganz offenen, für Reiterei außerordentlich geeigneten Terrain die Sicherung des Rückzugs ſelbſt zu überlaſſen.

Wir brachen wieder auf und krochen weiter. Nicht zu verwundern war es, daß wir nur noch langſam vorwärts kamen. Bald ſtellten ſich auch wieder die Leiden ein, die ein Zuſammenpreſſen großer Truppenmaſſen auf einem einzigen Rückzugswege mit ſich bringt, Stocken und Stopfen, wobei die Infanterie mit dem ſchlechteſten Teile des Weges vorlieb nehmen und überdies noch ſtets gewärtig ſein muß, niedergeritten oder niedergefahren zu werden. Je mehr die Sonne emporkam, deſto entſchiedener nahm der Tag auch den Charakter der vorhergehenden an, und bald brütete wieder die heiße Stickluft über uns, die den Staub der Straße kaum aufſteigen ließ und den Schweiß aus allen Poren trieb.

So traurig unſere Lage war, ſo groß die Abſpannung an Geiſt und Körper, ſo ſehr bewegte uns doch die Frage, wie es möglich geweſen, daß die Ereigniſſe einen ſolchen Verlauf hatten nehmen können. Sobald es ging, tauſchte man daher Anſichten, Erfahrungen, Vermutungen und Nachrichten aus. In dieſem Beſtreben, das Rätſelhafte des Vorganges zu erklären, lag etwas Aufregendes. Hatte es in der Tat nicht etwas Unglaubliches an ſich, daß wir bei einbrechender Dunkelheit hinter der ganzen Front des ſächſiſch-öſterreichiſchen Heeres wegmarſchieren und im vollen Glauben an den erfochtenen Sieg auf dem äußerſten und vorderſten rechten Flügel hart am Feind Stellung nehmen konnten, um eine Stunde ſpäter dieſes ganze vermeintlich ſiegreiche Heer wie vom Erdboden verſchwunden, ſtatt ſeiner aber den Feind vor und hinter uns zu ſehen, dem wir den Rückzug erſt abkämpfen mußten? Um eine Aufklärung zu finden, waren wir genötigt, anzunehmen, daß ſich bereits während unſeres Marſches hinter der Front der Kampf zuungunſten der Unſeren entſchieden habe. Die uns jetzt zugehende Nachricht, unſere Brigade Kronprinz habe ſich in dem geſtürmten Dorfe Dilet nicht behaupten können, beſtätigte dieſe Annahme. Doch nicht zu erklären war es, wie man uns in der Weiſe verwenden und preisgeben konnte, wie es geſchehen iſt. Auf der ganzen Ebene zwiſchen der Gefechtslinie und Gitſchin haben wir nicht eine einzige Reſerve ſtehen ſehen. Hätte unſere Brigade dort bereit geſtanden, die Weichenden aufzunehmen, ſo wäre der Rückzug wahrſcheinlich weniger eilig und beſonders auch von den öſterreichiſchen Truppen beſonnener vollzogen worden, die auf der Seite von Gabel von einem ſehr überlegenen Feind gedrängt wurden. Man hätte wohl auch Zeit gewonnen, Gitſchin noch am Tage methodiſch zu beſetzen, und dieſe größere Ordnung und Ruhe der Maßregeln würde jedenfalls auch Überlegung für eine ſorgfältige Beobachtung der

Straße nach Gabel haben gewinnen lassen. Nicht minder unerklärt ist es, wie wir so lange in der exponierten Stellung am Margaretenhof auf der entferntesten Rechten belassen werden konnten, während sich der volle Rückzug schon längst entschieden hatte und den Mangel einer Reserve unmittelbar bei Gitschin fühlbar gemacht haben mußte. Während vor und hinter uns Sachsen und Österreicher abzogen und die Preußen ungesehen auf Gitschin marschierten, sind wir in der augenscheinlichsten Gefahr gewesen, abgeschnitten zu werden. Eine Verzögerung des Aufbruches um eine Viertelstunde hätte uns in fast unvermeidliches Verderben gestürzt.

Gitschin selbst muß eine kurze Zeit vor unserem Eintreffen ganz unbesetzt gewesen sein, und unser vierzehntes Bataillon kam kurz vor uns eben zur rechten Zeit, um den angreifenden Feind zu empfangen, der bereits in den Gassen vordrang. Unser Divisionsstab scheint von den Ereignissen ebenso überrascht worden zu sein wie wir, wenigstens muß man das schon aus der Hast schließen, mit der die Dispositionen getroffen wurden, und der Unkenntnis über die Örtlichkeit usw., in der sich die Generalstabsoffiziere nach ihrem eigenen Bekenntnis befanden. Als vornehmste Ursache dieses Mißgeschickes und dieses Wirrsals läßt sich allerdings wohl mit vollster Entschiedenheit der Mangel an einer einheitlichen oberen Leitung bezeichnen, der bereits jetzt auf das empfindlichste bemerkbar wurde und bald noch schlimmere Früchte tragen sollte. Wir konnten nicht in Erfahrung bringen, wer eigentlich bei Gitschin kommandierte, und ob überhaupt jemand kommandiert hat. Die österreichischen Truppen haben, wie wir später erfuhren, selbst nicht gewußt, daß Sachsen überhaupt auf dem Kriegsschauplatze auftreten würden, und als sie der fremden, mit keinem gemeinsamen Erkennungszeichen versehenen Uniformen im Gefecht ansichtig wurden, haben sie wiederholt auf uns gefeuert, — hauptsächlich auf die erste Brigade und die Jäger, weil sie sie verzeihlicherweise für Preußen gehalten haben. Wie gesagt wurde, war der die Ankunft und Teilnahme der Sachsen betreffende Befehl zwar erlassen worden, zur Zeit des Gefechtes aber noch nicht bis zu den einzelnen Truppenteilen gelangt. Es scheint, daß Clam-Gallas seine Österreicher und unser Kronprinz uns befehligt hat, ohne daß ein eigentliches Zusammenwirken stattfand. Bei Einbruch der Dunkelheit mögen die Österreicher infolge des Eingreifens des von Gabel her anrückenden preußischen Korps ihre Stellung eilig verlassen haben, ohne dem Kronprinzen die erforderliche Mitteilung zu machen, und in unserem Hauptquartier mag man durch irgendein unglückliches Zusammentreffen der Umstände die Situation für weit günstiger gehalten haben, als sie war. So verschwanden plötzlich die Österreicher, und statt ihrer standen die herangerückten Preußen vor Gitschin, ehe unsererseits die geringste Gegenvorkehrung getroffen worden wäre. —

Die Opfer, die uns das Gefecht gekostet, waren bedeutend, namentlich bei der ersten Brigade. Wir hörten von so manchem Tode, der uns nahe-

ging, und hatten das Schickſal vieler verwundeter Kameraden zu beklagen, die vorausſichtlich auf dem eiligen Abmarſch in Feindeshand gefallen ſein mochten.

Nach ſpäteren Erkundigungen beim Generalſtab und der erſten Brigade ſtellen ſich die uns betreffenden Verhältniſſe des Treffens von Gitſchin folgendermaßen dar: Der Kronprinz beſaß nominell das Oberkommando über das erſte öſterreichiſche Armeekorps. In der Tat aber konnte er es über den durch beſondere Inſtruktionen Benedeks gebundenen General der Kavallerie Clam-Gallas nicht ausüben, ſo daß er zu dieſem nur in ein koordiniertes Verhältnis trat. — Clam hatte von Benedek den Befehl, den Straßenknoten von Gitſchin zu halten, weil er — Benedek — am Abend des 29. Juni mit zwei Armeekorps dort eintreffen wolle. — Infolge dieſer Inſtruktion nahm Clam am Nachmittag des 29. das Gefecht in der ausgedehnten Stellung Lochow, Brada und Eiſenſtadtl an, während das ſächſiſche Armeekorps in Reſerve ſtand, die erſte Diviſion ungefähr eine Stunde weit hinter Gitſchin. Es entſchied ſich bald, daß der Feind beabſichtigte, zwiſchen Brada und Eiſenſtadtl mit ſtarken Maſſen vorzudringen, denen die öſterreichiſchen Truppen an dieſer Stelle nicht gewachſen waren. Auf Anſuchen Clams erteilte daher der Kronprinz der indeſſen von Wockſchitz herangezogenen erſten ſächſiſchen Brigade Befehl, ſich des Dorfes Diletz zu bemächtigen, das bereits in die Hände der Preußen gefallen war. Der Angriff gelang. Die vier ſächſiſchen Bataillone, von öſterreichiſcher Seite nicht unterſtützt, ſondern ſogar aus Mißverſtändnis von dieſer beſchoſſen, wurden aber kurz darauf in dem in einer tiefen Mulde ſehr ungünſtig gelegenen und nur aus einzelnen, nicht zuſammenhängenden Häuſern beſtehenden Dorfe mit ſolcher Übermacht angegriffen, daß ſie es wieder aufgeben mußten.

Als die erſte Brigade begonnen hatte, ſich in dieſer Weiſe in Diletz zu engagieren, traf plötzlich ein mit Bleiſtift geſchriebener Befehl Benedeks ein, der die Benachrichtigung enthielt, daß er nicht, wie er in Ausſicht geſtellt, mit zwei Korps in Gitſchin eintreffen könne, weil dies durch das Gefecht bei Skalitz am 28. und den Verluſt von Königinhof am 29. unausführbar geworden ſei; Clam ſolle ſich deshalb jedes ernſteren Gefechtes enthalten, auch auf dem Beſitz von Gitſchin nicht mehr beſtehen. Dieſer Befehl, der alle gebrachten Opfer zwecklos machte, langte zu ſpät an, um die Angriffsbewegung der erſten Brigade aufzuhalten, die bereits mit dem Feinde zuſammenſtieß. Dahingegen mochte es eine Wirkung von ihm ſein, daß wir, die Leibbrigade, nunmehr, ſtatt in unſerer Vorwärtsbewegung zu bleiben und an der Turnauer Straße ebenfalls offenſiv vorzugehen, rechts hinter das Dorf Kbelnitz und dann hinter den Margaretenhof gezogen wurden. — Währenddem hatte Clam aber das Gefecht bereits abbrechen laſſen, und zwar ſo ſchnell und ſo ohne alle Rückſicht auf die beiden noch vorgehenden ſächſiſchen Brigaden, daß dieſe allein dem Feinde gegenüberblieben. Und wie wenig hierbei dem Kronprinzen

ein Kommando über das österreichische Korps geblieben ist, wie weit man bei letzterem überhaupt entfernt war, ein wirkliches Zusammenwirken der Kräfte beider Korps anzustreben, dafür lieferte der Umstand den besten Beweis, daß selbst das wichtige Gitschin von den Österreichern in unserem Rücken verlassen wurde, so daß die Preußen fast gleichzeitig mit uns dort eintrafen.

Auf unserem weiteren Marsche trafen wir nur verlassene Dörfer an, und die flüchtenden Bewohner erschwerten mit ihren Wagen das Fortkommen. Die Folgen der Entkräftung stellten sich immer entschiedener heraus, die Leute waren kaum noch vorwärts zu bringen. Als wir längs eines schattigen Waldes hingingen — die Straße nahmen österreichische Wagenkolonnen ein —, blieb eine Anzahl meiner Mannschaft am Waldessaum liegen, und die Kompagnie glich mehr einer Herde als einer Truppe. Jenseits des Waldes auf einer schattenlosen Wiese, im Sonnenbrand, hielt das Bataillon. Da wir von unserem Bataillonskommandanten keinerlei Weisung bekamen, hielten wir den Ort für den Biwakplatz, schickten Leute nach Wasser, erlaubten anderen, sich auszuziehen, die Füße in dem vorbeifließenden Graben zu baden und anderes mehr. Da wurde plötzlich wieder der Aufbruch befohlen. Wie würde uns eine halbe Stunde Halt in dem hohen kühlen Wald erquickt haben! Diese Ruhepause war dagegen fruchtlos.

Es wurde drei Uhr nachmittags, ehe wir in das Biwak bei Smidar einrückten. Wir waren sechsunddreißig Stunden ununterbrochen marschiert und hatten in dieser Zeit nur einen größeren und vier kleine Halte gehabt, dafür aber an einem Gefechte teilgenommen! Nur ein einziges Mal waren Lebensmittel gefaßt und halb gar gekocht worden. Hitze, Staub, Überfüllung der Straße, Drängen und Stocken hatten den Marsch auf das äußerste erschwert. Es war eine Leistung, wie sie nur durch den Zwang der unbedingten Notwendigkeit hervorgerufen und durch einen allseitigen guten und festen Willen möglich gemacht wird.

Entweder aus einem Versehen oder weil die schon aufgefahrenen Wagenkolonnen den Raum beschränkt hatten, marschierten die Bataillone so dicht aneinander auf, daß die einzelnen Kompagnien kaum Platz behielten, zwischen den Reihen der Gewehrpyramiden zu lagern, und die Anlage der Kochfeuer sich schwierig gestaltete. Es hielt schwer, die übermüdeten Leute zur Biwaksarbeit anzuhalten. Sie verlangten nur nach Ruhe und Schlaf, und doch konnten wir ihnen beides, zu ihrem eigenen Besten, noch nicht gestatten. Wir hatten diesmal gleich beim Einrücken etwas Fleisch und brauchten nicht auf die leider immer spät zur Ausgabe gelangenden Fassungen zu warten. Beim Vorüberkommen einer Proviantkolonne sahen wir Trainknechte damit beschäftigt, herumlaufende Hammel zu fangen. Einem dieser Österreicher fiel es ein, einen Hammel meiner Kompagnie zu schenken, die ihn freudig annahm und abwechselnd auf dem Rücken über den Tornister bis zur Biwak-

ſtelle trug. Ich hatte Bedenken gegen dieſe Art und Weiſe des Erwerbes; die Öſterreicher verſicherten aber ſo beſtimmt, daß auch ſie das Vieh „geſchenkt“ erhalten hätten, und unſer Bedarf war ein ſo dringlicher, daß ich mir ernſtlich Mühe gab, dieſer Verſicherung Glauben entgegenzubringen. Die Zweifel löſten ſich indeſſen, als ich ſpäter eine alte Frau ihr einziges widerſtrebendes Schaf aus dem Stalle ſchleppen ſah, um es nach dem Biwak zu führen, und bald darauf, nachdem wir das Biwak bezogen hatten, zwei unſerer Leute eine Kuh brachten, die ihnen ebenfalls „geſchenkt“ worden ſein ſollte. Nähere Erkundigung ergab, daß die geängſteten, in voller Flucht begriffenen Einwohner manchmal in der Tat alles Vieh, das ſie nicht mit fortzubringen vermochten, unſeren Leuten gaben. Sie ſagten einfach: „Verloren iſt es einmal; da wollen wir lieber, daß ihr es habt, als die Preußen!“ — Das Unrecht beſtand darin, daß die Menſchen überhaupt flohen. Da ſie davon aber nicht abzubringen waren, ſo konnte gegen ihre Logik nichts eingewendet werden. Noch am anderen Tag wanderten mehrere ſolcher preisgegebener Kühe mit dem Bataillon.

War unſer Gemüt ſchon den ganzen Tag über ſchwer bedrückt, ſo trugen die Gerüchte, die auf dem Biwak — obwohl nur leiſe — umzulaufen begannen, gewiß nicht zu deſſen Hebung bei. Man wollte wiſſen, daß der Feind auf anderen Straßen gefolgt ſei, um uns den Weg zu verlegen, und daß Clam-Gallas und wir leicht in die Notwendigkeit verſetzt werden könnten, mit den Preußen in Unterhandlungen zu treten. Wir ereiferten uns gegen jede Möglichkeit einer ſolchen Annahme und ſprachen ihr jeden Schein der Glaubwürdigkeit ab. Und doch, wie dies alarmierende Gerüchte ſtets zu tun pflegen, ließen ſie eine gewiſſe Unruhe zurück, die geneigt machte, unſere Lage immer ungünſtiger erſcheinen zu laſſen. Hier und da äußerte ſich wohl auch die allgemeine Beſorgnis zu beſtimmt und zu laut. Es mochte daher etwas von ihr auch auf unſere Leute übergehen, die in kritiſchen Verhältniſſen nur zu ſehr das Geſpräch der Offiziere unter ſich zu beobachten und zu erlauſchen pflegen und in deren ganzem Weſen den Maßſtab finden, nach dem ſie die Lage beurteilen. Auch von Einverſtändnis war die Rede, das die Preußen in Böhmen gefunden haben ſollten, von verratenem Feldgeſchrei, das dem Feind in der Nacht den Weg nach Gitſchin geöffnet habe, und von telegraphiſchen Zeichen, die ihm durch Windmühlen gegeben würden. — Ein Subalternoffizier fand daraufhin Veranlaſſung, ſich abends laut über ein Licht auszuſprechen, das in einiger Entfernung hinter uns bald höher, bald niedriger zu flackern und ſeine Stelle zu verändern ſchien. Ich hatte Mühe, die Erſcheinung von ihrer Bedenken erregenden Natur ebenſo laut zu einem ganz gewöhnlichen Wachtfeuer herabzudrücken.

Dicht gedrängt hinter den Gewehren legten wir uns zur Nacht nieder, voll der Eindrücke des Tages und der, wider den eigenen Willen, neu erwachten Befürchtungen. Und noch ſollte das Unheil ſein Ende nicht erreicht haben.

Alles lag in wahrhaft lethargischem Schlafe, als plötzlich um Mitternacht großer Lärm entstand. Aufspringend und mit Mühe die von dem Totenschlaf noch gebundenen Gedanken sammelnd, offenbarte sich ein Bild der wüstesten Art, dessen schlimme Bedeutung sich mit jeder wieder erwachenden Regung des Geistes steigerte. Man schrie: „Der Feind, der Feind! Überfall! Reiterei!" Signalisten bliesen Alarm, Schüsse fielen von verschiedenen Richtungen, und unsere aufgeschreckten Mannschaften, ihrer Besinnung noch nicht mächtig, stürzten zwecklos und ziellos durcheinander, in dem unsicheren Lichte des Mondes und der verglimmenden Wachtfeuer Gewehre und Tornister suchend, ohne sie in ihrer Schlaftrunkenheit zu finden, so nahe sie auch standen. Es war das Bild der heillosesten Verwirrung und vollständiger Auflösung. Die sich widersprechenden Kommandorufe der Offiziere trugen nicht dazu bei, eine größere Klarheit in diesen Zustand zu bringen. Dazu kam die nur zu traurige Übereinstimmung, in der sich das Ereignis mit den Besorgnissen des gestrigen Abends befand. Daher ist wohl jeder zu entschuldigen, der in dem aufwirbelnden Staub und in den durcheinanderlaufenden Gestalten, die vor den entfernteren Nachtfeuern zu hüpfen schienen, preußische Reiterei zu erkennen wähnte.

Der ganze Auftritt dauerte nur wenige Minuten. Sie hatten aber die Bedeutung von Stunden. Endlich hörte ich unseren Obersten rufen: „Los blasen." Der Brigadesignalist gab das geradezu erlösende Signal, während an anderen Stellen noch mit der Kraft aller Lungen Alarm geblasen wurde.

Nach und nach kam die Aufklärung und trat Beruhigung ein. Es hatten sich Pferde losgerissen und waren durch das Biwak gesprengt. Die ersten aufgescheuchten Schläfer sahen in ihnen preußische Kavalleristen. Ohne die beunruhigenden Nachrichten von gestern wären sie vielleicht nicht auf diese Idee gekommen; ebensowenig hätten sie vermocht, das Unheil dieses falschen Alarms anzurichten, wenn wir auf unserem Biwak die erforderlichen Lagerwachen ausgestellt gehabt hätten, mindestens ein bis zwei Posten per Kompagnie. Später erfolgte dies stets. Der eine Bataillonsposten hatte in diesem Falle nichts zu hindern vermocht.

Als das wiederholte Signal „Los" der beschämenden Szene ein Ende machte, standen die Kompagnien bereits unter Gewehr, denn ein jeder hatte zunächst nach der Waffe gegriffen. Bei der Engigkeit des Biwaks konnte dies aber nicht ohne vielfache Vertauschungen geschehen und leider auch nicht ohne Unvorsichtigkeit und Überstürzung. Zwei Mann meiner Kompagnie waren ziemlich schwer verwundet worden. Diese sowie die übrigen Schüsse, die bei der allgemeinen Verwirrung fielen, mochten durch das heftige Auseinanderreißen oder Umwerfen der Gewehrpyramiden veranlaßt worden sein; möglich auch, daß hier und da ein im Schlaf auffahrender Mann im halbwachen Zustand den Feind zu sehen meinte und wissentlich gefeuert hat. Die beiden Verwundeten wurden an eine im Biwak befindliche Ambulanz abgegeben.

Ist es traurig, verwundet zu werden, so ist es doppelt schmerzlich, wenn die Ursache eine so nichtswürdige wie diese war.

1. Juli. Sonntag. Der falsche Alarm hatte zugleich der spärlichen Nachtruhe ein Ende bereitet, denn kurz darauf erhielten wir Befehl, um ein Uhr abzumarschieren. Von einer Stärkung durch den Schlaf war demnach auch hier keine Rede gewesen. Wir lagen nur gerade lange genug, um unsere Übermüdung erst recht zu empfinden. Beim besseren Ordnen der Truppe gewahrten wir, wie sehr das Material — Gewehre, Tornister, Taschen usw. — bei dem unglücklichen Ereignis durcheinander geraten war. Die Zeit bis zum Abmarsch verging im Austauschen und Zusammensuchen, und doch blieb noch manches in fremden Händen, so daß mir schließlich ein oder zwei Gewehre und ein paar Feldkessel fehlten.

Schwerer wog der peinliche moralische Eindruck, den die Szene — wenigstens für den heutigen Tag — hinterließ. Im Grunde hatten wir uns nichts vorzuwerfen, — und doch kamen wir uns heute erst als „geschlagen" vor. Unsere ganze Lage hatte sich in diesem einen Moment recht eigentlich charakterisiert. Und überdies schien unser eiliger nächtlicher Aufbruch den gestrigen Befürchtungen Gewicht zu geben.

Die Stimmung, in der wir abrückten, war, wie ich glaube, die trübste, die uns im Verlaufe des an unseligen Lagen doch so reichen Feldzuges angewandelt hat. Dabei wäre es unrecht, sie mit „Kleinmut" zu bezeichnen. Selbst der gemeine Soldat fühlt stets mit richtigem Instinkt heraus, ob eine Widerwärtigkeit durch Schuld der Truppe herbeigeführt ist oder nicht, und er wird schwerlich das Vertrauen zu sich selbst verlieren, solange es ihm nicht gewaltsam genommen wird. Unsere Leute schimpften weidlich auf die Österreicher, weil sie bei Gitschin uns plötzlich im Stich gelassen zu haben schienen, suchten sich aber mit der Hoffnung zu trösten, nun bald zur Benedekschen Hauptarmee zu stoßen, die zu suchen der einzige Zweck aller unserer bisher vergeblichen Kreuz- und Quermärsche in Böhmen sein mußte.

Wir marschierten bisher von Gitschin in rein südlicher Richtung auf der Straße nach Chlumetz, als wollten wir uns bei Elbeteinitz oder Pardubitz hinter die Elbe ziehen. Bei Neu-Bidschow bogen wir jedoch ganz rechtwinklig gegen Osten aus und schlugen den Weg nach Königgrätz ein. Nachdem wir ein durch Wasserläufe und kleine Teiche sumpfiges und schwer gangbares Terrain passiert, wurde auf einer Höhe in der Nähe eines Dorfes Halt gemacht. Die Haustüren standen offen, drinnen in den Häusern und Höfen fanden wir alles leer. Sowohl hier als anderwärts waren die geflohenen Bewohner sichtlich bemüht gewesen, ihren Behausungen den Charakter möglichster Unwirtlichkeit zu geben. Die Schankwirte hatten nicht versäumt, das Wirtshausschild herabzureißen. — An Orten, wo die Einheimischen noch nicht die Flucht ergriffen hatten, pflegten sie regelmäßig allen Vorrat an Getränken und Lebensmitteln zu verleugnen, offenbar aus Furcht, sonst der Plünderung

anheimzufallen. Nicht selten erlebten wir indessen, daß, wenn die Sachsen ihr blankes Geld zeigten, sich der Sinn der Dörfler zu wenden begann, und Keller und Gewölbe ungeahnte Reichtümer hergaben, die allerdings meist nur zu teuer bezahlt werden mußten.

Der weitere Marsch zog sich infolge der fortwährenden Stockungen auf das ungebührlichste in die Länge. Obwohl wir schon ein Uhr nachts aufgebrochen waren, hatten wir doch noch die ganze Hitze des Mittags auszuhalten, die uns äußerst beschwerlich wurde und von neuem denselben Zustand vollkommener Erschöpfung herbeiführte wie die Tage zuvor. Wir überschritten die Bistritz und trafen bei dem Städtchen Nechanitz sächsische Biwaks unserer ersten Division. Es wurde drei Uhr nachmittags, bis wir das heutige Marschziel erreichten. Der Platz, auf dem die zweite Infanteriedivision Biwaks bezog, war eine Feld- und Wiesenfläche, unmittelbar südlich der Straße von Nechanitz nach Königgrätz. Östlich hinter uns lag das Dorf Nieder-Prschim, durch welches die Straße nach Königgrätz führt; auf der uns zugekehrten Seite zeigte das Dorf ein ziemlich großes, einfach gebautes Schloß, in dem der Kronprinz sein Quartier nahm. Nach zwei Seiten hatte unser Platz eine schöne Waldbegrenzung durch Laubholz, nach Osten und Westen stieg das Terrain sanft an, so daß wir nach diesen beiden Richtungen höchstens eine Aussicht auf eine Viertel- bis eine halbe Stunde Entfernung besaßen. Die Nähe des Waldes gestattete uns zum ersten Male, Laubhütten zu bauen. Es wurde mit um so größerem Eifer an das Werk gegangen, als uns für morgen in bestimmter Weise ein Rasttag in Aussicht gestellt war, und die Hitze einen Schutz sehr wünschenswert machte. Bald standen hinter jeder Gewehrreihe die niedrigen Hütten, eben nur hoch genug, darin zu sitzen. Uns Offizieren der Kompagnie bauten die Zimmerleute eine größere und höhere, in der es sich höchst behaglich wohnte.

Wenn man es nie entbehrt hat, weiß man nicht, welches Bedürfnis dem Menschen, selbst bei dem schönsten Wetter, das Obdach ist, und wie notwendig es für die Gesundheit, besonders für einen tiefen und erquickenden Nachtschlaf, wird. Bei der mildesten und ruhigsten Nacht habe ich trotz der Ermüdung im Freien doch nur unvollkommen schlafen können. Eine wirkliche und erquickende Nachtruhe findet sich nur unter einem, wenn auch noch so leichten Obdach. Nachdem wir diese Erfahrung gemacht, war es daher stets unser Streben, sofort bei der Ankunft auf dem Biwak Hütten bauen zu lassen. Die Leute fanden sich schnell darein, so daß sie jegliches Material zu benutzen lernten und bei richtiger Einteilung der Arbeitskräfte nur wenig Zeit bedurften. Jedenfalls war der Bau stets beendet, ehe das Fassen und Kochen begann. Da alle Biwaksarbeiten visitationsweise unter Leitung der betreffenden Unteroffiziere vorgenommen wurden, richteten sich die Mannschaften auch leicht gegenseitig ein, so daß ein jeder in diesen Korporationen diejenige Verwendung fand, zu der er gerade Geschick und Neigung besaß. Auf diese Weise arbeiteten

und sorgten die einzelnen Teile der großen Maschine — denn eine solche ist in der Tat eine Kompagnie von zweihundertsiebenunddreißig Köpfen für einen Hauptmann und seine zwei Offiziere — für sich selbst. Wäre nicht die zu große Übermüdung, in der die Leute in der Regel auf dem Biwak ankamen, Ursache geworden, daß es oft notwendig war, mit allen Mitteln einzuschreiten, um die Biwaksarbeiten zu fördern, keine Hauswirtschaft hätte sich geordneter denken lassen.

Dieser Hüttenbau ist, wie zugestanden werden muß, für das Land, das den Krieg zu tragen hat, eines der größten Übel. Der geringste Schaden wird angerichtet, wenn sich Wald vorfindet, obwohl auch hier für eine größere Truppenzahl der Bedarf bedeutend ist, und bei der Art und Weise, wie das Material beschafft wird, natürlich keine forstmännischen Regeln gelten. Schlimmer haben wir in Getreidefeldern gehaust. Sie wurden gehauen oder ausgerauft, um strohdachartige Hütten zu bauen, zu deren Gestell es nur einiger leichter Stangen bedurfte. Später, als die Ernte begann, fanden wir unserem Zweck schon vorgearbeitet. Wir ließen rings herum von den Feldern die Garben holen, wobei den zuerst ankommenden Abteilungen die nächsten, den späteren die entfernteren Felder zufielen. In beiden Fällen war die Ernte ganz oder doch größtenteils vernichtet. Das ist aber das Wesen des Krieges, daß er in gewissen Richtungen das Eigentumsrecht aufhebt, daß er als das höchste Gesetz für das Landeswohl nur die Erhaltung und die Erfolge des Heeres anerkennt, daß in dieser Rücksicht daher alles für Recht gilt, was augenblickliche Notwendigkeit ist. Und eine der größten Notwendigkeiten dieser Gattung sind unstreitig die Hütten, ohne welche der Gesundheitszustand des Heeres jedenfalls noch weit schlechter geworden wäre, als er später ohnedies wurde.

Am 2. Juli war nun wirklich Rast! Man hielt einmal Wort. — Es gab mancherlei in der Kompagnie zu tun. Die Leute hatten ihr Zeug so gut wie möglich instandzusetzen, die Gewehre, die seit dem Fünfundzwanzigsten geladen waren und namentlich am Achtundzwanzigsten einen wahren Sintflutregen erduldet hatten, wurden abgeschossen und frisch geladen. Die meisten gingen sofort los, obgleich das naßgewordene Pulver mehr zischte als brannte und die Kugel nur einige Schritte weit trieb; die wenigen, die versagten, schossen sich ab, wenn man etwas frisches Pulver in den abgeschraubten Piston füllte. Demgegenüber ist nicht zu leugnen, daß die schnelle und sichere Art des Entladens, die das Hinterladungsgewehr gestattet, zu einem großen Vorteil wird, wenn man bei starkem Regen marschiert und gefochten werden muß.

Heute trafen die bei Gitschin Versprengten wieder bei uns ein, unter ihnen auch Bataillonsarzt Dommer und mein Fourier, die bereits tags zuvor bis Königgrätz gelangt waren.

Wir Offiziere der Kompagnie verlebten in unserer Hütte einen fast gemütlichen Tag; Oberleutnant von Wolf hatte die Oberaufsicht der Küche

übernommen, Leutnant Kallenbach ließ Tisch und Bank vor dem Eingang errichten. Niemand ahnte, daß es unser letztes Zusammensein sein sollte. Die Bedürfnisse der Gegenwart werden im Felde so dringlich, daß sie leicht den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, so daß er darüber für den Augenblick Vergangenheit und Zukunft vergessen kann. Hinterher mußte ich mich selbst wundern, daß uns nicht die eigene Überlegung gesagt hatte, daß unser Halten doch nur den Zweck haben könne, den Feind zu erwarten, zumal auch einige, allerdings unbestimmte Nachrichten von der Anwesenheit der Benedekschen Hauptarmee bei Königgrätz gesprochen hatten. Einesteils war uns aber die Fähigkeit abhanden gekommen, an etwas zu glauben, was wir nicht sahen — und zu sehen war von einer österreichischen Armee nichts —, andernteils hatten wir zu notwendig, zu essen und zu schlafen, um für anderes viel Zeit und Sinn übrig zu behalten. In unserem Divisionskommando hatte man, wie ich später erfuhr, bestimmte Nachrichten. Man ließ jedoch nichts an die Truppen verlauten, was jedenfalls richtig war, denn jetzt galt es, vorzugsweise diesen eine möglichst ungestörte Ruhe zu gönnen.

Eine wunderbare Figur spielte im Lager ein gefangener preußischer Infanterist, nächst einer Anzahl Zündnadelgewehre die einzige Trophäe, die wir aus Gitschin mitgebracht hatten. Er befand sich sichtlich sehr wohl bei uns, er wurde gut gefüttert und von unseren Leuten in gutmütiger Weise geneckt und von einer Hütte zur anderen geschleppt; er wurde zum Wachpudel des Lagers.

3. Juli. Dienstag. Eine zweite, wohldurchschlafene Nacht hatte prächtig gestärkt! Der Morgen war naßkalt und still, weder Ereignisse noch Gerüchte schienen etwas Besonderes anzukündigen; wir glaubten an die Möglichkeit, daß wir auch diesen Tag im Lager stehen blieben.

Da begann es, etwa um sieben Uhr, vor uns laut zu werden, es ließen sich bei Nechanitz Kanonen vernehmen. Wir horchten auf und beobachteten gespannt. Auf der Straße neben uns, die von Nechanitz nach Königgrätz führte, wurde es lebhaft, Wagenkolonnen fuhren eilig zurück, Adjutanten und Ordonnanzen sprengten hin und her.

Von uns war sofort bei den ersten Schüssen alles zum Aufbruch in Bereitschaft gesetzt worden; bald traf auch der Befehl ein, ins Gewehr zu treten. Dies war im Nu geschehen. Jetzt wußten wir wohl, daß der heutige Tag nicht so still verlaufen werde!

Um acht Uhr marschierten wir vom Biwaksplatze ab; vor dem Aufbruch rissen wir unsere Hütten nieder, um dem Feinde keine Deckung zu gewähren, wenn sich das Gefecht hierher verbreiten sollte.

Wir marschierten in geschlossenen Kompagniekolonnen rechts und wendeten uns dem flachen Höhenzuge zu, auf dem das Dorf Prschim lag.

Der leichte Regen fuhr fort, zu fallen, ohne jedoch die Umsicht sehr zu beschränken; die hohen Getreidefelder, die wir durchschritten, waren naß. Es marschierte sich schlecht.

Unsere Avantgarde folgte dieser Bewegung und zog sich nach und nach von der Bistritz ab; ein Teil unserer Reiterei schloß sich uns an, — es hieß, daß sie bei Nechanitz ziemlich viel Pferde, aber wenig Menschen verloren habe.

Wir erreichten die Höhe des Hanges zwischen den beiden Dörfern Nieder-Prschim und Problus, rückten auf dem Plateau noch einige hundert Schritte vor und marschierten in der Brigade in konzentrierter Stellung — in Kompagniekolonnen rechts — auf.

Der Regen hatte sich verzogen, das Wetter hellte sich auf, und sobald wir standen, sahen wir um uns, um womöglich ein Bild der ganzen Situation zu erhalten. Diese Umschau war lohnend genug, denn es hatte unser hier eine wahrhaft herzerhebende Überraschung gewartet. Auf der weiten, nach dem Feinde zu sanft abfallenden Fläche, die sich rechts von uns ausdehnte, sahen wir die österreichische Armee in Schlachtstellung stehen; — es gab wirklich eine Hauptarmee Benedeks! Es war uns eine erlösende Entdeckung, wie wenn der Schiffer nach langen, mühevollen Irrfahrten „Land" ruft!

Es bedurfte indessen einer kurzen Zeit der Beobachtung, um zu dieser tröstenden Überzeugung zu gelangen, denn auf der weiten, vielfach mit Dörfern und Büschen bedeckten Fläche erschienen die Truppen vereinzelt, und erst mit Hilfe des Glases konnten wir erkennen, daß es ein großes Heer sei, das sich hier befand, daß es die Hauptarmee sein mußte. Da der nach der Bistritz auslaufende Höhenzug am Fuße durch Dörfer und kleine Waldungen dicht bedeckt war, konnten es in der Hauptsache nur die größeren Reserven sein, die, auf der freieren Höhe aufgestellt, unseren Augen sichtbar wurden. Sie setzten sich besonders aus Infanterie zusammen und standen in großen, geschlossenen Kolonnen, die sich in der Ferne nur als einzelne dunkle Vierecke von den hellen Getreideflächen abhoben. Ungefähr eine Stunde weit, rechts von uns, zeichnete sich auf der höchsten Stelle des Rückens ein Dorf mit einem weißen Kirchturm aus; wir erfuhren bald, daß es Chlum heiße, und daß daselbst Benedek seinen Standpunkt gewählt habe. Die Massen, welche wir unmittelbar herwärts dieses Dorfes erblickten, gehörten dem ersten Armeekorps Clam-Gallas und dem sechsten, Ramming, an. Einen deutlichen Überblick über das, was sich noch weiter rechts, jenseits Chlum, ausdehnte, vermochte man nicht zu gewinnen. Aus allem erkannten wir, daß unser sächsisches Korps den äußersten linken Flügel der ganzen Heeresstellung bildete und namentlich die Dörfer Problus und Nieder-Prschim zu Stützpunkten hatte. Ob noch weiter links von uns Truppen standen, blieb uns unbekannt. Später haben wir erfahren, daß dahin das achte Korps, unsere sächsische Kavallerie und das Reiterkorps Edelsheims dirigiert worden sind.

Während unserer Beobachtung war die trübe Feuchtigkeit des Morgens vor einem milden, heiteren Sonnenschein gewichen; die Einleitungen zu einem ernsten Entscheidungskampf kündigten sich an. Von der Mitte der Stellung an der Bistritz hatte das Geschützfeuer begonnen. Anfangs unterschied man

den weißen Rauchballen eines jeden einzelnen Geschützes, der zwischen dem dichten Busch und den Häuserreihen am Bachufer auf der österreichischen Seite aufstieg oder jenseits sich vom dunklen Rande der waldigen Höhen loslöste, auf dem die preußischen Batterien ihre Stellung nahmen. Wie in einem Orchester immer neue Stimmen einsetzen, um zuletzt in einem einzigen mächtigen Fortissimo zusammenzuklingen, so mehrten sich die Batterien, eine ununterbrochene Linie weißer Wolken bezeichnete die beiderseitigen Stellungen, und ein gleichmäßiges, donnerähnliches, dumpfes Rollen verschlang den Klang der einzelnen Schüsse.

Wir verfolgten eifrigst die Veränderungen, die das prachtvolle Bild nach und nach bot. Die preußischen Batterien rückten näher gegen die Bistritz heran, die österreichischen Feuerlinien wurden immer dichter, einzelne Truppenmassen sah man sich nach vorwärts bewegen, — bald loderten in mehreren Dörfern an der Bistritz Flammen auf, und der schwere, schwarze Rauch der Feuersbrünste unterbrach malerisch die weißen Wolkenlinien des Pulverdampfes, die sich nach der Höhe zu leicht verflüchtigten, während jene schwarzen Massen zu hohen Säulen langsam emporstiegen.

Nach einiger Zeit ließen sich auch in einer noch weit größeren Entfernung nach rechts einzelne Kanonenschüsse vernehmen, jedoch nur gerade so viel, um daraus die ungefähre Stellung des äußersten rechten Flügels des Heeres entnehmen zu können, denn es fand dort zu dieser Zeit noch kein eigentliches Gefecht statt. Diese Wahrnehmung gab uns schon jetzt Gelegenheit, zu erkennen, daß die österreichische Aufstellung eine außerordentliche Ausdehnung besaß, und daß ihre Mitte vorsprang, während beide Flügel, namentlich aber der rechte, zurückgebogen erschienen. Wie später bekannt wurde, stand die österreichisch-sächsische Armee in einer Art von Halbkreis von Trotina an der Elbe über Radschütz nach Benatek an der Bistritz, dann, diesen Bach entlang, über Sadowa und Dohalitschka nach Popowitz, und, hier von der Bistritz abbiegend, über Problus bis Ober-Prschim. Der Umfang dieses halben Kreises beträgt sechs Stunden, dessen Sehne, das heißt die gerade Linie von Ober-Prschim bis Trotina, drei Stunden. Die Straße von Gitschin nach Königgrätz, welche die Bistritz bei Sadowa überschreitet, teilt die Aufstellung ziemlich genau in zwei gleiche Hälften; hart an dieser Straße liegt auf dem höchsten Punkte des Terrains das Dorf Chlum, ziemlich von allen Teilen des Schlachtfeldes gleich weit entfernt. Taktische Vorteile bot die Stellung insofern, als das Terrain überall vor uns sanft nach dem Feinde abfiel; ein Fronthindernis hatte indessen nur die Mitte an der ziemlich schwer passierbaren Bistritz und eine Anlehnung nur der rechte Flügel an der Elbe, während der linke frei stand und überdies noch den Nachteil mit in Kauf nehmen mußte, daß die ausgedehnten Waldstrecken vorwärts und links seitwärts, die nicht alle besetzt werden konnten, ohne die Kräfte gänzlich zu zersplittern, die Bewegungen des Feindes verdeckten.

Während der Zeit, welche uns Gelegenheit gegeben hatte, diese Beobachtungen zu machen, waren unmittelbar vor unserer Front wichtige Veränderungen vorgegangen. Plötzlich quollen auf einer buschigen Höhe, uns gegenüber, die bekannten weißen Rauchballen hervor. Der Gruß mußte erwidert werden, und so fuhr denn vor uns, kaum dreihundert Schritt entfernt, eine sächsische Batterie auf und begann ihr Feuer. Es entspann sich nun das Duell dieser beiden Batterien, das uns selbst mit in den Gefechtsbereich zog. Die Entfernung war enorm, ich habe sie auf mindestens dreiviertel Stunde geschätzt, und das Kaliber der Batterien — Sechspfünder — ein und dasselbe, auch die Konstruktion die gleiche, da unsere Geschütze aus Preußen bezogen worden sind. Nachdem sich unsere Batterie bemerkbar gemacht hatte, konnte man genau sehen, wie der Feind sein Abkommen suchte und besserte. Die ersten Schüsse schlugen einige hundert Schritt vor der Batterie ein, die nächsten erreichten sie fast, und mit dem fünften oder sechsten Schuß war die Entfernung so sicher gefunden, daß von nun an fast sämtliche Kugeln unmittelbar an oder in die Batterie einschlugen.

Wir konnten nun erwarten, auch zur Tätigkeit zu gelangen, und mußten an das und jenes denken, was vorher noch besorgt sein wollte. Jedem zogen wohl auch noch einmal sonnige und wehmütige Bilder der Vergangenheit und der Heimat durch die Seele und ein Gedanke an die Zukunft, den er aber so schnell und so leicht als möglich abbrach.

Um die kostbare Frist, welche uns noch bleiben konnte, am besten auszunützen, griffen aber die meisten in den Brotbeutel und verzehrten, was er bieten mochte; wußte doch niemand, wie sehr er dieser Leibesstärkung für die Tagesarbeit bedürfen werde. Ich hatte Brot und Schinken, die mir vortrefflich mundeten.

Das beginnende Feuer schien die Aufmerksamkeit auf unseren Flügel gelenkt zu haben; es kamen österreichische und sächsische Generalstabsoffiziere mit Aufträgen verschiedener Art, auch österreichische Generale ritten an unserer Front vorüber. Es wurde uns zu wissen getan, daß ein Verbandplatz für uns bei Vor in dem hinter uns liegenden Walde eingerichtet werde. Österreichische Pionierdetachements marschierten hart an uns vorüber, und aus den Weisungen, die ihnen von Ingenieuroffizieren erteilt wurden, ging hervor, daß sie beauftragt waren, am Saum des in unserem Rücken gelegenen Waldes Verhaue anzulegen. Maßregeln, die auf die Möglichkeit eines Rückzuges deuten, berühren nicht angenehm, wenn man von Siegen träumt, und doch müssen sie gerade zu dieser Zeit getroffen werden, wenn sie überhaupt wirksam werden sollen.

Willkommener war ein österreichischer Husarenrittmeister, der, wahrscheinlich einen General aufsuchend, zu dem er kommandiert war, uns laut und mit jubelnder Stimme zurief: „Auf dem linken Flügel geht das achte Korps vor und nimmt den Feind in die Flanke. Es wird ein guter Tag werden, Kameraden!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Schweizerreise.

Roman
von
Jakob Schaffner.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Das Testament.

„Testament
des Ulrich Karl Kronich, Kommerzienrat,
seinem Sohn und einzigen Kind Franz hinterlassen.

„Ein alter Mann muß immer auf die letzten Dinge gefaßt sein; wenn's ein junger schon ist, so hat er viel Aussicht, weise zu werden. Ich in meinem Teil fühle mich müde und lebensüberdrüssig; wer sterben will, der wird's auch dazu bringen, ohne daß er darum Gewaltmittel anzuwenden braucht. Es ist aber hier wie überall die Frage, ob man sich schon während seiner vollkräftigen Tage in der Hand hat. Ich kenne genug Leute, die es nie so weit bringen werden — mein Sohn gehört unter sie —, und die sterben werden, wenn's dem Zufall beliebt.

„Mit mir selber bin ich also im reinen. Der Gesellschaft bin ich nie etwas schuldig geblieben, und über das, was sie mir schuldig geblieben ist, lohnt sich nicht zu reden, nicht weil es wenig wäre, sondern weil es sich um einen ewig insolventen Schuldner handelt. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß zwanzig oder hundert oder fünfhundert anständige, aber sonst recht verschiedene Menschen, sobald sie Gesellschaft machen, sich zu einer einmütigen Lügner- und Heuchlerbande organisieren und offenbar allen Witz daran setzen, sich vom Pack, dem sie sonst persönlich so fern stehen, in nichts zu unterscheiden. Ich habe täglich gesehen, daß man vor Menschen mit großem Vermögen oder Einfluß oder einem bekannten Namen auf dem Bauch rutscht und ihnen alle Skandale, sogar Laster nachsieht, wenn sie sich nur dazu herbeilassen, die Salons zu zieren, während Männer und Frauen, die nichts sind als achtbare und originale Menschen, unbemerkt und unentdeckt bleiben, obwohl sie oft genug menschlich hundertmal mehr wert sind als jener windige Virtuos oder dieser hohle Ordensträger. Passiert ihnen vollends ein sogenannter

Fehltritt, haben sie ein Schicksal, aus Leidenschaft, nicht aus Lüsternheit, wie unsre Salonhelden, so kennt man sie vollends nicht mehr, sind sie auf einmal ‚unmöglich' geworden; niemand wagt es mehr, sie in seinem Salon zu haben, bis sie sich wieder ‚gesellschaftsfähig' gemacht haben durch eine Heirat oder eine große Erbschaft. Ich hatte für diese Erbärmlichkeit nie Verständnis, ging stets meinen eigenen Weg, und im Fall eines wirklichen Skandals würde man gefunden haben, daß ich auch den Mut zu demselben aufbrachte; ich besaß einen hohen Titel, Orden, Einfluß und Vermögen, hätte also nichts zu fürchten gehabt, bin dadurch andererseits, eben weil ich nicht zu den Leidenden gehörte, wohl berechtigt, ein freies und glaubhaftes Urteil zu fällen. Aber auch als ‚unbedeutender' Mann ohne Titel und Einfluß würde ich immer getan haben, was mir mein Wunsch lockend erscheinen ließ. Ich kenne genug Leute, und mein Sohn gehört auch unter diese, die nie den Mut und die volle Leidenschaft zu ihren Herzenswünschen hatten. Der Grund für jene gesellschaftliche Charakterlosigkeit muß wohl in einer Eigenschaft gesucht werden, die neben allen verschiedenen Fähigkeiten sicher gemeinsam ist; als solche fand ich stets die Feigheit.

„Mit meinem Schöpfer setze ich mich direkt auseinander; in mein Verhältnis zu ihm ließ ich niemals fremde Augen blicken. Es ist jetzt Mode, in den Salons viel über Gott und Religion zu schwatzen. Religion erschwatzt sich nicht, und die Nennung Gottes bei Teegesellschaften und Soupers ist Gotteslästerung. Mein Sohn gibt sich das Aussehen eines Atheisten, aber ich glaube nicht an seinen Atheismus, denn Gott bohrt an ihm. Freilich wüßte ich überhaupt nicht, was ich von ihm glauben sollte, wenn meine Menschenkenntnis wie bei den meisten Leuten auf eine oberflächlich erworbene und angelernte Psychologie — von der modernen Psychiatrie nicht zu reden —, und nicht auf feste sittlich-religiöse Fundamente aufgebaut wäre. Ich weiß, daß ich ein alter Mensch bin, der seine Wurzeln noch in jener deutschen Epoche hat, wo Pflichtbewußtsein und Hochsinn als Selbstverständlichkeiten galten; trotzdem habe ich dem modernen gesinnungslosen Zeitalter bewiesen, daß ich auch auf dem merkantilen Gebiet meinen Mann zu stellen wußte; ich brauchte mich vor keinem großrednerischen ‚Amerikaner' und ‚Neudeutschen' zu verstecken. Es ist mir eine trübe Freude, zu sehen, daß mein Sohn für die extreme materialistische und mechanistische Weltauffassung der Nurgeschäftemacher zuviel Geschmack besitzt; aber er wird durch seine Unfähigkeit dazu beitragen, daß jene platte und ausbeuterische Gesinnung recht zu bekommen scheint, zu einem Schaden der Gesellschaft, der nicht abzusehen sein wird. Daran wird mein Sohn mitschuldig werden.

„Meine geliebte Frau, die Mutter meines einzigen Kindes, habe ich an den Tod verloren und ihre Reste begraben. Niemand weiß so genau, wie viel ich an ihr eingebüßt habe, als mein Sohn; er hat mich sogar weinen gesehen, mich, einen alten, harten Mann, das einzige Mal in

seinem Leben. Damals hat er eine Gelegenheit vorbeigehen lassen, deren großherzige Benützung für unser Verhältnis zueinander von tiefgreifenden Folgen hätte werden müssen. Seine Gründe für diese Unterlassung sind mir unbekannt. Ich hatte alles verloren, er wenig, denn auch zur Mutter unterhielt er kein nahes Verhältnis. Ich war alt, stand vor dem Ende, er jung, stand mitten drin und hatte volle Hände. Nun, er gab nicht; fortan blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf den Tod einzurichten. Zuerst ging mir das hart ein; dann gewöhnte es sich. Ich hätte es auch freiwillig getan, denn ein Weiterleben ohne die Gefährtin meiner meisten Jahre, fünfundvierzig von siebzig, würde mir auch so nicht geschmeckt haben, und ich hätte mich immer danach gesehnt, bald mit ihr wieder vereinigt zu werden. Aber nach einem stolzen, tätigen und rechtschaffenen Leben gezwungen resignieren zu müssen, gibt einen bitteren Abschied. Ich würde es, in meinem unaussprechlichen Leid, angenehm empfunden haben, wenn mein Sohn etwas Schmerz wenigstens geheuchelt hätte, denn immerhin verlor er seine Mutter. Dazu hat er wohl von mir zu viel Halsstarrigkeit geerbt. Nun, bei diesem Erbe soll es auch bleiben. Über die Firma habe ich mich mit ihm bereits bei der Teilung auseinander gesetzt; sie ist ihm ausgeliefert. Mein Vermögen vermache ich direkt, ohne seine Hand zu berühren, seinen Kindern, und zwar zur Hälfte seinem Sohn Ulrich Klaus und zu je einem Viertel seinen beiden Töchtern. Das ganze Kapital beträgt, nach verschiedenen Erhöhungen durch Erbschaften, jetzt neunmalhunderttausend Mark, worüber noch anderweitig ausdrücklich und rechtsgültig verfügt ist.

„Nach meiner Meinung gehört mein Sohn zu jenen gesellschaftsfähigen Individuen mit Namen, Titel, Stellung und so weiter, denen ein Skandal gutgeheißen wird, ohne daß sie diese Duldung durch große persönliche Qualitäten, soziale Leistungen oder besonders hohen sittlichen Ernst verdienen. Über seine Lebensführung habe ich mich längst mit ihm auseinandergesetzt; auch jetzt, da ich schon mit einem Fuß im Grab stehe, bleibe ich dabei, sie entschieden und unversöhnlich zu mißbilligen. Ich halte seine ganze Liebesgeschichte für eine lächerliche Kinderei, eine Eitelkeit, zu der es ihm durchaus am offenen männlichen Mut fehlt, nicht wert, darum ein Familienleben zu zerstören. Handelte es sich um eine unwiderstehliche Leidenschaft bei einem stolzen und hochsinnigen Menschen, so würde er, ob nun seine Frau zur Scheidung willigt oder nicht — ich widerrate es ihr nach wie vor — öffentlich mit der anderen, der angeblich Geliebten, zusammen leben; bei seiner Stellung könnte er sich das und noch viel mehr heraus nehmen, wenn er wenigstens die Stirn hätte, die Gesellschaft zu vergewaltigen und auf den Kopf zu schlagen — von der sittlichen Souveränität will ich schon nicht reden. Wie die Dinge aber stehen, darf er nicht einmal seiner wirtschaftlichen Position trauen, denn er fühlt seinen Mangel an Fähigkeit, wenn er auch zu eitel ist, ihn zuzugeben, und es bleibt bei der Aufschneiderei. Dies halbe Verhältnis ist neben der

Sorge um seine Kinder der Hauptgrund, warum ich ihn bei der Erblassung übergehe; es kann nicht mein Wunsch sein, durch eine finanzielle Zuwendung seiner gesellschaftlichen Stellung neuen Glanz zu verleihen. Nach meiner Ansicht treibt er dem wirtschaftlichen und moralischen Bankrott entgegen, und der soll nicht aufgehalten werden. Je länger, je klarer habe ich die Empfindung, daß er nicht in die richtigen Verhältnisse geboren wurde, um ein redlicher Mensch zu sein; nun, er wird sie sich vielleicht wirklich selber schaffen, und mein Segenswunsch, den ich ihm in vollem Ernst und ganzer Aufrichtigkeit hinterlasse, ist, daß es nicht zu spät sein möge.

„Inzwischen ziehe ich auch den anderen Fuß ins Grab nach. Ich habe geliebt, geherrscht, erworben und nichts behalten. Manche Dinge sind mir mißlungen; vielleicht habe ich sie vergewaltigt; es ist ihre Schuld, sie hätten sich zur Wehr setzen müssen, aber mein Schade, denn am Starken läuft immer alles hinaus, wenn er dabei Gewissen und Empfindung hat. Das Beste am Leben fand ich, daß sich ein Mann darin durchsetzen kann. Von der Liebe rede ich nicht; wer darüber philosophiert, hat sie nie genossen. Das Schlechteste am Leben ist, daß man es darin mit so viel halbem, lahmem und lauem Volk zu schaffen hat, Leute mit kleiner Güte und kleinem Egoismus und kleinen, unbescheidenen Ansprüchen. Nun, zu diesen gehört mein Sohn nicht; das ist ein Grund zu danken. Aus meinem Sohn kann noch etwas werden, wenn er seinen Vater ganz los wird, aber nicht nur ins Grab. Sonst wäre es für ihn vorteilhaft, wenn er zu seiner Familie zurückkehrte und auf die Leute hörte.

Badenweiler, im August 1915.

Ulrich Karl Kronich, Kommerzienrat."

Zweites Kapitel.

Besondere und unbesondere Zeitläufte.

Zu jener Zeit lebten zu Basel in einem Häuschen am Rhein zwei Brüder Kuhny, Jakob und Fritz getauft, und zwar protestantisch, aber vom Taufwasser roch man ihnen nichts mehr ab; es hätte eigentlich erneuert werden sollen. Jakobs Ohren standen ihm nachdenklich vom Kopf weg, und sie waren genau so alt als er, nämlich siebenundzwanzig Jahre; Fritzens Nase stach unternehmend und ein wenig streitsüchtig in die Luft und war zweiundzwanzig samt ihrem Besitzer. Beide waren sie Fischer, sozusagen von Geburt, denn auch ihr Vater hatte Netze ausgeworfen, feste, aufrichtige Gemüter bei aller Verschiedenheit des Temperaments und der Geschmacksrichtung — Jakob trank lieber helles Bier, Fritz bevorzugte das dunkle —, wohl unterrichtet in vielen Angelegenheiten des Vaterlandes, und mit ihrem

Schicksal im allgemeinen weder besonders zufrieden noch auch besonders unzufrieden. Es konnte sich jeder noch bessere Umstände denken als die, in denen er lebte, aber auch schlechtere; wenn eine Hexe durch ihren Kamin herunter geschlittert oder eine Fee rosenduftend durch ihre Tür getreten wäre, um ihnen einen Wunsch freizustellen, so wäre freilich Jakob um das Objekt nicht lange im Zweifel gewesen, eher um sein Gewissen, denn er hätte sich in Gottes Namen seines Bruders Liebste wünschen müssen; aber Fritz wäre wild in der Welt umhergefahren mit seinem Begehren, weil er sich über das Mädchen hinaus — es war schön und lustig — eigentlich so geschwind nichts Rechtes hätte vorstellen können, soviel Gutes er übrigens in Stadt und Land noch witterte; es fehlte ihm eben die rechte Erfahrung.

Die Brüder Kuhny hatten genug zu essen und auch immer etwas kleines Geld, um ein Glas Bier trinken zu können, am Sonntag sogar einen Dreier Markgräfler, auch eine Halbe, wenn es sein mußte, und wenn ihnen einerseits die Aussicht zu fehlen schien, es in ihrem Leben zu besonderen Plätzen zu bringen, so empfanden sie andererseits auch keine eigentliche Nötigung dazu — Jakob jedenfalls gewiß nicht —, sondern als unverdorbene Söhne ihres Volkes begnügten sie sich mit dem, was da war, und trachteten ausdrücklich weder nach fremden noch nach hohen Dingen, wenn auch Fritz einen sehr lebhaften und herrischen Blick am Leib hatte. Der schweizerische Fisch war gut und fing sich nicht mit übermäßiger Schwierigkeit, doch waren die Brüder bereit, zuzugeben, daß vielleicht anderswo noch ein bequemerer vorkam, sogar noch ein größerer und breiterer, aber über den Rheinsalm ging nichts, und da sie oberhalb der Stadt eine guteingerichtete sogenannte Salmenwage besaßen, die in ergiebigen Jahren ganz ordentlich einbrachte, so konnten sie nicht recht sehen, warum sie Lust bekommen sollten, Schellfisch oder Kabliau zu fangen. Jedenfalls Jakob war von solchen Gelüsten ganz frei; Fritz träumte ab und zu von einem Walfisch oder von einem Menschenhai.

Die schweizerische Mobilisation hatte sie für eine kurze Zeit von ihrem erfreulichen Erwerb weggerissen. Gegenwärtig war ihre Division wieder zu Hause, und sie konnten ungestört fischen, wenn sie nicht unterhalb der Stadt im Eifer über die Grenze ins Deutsche hinein gerieten; dann setzte es Verdrießlichkeiten und Umstände. Dem Fritz war es einmal passiert, daß er im Verlauf einer Schlachtphantasie, die sich in seinem Kopf abspielte, auf Reichsgebiet vorstieß, und es hatte sich seinetwegen sogar die Regierung bemühen müssen. Über die Ursachen des großen Krieges besaßen sie weiter keine eigene Meinung. Sie lasen beide die Nationalzeitung, und da die alles wußte und richtig zu beurteilen verstand, so waren sie zwei ausgezeichnet belehrte Burschen von großer geistiger Unabhängigkeit. Im besonderen vertrat Fritz die Anschauung, daß die Deutschen offenbar jetzt in Europa kommandieren und alles preußisch machen wollten und darum aufs Dach haben müßten.

Aber noch öfter wünschte er den Russen und Franzosen ihre Hiebe, obwohl er dafür keine rechte Begründung zu geben vermochte; er war blond und blauäugig, mehr Begründung bedurfte es nicht. Jakob dagegen sprach die sanfte Meinung aus, daß es ein Unglück sei, daß es keinen Zweck habe, und daß die Menschen einander in Ruhe lassen sollten. Er fand es unchristlich und nicht neutral, dem oder jenem etwas zu wünschen, zumal jeder Vorteil von links oder rechts das europäische Gleichgewicht stören müsse, das für die Schweiz so wichtig sei, denn so lange sie einander die Stange hielten, so lange bleibe das Vaterland in Ruhe. Das hatte er ebenfalls in der Nationalzeitung gelesen, und so uneben hörte es sich nicht einmal an. „Aber wenn auch," meinte er persönlich dazu, „laß die Deutschen siebenmal hintereinander alles krumm und lahm siegen, so wird doch das Wasser nie aufwärts fließen und kein Fisch mit dem Schwanz voran schwimmen."

„Aber gewinnen die Franzosen, so wird das Elsaß wieder welsch und müssen wir französisch parlieren, wenn wir mit dem Kahn drunten durch die Schiffbrücke wollen," wandte Fritz ein. „Die Deutschen ist man wenigstens gewöhnt."

„Das wird mir nicht viel zu schaffen machen," erklärte Jakob. „Und zahlen muß man doch immer."

„Kannst du denn so gut französisch?" fragte Fritz.

„Ach, das!" machte Jakob und sah in den Himmel.

Doch ging von der tiefen und weiten Unruhe, die alle Welt ergriffen hatte und die auch die alte Stadt erfüllte und ihren schnurrigen Vereinen, Zünften, Zirkeln und Obrigkeiten nun beinahe einen ernsthaften und jedenfalls einen besorgten Anstrich gab, dies und das auf die Brüder Kuhny über. Fritz wurde in der letzten Zeit launischer, und es kam ein unzufriedener, aufbegehrerischer Ton an ihn; Jakob fing an zu leiden, er wußte selber nicht, woran, langweilte sich, fühlte eine unbestimmte Unruhe in den Knochen und gähnte viel. Immer marschierte Militär durch die Stadt, hier herein und dort hinaus, führte zwar dem Vernehmen nach erschrecklich viel scharfe Munition mit sich und trug an der Seite wirklich geschliffene Bajonette und Säbel, aber richtiges Militär war es darum doch nicht, denn vor allen Dingen fehlte es ganz an einem Krieg, wohin dies uniformierte Mannsvolk zog. Es verhielt sich damit wie mit jeder Erregung: die Menschen ertragen es schlecht, umsonst in Spannung versetzt zu werden. Es soll etwas nachkommen, und wenn es mit Gottes Hilfe die Cholera ist; aber Erregung für nichts hat noch immer schlaff oder krakehlig gemacht. Zwar die Majore, die den Bataillonen mit gezogenen Degen vorausritten, sahen zur öffentlichen Beklemmung wichtig genug drein, und die Spaßhaftigkeit in so einer Truppe wehrhafter Eidgenossen war nur halb so groß als in Friedenszeiten, wo es doch immer einmal etwas zu feixen setzte und wo selbst dem gravitätlichsten Hauptmann ein Schnippchen hinter dem Rücken geschlagen wurde. Jedoch

ob eine solche Mannschaft denn auch tapfer war, das nachzuweisen hatte man sich die letzten Menschenalter nicht zu heftig vorgedrängt. Die Mädchen freilich hatten sich noch nirgends über ihre Zurückhaltung beklagt, wo sie im Quartier lag und Zeit hatte, warm zu werden.

Zur Zeit jedenfalls war, wie gesagt, die eidgenössische Armee eine furchtbare Sache. Alles hatte ein grundanderes Gesicht bekommen nach den Berichten von Leuten, die es wissen mußten, nämlich der Kombattanten selber, und allein diese Veränderungen gaben genug Grund zum Aufsehen. Die Rheinbrücken waren mit Dynamit- oder gar Ekrasitladungen versehen für den Fall, daß die Franzosen von Westen oder die Deutschen von Norden Lust zeigen sollten, darauf zu promenieren. Die Offiziere drillten Wachtpikette an, die sich im Laufschritt den bedrohten Stellen nähern mußten, zurück gepfiffen und wieder hingesetzt wurden, und die Bürger wohnten den Übungen immer wieder halb atemlos, halb belustigt bei. Ja, der Krieg gestaltete sich für diese neutrale Armee so verheerend, daß manche von den Teilnehmern des Nachts draußen schlafen mußten. Man begreift, daß sich die Krieger der unparteiischen Demokratien aus diesen und anderen Gründen sehr wohl erkühnen durften, über die europäischen Fragen ein Wort mitzureden und gelegentlich auch den großen Armeen den Text zu lesen.

Hatte man den militärischen Übungen genugsam zugesehen, so ging man als Zivilist zunächst mit einem entschiedenen Gefühl von Gruseln über die unterminierten Brücken, um im Geist ganz schüchtern ein wenig in den Himmel zu fliegen, eine Höhe, zu welcher man sich sonst ungern verstieg. Die Strapazen dieses Ausfluges, die ebenfalls dem Weltkrieg aufs Konto geschrieben wurden, bedachte und beschwichtigte man dann im Storchen oder in der Safranzunft hinter einem Glas Wein, wo auch der Fortgang der Ereignisse im richtigen Licht erwogen werden konnte.

Handel und Wandel in der Stadt waren sachte eingeschlafen, seitdem es am deutschen Element mangelte, das sonst als eine Art von Brausepulver den alten Teich Siloah ein wenig erregte. Diesem treuherzigen Meister waren seine drei Gesellen, jenem vergnüglichen Unternehmer gleich ein ganzes Dutzend Arbeiter auseinander gestoben, die jetzt in deutschen oder österreichischen Uniformen ihrem Kaiser dienten und wahrscheinlich Heldentaten verrichteten, von denen sie hier selber nicht geträumt hatten; jetzt träumten ihre ehemaligen Arbeitgeber davon, und manchmal deren Töchter oder Frauen. Auch die zahlenden Fremden mußte man entbehren. Was dafür die paar Cafés besiedelte und die Zimmervermieterinnen in Angst hielt, verschüchtertes, heimatloses Volk, Flüchtlinge und Deserteure, Leute ohne bemerkenswerte Zahlkraft oder Arbeitslust, genoß wenig Schätzung und machte auch wirklich keinen Kohl fett. So rein unter sich hatte man sich eigentlich seit der Installierung der Eidgenossenschaft nicht mehr gefunden, was einen weiteren Grund zu Bedenklichkeit und Vorsicht abgab, denn der Umgang mit seinesgleichen war

in dem Land des Fremdenkults wenig entwickelt, so daß kein Nachbar den anderen recht kannte und ihm noch weniger traute, und viel anders als Wege verbietend und Prozesse anhängend hatte man sich hinüber und herüber auch nicht bemerkbar gemacht.

An sichtigen Tagen waren in den höher gelegenen Stadtvierteln alle Dächer besetzt von ereignishungrigen Bürgern, die mit dem Opernglas die elsässische Ebene nach den deutschen und französischen Schützengräben absuchten, Flieger verfolgten und den Stand von Batterien zu erkunden trachteten. Da das Häuschen der Brüder Kuhny am Rhein lag und sie auch kein Opernglas vermochten, so gesellten sie sich häufig zu jenen Nachmittagsbummelanten, die dem großen Geschehnis von anderen strategischen Punkten aus beizukommen suchten. Meistens bestiegen sie die bescheidenen Höhen des Bruderholzes, von denen man den weiten Ausblick auf die drei Höhenzüge des Jura, des Schwarzwaldes und der Vogesen hat, sowie in die Täler der Birs, des Birsig, des Oberrheins und der Wiese und vor allen Dingen über die Sundgauer Ebene, wo der Kanonendonner und das Gewehrgeknatter seit einem Jahr nicht mehr verstummt waren. Auf dem Bruderholz war eine grasige und mit Bäumen bestandene alte Schanze, vierzig Schritt im Geviert, angelegt in jener letzten hochfahrenden Zeit, als es die Schweizer um den Kanton Neuenburg mit dem dunklen, fernen Preußen aufnehmen wollten. Dort standen die Brüder Kuhny oft stundenlang, hatten Maulaffen feil, hörten, was die Leute über Deutschland und Frankreich sagten, sahen die Sonne groß, stumm und glühend hinter die burgundische Pforte hinab sinken und trotteten mit dumpf erregten Herzen und voll schwieriger Gefühle und Ideen nach Hause.

Aber Sonntags ging mit den Brüdern Kuhny ein hübsches, blondes Mädchen, ein erfreuliches germanisches Gewächs, um nichts kleiner als die Burschen, schlank, langbeinig, biegsam und von gescheitem und unverzagtem Aussehen. Das war Fritzens Braut, was jeder wissen konnte, und sonst noch etwas, das die beiden mit sich selber abmachten; für das Wenige, was mit der Zeit doch davon sichtbar wurde, hatte man das Aufgebot auf den Weg gebracht; in einigen Wochen sollte geheiratet werden. Nun stand man zu dreien auf dem grünen Erdwall, über sich den blauen Sommerhimmel, unter sich die Stadt und die Rheinbiegung, und um sich herum den weiten und bedeutenden Ausblick. Fritz steckte unternehmend die Nase in die Luft; dem Mädchen flogen die Haare im Wind und Jakob die abstehenden Ohren. Es ist noch nachzutragen, daß Jakob brünett war und einen angemessenen Schnurrbart trug, aber der Fritzens war schon ebenso stark und lang, nur weniger manierlich; seine Spitzen stachen eigenmächtig in der Welt herum, die linke nach oben und die rechte abwärts. Über allem Sehen und Hören — die Geschütze krachten mächtig aus dem Sundgau herauf — kam man ins Politisieren.

„Nun sieh mal — die Franzosen im Elsaß," sagte Fritz. „Frech, so einfach ins Land herein zu kommen. Da gehören sie doch nicht hin!"

„Gehören die Deutschen nach Belgien, Frankreich und Rußland hinein?" versetzte Jakob. „Da gehören sie auch nicht hinein."

„Ho — was das angeht — wir sind auch einmal in Italien gewesen, und im Waadtland waren wir auch nicht daheim, als wir hingingen."

„Das ist etwas ganz anderes," belehrte Jakob. „Das waren auch die alten Schweizer."

„Nach fünfhundert Jahren sind die Deutschen von jetzt ebenso alt, wie heut die Schweizer von dort. Man soll sich nicht so anstellen. Jeder tut, was er kann. Hätten wir's vermocht, so säßen wir noch in Mailand, wären vielleicht am Meer; Straßburg gehörte zu uns und der Schwarzwald und die Franche Comté, und wir wären so lang wie Italien oder so dick wie Bayern und Württemberg. Jetzt tun wir, als ob wir den Frieden erfunden hätten und noch nie einer Katz auf den Schwanz getreten wären. Alles Schwindel."

„Ich weiß nicht, warum du auf einmal so für die Preußen bist," achselzuckte Jakob. „Kannst du denn so gut hochdeutsch?"

„Ich bin nicht für die Preußen. Der Teufel soll sie holen; sie haben die Neutralität in Belgien gebrochen; es war ein Attentat. Belgien soll ein reiches und ebenes Land sein. Da bin ich nur froh, daß bei uns nichts zu holen ist und wir unsre Berge haben."

„Ja, wer hätte das gedacht," warf das Mädchen ein. „Früher lachten alle über die Preußen, wenn sie hier so herumliefen in Kniehosen und Wadenstrümpfen, und mit dem Rucksack auf dem Rücken und dem Bergstock im Museum vor den Bildern herum standen."

„Mit dem Rucksack und dem Bergstock gingen sie nicht ins Museum," ärgerte sich Fritz. „Das ist nicht wahr."

„Doch, sie gingen," beharrte das Mädchen. „Sogar ins Münster. Und Edelweiß brachten sie gleich von Berlin mit."

„Wenn sie's das Jahr vorher selber geholt und auf den Hut gesteckt haben, so werden sie's wohl auch drauf lassen können."

„Hier kaufen sie Rosen, das Stück zu zehn Rappen, und schicken sie als selbstgepflückte Alpenrosen heim, von den Gletschern bei Basel."

„Das ist ja Unsinn. Es wird einer einen Jux gemacht haben."

„Und die Weiber in Lodenröcken und im Tirolerhütchen? Noch letztes Jahr sah ich einen Mann mit Wadenstrümpfen und Zugbottinen. Und Gummikragen und Papiervorhemdchen, das konnte man ganz deutlich sehen. Von Mey und Edlich in Sachsen. Vielleicht lief er schon vierzehn Tage später in Kommißstiefeln oder Offiziersuniform in Belgien beim Sturm mit."

„Ja, man kann nie wissen, was hinter einem Menschen steckt," nickte ihr Jakob bewundernd zu. „Es sagen viele, das deutsche Volk sei tief gefallen und lange nicht mehr, was früher."

„Nun, die Belgier sollen auch nicht die saubersten sein, was man so hört," wehrte das Mädchen ab. „Eine Rotte Korah soll dort immer beisammen gehaust haben."

„Aber sie waren neutral," fiel Fritz eifersüchtig ein. „Was für ein dummes Geschwätz ist das: ‚Tief gesunken!' Dann sind wir auch tief gesunken. Die Deutschen sind gestiegen. Wenn du nur dem Mädchen nach dem Mund reden kannst. Davon versteht ihr beide gerade gleich viel. Auf allen Schlachtfeldern Sieger und tief gesunken! Ich wollte, ich wäre so tief gesunken."

„Das kann dir ja noch passieren," versetzte das Mädchen mit aufblitzenden Augen.

„Uns werden sie's einmal gleich machen, wie den Belgiern," lenkte Jakob ein, unglücklich darüber, daß er wieder Anlaß zu einer Eifersüchtelei geworden war. „Mit oder ohne Zugbottinen."

„Im Dienst haben sie keine, Jakob," bemerkte das Mädchen freundlich, um ihn zu trösten. „Aber du verlierst deine Krawatte. Komm, ich will sie dir wieder einhängen."

„Im Dienst haben sie," zankte Fritz weiter, „die Offiziere aus einem Stück und aus Roßleder; das wichst sich am blankſten. Ich weiß es vom Schuster. Aber sie können's probieren mit uns. Die Stadt werden sie ja vom Isteiner Klotz herunter zu Staub schießen. Gut. Die Schweiz fängt dahinter erst recht an, und auf den Paßwang schießen sie schon nicht mehr."

„Auf den Rigi auch nicht!" erklärte Jakob froh.

„Auf den Rigi auch nicht!" äffte Fritz nach. „Wieso auf den Rigi nicht? Wenn sie hinfahren, so schießen sie auf den Rigi. Bei uns gibt's überall gute Straßen; das ist nicht wie in den Karpathen."

„Und sie üben sich so viel im Bergsteigen die letzten Jahre," gab Jakob bekümmert zu.

„Im Dreck üben sie sich!" machte Fritz verächtlich. „Laß sie doch üben; nachher sitzen wir auf den Bergen und pfeffern herunter, daß es ihnen schwarz und rot vor den Augen wird. Bleich vor Angst werden sie dazu, dann haben sie ihre Nationalfarben. Überhaupt, ist die Krawatte bald wieder fest? Das ist schon ein Getue mit dem Jakob immer! Wie mit einem Herrenkind. Drehst du mir die Krawatte wieder an, wenn sie mir herunter fällt?"

„Laß ihn, Jakob," sagte das Mädchen und zog den Burschen mit sich auf den Weg fort. „Es weht heut wieder Nordwestwind; da wird er immer unvernünftig. Wir wollen noch ein wenig in den Wald."

Man ging dem Wald zu, das Mädchen und Jakob voraus, Fritz hintendrein. Aber schon nach hundert Metern brach er heftig vor und stieß Jakob zur Seite. „Führe doch das Mädchen nicht über alle Löcher und Steine!" sagte er verärgert. „Bei seinem Zustand." Er faßte es unterm Arm, um es den ganzen Nachmittag nicht mehr loszulassen.

Später machte das Mädchen Jakob Blumen pflücken, um einen Strauß heim zu bringen, lachte mit Fritz einiges über ihn, weil er, wie sie sagte, im Gras herumsteige wie ein Ziegengreis, verlangte von ihm, daß er sich auf alle Viere niederlasse und meckere, wurde ihm böse, weil er's nicht tat, und beachtete ihn für den Rest des Abends nicht weiter. Übrigens: wenn sie lachte, so zeigte sie zwischen ihren hübschen, schlanken Zähnen in der oberen Reihe vorn eine Lücke, die sie sich als Kind ausgefallen hatte. Die Brüder nannten sie danach „Zähnchen", aber den Namen gemacht hatte Jakob.

Das hätte nun wie vieles andere im Land so bleiben und weiter gehen können, ohne zu etwas zu führen, wenn nicht eine fremde Laune dazwischen gefahren wäre und einige Dinge ins Gleiten gebracht hätte.

Drittes Kapitel.

Ise Vossen macht eine Kahnpartie auf dem Rhein.

Am übernächsten Morgen wachte Fritz — es war noch nicht Tag — unruhig und mit schwerem Kopf und Herzen auf, obwohl er abends zuvor nur ein einziges Glas Bier getrunken hatte. Aber sein Vater war ihm im Traum erschienen, hatte ihn lange und etwas zerstreut angesehen und endlich zu ihm gesagt: „Fritz, in Ewigkeit, Amen. Wo ist die Mutter? Zwar ich brauche sie nicht; ich habe Gesellschaft genug. Aber sieh zu, der Himmel ist weit; du bist zweiundzwanzig Jahre. Hast du zu essen? Dann hast du was Rechts. Gott befohlen; du wirst schon noch ein Verbrecher werden." Mit diesem merkwürdigen Wort schwand er weg, und Fritz hatte jetzt das Nachdenken. Wo er den Vormittag stand und ging, beim Morgenkaffee, den Jakob gekocht hatte, im Kahn, den er darauf allein bestieg — Jakob flickte zu Hause Netze —, auf dem Rhein: immer und überall klangen ihm seines Vaters Worte im Sinn nach und sah er seine dunkle, unbestimmte Gestalt vor Augen. Dabei war er innerlich so ergriffen und auf eine gewisse Weise erschreckt, daß ihm alles neu und erregend vorkam. Die leichten, schwebenden Wolken, die heute früh den Himmel bedeckten, schienen ihm der Sinn irgend eines Geheimnisses zu sein, das der Weltbau hütete, einer lockenden, sozusagen kolossal weiblichen Sache im Leben, die noch ein ganzes Stück über Zähnchen hinaus ging und vielleicht bis an den Himmel reichte. Er stand lange aufrecht im Kahn und sah ihnen nach, um sich dann auf den Rand zu hocken und zu brüten. „Dies Basel und die Schweiz," dachte er: „Nun ja. Was tut man damit? Man hat's eines Tages kennen gelernt, und so gut. Mein Vater — ja, sieh mal! Da sitzt du auf deinem Kahn und bist traurig. Du könntest irgend einem an den Hals gehen; da hat der Vater schon recht gehabt. Warum? Einfach, weil du traurig bist. Pah, die wissen ja alle nicht, wer du bist; nur der Vater hat eine Ahnung. Drüben schießen sie und schießen

sie. Ach was, arbeite. — Warum sich wohl bei uns so wenig Leute ums Leben bringen? Es ist doch gar nicht so glänzend! Aber es tut mir nie gut, wenn ich von meinem Vater träume."

So im gleichen Netz Grillen und Fische fangend brachte er seinen Vormittag hin. Mit einer großen Ausbeute an jenen musikalischen Kerbtieren, aber nur einer mittleren an Fischen trieb er dann am späten Vormittag auf das Ufer zu, wo in der Nähe des Häuschens der Anlegeplatz war. Als er nun, ein gerader, sehniger Mensch, der er war, in Hose, Hemd und Stiefeln sich regend zufällig aufblickte, stand da über ihm auf dem Kaiweg eine fremde, schöne Frau von etwa dreißig Jahren, groß, schlank, vornehm, dunkel, voll Mut und Leben, und sah ihm mit ihren schwarzen Augen kühn und doch zugleich auf eine Art bedenklich zu, so daß er sofort das Gefühl hatte: „Mit der stimmt etwas nicht!" Kinder erraten auch manchmal auf den ersten Blick an fremden Menschen Geheimnisse oder Laster. Indem er seine Augen von ihr abwenden wollte, bemerkte er, daß sie ihn anredete; vor dem Geräusch von Wasser und Wind verstand er sie nicht. Nun war er von Natur kein besonders höflicher Mensch, aber er besann sich, daß man gegenüber Fremden Lebensart zeigen müsse, und trat daher weiter ins Vorderteil seines Kahnes, um zu hören, was sie begehrte. Sie wollte mit ihm über den Rhein fahren; er sollte sie übersetzen. Da tat es ihm aufrichtig leid, daß er kein Fährmann war, sonst hätte er sie vielleicht nicht ungern ein bißchen herumgerudert, obwohl sie verwöhnt und spöttisch genug aussah.

„Da müssen Sie noch ein wenig weiter gehen; die Fähre ist dort, wo die Kinder spielen," antwortete er nach der ersten Verwunderung errötend, zog mit der rechten Hand die Hose hoch und deutete mit dem Daumen der linken flußabwärts. Sie lächelte.

„Ich will aber gerade in Ihrem Kahn fahren," sagte sie. „Bei Ihnen wird es viel hübscher sein als in der angebundenen Fähre. Sie können mich doch übersetzen, so stark und geschickt wie Sie sind."

„Jaha," lachte Fritz geschmeichelt und warf die Arme um sich. „Ich bin aber kein Fährmann nicht; ich bin nur ein Fischer und das da ist ein Fischerwaidling. Kein Mensch fährt hier mit einem Waidling über den Rhein. Man muß auch durchs Wasser gehen, wenn man in den Waidling will; das ist doch nicht für noble Leute —"

Er bedauerte immer aufrichtiger, sie sah es ihm an, und das Lächeln in ihrem etwas schwermütigen Gesicht nahm zu. „Sie müssen sich nicht so genau an das halten, was die Leute tun und nicht tun," erwiderte sie, indem sie nun das Kaitreppchen hinab stieg. „Und dann haben Sie dort Bottiche im Kahn stehen; wenn Sie sie umgekehrt ins Wasser stellen, so kann ich darüber gehen."

„Das wäre so dumm nicht," erwog er anerkennend. „Es sind aber Fische drin; die schwimmen dann wieder fort."

„So lassen Sie sie schwimmen. Wir kommen ja auch manchmal gut davon."

„Aber mein Geld schwimmt mir weg —!"

„Sind's denn so viel? Ich will sie Ihnen bezahlen."

„Ho, für zehn Franken oder zwölf, rechne ich. Sonst sind's mehr, aber ich hab heut eben nicht recht aufgepaßt," lachte er verlegen.

„So, warum haben Sie nicht aufgepaßt?"

„Wegen nichts halt. Ich habe an anderes gedacht. Vielleicht sind's nur für zehn Franken — —"

Kurz, die Unterhaltung endete damit, daß er nacheinander die Bottiche auf den Rand des Kahnes hob und sie vor ihren Augen mit Fisch und Wasser in den Rhein ausschüttete. Das Wasser schäumte und die Fische glitzerten, überschlugen sich erregt in der Luft und schnellten in ihrem Element geisterhaft davon. Darauf stellte er die Bottiche, wie sie gesagt hatte, mit dem Boden nach oben hintereinander in das seichte Sommerwasser gegen das Ufer hin und sah sie erwartend an. Sie hatte mit Empfindung die kühlen, lebendigen Tiere in ihre Freiheit zurückkehren sehen und sich über dem Vorgang stehenden Fußes ein bißchen versonnen, weil ihr leidenschaftliches Herz überall Anteil nahm. Nun ging sie geschickt über die Bottiche und sprang leichtfüßig zu ihm in den Kahn. Fritz zog die Bottiche ein und setzte den Stachel an, um zuerst am Ufer hinauf zu stoßen und dann von einer vorspringenden Kiesbank aus mit der Strömung schräg überzusetzen. Aber diese Absicht mißfiel ihr, sobald sie sie bemerkte.

„Rudern Sie gleich hinaus," befahl sie, noch aufrecht im Kahn stehend. „Hier ist schlechtes Wasser."

„Ja, gleich," sagte er. „Ich will nur bis dort oben —"

„Aber ich will nicht," unterbrach sie ihn ein bißchen ungeduldig. „Nehmen Sie Ihr Ruder; ich habe keine Lust, in diesem Fabrikabwasser zu fahren."

„Das macht man aber so," wollte er erklären. „Ich muß Sie drüben bei der Münstertreppe landen; dazu muß ich hier zuerst aufwärts stacheln, sonst werde ich zu weit abgetrieben von der Strömung —"

„Ich habe doch nicht bei der Münstertreppe gelandet zu werden gewünscht," erwiderte sie lachend. „Und ich sagte Ihnen schon einmal, daß wir uns nicht darum kümmern wollen, wie ‚man' das macht; wir machen es, wie es uns am meisten freut. Ich dachte, hier seien alles unabhängige, mutige Menschen. Wozu seid ihr dann die freien Schweizer?"

„Ja, das ist mehr politisch," knurrte er und warf seinen Stachel in den Kahn, um nach dem Ruder zu greifen. „Dann kann ich Sie aber erst bei der Schiffländе landen," bemerkte er noch. „Das ist dort unterhalb der Brücke." Als sie dazu nichts sagte, sondern nur schweigend wartete, daß er ihren Willen ausführte, warf er sich ins Ruder, und bald schwankte der Kahn auf der offenen Strömung, von des Burschen gesunder Kraft schräg zwischen die Wellen hinein getrieben, die an seinem breiten Schnabel schäumend aufrauschten und spielend an der Seitenwand entlang liefen. Ise Bossen, denn so hieß die schöne Fremde, hatte sich indessen vorn im Kahn auf das Sitz-

brett niedergelassen, mit all der dunklen Unruhe und Sehnsucht, die sie erfüllte, und hinten stand Fritz und handhabte mit der Festigkeit und Gewandtheit seines jungen Körpers das lange Ruder. Der holde Schein des Tages tanzte auf den Wellen, und auf jedem treibenden Spiegel lag nackt und lächelnd eine Himmelsschönheit, aus dem Licht geboren.

Ise wurde nach langer Zeit zum erstenmal wieder etwas wohl. Sie selber war ein Kind des Lichtes und der freien Luft, und hier nun frei und ungebunden zwischen ihresgleichen dahin zu treiben, machte sie leichter und ließ sie aufatmen; aber ihr Schicksal fiel darum nicht von ihren Schultern, und die Ursache ihres stillen Leidens bestand unentwegt fort, denn so war sie Gott lieb und stand nun einmal ihr stolzes Herz dem höchsten Wesen offen und demütig zugewandt. Doch hatte sie schon genug erlebt und erfahren, um ihresgleichen, das heißt alles, was sich Mensch nennt und sich von Brot nährt, mit Vorsicht zu begegnen, und ein gewisser hochgemuter und spöttischer Ton, in welchem sie gern damit umging, kleidete sie gut, zumal er nicht die Überheblichkeit zum Hintergrund hatte, die die Leute ihr gern nachsagten, sondern die unbezwingbare Sehnsucht nach Glück und Erfüllung in einem freien Leben, womit alle ihre Schmerzen und Enttäuschungen zusammenhingen. Unter diese zählte bereits auch das Wiedersehen mit ihrem Geliebten, dem Konsul Franz Kronich, und daß sie sich noch gegen die traurige Erkenntnis sträubte, aus Liebe zu ihm und aus Achtung vor sich selber, vertiefte nur ihr Leid und führte es zuerst ihren Fundamenten zu, ehe es in der offenen Flamme ausbrach. So glich sie einem unaufhörlich in Feuer gehüllten schönen Haus oder einem brennenden Busch, aus dem der Gott des Lebens sprach.

Nach einem Auf- und Umblick zu den Kirchen, Brücken und Gärten, die sie nun erhöht umgaben, wandte sie die dunklen Augen wieder dem Burschen zu. Dieser sah ehrenhaft und etwas aufgeregt über sie weg, denn ihr Parfüm duftete ihm in die Nase, und er konnte überhaupt soviel hübsche und reizende Dinge, wie da in der ausländischen Person versammelt vor ihm saßen, auf die Dauer nicht ohne Herzklopfen vertragen.

„Das Rudern geht hier wohl schwer in der Strömung?" redete sie ihn schließlich wieder an.

„Ho, es tut sich," sagte er.

„Nein, es muß tüchtig Mühe machen. Bei uns sind die Flüsse lange nicht so reißend, und es geht auch nicht von selber. Wie heißen Sie eigentlich?"

„Kuhny Fritz," antwortete er, streifte sie, über die Frage verwundert, mit einem ungewissen Blick und sah wieder über sie weg aufs Wasser. „Im Winter hat es da Möwen," fügte er auskunftgebend hinzu.

Sie dachte einen Augenblick an die Möwen und stellte sich vor, wie sie ihm um den Kopf flogen, wenn er auf dem Wasser trieb, während die alten Häuser verschneit auf ihn herunter schauten und die kleinen elektrischen Wagen

über die Brücken durch das Schneegestöber rumpelten, und ihre heimatlosen, dunklen Augen wurden ganz bewohnt von der Anschauung.

„Ja, das muß hübsch sein," gestand sie. „Wissen Sie, daß Sie in einer sehr schönen Gegend wohnen? Ziehen Sie das Ruder ein, wir wollen uns ein wenig treiben lassen. Haben Sie Ihre Mutter noch?"

Fritz Kuhny ruderte weiter. „Nein, sie ist grad vor zwei Jahren und vier Monaten gestorben," erwiderte er.

„Sie liebten sie wohl sehr, weil sie die Zeit so genau wissen?"

„Sie liegt auf dem Theodorgottesacker," sagte er statt der Antwort.

„Aber Ihr Vater lebt noch?" forschte sie weiter.

„Der ist seit achtzehn Jahren tot."

„Sie haben Unglück gehabt, aber sehen Sie mich an; ich bin seit meinem siebenten Jahr eine vollkommene Waise. Sie hatten doch noch eine Mutter. Jetzt führt Ihnen wohl eine Schwester den Haushalt?"

„Es ist keine Schwester da. Wir machen alles selber."

„Wer, wir?"

„Ich und mein Bruder Jakob. Eben hat er die Woche. Er kocht und macht Netze und ich fange die Fische; nächste Woche fängt er sie. Aber wenn gutes Fischwetter ist, dann fahren wir beide."

„Jetzt ist kein gutes Fischwetter?"

„Man weiß jetzt gar nichts mehr. Der ewige Kanonendonner macht, glaub ich, den Fisch ganz verrückt."

„Er verwirrt nicht nur den Fisch, Herr Kuhny. Gleicht Ihr Bruder Ihnen?"

„Ja, ziemlich. Er ist aber ganz anders."

„Wenn ich Ihnen die Haushaltung machte, so könnten Sie beide immer Fische fangen. Ich webte Ihnen dann auch Netze, und mit meiner Küche sollten Sie schon zufrieden sein. Aber ich sagte Ihnen, daß ich gern etwas treiben möchte. Wenn ich bei Ihnen wäre, müßten Sie alles tun, was ich wollte. Ziehen Sie das Ruder ein."

Fritz hörte nicht auf zu rudern, obwohl es ihm anfing heiß zu werden von der ungewohnten Unterhaltung. „Es ist zu viel Zug da," erklärte er. „Und bei dem wenigen Wasser hat es auch überall Felsen unter dem Spiegel. Es ist zu gefährlich."

„Nun, die Felsen sind auch da, wenn Sie rudern."

„Das wohl, aber ich weiß sie."

„Wenn Sie uns treiben lassen, wissen Sie sie auch."

„Da ist nichts zu wissen, wenn man sich treiben läßt. Man liegt im Wasser, bevor man's merkt."

„Sie sollten es wenigstens tun, um die Fremdenindustrie zu fördern. Daß Sie anständig bezahlt würden, das können Sie sich doch denken. Man weiß ja, daß die Schweiz von den Fremden lebt. Und schließlich ist der Verdienst auch wirklich die Hauptsache. Oder nicht?"

„Vielleicht im Deutschen; dort ist man so darauf aus."

„Was wäre dann nach Ihrer Meinung die Hauptsache?"

Einen Augenblick besann sich Fritz, ob er sein Kleinod preisgeben solle; dann mußte er's aber doch spiegeln lassen. „Die Volksfreiheit!" erklärte er mit spöttisch zuckenden Lippen. „Ein Volk ohne Freiheit soll nicht meinen, daß es anderen kommandieren will."

„Sie wollen damit sagen, daß es den Deutschen an Freiheit fehlt. Ich weiß nicht; vielleicht haben Sie recht. Wir haben soviel Religion und Mut, Poesie und Musik. — Ich weiß es nicht: mir wenigstens ist nur wichtig, daß ich die Freiheit habe, meinen Gedanken zu folgen und zu tun, was mir lockend scheint. Wenn Sie jetzt zu mir sagten, Sie wollten mich dort auf die Berge hinaufführen, so ginge ich zum Beispiel sofort mit, weil es mir Freude machte. Aber sie wagen nicht einmal, mit mir ein bißchen den Rhein hinabzutreiben, obwohl Sie Lust dazu haben. Das ist doch greisenhaft, Herr Kuhny. Sie leben hinter Mauern wie ein Chinese."

„Ich bin ein Schweizer."

„Ich bin eine Preußin; was heißt das? Sie sind blond und gottesfürchtig und haben herrschsüchtige blaue Augen. So was nenne ich sonst deutsch. In Preußen würde man nicht einmal merken, daß Sie aus einer südlichen Gegend sind. Nur wenn Sie den Mund auftun, dann klingt es etwas schwäbisch."

„Ich dachte, es klingt hottentottisch," sagte Fritz wütend.

„Manchmal klingt es auch hottentottisch," gab sie zu. „Die Hottentotten sollen übrigens sehr freie Leute sein. Sagen Sie mal, was haben Sie hier eigentlich sonst noch so außer Ihrer Freiheit? Viel Mut und Geist wird's nicht sein, sonst würden Sie ein bißchen ins Unbekannte mit mir fahren. Was ist das so Besonderes mit Ihrer Schweiz? Belehren Sie mich einmal."

„Wir haben das Wahlrecht," knurrte Fritz über seinem Ruder, jetzt schon ziemlich widerstandslos unter ihrer Laune, und bewegte die Ohren vor Verdruß.

„Das ist schon was," spottete sie. „Wir haben's auch. Wagen Sie darum, die Form Ihres Lebens selber zu wählen? Sie leben, wie man Sie angedreht hat, und sind, wie es scheint, darauf eingerichtet, ewig so zu leben. Was haben Sie eigentlich bisher so selbständig gewählt? Hm?"

„Wir haben die Initiative und das Referendum," fuhr Fritz statt der Antwort fort, zu prahlen.

„Nun, die Initiative, scheint mir, haben gegenwärtig wir. Hören Sie nur auf die Kanonen; der Beweis ist furchtbar. Wenn ich acht Tage an diesem Platz sein müßte, so zerfiele ich mit dem Leben. Seitdem ich hier bin, gehe ich herum wie in einem schweren Traum. Mir ist so weh, ich weiß nicht wie; es kommt wohl davon her, daß ich Brüder und Vettern dort habe. Aber davon wollten wir ja nicht sprechen. Wo standen wir? Beim Referendum. In Ihrem Sinn: Einspruch. Nun, wenn Sie dabei den

Mut haben, gegen alle menschlichen Ungerechtigkeiten, Niedrigkeiten und Gemeinheiten, die Sie umgeben, Einspruch zu erheben, dann sind Sie freilich ein hochstehender Mensch. Wenn nicht, so wird Ihnen auch das Referendum nicht viel helfen. Was haben Sie noch?"

Er war jetzt sicher, daß er es mit einer Aristokratin zu tun hatte und holte zu einem ganz besonderen demokratischen Keulenschlag aus. „Wir haben keine Adligen und Herren, die uns den Braten vom Teller ziehen und uns in den Krieg treiben, denn wir sind neutral. Deutschland ist ein Kaiserreich, und das Geld ist Kaiser drin. Alles ist Schwindel."

Dazu sagte sie nicht gleich etwas, und als Fritz sie mit einem halb scheuen, halb trotzigen Blick streifte, bemerkte er, daß sie sehr ernst, beinahe traurig aus ihren dunklen Augen übers Wasser sah, und um ihren Mund hatte sich ein Zug stiller Bitternis eingegraben, der vorher nicht dagewesen war. Nach einigem Schweigen nahm sie aber das Gespräch wieder auf. „Sie haben da ein gutes Wort gesprochen," sagte sie. „Es ist wahr, bei uns rennt alles nach Geld, und die Sucht nach Geld und Gut verführt die feinsten Seelen. Ich habe einen Freund, der sein ganzes Leben darüber verliert und vor lauter Spekulationen nicht zu sich selber kommt. Alles wollen sie errechnen und erklügeln, und weil sie so gar gescheit sein wollen, werden sie mit den einfachsten Fragen nicht fertig und wissen nicht mehr auf natürliche Art froh und glücklich zu sein. Wenn sie dann ihr Defizit noch allein tragen müssen! Aber meistens werden andere Menschen mit hereingezogen und müssen ihre falschen Rechnungen zahlen helfen. — Nun, jetzt ist der Krieg da, und viele von diesen Klugen besinnen sich wieder auf ihre tiefsten Kräfte. Die entsetzliche Lektion — vielleicht war sie unumgänglich. Wer soll darüber philosophieren! Uns ziemt vor allem die Demut. Aber wenn für uns ein Volk ein Körper wäre, wie ein Bruder oder ein Geliebter, so ertrüge niemand den Anblick des blutenden und verstümmelten Leibes unter dem Messer des Arztes. — Wir wollen von etwas anderem reden. Das alles — nun, es ist blutig und schwer zu erleben. Aber wie Sie sich rühmen können, daß Sie neutral seien, das verstehe ich überhaupt nicht. Ein größeres Unglück für einen Mann kann ich mir gegenwärtig nicht denken. Wir finden alle im Kampf unsre Verjüngung und Erhöhung — und Sie prahlen, daß Sie neutral sind. Ja, mein Gott, fühlen Sie denn nicht, daß Sie an Ihrer Neutralität zugrunde gehen werden? Haben Sie noch nicht gelernt, daß jede Überklugheit zum Untergang führt? Nein wirklich, ihr Männer seid entsetzlich. Die paar Erfahrungen, deren ihr fähig seid, machen euch schlau und korrupt, und groß könnt ihr nicht anders sein als blutig. Was denken Sie sich eigentlich von Ihrer Zukunft?"

Diese Sätze hatte sie kummervoll und erregt hervorgestoßen, und wenn Fritz mehr klug als eitel gewesen wäre, so hätte er einen Blick in ihre Seele tun können. Aber er fühlte sich nur angeherrscht und ärgerte sich wieder.

„Das geht uns nichts an," entgegnete er achselzuckend. „Wir sind keine Fürstenknechte. Das ist ja alles verrückt, was da draußen gemacht wird. Schwindel. Ein paar Reiche wollen noch mehr Geld verdienen, drum ist Krieg. Alles kommt vom Kapitalismus!"

Auch diese trübe Weisheit hatte er aus der Zeitung geschöpft, und da sie nun außerdem ein trüber Kopf von sich gab, so wirkte sie auf Ise geradezu vergrämend und niederdrückend.

„Wie kann ein frischer junger Mensch solche abgegriffene und greisenhafte Reden führen!" erstaunte sie sich unbehaglich. „Wer pflanzt euch solche Meinungen in die Köpfe? Gut, vielleicht wissen wir alle nicht viel, aber dann ist mir ein fröhlicher und mutiger Irrtum lieber als ein schnöder und kränklicher. Was für eine vertrocknete Selbstgerechtigkeit gehört doch dazu, zu glauben, daß bloß in diesem Land alles gut und herrlich steht und der Schwindel nur hier nicht die Verhältnisse verdirbt! Nur ihr habt Vernunft! Ihr seid die Herren eures Schicksals. Lassen euch eure Geschäfte wirklich soviel Zeit übrig, daß ihr diese schreckliche, gespenstische Eingebildetheit in euch züchten könnt? Fürchtet ihr euch nicht wenigstens vor Gott?"

Fritz stieß Luft durch die Nase. „Vor Gott? Wer soll sich vor Gott fürchten? Es gibt keinen Gott. Die Franzosen leben auch ohne Gott und das lustig."

„Aber den Wilhelm Tell gibt es?"

„Ja, den gibt es!" erwiderte er patzig.

Man befand sich jetzt in der stärksten Strömung. Fritz stand breitspurig auf seinen festen Füßen im Kahn, federte kraftvoll in den Knien, wenn er das Ruder durchs Wasser trieb, warf selbstherrlich die Schultern zurück, wenn er's wieder vor brachte, und unter den Laubflecken, die sein Gesicht bedeckten, stand und leuchtete eine gesunde, romantische Jugendröte. Die Joche der steinernen Brücke schoben sich in Reigen hoch hinter seinem Kopfe vorbei. Darüber hing frei und strahlend im Raum die Sonne; der Himmel hatte sich aufgeklärt. Über den kleinen Häusern auf ihrem Hügel saß wie ein Huhn auf den Küken die altersgraue Martinskirche; eben gackerte sie zwölf Uhr. Dann begannen die Mittagsglocken zu läuten. Weiterher und noch höher herab leuchteten rot die schlanken, gotischen Flammen der Münstertürme, und die farbigen, glasierten Ziegel saßen wie aufgeregt und gleichsam schreiend in der Augustsonne auf dem Dach, als ob sie jeden Augenblick wegfliegen wollten. Das Wasser roch nach Fischen und nach Kühle.

Über Fritzens letzte Worte war Ise unwillig und peinlich betroffen errötet, weniger über die Tatsache, daß Fritz nicht an Gott glaubte — das konnte sie verstehen —, als über die Art und Weise, wie er's zu erkennen gab, und die ihn in ihren Augen unsäglich plump und beleidigend machte. Nach der ersten Anwandlung von Unmut faßte sie sich aber und besann sich auf eine Methode, diesen jungen Teufelsbraten zum Wohlgefallen der Heiligen und Seligen ein

wenig am Feuer zu rösten, und zwar in seinem eigenen Fett, nämlich seiner Verliebtheit und seiner Eitelkeit. Da er immerhin ein ganzer Mann war und sie neben aller Schwermut ein ganzes Weib, so konnte es nicht fehlen.

„Sagen Sie, Herr Kuhny," hob sie nach einigem Schweigen wieder zu reden an: „Sie wissen doch, daß bei uns die jungen Männer rar geworden sind. Eben, als ich von Hause abreiste, wurde mir auch mein Gärtner und Chauffeur eingezogen. Haben Sie nicht zufällig einen guten Freund, der die Stelle für ihn versehen könnte? Er soll wohlgewachsen sein und auch nicht dumm. Vielleicht hätte Ihr Bruder Lust, einmal eine Veränderung mit seinen Umständen vorzunehmen."

Fritz streifte sie wieder mit einem Blick; dann sah er aber mit ruhiger Selbstsicherheit über den Rhein, so sehr er übrigens die Ohren spitzte, und erwog seine Antwort gründlich.

„Mein Bruder — das geht nicht," erklärte er schließlich. „Der ist zu dumm. Was — muß denn der Bursch können?"

„Beinahe nichts. Man wird ihm alles beibringen. Das Auto ist sowieso im Feld. Und die Gärtnerei ist kein Hexenwerk; das lernt sich schnell. Aber vielleicht widerstrebt es dem schweizerischen Freiheitsbegriff, andern Menschen zu dienen, besonders deutschen."

„O — was das angeht — es sind doch viele von uns Kellner und Portiers. — Und die Deutschen sind auch Menschen —"

„Ich fürchtete gleich, daß ich gegen Ihren Stolz verstoßen würde. Warum sind Sie so ablehnend? Ich habe doch nicht Sie gefragt, ob Sie mir dienen wollten? So etwas mute ich Ihnen schon gar nicht zu."

„Besonders stolz und ablehnend bin ich nicht. Das kann man eigentlich nicht sagen. Ich habe ja auch nicht dagegen geredet. Andere würden da anders sprechen. Und mancher mag ganz gerne ein Stück Welt sehen. Die Welt ist weit, wie man sagt. Wird denn — so etwas — gut bezahlt?"

Seine Blicke flogen wie Stoßvögel über der Wasserbreite hin und her, aber er erlaubte ihnen nicht, sich auf die schöne Deutsche nieder zu lassen; inzwischen zogen seine Nüstern erregter als bisher ihr Parfum ein; es war Coeur de Jeanette.

„O ja, besonders jetzt, wo die Männer so selten geworden sind. — Ich fürchte, daß ich in der Schweiz mit meinem Angebot keinen Erfolg haben werde. Ja, ich glaube sogar, wenn das Glück in eigener Person hier erschiene, gerade so leicht angezogen, wie es immer abgebildet wird, so würde keiner von allen jungen Männern auch nur mit der Wimper zucken. Man sagte mir, hier würden schon alle Kinder in der Wiege verlobt, daher seien die Männer so treu und ernst, und so fest gegen Verlockungen. Besonders für fremde Schönheit scheint man hier ganz unempfindlich und kalt zu sein — neutral. Im Reich draußen ist man lange nicht so kapitelfest."

„Das ist — ganz, je nachdem," sagte Fritz über seinem Ruder schnaufend.

„Die Treue muß man halten, sonst geht alles drunter und drüber. Aber es sind auch bei uns immer Ausnahmen gewesen."

„Also doch? Natürlich, mancher ist sich zu schade dazu, seiner Lebtage Schuhe zu machen oder Tuch zu verkaufen. Ein gewandter Mann will sein Leben aufs beste anwenden, aber oft sieht er sich vergebens um. Bei uns zum Beispiel kommt es immer wieder vor, daß ein gutgewachsener intelligenter Jüngling im herrschaftlichen Dienst bei einer Komtesse sein Glück macht. Wir wissen sogar Geschichten von Prinzessinnen. Früher waren's die Feen, jetzt sind's die unzufriedenen Frauen."

Fritz fand, der Rhein habe noch nie so gezogen wie heute, und das Wasser schien ihm dreimal so breit als sonst. Dazu war ihm auf einmal, als ob ihm sein Mädchen am Hals hänge, und zwar mit dem ganzen Gewicht, das gegenwärtig nicht klein war. Von hinten zog die deutsche Komtesse oder unzufriedene Gräfin oder was sie war, und obendrein schaufelte sich sein Ruder immer tiefer in irgendeinen Schlamm oder in Pech hinein. Dazu saß ihm das glühende Gespenst des Mittags, das ihm diese Gesichte vorgaukelte, auf dem Kopf — vielleicht war es auch das leichtbekleidete Glück, von dem die Deutsche gesprochen hatte — und baumelte mit den glänzenden, nackten Beinen vor seinen Augen, daß ihm ganz schwindlig wurde. Obendrein war er traurig wie ein Kalb, und in seiner breiten Brust arbeitete sich zwischen Fischen, Netzen, Mädchenkram und Heiratsaussichten gleich einer Schweinsblase ein großmächtiger Seufzer herauf. Aber in einer fast abergläubischen Angst, durch ein unbedachtes Wort in fremde Gewalt zu fallen, biß er fest die Zähne zusammen und ließ keinen Ton mehr laut werden.

Ise begann sich über den gierigen und scheinheiligen Lümmel mit dem Verlobungsring an der Hand zu erbosen, und die Erwägung seines gesicherten und rechtmäßigen Verliebtenglückes machte sie so sehnsüchtig und unruhig, daß sie nahe daran war, zu weinen.

„Nun, ich werde in der Schweiz schon einen netten und bescheidenen jungen Menschen finden," sagte sie endlich mit einem gleichgültigen Ton, der ihn mehr erregte, als alles vorhergegangene. „Vielleicht ist man in Zürich gefälliger. Da kommt schon das Ufer. Wir legen bei dem Steg dort an." Ihre Gedanken flogen ihr dunkel und zwiespältig voraus. Die Welt war ihr von neuem trübe geworden, die Sonne der Heiterkeit verschwunden, und an ihrer Stelle tauchte der abgründige Mond der Melancholie an ihrem Horizont aus den Nebelwiesen ihres Lebens auf, weniger scheinend, als Spuke und traurige Ahnungen erregend.

Fritz ruderte, als gelte es das Leben, oder als könnte er zu seiner eigenen Hochzeit zu spät kommen. In seinem Herzen, wo bisher, nicht immer still und friedlich, aber im ganzen doch stetig die Fische seiner Zuneigung um das Bild der Braut gespielt hatten, hob die große Weltlust — es gibt auch eine kleine — zum erstenmal in seinem Leben ihr lockiges und lockendes

Haupt, und es hatte beinahe auf den Strich die Züge, Lippen, Augen und Wangen der deutschen Komtesse. In einer größeren Gefahr hatte er vielleicht seit seiner Geburt nicht mehr geschwebt. Vor Anstrengung und Scham hatte er soviel Blut im Gesicht, daß die Sommersprossen in der Röte untergingen wie die Linsen in einer Metzelsuppe. Als er sich wieder nach dem Stachel bückte, denn man war inzwischen wirklich am anderen Ufer angekommen, und ihm dabei die eleganten Säume, Spitzen und seidenen Strümpfe der unzufriedenen Gräfin in die Augen fielen, wurde er auf einen Moment richtig blind; am liebsten wäre er schnurstracks aus seiner Haut gefahren, er wußte nur nicht, wohin. Mit der traurigen Wut der Horniſſe ſtachelte er den Kahn vollends zur Anlegestelle, wo er knirschend auf den Kies auflief. Dann schmiß er wieder einen Bottich ins Wasser — mehr brauchte es hier nicht — und wartete mit abgewandtem Gesicht, starr wie Medea übers Wasser blickend, ohne von der doch immerhin beachtenswerten Gegenwart einer lebendigen, schönen Frau in seinem Kahn weiter Kenntnis nehmen zu wollen.

Ise lächelte auf eine flüchtige Art erheitert, aber indem sie sich wieder dem festen Lande zuwandte, fielen ihr alle Fragen und Nöte ein, die sie erwarteten, beinahe wie eine Trauergesellschaft, dunkel und nicht mehr zum Scherzen geneigt, nicht einmal mehr zum Warten. Abschiednehmend sagte sie zu Fritz: „Ich lege Ihnen da etwas auf die Sitzbank für Ihre Mühe; passen Sie auf, daß es nicht wegfliegt.“ Damit ließ sie eine Banknote auf das Brett fallen, setzte den Fuß auf den Rand des Wasserfuhrwerks, raffte die Kleider und verließ mit einem leichten Schwung Fischer und Kahn, ohne noch einmal zurückzusehen.

(Fortsetzung folgt.)

Autobiographische Fragmente von Wilhelm von Humboldt.

Mitgeteilt von

Albert Leitzmann.

I.

Im abgelaufenen Jahre hat der Briefwechsel zwischen Wilhelm und Karoline von Humboldt, dessen Veröffentlichung wir der pietätvollen und hingebenden Arbeit Anna von Sydows verdanken, mit dem die letzten anderthalb Jahrzehnte umfassenden siebenten Bande seinen Abschluß gefunden. Ich stehe nicht an, dieses monumentale Briefwerk den allerbedeutendsten und allerwertvollsten derartigen Büchern beizuzählen, die unsere an Briefen wahrlich nicht arme deutsche Literatur besitzt. Der gar nicht hoch genug zu schätzende Wert dieses Briefwechsels liegt vor allem in der allseitigen, durchweg offenen und wahren, die heimlichsten und verborgensten Tiefen der Individualitäten enthüllenden Selbstdarstellung der beiden einzigartigen Naturen, besonders Humboldts selbst. Ich weiß daher die autobiographischen Urkunden, die ich im folgenden mitteilen will, nicht besser einzuleiten und zu erläutern, als indem ich einige Betrachtungen vorausschicke, die ihren Stoff wesentlich aus jener reichen Briefquelle ableiten und aus ihr tieferes, zusammenhängenderes Verständnis wie reichere, farbigere Instrumentation gewinnen.

Schon in verhältnismäßig jungen Jahren, wo bei andern die eigentliche Festigung der Persönlichkeit erst beginnt, war Wilhelm von Humboldt zu der gefestigten Individualität geworden, als die er uns in ungetrübter Konsequenz während eines langen Lebens entgegentritt. Mit vollem Recht hat Rahel, für die er ständig ein Gegenstand der Anziehung und ein Problem des Nachdenkens gewesen ist, einmal von ihm gesagt, er sei von keinem Alter gewesen, und es ist auch wirklich erstaunlich, wie sich seine innersten Überzeugungen beständig gleich geblieben sind, ja sich häufig in den Briefen des Greises in dieselben Worte kleiden wie in denen des Jünglings. Er verstand es, in der Jugend den betrachtenden Ernst des reifen Mannes, im Alter das Feuer und die Begeisterung des Jünglings zu haben, gewiß eine beneidenswerte Art des geistigen Seins. Ermöglicht wurde sie ihm durch eine seelische Anlage, die den eigentlichen festen Kern seiner Individualität bildete, durch die innige Verkettung und Verschmelzung der Verstandes- und der Gefühlskräfte in seinem inneren Leben, begleitet von einer starken und unüberwind-

lichen Neigung zu spekulativem und kontemplativem Dasein in sich, der eine ebenso starke und schwer überwindliche Abneigung gegen alles weittragende Handeln und Wirken außer sich als immanente Tendenz entsprach. Er besaß eine weiche, weniger männliche als vielmehr frauenhafte Seelenanlage, und wir begreifen vollkommen, wie ihm von näheren Bekannten etwas Weibliches in den Gefühlen und im Umgang, übrigens durchaus lobend und anerkennend, zugeschrieben werden konnte. Dieser geistige Wesenskern hat sich in der Kindheit und Jugend durch widerstrebende Umstände und Verhältnisse mannigfacher Art hindurchkämpfen müssen, obwohl er so gar nicht auf Kampf gestellt war, und geriet in ernsteste Gefahr, erstickt oder doch verbildet zu werden. Daß aber diese Individualität sich in höchster Freiheit zur schönsten Vollkommenheit des in ihr liegenden Wesens entwickelt hat, verdankte sie einzig und allein dem beneidenswerten Glück, zur rechten Zeit aus der Berliner Atmosphäre heraus in die liebevolle Nähe der seelisch gleichgestimmten Karoline von Dacheröden und dadurch in den Kreis Schillers und Goethes versetzt zu werden. Der Bund mit Karoline bedeutete für Humboldt, wessen er sich auch selber sehr deutlich bewußt war, nichts Geringeres als die Rettung seiner Individualität, die damit erst die ihr notwendige Lebensluft gewann, vor dem Untergang und der Verkümmerung. Der Briefwechsel bietet uns die ergreifenden Urkunden dafür dar, wie dieser seelische Prozeß vor sich ging und sich vollendete und wie die beiden Beteiligten sich in beseligtem Glücksgefühl seines Wesens und seiner Bedeutung immer klarer und tiefer bewußt wurden.

Öde und freudenlos dahinwelkend nennt Humboldt seine Kindheit, traurig seine Jugend. Wir verstehen das völlig, wenn wir in die Atmosphäre seines elterlichen Hauses blicken, aus der durch den frühen Tod des Vaters das einzige belebende und anregende Element geschwunden war. Der Familienkreis, die steife und ernste Mutter, deren Verwandtschaft aus erster Ehe, der nüchterne und von Pedanterie nicht freie Hauslehrer Kunth, erscheint für die Erziehung eines weichen, träumerischen Knaben allerdings so ungeeignet als möglich. Frau von Briest, die Mutter von Karoline von Fouqué, hat uns eine ergötzliche Schilderung dieser Häuslichkeit hinterlassen, bei der auch der alte, stets auf dem Sofa schnarchende Köter nicht vergessen ist, und auch Humboldt selbst kamen stereotype, urkomische Situationen der Tante oder des Hauslehrers zeitlebens nicht aus dem Gedächtnis. In diesem kalten, glatten, steifen Kreise war es nicht erlaubt, Gefühle zu haben, noch weniger sie zu äußern; Affektation, Gespreiztheit, Verstellung, geistige Leere, Stadtklatsch waren hier an der Tagesordnung. Alexander brauchte in vertraulichen Briefen mit Vorliebe den Ausdruck „Familienennui" für die Atmosphäre des mütterlichen Hauses und datierte sie von „Schloß Langeweil". In diese Umgebung nicht nur hineingestellt, sondern ihr recht eigentlich als Objekt pädagogischer Maßnahmen unterstellt denke man sich die weiche, mimosenhafte Natur des jungen Humboldt, glühend und oft romantisch-schwärmerisch, ganz hingenommen von

der Gewalt seiner Gefühle beim Anblick von etwas Großem in der Natur oder im täglichen Leben, seien es auch nur die prächtigen Eisblumen an den gefrorenen Fensterscheiben in der ungeheizten Fremdenstube des Hauses, die leise ziehenden Sommerfäden der Wiesen oder ein unbekümmert durch die Menschenmengen mitten hindurchrollender Wagen. Sehnsuchtsvoll und wehmütig erfüllte das Kind ein fast nervöses Bedürfnis, sich seelisch an- und aufzuschließen, für das nur der verstorbene Vater zuweilen eine offene Empfindung gehabt hatte, dessen Bild in der Erinnerung Humboldts immer mit einem Nebenton der Innigkeit verbunden ist. So mußte das Herz des Knaben früh verschüchtert und bitter werden, wenn er sich dauernd unverstanden und in sich selbst zurückgescheucht sah. Im einsamen Verkehr mit der Natur und durch sie bald leise, bald stürmisch an- und aufgeregt, erging sich die durstige Seele im wehmütigen Genuß der eigenen Phantasien, für welche die märkische Ebene mit ihren intimen Reizen, schon lange vor Willibald Alexis und Theodor Fontane von dem märkischen Knaben und Jüngling innig empfunden, die düsteren Wälder von Tegel und die stille Fläche seines Sees das Sprungbrett wurden in unbekannte, geträumte Regionen des Lebens. Wenn er im Herbst vom Buche aufsah und durch die entlaubten Bäume vom Fenster der Arbeitsstube aus über den schweigenden See die Blicke schweifen ließ, erfaßten ihn melancholische, tieftraurige Stimmungen. Sein Hirn war seit frühen Kindertagen mit mannigfachen Gestalten bevölkert von Männern und Frauen, davon manchen gar nichts Wirkliches zugrunde lag, andre sich nur mit schwachen Stützen an wirklich gesehene Figuren anlehnten, um dann ihr eigenes Dasein von der Phantasie Gnaden weiterzuführen: stundenlang konnte er mit geschlossenen Augen diesem eigenartigen kaleidoskopischen Leben einer farben- und gestaltenreichen Phantasiewelt zuschauen, das in den schlafarmen Nächten des Alters wieder erneute und vergrößerte Bedeutung gewann und in den Sonetten des Greises eine hervorragende Rolle spielt. Der Mangel an verständnis- und liebevollem Umgang trieb den Knaben in eine Liebe zu den Büchern hinein, die er mit einer schwärmerischen Anhänglichkeit wie lebendige Wesen liebte, und wenn sein Auge, den Wolken folgend, sinnend in die Ferne schweifte, erfüllten ihn die erhabenen Gestalten der griechischen und römischen Geschichte und Sage, mit denen ihn seine lieben Bücher bekannt gemacht hatten, und diese Bilder einer gewaltigen Vorzeit stiegen als strenge, ernste Mahner und Lebenslehrer vor ihm auf. Hier liegen die tiefsten Wurzeln von Humboldts religiöser Hingabe an die Antike, ohne die ihm in jungen wie in alten Tagen das Leben schal und unerträglich erschienen wäre: fest ist sie in den Abgründen der Gefühlswelt für alle Zeiten verankert. Nur leise zog die Ahnung, daß auch für ihn gleichgestimmte Menschenseelen geboren sein möchten, durch das Herz, kurz wie ein beglückender Morgentraum, wenn er in begeisterter Verzücktheit sich in die Grundgedanken von Leibnizens Monaden- und Harmonielehre versenkte.

Bedenklicher waren noch die moralischen Folgen, die als Wirkungen jener häuslichen Atmosphäre zu befürchten waren. „Menschen, die mich liebten, aber mich nicht kannten, mich bilden wollten, aber die rechten Mittel verfehlten," schreibt Humboldt einmal, „hielten mich in unaufhörlicher Aufsicht ... Jede freiere Äußerung des Charakters unterdrückten sie. Und die Früchte dieser unseligen Bemühungen in mir? Verstellung, Tücke, Argwohn, Betrug." Es bildete sich in ihm ein raffiniertes System der Verstellungskunst aus, das übrigens auch vielfach von den älteren Hausgenossen unter sich in Anwendung gebracht wurde, und das Intrigenspiel, ursprünglich um gewisser Zwecke willen getrieben, wurde leicht und unversehens zum Selbstzweck und konnte so den Grund zu einer tieferen Verderbnis des Charakters legen. In dieser wahrlich nicht beneidenswerten Lage und Übung müssen wir die psychologische Quelle dessen suchen, was später so oft an Humboldt als Gleichgültigkeit, Frivolität, Kälte erschien und getadelt wurde, was aber im innersten Kerne nichts anderes war als eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Fertigkeit, seine Empfindungen zu verstecken und in sich zu verschließen, um sie den wenigen wirklich Vertrauten desto offener zu halten, eine Art, könnte man sagen, automatisch gewordener Schutzgebärde. „Es war eine tötende Gleichgültigkeit in mir," sagt er selbst von dieser Zeit, „so gar keine Erwartung und kein Bemühen, mir Freude zu machen, so ein bloßes Umtreiben und ein ewiges Studium; denn die meisten Menschen und Dinge waren mir nur so weit lieb, als ich an ihnen lernen konnte." So sah der Individualist und überzeugte Innenmensch, der im Zwang der Umstände selbst seine von ihm über alles geliebte Ideen- und Gefühlswelt so furchtsam zu behandeln gelernt hatte, daß er sie wie Heiligtümer in sich verbarg und rot wurde und zitterte wie ein Schuldiger, wenn er sie über die Lippen bringen sollte, mit heißer Sehnsucht, aber ohne rechte Hoffnung, ja mit Resignation in seine eigene Zukunft. Eine Epoche bewußten und unerbittlichen Kampfes gegen das Beste des eigenen Wesens, eine stoische Strenge und Unerbittlichkeit gegen jede Neigung und Liebhaberei trat ein im Hinblick auf die erhabenen Tugendvorbilder der Vorzeit, denen nachzuringen ein edles Ziel schien, und im Gedanken an die Bestimmung des Menschen, sich für andere nützlich zu machen: „Ich fühlte nur eine unverletzliche Pflicht und in ihrer Erfüllung den süßen Lohn." Das war eine Überspannung, ein Scheinsieg, der hier von der rauhen Außenwelt über das Individuum und seine Forderungen und Ideale errungen war: in den rechten Boden verpflanzt, durfte es fortan sich selber leben und sich in freier Schönheit und Selbstbestimmung zu dem entfalten, wozu es bestimmt war, und als ein eigenartiges Resultat dieser stoischen Kämpfe zur Gewinnung einer allzeit bereiten Selbstbeherrschung blieb die positive Willensherrschaft als ein stets dienstfertiges Instrument formaler Lebensgestaltung.

Seit seinem einundzwanzigsten Lebensjahre sind Humboldts Ansichten von Welt und Leben, vom Zweck des Menschen, vom Verhältnis des Indi-

viduums zur Gesamtheit, vom Werte des Daseins im wesentlichen dieselben geblieben und erscheinen dann sein ganzes langes Leben hindurch in wunderbarer Gleichförmigkeit. Er betont mit Recht, daß er in diese seine Richtung fast gar nicht durch Bücher und Lektüre, sondern durch Anlage, eigenes Nachdenken, Umgang und eigene Erfahrung gekommen sei: „Ich bin darin so, wie die Natur mich bestimmte zu sein." Dieser Umstand und seine beneidenswert glückliche äußere Lage, die es ihm ermöglichte, sich allem von außen wirkenden Zwange zu entziehen und nur sich selbst und seiner Bildung zu leben, erklärt uns das scheinbare Rätsel dieser Gleichförmigkeit. In volltönenden Variationen hat er dies eine Lieblingsthema seines inneren Wesens immer und immer wieder ausgeführt. Auf unsere Selbstbildung allein kommt es im Dasein an; sich selbst zu jeder Stufe des Genusses und der Kraft zu erheben, ist des Lebens höchstes Ziel; nur das hat Wert, was der Mensch in sich ist; alles Wirken auf andere geht von dem Wirken auf sich aus; man sei nur groß und viel, so werden die Menschen es sehen und nutzen; man habe nur viel zu geben, so werden die Menschen es genießen, und der Genuß wird Vater neuer Kraft sein; wir legen im allgemeinen viel zu großen Wert auf die Wirkungen und Resultate und vernachlässigen die Kräfte, wie sie an sich sind und wirken. „Es gibt doch nichts Höheres und Schöneres als das rege innere Leben der Seele; danach streben doch eigentlich alle besseren Wesen, und selbst die, welche niedrigere Sorgen drücken, fühlen, wenngleich unverstanden, denselben Drang. Allein den meisten Menschen wird es nur gegeben, mittelbar dazu zu wirken, nur uns und so wenigen, die das Schicksal gleich günstig zusammenfügte, ward es, unmittelbarer nur dafür zu streben und zu wirken." Die Vorbedingung eines solchen Daseins ist die höchste Freiheit der Entfaltung für Gedanken und Empfindungen: sie läßt uns zu dem werden, wozu unser Wesen uns führt, wozu wir bestimmt sind, und läßt uns dadurch unsere einzige Glückseligkeit erreichen; sie allein verbürgt uns auch die Wahrheit unseres inneren Seins. Diesem individuellen Leben muß alles andere nachstehen, jede Verbindung zwischen Menschen, auch die nächsten und innigsten wie Freundschaft, Liebe, Ehe, muß ihm immer untergeordnet sein, ja kann erst in dieser Freiheit auch ihrerseits zur höchsten Vollkommenheit gedeihen, denn wer sich selbst nicht respektiert, respektiert auch nie den andern. Diese Anschauungen sind Humboldt stets fest und unverrückt geblieben und durch die Erfahrungen des Lebens nur gefestigt geworden, unverändert, um ein Gleichnis Karolinens zu wiederholen, wie der stille Grund eines Baches: „Viel Wellen rauschen über ihn hin, aber er bleibt, er trägt sie und er scheint ewig mitten durch sie hindurch."

Daß Humboldt schon nach ganz kurzer Tätigkeit im Justiz- und zugleich auswärtigen Departement mit dem Titel eines Legationsrats als Vierundzwanzigjähriger den Staatsdienst verließ und sich trotz aller Aussichten zu einer glänzenden Laufbahn ins Privatleben zurückzog, hat nicht nur bei der

Beamtenwelt Berlins, sondern auch bei näherstehenden Freunden kein Verständnis gefunden. Mit Kopfschütteln sah man den vielversprechenden Jüngling seinem Glücke absichtlich den Rücken wenden; nur sehr wenige, wie Dohna und Leuchsenring, billigten den Schritt, den er getan hatte. Spätere Beurteiler haben den Grund zu diesem Schritte in den unerfreulichen politischen Verhältnissen finden wollen, die unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten und dem Ministerium Wöllner sich in Preußen heimisch gemacht hatten und einer Persönlichkeit wie Humboldt keinen angemessenen Wirkungskreis hätten bieten können. Er wäre wohl unter keiner Regierung im Staatsdienste geblieben. Wir brauchen nicht lange nach dem treibenden Motiv zu suchen: jener Schritt ist ja nur die notwendige praktische Folge aus den soeben geschilderten theoretischen Lebensanschauungen. Die Beamtenlaufbahn, besonders die juristische, bot nicht die Gewähr für die geforderte Freiheit des individuellen Lebens.

Die Hoffnungen, die Humboldt auf seine Verbindung mit Karoline von Dacheröden für die Rettung seiner Individualität in reinere und freiere Lebensbedingungen gesetzt hatte, fanden in der Wirklichkeit die schönste Erfüllung. Mit immer erneutem, an Wärme und Innigkeit immer noch zunehmendem Dankes- und Glücksgefühl gestehen sich die Gatten ein ganzes langes Leben hindurch, was sie einander sind und durcheinander geworden sind. Besonders wird Humboldt nicht müde, immer und immer wieder zu versichern, wie Karoline es gewesen sei, die ihm die Pforte zu allem menschlichen Glück aufgetan habe, wie er nur durch sie und für sie lebe und wie sie den Angelpunkt seiner gesamten geistigen Existenz bilde. „Ich kann mir Schritt vor Schritt nachweisen, wie ich alles durch dich geworden bin, teures, geliebtes Wesen, wie selbst, was mir angehört, sich höchst wahrscheinlich nie entwickelt hätte, und wie das Gefühl der vollsten, natürlichsten und höchsten Weiblichkeit, was keine Frau auf Erden so wie du gibt, indem es schon in mir eine Stimmung fand, die gern und tief darauf einging, eine Eigentümlichkeit in mir ausgebildet hat, an der alles andere hängt und die außer dir kein Mensch so kennt oder nur ahndet ... Man kann es dem Epheu vergleichen, der wohl manchmal hemmt und Kräfte nimmt, aber von dem man sich nie loswinden, in dem man lieber alle eigene Kraft selbst verhauchen möchte." „So schließt es sich am Abend des Lebens ruhig und freundlich mit den Kindern zusammen, und wir gehen in heiterem Rückblick auf die Lebenden zu den Gestorbenen. Wir haben wirklich viel Glück im Leben gehabt, es hat wie ein Segen auf uns geruht, weil ich dich hatte, mein süßes, einzig geliebtes Kind." Diese ernste und süße Melodie klingt harmonisch durch den Kranz der scheidenden Jahre hindurch bis an die Pforten des Todes, über die beide Gatten hinausschauen in ein lichtes Reich, Hand in Hand.

Leben und Schicksal, Glück und Leid, deren mehr oder weniger willenloser Spielball die meisten von uns Menschenkindern sind, vermochten an diesem Kern der Humboldtschen Lebensansicht nicht das mindeste zu ändern:

ja auch das Unglück und der Schmerz gingen als belebende und vertiefende Elemente in sie ein. Mitten im Genuß der seligsten Existenz, auf dem klassischen Boden Roms, traf die Eltern der schwere Schicksalsschlag, daß sie den ältesten, schönsten und begabtesten Sohn in blühender Jugendkraft einem tückischen Fieber erliegen sehen mußten. Mannhaft und ohne feige Schonung haben sie ihn ertragen und ausgekostet, und seitdem lag eine tiefe Wehmut wie ein satter Goldgrund dunkel und feierlich hinter allem, was sie dachten und empfanden. Sie gab ihrem Denken die volle abgeklärte Ruhe, ihrem Fühlen die Wärme und Tiefe, ihrem gesamten geistigen Dasein die Milde derer, die hellen und sehenden Auges durch die Prüfungen gegangen sind in dem Bewußtsein, daß es nicht darauf ankommt, im gemeinen Sinne glücklich zu leben, sondern darauf, alles Menschliche zu erschöpfen und sein Schicksal zu vollenden. Humboldt verleiht dieser Überzeugung Ausdruck in den Versen seines Gedichts an seinen Bruder Alexander, wo er vom Schicksal sagt:

„Auch uns hat es auf Rosen nicht gebettet;
Doch aus des Busens Tiefe strömt Gedeihen
Der festen Duldung und entschlossner Tat.
Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude:
Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide."

„Ich habe mich für das ganze Leben in dem Hange bestärkt, in tiefer Stille, was ich liebe, die Natur und mich selbst zu genießen und daraus eine solche Ruhe zu schöpfen, daß das mancherlei Fremdartige, was jeder im Leben und immerfort tun muß, mich nie mißmutig oder gar bitter macht; das Leben leicht tragen und tief genießen ist ja doch die Summe aller Weisheit." Diese Ansicht erhebt denjenigen, dem sie innerste Natur ist, über alles das, was gemeinhin als Glück oder Unglück, als Schicksal den Menschen trifft, weil sie ihn lehrt, daß es eine Sphäre gibt, wo diese Begriffe ihr schneidend Gegensätzliches verlieren, in einer höheren Einheit sich auflösen und wie schwere Träume zerstreuen. Der einzelne, ein abgesprungener und darum heller erglommener Funke des allgemeinen Lebensprinzips, als solcher zwar ewig wertvoll und unzerstörbar, kann den Kampf mit dem Schicksal nur befriedigend enden, wenn er sein individuelles Dasein unter jenem Gesichtspunkt betrachtet. Humboldt weiß freilich, daß auf diese Höhe der Lebensbetrachtung nicht jeder gelangen kann, ja er hält es auch nicht einmal für wünschenswert, weil diese Stimmung leicht den Tätigkeitstrieb niederschlägt; aber nur so kann der einzelne sein eigenes Leben zum Kunstwerk und damit zum höchsten seiner Gattung gestalten.

Auch die Jahre reicher politischer Tätigkeit, staatsmännischen Wirkens voll perikleischer Hoheit des Sinnes, wie Böckh es genannt hat, konnten nichts an Humboldts Seelenstruktur ändern, und wir finden ihn auch hier, so wunderbar das zunächst auch scheinen möchte, von den gleichen Anschauungen beseelt. Er schreibt einmal: „Der Mensch ist wirklich zu etwas Doppeltem geboren: die einen, das Leben und sich selbst zu nehmen, als wäre

nur das etwas Wirkliches, das, worauf es ankommt, der eigentliche Zweck; die andern, als sei es nur eine Form, an der sich die Menschheit wie der Künstler am formlosen Tone versucht, wo das Dasein untergehen kann, wenn der Gedanke nur Spur zurückläßt. Eine wahre und gänzliche Vereinigung gibt es dazwischen nicht, ebensowenig als einer zugleich Schauspieler und Zuschauer sein kann. Wer ganz darin ist, schaut nur selten und unvollkommen über sein Glück hinaus, und wem es Bedürfnis ist zu überschauen, taucht nur selten tief ein." Humboldt nahm bei allem tiefen Verwickeltsein in den Gang der politischen Dinge während des großen Aufschwungs Preußens vor hundert Jahren und bei aller patriotischen Empfindung doch stets trotz regster Tätigkeit im Inneren die objektive Rolle des Zuschauers bei dem erhabenen Schauspiel ein, und dieses, je unendlicher es ihn anzog, hob ihn desto mehr auch über alle seine verwirrenden Einzelheiten hinweg in eine stillere und freiere Weltansicht; es störte ihm niemals die Kreise seines inneren Daseins, in denen er sein eigentliches Leben lebte. Durch diese Objektivität der Behandlung und Betrachtung, die den Geist und das Gemüt frei von ihnen erhält, gewinnen sogar die staatsmännischen Geschäfte, statt, wie man meinen könnte, darunter zu leiden. Den häufig erhobenen Vorwurf der kalten Gemütlosigkeit in der Führung der Geschäfte lehnt Humboldt mit den Worten von sich ab: „Das kann ich wirklich mit der höchsten Wahrheit sagen, daß es keinen Menschen auf Erden gibt, der an den echten und wesentlichen Verhältnissen des Lebens mit mehr Treue, mehr Bereitwilligkeit, in jedem Augenblick alles dafür aufzuopfern, hängt. Ich weiß wohl, daß man dies nicht glaubt und daß selbst unter den Guten viele meinen, daß Wohl oder Verderben des Staates mir gleichgültig wären und ich die Geschäfte nur so wie ein interessantes Spiel behandelte, meine Kräfte daran zu üben. Ich halte freilich nichts von dem Lamentieren, wenn man nicht handeln kann, noch weniger von dem ewig und eifrig Wichtigtun und von dem selten von Eigenliebe freien Zudrängen, um zu retten; allein wenn ich wohin gestellt bin, so weiß ich, daß ich nie mein Dasein von der Sache trennen, sondern nur beides zugleich aufgeben würde. Wäre es in Prag, in Chatillon anders gegangen, als es ging, würde es sich erwiesen haben. Darum bin ich auch sehr gleichgültig bei den Reden über das Gemüt, die ich so oft hören muß, und lächle in mir darüber. Das wahre Gemüt im Handeln ist, seine Pflicht tun, sich und seine Neigungen hintansetzen und am Guten in Dingen und Menschen festhalten und es nicht untergehen lassen. Dann gibt es freilich ein höheres und tieferes Gemüt, von dem aber, die so darüber reden, auch nicht einmal eine Ahndung haben, weil gerade die sogenannten Gemütvollen immer recht fest, wenn auch im guten Sinn, an der Wirklichkeit hängen und nie von ihr loskommen." Wenn auch mit Humboldts Ausscheiden aus dem Staatsdienst zum Jahresschluß 1819 eine der allerbesten Kräfte für das aktive politische Leben des Vaterlandes verloren ging, er selbst konnte sich mit der Überzeugung

trösten, daß er doch eigentlich nicht für das äußere Wirken geboren sei, wozu man eine bestimmtere und mehr elastische Kraft haben und auch mehr in der Wirklichkeit befangen sein müsse, und ohne jede Spur von Bitterkeit zog sich sicherlich derjenige ins Privatleben zurück, der schreiben konnte: „Überhaupt ist es das Schicksal des Lebens, daß es immer eine Macht gibt, die einen anfangs trägt, hebt, unterstützt, aber am Ende auftritt und sagt, daß man ihr angehört, daß die Freiheit dahin ist, daß man der eigenen Empfindung, dem inneren Leben entsagen muß ... Ich fühle lange eine Sehnsucht, mich dieser Macht zu entziehen, ohne sie zu verletzen. Es ist nicht Furcht vor ihr, nicht Abneigung gegen das, wozu sie hinzieht, aber es ist die überhandnehmende Herrschaft des inneren Lebens, das wie ein Strom, der dem Meere naht, immer höher und mächtiger schwillt, je mehr er der äußersten Küste des irdischen Daseins zueilt. Ich stehe jetzt auf dem Punkte, wo die äußeren Umstände es vielleicht erlauben, und ich gehe daher mit behutsam zögernden Schritten, ehe ich neue Knoten schlinge, da ich nur die alten lösen möchte. Ich kann auch nicht sagen, daß es mich gerade zu wissenschaftlichen Arbeiten ladet, obgleich man sich mit Wissenschaft und Kunst immer beschäftigt, da sie ja nur der erweiterte Kreis aller aus dem eigenen Gemüt springenden Gedanken und Empfindungen sind. Wenn ich wahr sein will, so zieht es mich bloß zum heimlichsten, vertrautesten Leben mit dir hin, geliebte Seele, zu einem Dasein, das durch nichts Bestimmtes erfüllt wird, scheinbar zu keinem Ziele führt und in dem doch kein Moment leer und kein Gefühl ohne Frucht ist."

So schloß sich der Ring dieses wunderbaren Lebens an derselben Stelle, wo er begonnen hatte: die düsteren Wälder von Tegel und sein See, die der Tummelplatz des Knaben gewesen waren und die er mit seinen Träumen und Phantasien bevölkert hatte, sahen nun den Greis in selbstgewählter Einsamkeit genießen, schaffen und reifen bis zu dem ihm gesteckten Ziele, das er ohne Grauen, seit dem Tode der geliebten Frau mit Sehnsucht heranrücken sah. Still löste er sich mehr und mehr von der Welt, und die Vergangenheit wurde ihm durch die Ordnung und das Lesen seines Briefwechsels mit der Entschwundenen in wohltätig tröstender Weise zur Gegenwart. „Reicher und immer reicher und voll inneren, stillen, über sich selbst brütenden Lebens das Leben zu verlassen, ist, je näher man dem Augenblick kommt, meiner Empfindung nach immer mehr das Ziel, was alle Wünsche verschlingt. Es mag, um dies eben so zu empfinden, eine gewisse Innerlichkeit notwendig sein, die nicht allen Menschen eigen ist und von der es vielleicht gut sein mag, daß sie nicht allzu viele haben. Ich aber lebe und webe in ihr, und ich fühle doch, daß sie mich nie hindert und nie gehindert hat, auch an allem Äußerlichen teilzunehmen, wie es die Umstände forderten oder erlaubten. Nur freier und unabhängiger hat mich diese Richtung noch immer erhalten und mir Freuden gegeben, die sich mit nichts anderm vergleichen lassen. Auch wird niemand die Welt je so dankbar gegen Menschen und Schicksal verlassen."

II.

Die älteste Andeutung einer zusammenfassenden autobiographischen Arbeit findet sich in einem Briefe Humboldts an seine Frau aus Wien vom 10. August 1814. Er spricht dort von seinem alten Jugendfreunde Gentz, mit dem er in den langen Monaten der Wiener Kongreßverhandlungen wieder häufiger und intimer, als eine Zeitlang geschehen war, zusammenkam, und bemerkt: „Ich glaube ihn sehr richtig zu kennen und auch so geschildert zu haben in Schriften über mein Leben, die Du einmal nach meinem Tode finden wirst." Unmittelbar nach Humboldts Tode war diese Autobiographie noch vorhanden, denn Alexander von Humboldt nennt in einem Briefe an die gemeinsame Jugendfreundin Karoline von Wolzogen vom 12. Juni 1835 auf Grund von Informationen von Humboldts ältester Tochter Karoline, der Verwahrerin des handschriftlichen Nachlasses ihres Vaters, unter dem Schatz der vorhandenen Manuskripte neben den Sonetten auch „ein Stück von einem Leben, aber nur bis zum Jahre 1800". Dies Manuskript ist seitdem verschollen, und niemand weiß, wohin es gekommen ist: ein ganz unersetzlicher und nie zu verschmerzender Verlust, denn wir würden gern ein paar hundert Sonette missen, wenn diese kostbaren Blätter damit zurückgewonnen werden könnten. Bei dieser Lage der Dinge schwebt natürlich auch jede Vermutung über die Zeit der Abfassung dieser Schrift völlig in der Luft: man könnte an die römischen Jahre denken, wenn auch die Muße der ersten Wiener Jahre zwischen dem Herbst 1810 und dem Ausbruch des großen Krieges gegen Napoleon mir ein bei weitem wahrscheinlicherer Zeitpunkt ist.

Merkwürdigerweise taucht dann in der letzten Frankfurter Zeit, kurz vor Humboldts Abgang auf den Londoner Gesandtenposten, ein neuer autobiographischer Plan auf, der auf die eben besprochene Schrift gar keine Rücksicht nimmt, wie wenn dieselbe überhaupt gar nicht vorhanden wäre. Humboldt schreibt seiner Frau am 30. August 1817: „Wenn ich Zeit habe, schreibe ich gewiß noch einmal mein eigenes Leben, nicht so gerade das äußere, handelnde, dazu würden mir auch, da ich nie in der Art gesammelt habe, die Materialien fehlen, aber das innere, eine Darstellung der Menschen, der Zeit und der Welt, wie ich sie aufgefaßt habe. Es ist das aber auch nicht so leicht und verlangt Stimmung, Ruhe und Muße. Man muß gewiß oft lange bloß über der Vergangenheit brüten, ehe im Gedächtnis nach und nach die Erscheinungen hervorkommen und sich zum Ganzen gestalten." Sollte sich die Nichtberücksichtigung der älteren vorhandenen Arbeit vielleicht dadurch erklären, daß Humboldt sie, wie er es ja später auch mit den Briefen an Charlotte Diede und mit den Sonetten gemacht hat, geheimhalten wollte und sich nicht erinnerte, seiner Frau schon das Geheimnis verraten zu haben? Jedenfalls gedenkt hier Humboldt auch einer zweiten autobiographischen Arbeit nicht, die, wenn sie auch Fragment geblieben war, seit dem Januar 1816

bereits vorlag und die er wohl dadurch als mißlungen oder aufgegeben kennzeichnen wollte. Dies Fragment trägt das Datum „Frankfurt, 29. Januar 1816" und lautet folgendermaßen:

[1.] Es ist immer eine innere Plage meines Lebens gewesen, mit Ideen schwanger zu gehen, die ich zum Gegenstande eines Aufsatzes, eines Buchs, oft eines bedeutenden Werks machen wollte, und nie dazu zu gelangen. Die Umstände, die es verhinderten, waren nicht gerade äußre, ich war eine lange Reihe von Jahren hindurch in der freiesten, beneidenswürdigsten Lage. Es waren vielmehr innere, deren in der Folge dieser Blätter vorzunehmende Untersuchung den hauptsächlichsten Aufschluß über meine ganze geistige Eigenthümlichkeit geben wird. Hier ist es mir genug, die Thatsache anzugeben. Fast zu keiner Zeit, selbst nicht in den geschäftevollsten Lagen, bin ich von solchen Planen frei gewesen; hundertmal habe ich einen neuen gefaßt, angefangen zu schreiben, und das Geschriebene zerrissen, Sammlungen zu künftigen Arbeiten gemacht, und sie halbvollendet wieder aufgegeben. Mit doppelter Stärke mußte daher diese Lust bei meinem jetzigen Aufenthalt hier rege werden, wo ich fast absoluter Einsamkeit und vieler Muße genoß, und noch der Umstand hinzukam, daß die Vollendung der Uebersetzung des Agamemnon mich wie von selbst etwas Neues zu beginnen reizte. Ich fieng wieder nach der alten Weise an, wo denn die Versuche auch gleich fruchtlos waren, bis ich auf einmal eine neue Bahn einschlug. Ich fühlte nemlich lebhaft, daß ein Werk der Untersuchung nicht mit einzelnen Büchern, und in abgerissenen Stunden unternommen werden könne; ich nahm mir vor, bis mich das Schicksal wieder in eine unabhängige Lage versetzte, ganz darauf Verzicht zu thun, und kam dagegen auf das, was ich jetzt hier anfange, auf den Versuch einer Selbstbiographie. Hierzu kann ich Alles aus der Erinnerung und dem Nachdenken schöpfen, beide begleiten mich ohnehin immer, und sind keinem Geschäfte fremd, und es ist würdiger, die Jahre des Lebens, die leicht es beschließen können, mit Betrachtung, als mit großentheils mechanischem Sammlen zuzubringen. Man kann selbst nicht wissen, wieviel ein, oder zwei Jahre, die man gewissermaßen, als einen Stillstand ansieht, der dazu dienen soll, das vorhergegangene zu überschauen, auf den Charakter und das innere Schicksal einwirken können. Daraus je etwas zu machen, das einem Buch auch nur ähnlich sey, daran denke ich allerdings nicht. Allein ein solcher äußrer Zweck lag auch wenigstens nicht so sehr, als das innere Bedürfniß der Ausführung einer Idee, jenem oben erwähnten Verlangen zum Grunde.

2. Unter einer Selbstbiographie verstehe ich nun aber gar nicht eine Beschreibung meines Lebens, die ich für höchst unbedeutend, noch eine Geschichte meiner Zeit, zu der ich mich nicht berufen halten würde — Eben so wenig habe ich dabei eine solche Anklage und Rechtfertigung im Sinn, bei der man wie ein Todtenrichter bei seiner eigenen Leiche steht. Es giebt in dem Menschen, wie in jedem wirklichen Wesen, immer einen gewissen Theil, der nur ihn und sein zufälliges Daseyn angeht, und recht füglich von andren unerkannt mit ihm dahinstirbt; dagegen giebt es in ihm einen andren Theil, durch den er mit einer Idee zusammenhängt, die sich in ihm vorzüglich klar ausspricht, und von der er das Symbol ist. Man kann sogar darauf den Unterschied unter den Menschen begründen, daß die gewöhnlichen nur Symbole ihres Gattungsbegriffs sind, die höheren diesem irgend eine, allein immer leicht aus ihm herzuleitende Individualität geben, die großen und außerordentlichen eine Idee symbolisiren, auf die man nur dadurch, daß sie sie lebendig darstellten, kommen konnte. Dieser Unterschied zwischen dem Symbolischen im Menschen, und dem einzeln, und gleichsam nur als Schlacke der

Wirklichkeit in ihm da Stehenden wird mich bei meiner Selbstbiographie leiten. Ich werde das Letztere durchaus übergehen, allein in die größeste Ausführlichkeit und Tiefe in Alles hinabsteigen, was die Betrachtung über die Welt und den Menschen erweitern kann. Ob ich dadurch vortheilhafter, oder unvortheilhafter erscheinen werde, wird mich dabei nicht kümmern. Es ist gar nicht meine Absicht bei mir stehen zu bleiben, noch auf mich zurückzukommen, ich gehe nur von mir, als dem mir bekanntesten Wesen auf die Welt über. Ich werde mich daher auch ganz vorzüglich auf alle Gegenstände verbreiten die ich in meinem Leben beobachtet, oder mit denen ich mich beschäftigt habe, Natur, Kunst, Wissenschaft in allen ihren Theilen, namentlich Geschichte und Sprache, Länder, Nationen, äußere Verhältnisse, Staatsgeschäfte, Menschen. Allein wie ich erst von mir selbst sagte, so werde ich jeden dieser Gegenstände auch nur immer in Verbindung mit der in ihm ausgedrückten Idee, in seinem Zusammenhange mit dem ganzen Ideenreiche betrachten. Ich werde daher alles aufsuchen, was symbolisch in der Welt verhüllt liegt, und Alles nach meinem inneren Maßstab, und auf den Zweck zusammenstimmender Bildung hinwirkend beurtheilen, aber dem Begriff einer Selbstbiographie treu, nur das Selbsterfahrene, und also immer nach voller äußerer oder innerer Anschauung treu schildern.

3. Dazu kann ich leicht mehr, als andre, geeignet seyn. Denn ich bin, mehr als irgend einer, ein reiner Zuschauer in der Welt. Früh durch strenge Willensübung von Glück und Unglück unabhängig geworden, durch eine ursprüngliche Anlage mehr auf die Form, als den Stoff, die Thätigkeit, als den Erfolg, das Interesse der Betrachtung, als der Empfindung gerichtet, ist nichts in mir und um mich vorgegangen, was ich nicht immer mit großer Freiheit des Geistes beobachtet hätte. Gewissenhafte geschichtliche Treue ist von jeher ein Grundzug in mir gewesen, und auf das Talent Anschauung und Idee, beide so rein, als möglich, mit einander in Berührung zu bringen, habe ich beständig besondren Werth gelegt. Hiermit hat sich nun große Uebung verbunden. Denn von meiner frühesten Kindheit her erinnere ich mich, daß ich unaufhörlich auf die Menschen um mich her Acht gab, sie unter einander, und mit denen, die mir für das Vorzüglichste galten, verglich; immer hielt ich es für die wünschenswürdigste Kunst den Menschen, gleich als ein Instrument spielen zu können, nicht zu äußren Zwecken, was ich immer verachtete, und wozu ich nicht immer großes Geschick habe, aber zu inneren, daß sie sich selbst lebendiger erkennen, und bedeutender und freier aus sich hervortreten, also wie man wohl möchte, daß andre wieder auf einen selbst einwirkten. Allen diesen Stoff habe ich dann der Einsamkeit und der Natur anvertraut, und immer bei mir herumgeworfen und verglichen, da niemand soviel innere Muße hat, als ich, weil diese Muße der eigentlich tiefe und klare Grund meines Lebens ist, über dem hin der ganze Ballast des Lebens, Geschäfte, Zwecke, Verhältnisse, schwimmt, ohne den man wirklich zu leicht von der Empfindung hin und hergetrieben wird. Das tiefe und innere Verlangen, mich von ihm frei zu erhalten, hat mich denn auch gewöhnt ihn mit Leichtigkeit fortzuwälzen, und meiner eigentlichen Natur nie nahe kommen zu lassen. So habe ich nicht gerade mehr Welterfahrung, als andre, aber unstreitig eine solche, in der auf eine eigenthümlichere Weise Erfahrung und Nachdenken zusammentreten.

4. Wenn ich auf diese Art zu einer Selbstbiographie, in welcher sich die Schilderung der Welt an die eigene anschließt, vorzüglich fähig bin, so bin ich auch vielleicht durch eine Art Nothwendigkeit meiner Natur auf eine solche Arbeit beschränkt. Ich habe, nicht gerade eine Unfähigkeit des Geistes, aber ein Widerstreben des intellectuellen Wollens das Subjective vom Objectiven, das Einzelne vom Allgemeinen rein abzuscheiden, welchen Gegenstand ich behandeln mag, so wird er mir wie unendlich unter den Händen, knüpft sich überall an, und ich weiß nicht,

wo ich anfangen, oder aufhören soll. Mit einer Selbstbiographie verträgt sich nun dies sehr gut. Es soll in ihr nichts rein objectiv, oder allgemein seyn, es soll Alles mit Allem in Berührung stehen, aber der allgemeine Beziehungspunkt ist immer unmittelbar gegeben, man weiß immer von wo man ausgehen, wohin zurückkehren wird. Die mich genau und wahr beurtheilt haben, fanden immer, daß ich durch meine Naturanlage weder zu großen Thaten des Lebens, noch zu wichtigen Werken des Geistes bestimmt bin, daß aber meine eigentliche Sphäre das Leben selbst ist, es aufzunehmen, zu beobachten, zu beurtheilen, zu behandeln, und zu gestalten. Darauf eben aber kommt es hier an, da der geschilderte Gegenstand das Leben selbst ist.

5. Ob jemand künftig diese Blätter lesen soll, wird erst ihr Inhalt ausweisen, wenn sie ihrer Vollendung nahe sind. Aber ich werde sie immer so schreiben, als wären sie für jeden bestimmt, der fähig ist, sie zu verstehen. Nur das unter dieser Voraussetzung Geschriebene kann auf Klarheit, Bestimmtheit und pragmatische Allgemeinheit Anspruch machen. Allein eine wird dies gewiß lesen, die mein Leben mit mir getheilt, und den entschiedensten Einfluß auf dasselbe, meine Ansichten und Ideen davon gehabt hat, die ich bei hundert aufgestellten Behauptungen erwähnen, oder im Sinn haben muß.

---

6. Ich will damit anfangen, ein kurzes Bild meiner selbst zu entwerfen, in dem mein Wesen auf einmal, wie in einem Spiegel, erscheinen soll.

Die hervorstechenden Seiten an mir sind: vollkommene Herrschaft des Willens über mich selbst; vorwaltende, innerhalb gewisser Schranken, und in einer bestimmten Art sehr bedeutende, und nimmer ermüdende Denkkraft; bei gar keiner Neigung auf das Aeußere, als solches, leidenschaftliches Verlangen nach innerer, auf ganz eigenthümliche Weise idealischer Beschäftigung mit und in mir selbst.

Aus diesen drei Stücken folgt unmittelbar, daß ich ein durchaus innerlicher Mensch bin, dessen ganzes Streben nur dahin geht, die Welt in ihren mannigfaltigsten Gestalten in seine Einsamkeit zu verwandeln.

Ich werde jetzt jeden dieser einzelnen Punkte näher bestimmen.

7. Die Selbstbeherrschung hat seit meinem 12. Jahre, wo ich sie, ganz aus innrem Antrieb, anfieng, bis jetzt, wo ich sie noch nicht verschmähe zu üben, nie einen andren Zweck gehabt, als sich selbst. Ich habe nicht meine Leidenschaften besiegt, um tugendhaft zu seyn, nicht ihre Ausbrüche unter meine Gewalt gebracht, um geschickter durch das Leben zu kommen, es hat mich kein Zweck getrieben, mit Abziehung von allen übrigen Gegenständen, nur Einen Punkt zu verfolgen, keine Begeisterung, die, indem sie eine Idee heraushebt, alle übrigen niederschlägt. Ich habe aber von jeher einen Abscheu davor gehabt, mich in die Welt zu mischen, und einen Trieb, frei von ihr, als ihr Beschauer, und Prüfer, zu stehen, und habe natürlich gefühlt, daß nur die unbedingteste Selbstbeherrschung mir den Punkt außer der Welt schaffen könnte, dessen ich bedurfte; dann liegt auch in dieser, den reinen inneren Willen ehrenden Nüchternheit für mich das eigentlich Edle des Menschen. Geweckt wurden diese Begriffe zuerst in mir durch das Alterthum, an das hernach wieder sie mich auf immer geknüpft haben; und ich gieng zuerst von dem reinen Begriff der Stoiker aus, zu wollen, weil man will. Meine Selbstbeherrschung und mein Zurücktreten aus der Welt sind aber durchaus von dem ascetischen Tödten der Begierde, und dem einsiedlerischen Entfernen vom Weltlichen verschieden. Ich lasse der Begierde ungescheut den Zügel schießen, und erkenne in dem Genuß, selbst in dem, den viele ausschweifend nennen würden, eine

große, und wohlthätig fruchtbare Kraft; die Begierden aber, wie Zorn, Haß, Rachsucht, durch deren Befriedigung der Mensch bloß gewinnt, daß er sich ihrer kochenden Glut entladet, sind mir theils fremd gewesen, theils habe ich sie von mir willkührlich entfernt. Wenn sie zu rechtfertigen, und heilsam in ihren Folgen sind, so sind sie es nur entweder in denen, in welchen der reine, von Haß und Erbittrung getrennte Rechtsbegriff zu schwach wirken würde, oder um Wirkungen hervorzubringen zu denen, auch bei dem stärksten, das Gemüth nur in diesen seinen Krankheiten Kraft genug hat; und dann erhält der Mensch die Gestalt einer Naturkraft, die ich wohl bewundre, und nicht misbillige, aber selbst nicht annehmen mag. Was aber die Welt betrift, so habe ich, statt mich von ihr zu trennen, immer soviel, als möglich, von ihr zu kennen und zu sehen gesucht, und nur mitten in ihr ihr fremd werden wollen. Das Auffassen der Welt in ihrer Individualitaet und Totalitaet ist ja gerade durchaus mein Bestreben, und liegt selbst der Willensherrschaft, als Zweck, zum Grunde. Die Herrschaft des Willens hat einen negativen, und positiven Theil. Die Besiegung der Schmerzen, die Unabhängigkeit von Genüssen und selbst Bedürfnissen, die Bezähmung der Begierden, ist das Leichteste, und Gewöhnlichste im ersteren. Allein in seiner ganzen Ausdehnung, und ich habe ihn nie anders genommen, erfordert er die nie unterbrochne Besonnenheit, die immer mit Nüchternheit sieht, und immer unbedingt Herr ist, welche Empfindung sie zulassen, und was sie äußerlich thun will. Sie besteht daher im Erkennen des Wahren, und im Thun des Rechten, wenigstens des Consequenten. Darum ist es ganz falsch, wenn man meynt, daß diese Beherrschung mit natürlicher Kälte, oder Schwäche der Begierden zusammenhängt. Diese erleichtert nur den schlechtesten Theil der Selbstbeherrschung, die bloße Bezähmung der Leidenschaften; aber die Besonnenheit, die für Wahrheit und Recht fruchtbar werden soll, braucht eine eigne, aus dem durchaus reinen Theile der Seele fließende Kraft. Mit der Selbstbeherrschung ist Abwesenheit der Furcht, wenigstens Muth verbunden. Dieser ist in mir nie instinctartig gewesen, und darum kann ich gewiß seyn, jede Art in jedem Augenblick zu besitzen. Den positiven Theil der Willensherrschaft habe ich erst spät erworben. Ich möchte ihn wieder in zwei Arten theilen. Die eine ist das Vermögen, jede einzelne bestimmte intellectuelle, oder praktische Aufgabe, die nur nicht zu sehr außer dem Gebiete des Talents, oder der Uebung liegt, in einem bedeutend befriedigenden Grade zu lösen. Von früh an fehlte mir diese ganz. Ich konnte fast nie etwas zu Stande bringen, weil ichs wollte, und bedurfte zu allem der von selbst eintretenden Stimmung. Selbst ein Brief wurde mir auf diese Weise schwer, einen Vers, einen Reim hätte ich nie zu Stande gebracht. Erst als ich in Rom war, bei der Vollendung der Uebersetzung des Agamemnon, hernach bei Geschäften habe ich diese Fähigkeit, und zwar in sehr hohem Grade, meiner Natur abgewonnen. Ich kann jetzt ziemlich in dieser Art was ich will, oder die Umstände erheischen. Die andre Gattung positiver Willensherrschaft geht auf das Handeln, und das Durchsetzen Zeit fordernder Plane. Darauf hat mich zuerst, einige Jahre nach meiner Verheirathung, die Lesung, ich weiß nicht welcher Lebensbeschreibung gebracht. Ich habe damals, mehrere Jahre vor meiner Anstellung den festen Vorsatz gefaßt, in Dienst zu gehen, und eben zu dem Höchsten zu gelangen, was mir erreichbar wäre, und ich habe es erlangt. Aehnliche Dinge sind mir hernach im Privat- und im öffentlichen Leben gelungen. Meine Manier dabei ist aber nicht das bloße, unabläßige und unmittelbare Betreiben, sondern sie geht tiefer, und sucht mehr das Wesen der Dinge selbst zu zwingen. Ich thue sehr oft und lange gar keinen sichtbaren Schritt, aber habe meinen Zweck unaufhörlich vor Augen, bereite den Boden vor, aus dem er, wie durch die Natur der

Dinge selbst hervorgehen muß, lausche jedem etwas versprechenden Augenblick auf, wähle den wahren, und handle dann mit unermüdetem Eifer, lasse mich durch kein augenblickliches Fehlschlagen irre machen, sondern leite wieder jedes selbst zu meinem Ziel. Außer dem Blick und der Gewandtheit, denen nur die mechanische Ausführung angehört, beruht das Meiste dabei auf unermüdeter Anstrengung für das Bemühen, und hoher Gleichgültigkeit gegen den Erfolg, als solchen, durch deren Vereinigung man unglaublich viel durchsetzen kann. Die meisten Menschen verfehlen ihre Absicht, weil ihnen am Erfolg zu viel liegt, und sie im Ringen danach zu leicht erschlaffen. Zum Schluß muß ich hier noch bestimmen, ob mir das eigen ist, was die Menschen: Charakter haben nennen. Die einfache Antwort ist: als Natureigenschaft gar nicht, wenn ich aber will, im höchsten Grade. Ich gehe, ohne alle Schwierigkeit, von Behauptungen, Vorsätzen, Planen, Wegen sie durchzusetzen ab, und wechsle darin bei selbst geringem Widerstande, wie ich überhaupt eine Neigung habe, im Aeußren Andren nachzugeben, die größtentheils aus meiner Sicherheit herstammt im Innern doch so zu bleiben, wie ich will. Aber aus Vorsatz des Willens giebt es nicht leicht einen mehr eisernen Eigensinn, als ich habe, da selten ein Mensch so die tiefe Ueberzeugung hat, daß sich jede äußere Folge an der Strenge einer Idee in Trümmer zerschellen muß. Ich bediene mich aber dieser ehernen Unnachgiebigkeit selten, weil ich weiß, daß sie nur in wenigen Fällen eine brauchbare Waffe ist. Die Eigenthümlichkeit meiner Selbstbeherrschung liegt also in ihrer Geschmeidigkeit, daß sie nicht selbst wieder steif und pedantisch sogenannten höheren Zwecken dient, und daß ich auch sie wieder beherrsche nach Willkühr.

8. Gegen meinen Verstand, und die Vorzüglichkeit meiner Geisteskräfte lassen sich sehr bedeutende, und schwer zu widerlegende Einwendungen erheben. Ich habe gar keine Schnelligkeit und Leichtigkeit, die verschiedenen Beziehungen der Dinge und Ideen auf einander zu fassen, es mögen ausgelassene Mittelbegriffe, oder auch sehr unmittelbare Folgerungen seyn. Bei Geschäften verbessre ich diesen Fehler nur durch Fleiß, Nachforschen und Berathschlagung mit andren, und darin ist mir die größeste Aufmerksamkeit zur andern Natur geworden. Ich habe gleich wenig den Geist des Rathens, Verbindens, Vermuthens, habe nie ein einziges Kartenspiel nur leidlich gelernt, und nie in der Philologie zur Kritik getaugt. Dieser Mangel schadet mir beim Gesandtenleben erstaunlich, er läßt sich durch nichts ersetzen, nur mehr, oder minder verstecken. Ich bin gar nicht erfinderisch, es stellt sich mir Alles mehr, als Ordnung, denn als Mannigfaltigkeit dar; daher habe ich selbst im Schreiben und Reden eine gewisse Einförmigkeit, die mir sogar oft dieselben Worte wiederbringt; eine gewisse Fülle der Gedanken reiht sich höchstens schlagweise auf witzige Art in mir an einander, aber fließt nicht mit Leichtigkeit aus einander her. Ich habe viel zu selten die eigentliche Sicherheit der Wahrheit, und schwanke sehr leicht zwischen zwei Reihen von Ideen, so daß ich immer die andre für vorzüglicher halte, wenn ich im Begriff bin, die eine anzunehmen. Ich habe nie von mir selbst die Ueberzeugung gehabt, und habe sie auch an andren über mich nicht bemerkt, daß ich die wahre Fähigkeit hätte in die eigentliche synthetische Metaphysik einzugehen. Ich bin entschieden nicht zum Dichter gebohren, und meine Einbildungskraft wird bald von der Trockenheit des Verstandes, bald von dem Stoff der Empfindung überwältigt. Ich habe auch in meiner Kindheit, und bis ich bei Engel ein philosophisches Collegium hörte, und selbst da noch im Anfang für einen langsamen, wenig von der Natur begünstigten Kopf gegolten, vorzüglich verglichen mit meinem Bruder Alexander. Ich habe noch manchmal, nur daß es glücklicherweise nicht bemerkt, oder der Zerstreuung, oder andren Ursachen zugeschrieben wird, in Gesellschaft und in Geschäften einfältige, alberne,

gehaltleere Momente, und zwar solche, die für diese Art von Momenten bei weitem zu lang sind. Ich kann indeß nicht sagen, daß meine Geisteskraft mit dem Zunehmen der Jahre gesunken wäre; sie ist viel mehr gewachsen, und gestiegen. Aber wahr bleibt es gewiß, daß sowohl ehemals, als jetzt, mein Kopf ursprünglich langsam, dürftig an Mannigfaltigkeit, und zu wenig lebendig ist. Dazu kommt nun, daß ich ihm wenig Stoff von außen mittheile. Denn ich habe unglaublich wenig gelesen, und finde noch keine Freude daran, weiß sehr wenig Dinge, viel weniger, als die Welt meynt, mit Gewißheit, und habe sehr viel Zeit mit zu sehr mechanischem, dem Kopf wenig fruchtbarem Studium zugebracht. Soweit die Anklagen und die Mängel.

Zur näheren Erläuterung dieses Fragments sind nur wenige Bemerkungen erforderlich. Die im ersten Abschnitt als eben vollendet erwähnte metrische Übersetzung des Agamemnon von Aeschylus hatte Humboldt bereits im Winter 1796 auf 97 in Jena begonnen und während seiner Reisejahre in Dresden, Wien und Paris langsam gefördert, bis sie im Sommer 1804 in Marino am Albaner See erstmalig zum Abschluß kam. Mit der römischen Reinschrift seines Werkes kam Humboldt im Herbst 1808 nach Deutschland zurück, die nun Friedrich August Wolf, dem philologischen Freunde und Richter, vorgelegt und von ihm einer Umarbeitung dringend bedürftig erklärt wurde, die besonders die Chorpartien betreffen sollte, zu der sich aber erst nach Jahren in Wien vom Herbst 1812 bis zum Sommer 1813 die nötige Muße fand. Nach neuen Besprechungen mit Gottfried Hermann in Leipzig, der den Plan hatte, eine Ausgabe des von ihm kritisch bearbeiteten Urtextes der Übersetzung beizufügen, wurde dann der Wortlaut nochmals genau durchgesehen und verbessert, womit Humboldt Ende 1815 fertig wurde. Im Laufe des Frühjahrs und Sommers 1816 gedruckt, erschien das Stück im Herbst des genannten Jahres mit einer Widmung an Karoline, die langjährige Genossin seiner griechischen Studien, ein Produkt zwanzigjähriger unausgesetzter Bemühung, bei der, wenn man Anfangs- und Schlußfassung miteinander vergleicht, kein Stein auf dem andern geblieben ist, einer rhythmischen Kleinarbeit, die Humboldt selbst passend mit der Tätigkeit eines Holz- oder Elfenbeinschnitzers vergleicht. — Der im siebenten Abschnitt erwähnten Einwirkung der römischen Zeit auf seine innere Festigung gedenkt Humboldt auch in einem Briefe an seine Frau, in dem er sagt: „Durch den Aufenthalt in Rom bin ich viel bestimmter geworden und alles hat sich klarer und reiner in mir geschieden; ich habe mehr gelernt fest zu wollen oder rein aufzugeben und bin dadurch ruhiger und glücklicher in mir und milder, als ich sonst oft war, gegen andre geworden." — Welche Lebensbeschreibung im selben Abschnitt gemeint sein könnte, darüber habe ich keine Vermutung.

III.

Mit diesen Selbstbekenntnissen und den vorher nach Humboldts Briefen geschilderten Entwicklungen seiner geistigen Eigenart wird man gern drei seiner Sonette zusammenhalten, von denen die beiden ersten im Dezember 1834,

das dritte im März 1835, wenige Wochen vor seinem Tode, gedichtet ist. Auch sie enthalten Versuche einer Selbstcharakteristik.

1.

Hell wie Dezembersonne sie mich nannten,
Weil sie in mir nicht an Gefühle glaubten;
Die mir so oft des Lebens Ruhe raubten,
Die innren Stürme sie in mir nicht kannten.
Doch weil die Gluten, die verstohlen brannten,
Gedämpft vom Willen, immer mir erlaubten,
Besonnenheit des Geistes zu behaupten,
Das Gleichniß doch auf mich sie wohl anwandten.
Denn wie des Winters mitleidlose Hände
Der Sonne, daß ihr Strahlenball nicht blende,
Zurück das Haar am Haupt gebunden flechten,
Zwang ich, um jede Täuschung abzuschneiden,
Die Wahrheit selber noch sich zu entkleiden
Und haftete am Nackten nur und Echten.

Der Anfang geht auf eine Stelle in Joseph Görres' im „Rheinischen Merkur" erschienenen Aufsatz „Gang der Verhandlungen seit dem 10. September 1815", in der es heißt: „Was die handelnden Personen betrifft, so zeigte sich . . . Humboldt kalt und klar wie die Dezembersonne."

2.

Sie sprachen von Gemüt und zu es schrieben
Bald dem, bald jenem, weil Gefühl er hegte,
Das auf der Seele Fläche sich bewegte,
Doch nie hatte gediegne Frucht getrieben.
Ich ließ sie Ungerechtigkeit still üben;
Was mächtig sich in mir im Innren regte,
Nie um die Brust der Schwächlinge sich legte,
Die nicht zu hassen wußten noch zu lieben.
Gern mich verschloß ich einsam in Gefilde,
Wo fern von blöden, ungeweihten Augen,
Die nicht zu schau'n das Wesenhafte taugen,
In phantasieerregtem, glühndem Herzen
Mit sel'ger Wonne und mit sel'gen Schmerzen
Begegneten mir himmlische Gebilde.

3.

An Einem hab' ich immer fest gehangen
In süßer Wonne und in bangem Leiden,
Von ihrem Schein die Dinge zu entkleiden,
Zu ihrer nackten Wahrheit zu gelangen.
Wenn Großes Menschenkräfte auch errangen,
Sucht' ich doch die Empfindung abzuscheiden,
Um nur an reinem Umriß mich zu weiden,
Nicht im Gebiet der Tat allein befangen.

Ich mehr das Sein als das Beginnen ehrte
Und gern darum mich zu Gemüte kehrte
Wie es in edlen Frauen fein empfindet.
Denn dies, dem Irdischen nur zugewendet,
Wo es das Zarteste dem Busen sendet,
Ist näher mit dem Himmlischen verbündet.

IV.

Nach Karolinens im März 1829 erfolgtem Tode war dem zurückgebliebenen Gatten, der alles, was ihn innerlich beschäftigte und berührte, mit ihr zu teilen und dadurch erst die rechte Weihe für ihn selbst empfangen zu lassen gewohnt gewesen war, das Leben in und mit der Welt erst recht verödet und die absoluteste und tiefste Einsamkeit zum einzigen Trost geworden. Ihre heißersehnte, schmerzlich vermißte und doch für immer verlorene Gestalt, ihr seelenvolles Auge, der Klang ihrer Stimme kam ihm niemals aus den Gedanken. Sie beherrschte als glänzender Mittelpunkt alle seine Gefühle und Erinnerungen, war bei ihm in den Stunden des täglichen stillen Sinnens und lebte dem Tode zum Trotz in den beseligenden Träumen der Nächte, deren Abglanz noch die folgenden Tage wehmütig überstrahlte. In unendlichen, immer neuen Spiegelungen sieht uns aus den Sonetten Karolinens Bild entgegen: viele sind der Aussprache ihres Wesens in seiner Totalität oder in Einzelzügen direkt gewidmet, bei vielen andern gehen die Wellen des Gedankenstroms von ihr aus oder münden in sie ein. Die Liebe zu ihr, nun einheimisch in beiden Welten, klingt als gewaltiger Orgelpunkt überall hindurch durch die reiche Symphonie von Klängen, die hier lebendig sind.

Aus der eingehenden Beschäftigung mit Karolinens hinterlassenen Briefen, die ihm bald die Lieblingstätigkeit freier Stunden wurde, besonders mit den aus ihrer frühen Jugendzeit bewahrten Papieren, zu denen lebendige Erinnerungen an ihre Erzählungen aus dieser Zeit ergänzend und färbend hinzutraten, erwuchs Humboldt in den letzten Jahren seines Lebens der Plan, die jugendliche Entwicklung der Dahingegangenen niederzuschreiben, um so für die Kinder, dann auch für eine weitere Nachwelt das Bild ihrer einzigartigen Persönlichkeit zu erhalten. Demselben Schreiber, von dessen Hand auch fast alle Sonette geschrieben sind, diktierte er diese Erzählung in die Feder und bediente sich dabei, um nicht zu verraten, daß es sich um die Lebensgeschichte der früheren Herrin des Hauses handelte, für Personen und Orte bestimmter Decknamen, wie wenn man es mit einem frei erfundenen Roman zu tun hätte: Freiherr von Wessenberg für sich selbst, Mathilde von Gemmingen für Karoline von Dacheröden, Rudolf Müller für Rudolf Becker, Ernst Wambold für Karl Dalberg, Tannhausen für Burgörner, Ebersbach für Auleben, Turnau für Mansfeld, Bamberg für Erfurt, Augsburg für Gotha. Von dieser Jugendgeschichte Karolinens hat sich folgendes Fragment erhalten,

in dem ich, wie es schon Humboldt selbst für künftige Abschriften des Diktats anempfiehlt, überall die eigentlichen Namen eingesetzt habe:

Caroline von Dacheröden lebte, seit dem, in ihrer frühen Kindheit erfolgten Tode ihrer Mutter, mit ihrem Vater im Sommer auf dem Lande in Burgörner in der Grafschaft Mansfeld, im Winter in Erfurt. Auf der Hin- und Herreise wurde ein anderes Gut, Auleben, besucht und dort gewöhnlich ein Aufenthalt von einigen Tagen, bisweilen auch Wochen gemacht. Auch im Laufe des Sommers war dies zu Zeiten der Fall, doch verweilte Carolinens Vater nicht anders auf diesem Gute, als wenn ihn besondere Geschäfte dahin riefen.

Von Carolinens Mutter weiß ich wenig oder nichts zu erzählen; nur zeigt ein wohlgelungenes Tischbeinisches Bildniß von ihr edle, ruhige, feine und der Tochter nicht ganz unähnliche Gesichtszüge. Auch soll sie viel von der Feinheit des Verstandes in Wahrnehmung und Ausdruck besessen haben, welcher dieser so eigenthümlich war.

Der Vater war, wie man es gewöhnlich zu nehmen pflegt, ein Mann von Kopf und von Kenntnissen; nur waren seine gewiß besseren Anlagen großentheils in juristischem Wissen und pedantisch formeller Geschäftsführung untergegangen. Doch suchte er sich im Felde der Gesetzgebung zu der Zeit, als man damit im Preußischen angelegentlich beschäftigt war, philosophische Ansichten anzueignen, besaß eine genügende Schulbildung, wußte mehr Lateinisch, als man auch zu seiner Zeit von Geschäftsmännern zu erwarten pflegte, und vermehrte mit großem Eifer bis an seinen Tod eine schon ansehnliche Bibliothek. Noch mehr aber zeichnete ihn der Antheil aus, den er an den Bemühungen anderer in jedem Fache der Wissenschaft und Kunst nahm. Der letzteren suchte er durch Sammlung von Kupferstichen und Anschaffung von Abbildungen der Werke des Alterthums nicht fremd zu bleiben; es fehlte ihm aber dafür an Sinn und an Einfachheit des natürlichen Geschmacks. Der Deutschen schönen Literatur war er bis in Wielands frühere Periode gefolgt; was nachher kam, wurde von ihm als excentrisch und schwärmerisch bespöttelt. Ganz eigenthümlich in ihm war seine Güte und Nachsicht gegen junge Leute, wenn sie sich an ihn anschlossen und nur irgend zu Erwartungen berechtigten. Die Art, wie er meine Jugend aufnahm und behandelte, rührt mich noch heute zu inniger Dankbarkeit. Er besaß überhaupt eine große allgemeine Gutmüthigkeit und seine unendliche Liebe zu seiner Tochter, deren geistige Vorzüge vor dem Sohne er sichtbar erkannte, ließ oft vergessen, daß er doch ihre wahre Eigenthümlichkeit auch nicht von fern zu ahnden verstand; sie hing bis zu seinem Ende mit der zärtlichsten kindlichen Ehrfurcht an ihm. Kleine Schwächen des sonst so achtungswerthen Mannes waren eine ermüdende Weitschweifigkeit im Reden und Schreiben, übermäßige Neugier auf alles, was mit Hof- und Staatsverhältnissen zusammenhing, und selbst eine gewisse Lust an diplomatischen Umwegen, die mit der natürlichen Rechtschaffenheit, Geradheit und Offenheit seines Charakters, die er auch nie jenem untergeordneten Hange zum Opfer brachte, oft sonderbar contrastirte. So war er eine der Naturen, welche in unserer Zeit verwickelterer Verhältnisse immer seltner und seltner werden.

Carolinens einziger Bruder war einige Jahre älter, als sie, und bekleidete, nach Vollendung seiner Studien und Reisen, ein Amt in Erfurt. Er machte daher theils deswegen, theils aus Vorliebe zum Stadtleben nur seltne und kurze Besuche auf den Gütern des Vaters, und lebte eigentlich nur im Winter regelmäßig mit der Familie, ließ sich aber durch die Schwester, welche ihm hierin liebreich willfahrte, von den kleinsten Vorfällen des väterlichen Hauses schriftlich unterrichten. Er glich, dem Bildniß nach zu urtheilen, auch der Mutter, hatte die gleiche Gut-

müthigkeit und allgemeine Freundlichkeit, als der Vater, allein bei weitem geringere Geistesanlagen. Sein Wissen und Arbeiten beschränkten sich auf das publicistische und geschichtliche Fach, aber das letztere war bloß compilatorisch und das erstere reines Gedächtnißwerk. Dabei besaß er einen großen Hang zu der jedesmaligen Gesellschaft des Ortes, an dem er sich aufhielt, und ging mit dem lebhaftesten Interesse in die kleinsten Vorfälle und Geschichten derselben ein. Diese erzählte er dann wieder gern, und da Vater und Sohn oft beide von gleicher Redseligkeit ergriffen wurden, so waren sie sich bei aller Liebe und Anhänglichkeit doch bisweilen im Umgang beschwerlich. Eine desto erwünschtere Gesellschafterin aber war beiden die Tochter und Schwester, welche eine immer geduldige Zuhörerin abgab, und indeß mit ihren Gedanken bei ganz anderen Gegenständen verweilte. Der Sohn besuchte den Gottesdienst, so oft an dem Orte, wo er gerade war, irgend gepredigt wurde, doch waren weder er, noch der Vater auf andere, als die hergebrachte Weise, religiös. Vor Ueberspannung und Frömmelei bewahrte sie ihr natürlich gesunder Sinn, und eigenthümlich religiose Gesinnung aus ihrem Innern zu ziehen, fehlte es ihnen an Regsamkeit des Gefühls, und an Tiefe des Gemüths. Der häufige Kirchenbesuch des Sohnes entstand großentheils aus der Sucht zu erfahren, über welche Texte in jeder Kirche gepredigt, und welche Lieder gesungen wurden. Er ging deshalb nicht nur selbst jeden Sonntag in mehrere Kirchen, sondern suchte auch alle Genossen des Hauses, seine gutmüthig nachgiebige Schwester nicht ausgenommen, wieder in andere zu schicken, um seine Text- und Liedersammlung zu bereichern.

Vater und Bruder sahe Caroline nur beim Mittagessen, auf Spaziergängen und in den Abendstunden, aber ihre beständige und äußerst lästige Umgebung war ihre ältliche Erzieherin. Der Vater hatte den unglücklichen Misgriff gemacht, hierzu bald nach dem Tode der Mutter eine verwittwete Französin zu wählen, und behielt diese, als schon längst mehr von keiner Erziehung die Rede war, theils weil er es für anständig hielt, Carolinen eine weibliche Begleitung zu geben, theils weil er nicht wußte, was er mit der Person anfangen sollte, bis zur Verheirathung der Tochter im Hause. Ohne alle doch sonst ihrer Nation gewöhnliche Bildung, ohne Sinn für irgend etwas Höheres und Besseres, dabei von kleinlich selbstsüchtigem, eitlem Charakter und einem schreienden unangenehmen Wesen, war sie recht eigentlich gemacht, dem, der sie beständig um sich dulden mußte, das Leben zu verbittern. Nur der unendliche Schatz von Liebe, den Caroline in sich trug, machte die Möglichkeit der Dauer dieses Umganges begreiflich; nie kam eine Klage über dies unleidliche Verhältniß gegen ihren Vater über ihre Lippen. Er hätte die Klage kaum verstanden, und seiner Ansicht und Weise nach auch nicht ihr abzuhelfen gewußt, und Carolinens Grundsatz ihr ganzes Leben hindurch war es, nie gegen das Unabänderliche in der Individualität der Menschen anzukämpfen. Was aber noch viel seltner und schöner war, so behielt sie, wenn ihr dies Unabänderliche in Personen in den Weg trat, die ihr durch Liebe verwandt waren, nie auch nur in den geheimsten Falten ihres Busens den mindesten Unmuth gegen dieselben zurück.

Eine mit ihrem innersten Wesen so ungleichartige Umgebung konnte Carolinens Geist und Gemüth keine Nahrung gewähren. Wollte man auch alle nachtheiligen Einwirkungen davon abläugnen, so fühlte sie sich doch in eine gänzliche Leere, in eine wahre Einöde gebannt, und konnte was ihr zusagte nur aus sich selbst schöpfen, oder aus der Ferne durch Lectüre und Briefwechsel an sich ziehen. Und dennoch blieb sie in diesem Zustande bis zu ihrem zurückgelegten fünf und zwanzigsten Jahre, also weit über ein Drittheil ihres Lebens hindurch, ohne andere Unterbrechung, als daß sie einmal wenige Wochen und vielleicht zwei oder dreimal einige Tage mit

einer vertrauten Freundin außerhalb des väterlichen Hauses zubrachte. So war ihre Kindheit freudenlos und wirklich unglücklich zu nennen, und ihre Jugend verzehrte sich zu empfindlichem Nachtheil ihrer Gesundheit in Entbehrung und Sehnsucht, in innerer Glut und vergeblichem Ringen. Die meisten anderen Naturen hätte eine solche Beschränkung mit Unwillen und Erbitterung erfüllt, oder selbst in das kleinliche Treiben um sie her hinabgezogen. Dies war in Carolinen unmöglich, und vor dem ersteren bewahrte sie ihre unerschöpfliche, sich immer gleich bleibende Gutmüthigkeit. Durch ihr ganzes Leben hindurch ließ sie es nie Andere entgelten, wenn sich ihr Widerwärtigkeiten darboten, und in jeder solchen Lage blieb immer sie die allein Leidende. Ueber Vieles aber hob sie auch ihr angebohrner heiterer Sinn, der noch ihr Alter verschönerte, leichter hinweg. Mit wahrhaft kindlicher Naivität konnte sie sich an der größten Kleinigkeit erfreuen, und jener heitere Sinn entsprang zugleich aus der Harmlosigkeit ihres Gemüths und der Regsamkeit ihres Geistes. Was sich ihr darbot, beschäftigte unabhängig von der Art, wie es sich gegen sie stellte, als ein Wesen eigner Natur, ihre Wahrnehmungsgabe und ihr Nachdenken, oder ward ihr zu einem anmuthigen Spiele der Phantasie. So schuf sie sich oft selbst die Langeweile, die sie umgab, in Erheiterung um. Niemals war sie, augenblickliche Ungeduld abgerechnet, mürrisch oder verdrießlich. Der Unmuth, wenn er nicht gleich wieder verschwand, ging, wie es immer in höheren Seelen geschieht, in edleren und tieferen Gram über.

So traurig es auch ist Carolinens schönste Jugendzeit in gänzlicher Abgeschiedenheit von dem, was dem Besten und Höchsten in ihr zu entsprechen vermochte, hinschwinden zu sehen, so trug doch unverkennbar gerade diese Lage dazu bei, daß sich ihr Inneres freier und kraftvoller entwickelte. Die Einsamkeit ist ein mächtiges Bildungsmittel gehaltvoller Charaktere, und das Große und Treffliche geht eher aus dem Contrast, der das Gemüth in sich zurückdrängt, als aus einer Harmonie hervor, welche die schlummernden Kräfte nicht lebendig genug anregt. Ihrer Umgebungen unbewußt lebte Caroline in Gedanken und Regionen, von denen jene nichts zu ahnden verstanden, und der in sich verschlossene Gedanke dringt tiefer in das Innere ein, so wie die Empfindung in dem Grade reiner und stärker ist, in dem sie vom Hauch der Wirklichkeit unberührt bleibt. Die Gefahr dieses Weges wäre ein phantastisches Schweifen der Gefühle gewesen. Wie aber Carolinen die Sanftheit und milde Gerechtigkeit ihres Herzens gegen Unmuth und Erbitterung schützte, so bewahrte sie die Gediegenheit ihres Geistes vor Ueberspannung und Schwärmerei. Selbst in diesen frühesten Perioden ihres Lebens hatte sie von diesen nur den leisen Anklang, ohne den für ein seelenvolles Gemüth das irrdische Leben, da sich keine regere Ahndung des Ueberirrdischen daran anknüpfte, seines Werthes beraubt würde. Das Wahre, wie das Gute machten die Grundlagen in Carolinens Wesen aus. Das Gefühl des Schönen selbst stammte aus ihnen, war gleichsam das Band ihrer geheimnißvollen Verknüpfung, und trug ihre Farbe, nicht die eines augenblicklichen Auffluges der Phantasie. Darum war es so sicher, so einfach und natürlich. Dies alles war Carolinen angebohren. Denn ehe man den bildenden Umständen nachforschen kann, durch welche der Mensch allmälich erlangt, womit er das Leben wieder verläßt, muß man klar und bestimmt einsehen, was er keinerlei Umständen und keinerlei Lage, nur sich und dem Schicksal verdankt. Der Mensch ist nur sehr im Allgemeinen dem Menschen ähnlich, in sich ist jeder ein Verschiedener, ein Eignes und ein Ganzes von Anlagen, Vermögen und Bestrebungen, und rollt, anziehend und abstoßend, in seiner eigenen Bahn dahin. Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten Carolinens, daß diese natürliche Anlage sich schon früh klar in ihr aussprach, und in immer gleicher Reinheit fest in ihr haftete.

Nichts hätte ihre unerschöpfliche Güte zu zerstören, ihre Wahrheitsliebe und ihren Wahrheitstrieb zu erschüttern, oder ihren reinen Schönheitssinn durch falschen Geschmack irre zu leiten vermocht.

Wie aber das Große im Innern des Menschen auch immer mit seinem Schicksale in unbekanntem Bund steht, so fand, was die Natur so einzig in sie gelegt hatte, auch im Leben auf seltene Weise begünstigende Umstände. Selbst in den Umgebungen, deren nachtheilige Einflüsse ich im Vorigen geschildert habe, lagen neben diesen auch gerade das Eigenthümliche in ihr entwickelnde Vorzüge. Ich habe schon oben erwähnt, wie die äußere Leere und Abgeschiedenheit ihre Innerlichkeit lebendiger hervorruft. Ein andrer, jedoch freilich auch nur negativer Vorzug war die Freiheit und Unbewachtheit der Empfindungen, in welcher sie das seinem richtigen Blick und seinem Vaterherzen zur Ehre gereichende Vertrauen des Vaters in die Reinheit und Unschuld ihrer jugendlichen Gefühle, und die unfähige Sorglosigkeit ihrer vermeintlichen Erzieherin ließen.

Ein Kind, das seine Mutter, ohne sie gekannt zu haben, verliert, entbehrt der süßesten und lieblichsten Freuden der Kindheit und durch sein ganzes Leben hindurch des heiligsten und bildendsten kindlichen Gefühles. Die Lage einer Tochter aber, welche in einem solchen Fall bloß unter den Augen des Vaters heranwächst, bleibt nie ohne die Spuren der unnatürlichen Trennung, welche das Schicksal gewaltsam angerichtet hat. Selten gelingt es alle nachtheiligen Einwirkungen davon zu entfernen; nur bei sehr vorzüglichem Charakter und unter besonderen Umständen kann es der Fall seyn; dann aber entsteht auch immer etwas Hervorstechendes und Ungewöhnliches. Der im Vaterhause vereinzelten Tochter fehlt die innigste weibliche Vertraulichkeit, das mütterliche Beispiel, die jede leise Regung der Brust, ohne ihr darum hemmende Bande anzulegen, schützende Sorgfalt, die ununterbrochne absichtlose und natürliche Theilnahme an jedem kleinsten Ereigniß in Freude und Schmerz, mit Einem Wort das ganze häusliche weibliche Leben, die stille Nähe, welche in jedem Athemzug die Tochter wie mit einem wohlthätigen Hauche der Liebe umgiebt. Auch der gutmüthigste, sorgsamste und selbst gemüthvollste Vater vermag dies nicht zu ersetzen. Die Wirksamkeit durch ihr bloßes Seyn, auch noch ohne Wort und Handlung, ist ein edles Vorrecht der Frauen; sie ist unmittelbar an ihre Natur geknüpft, wächst aber auch noch dadurch, daß das echt weibliche Treiben und Thun in diesem Seyn mit Freiheit zu beharren erlaubt, und seltener zu Wort und Handlung veranlaßt, an welche der Mann sein inneres besseres Seyn so oft nutzlos dahingiebt. Aber auch die Empfänglichkeit für diese geräuschlose Wirksamkeit gehört dem weiblichen Gemüthe mehr an und daher ist der Einfluß einer Mutter auf ihre Töchter so viel mächtiger, als der väterliche auf die Söhne. Jeder gefühlvolle Sohn wird den frühen Hintritt des Vaters tief und ernst betrauern, und man kann eine solche Empfindung nur ehren und theilen. Aber in sich ist ein solcher Fall selten der Entwickelung des Charakters gefährlich. Wenn ihm das Schicksal die Mutter erhält, rettet der Sohn die nicht gerade innigeren, auch nicht natürlicheren, aber durch das Unsagliche, was das weibliche Wesen bewahrt, den Busen anders und eindringender umschließenden Bande kindlicher Liebe, und der Vater wirkt oft tiefer durch sein [in] Ehrfurcht und Liebe erhöhtes Bild, als durch die unmittelbare Gegenwart. Umstände und Schicksale bilden besser, als die bestimmten Richtungen, welche auch ein vernünftiger Vater selten geben zu wollen unterläßt. Auch ist es die Bestimmung des Mannes allein auf sich dazustehen und es ist ein wohlthätiger Zwang, schon früh dies zu müssen. Die mutterlos im Hause lebende Tochter erhält auch, ohne es selbst zu wollen, mehr und oft zu frühe Selbständigkeit. Ihre Empfindungen bleiben unbewacht, gerade das innere

Treiben des scheinbar müßigen Lebens entgeht durchaus dem durch hundert Verhältnisse, auch im engsten Beisammensein, von der Tochter geschiedenen Vater und den Muth einem Manne ihre Empfindungen zu vertrauen gewinnt die weibliche Brust erst mit dem Gefühle, das alle anderen in ihr erschließt, aber gerade auch der Endpunkt ihres Lebens im Vaterhause ist. Allein auch äußerlich wird die in solcher Lage bei ihrem Vater lebende Tochter von Angehörigen und Fremden früher als die Frau des Hauses behandelt. Daraus kann nun leicht Eigenwille und Gewöhnung entstehen, alle Dinge nach sich zu fügen. In einem Hause, das der Vater allein verwaltet, ist endlich Alles anders. Der weibliche Umgang entfernt sich nach und nach, der Vater versammelt meistentheils nur Männer um sich, und das Gespräch, wenn es nicht zu nichtigen oder unedeln Gegenständen hinabsinkt, wird ernst, betrifft die schwer aufliegenden Wirklichkeiten des Lebens, oder Ideen und wissenschaftliche Dinge. Es hängt dann von der Eigenthümlichkeit der Tochter ab, die dabei meist unbeachtete Zuhörerin ist, wie sie sich zu nehmen versteht, ob es ganz, sie unberührt lassend, von ihr abgleitet, ob sie sich daraus eine trockne, gewöhnlich aber mit Unrecht männlich genannte Intellectualität aneignet, oder ob sie mit tieferem Sinn und richtigerem Tact nur, was sich für ihre tiefere, nicht an einzelnem Wissen hängende Bildung paßt, in ihren Kreis zu ziehen vermag.

Bei der Geistesüberlegenheit, welche Caroline über ihre Hausgenossen besaß, sollte man denken, daß sie die Familie beherrscht, und namentlich den Vater ganz nach ihrem Willen gelenkt hätte. Dennoch fand gerade das Gegentheil statt. Zum Theil lag dies allerdings in der Festigkeit, mit welcher ihr Vater an einmal gefaßten Gewohnheiten hing. Bei weitem mehr aber war der Grund davon, daß Carolinen während ihres ganzen Lebens nichts so fremd, als das Regieren, war. Sie pflegte noch in späten Jahren im Scherz zu sagen, daß sie zu bequem dazu sei. Die wahre Ursach aber war eine edlere und tiefere. Sie ehrte die Freiheit derer, mit welchen sie lebte, und war zu sehr und zu lebendig innerlich beschäftigt, um auf die Aeußerlichkeiten, welche ein solches Regieren betroffen hätte, irgend eine Wichtigkeit zu legen. In Verhältnissen aber, wo die Folgsamkeit zur Pflicht wird, war keine schöner und williger als die ihrige. So war ihr kindlicher Gehorsam gegen ihren Vater. Sie dankte es nur seiner vernünftigen Gerechtigkeit, daß sie sich nicht zu Heirathsplanen hinreißen ließ, die ihr ganzes Leben verbittert hätten. Auch die heftigste Leidenschaft würde ihm, nicht innerlich, da sie zu tief fühlte, daß die Heiligkeit solcher Empfindung keiner äußern Macht weichen darf, aber äußerlich, so daß nie ein Verhältniß irgend einer Art daraus entstanden wäre, zum Opfer gebracht haben. Die Gefahr also, daß ihr Alleinstehen neben ihrem Vater ihren Sinn zu fest und eigenmächtig gemacht hätte, war nicht vorhanden. In allen Perioden ihres Lebens war sie vom bloßen Bestehen auf ihrem Willen in jeder Art frei. Die einzige wahre Folge dieser vereinzelten Lage war, daß sie noch mehr in sich lebte, und ihren Geist anhaltender und ernster beschäftigte, als das häusliche Leben mit einer Mutter es vielleicht herbeigeführt hätte. Sie konnte solcher Beschäftigung jetzt den größten Theil des Tages fast ungestört widmen. Weiblichen Arbeiten müßigte sie nicht mehr Zeit ab, als die Stunden, welche sie täglich mit ihrem Vater zubrachte, von selbst dazu darboten, und der Vater belästigte sie nicht durch die Wirthschaftsführung des Hauses. Dadurch gewann sie nicht nur Zeit, sondern wurde auch auf sehr vernünftige Weise von allen kleinlichen Verhältnissen des Hauses fern gehalten. Für ihr nachheriges Leben schadete ihr das nicht. Sie hatte das richtige Gefühl, sich der Führung des Hauses immer so weit, aber nie mehr anzunehmen, als es ihre im Leben sehr verschiednen Verhältnisse nothwendig machten, da die Zeit einer Frau besseren Dingen gewidmet werden kann.

Viel aber trug zur Beförderung geistiger Beschäftigung auch ihr Umgang bei. Es war vermöge ihrer Lage nur ein Umgang mit Männern. Diesen fand sie im täglichen Leben bei ihrem Vater, weiblichen hätte sie erst suchen müssen und dazu konnte ihr Erfurt wenig Veranlassung darbieten. Man muß diese, doch volkreiche und wohlhabende Stadt damals gekannt haben, um es glaublich zu finden, daß es dort auch nicht Ein weibliches Geschöpf gab, die Carolinens inneren Foderungen hätte entsprechen können. Den Frauen, welche die Gesellschaft ausmachten, fehlte es an aller höheren Bildung, selbst den vornehmsten an der, welche die große Welt zu geben pflegt, sie waren bloß in dem Kreise ihrer häuslichen Verhältnisse und den Alltagsgeschäften der Stadt befangen. Wie Carolinens Vater seinen Umgang gewählt hatte, blieb ihr auch nicht einmal die Erheiterung einer frohsinnigen jugendlichen Gespielin. Diese fand sie noch eher in Burgörner und bei den Sommerbesuchen einiger ihrer Verwandten. Dagegen war auf dem Lande und in der Stadt im Hause ihres Vaters viel Gesellschaft von Geschäftsleuten und Gelehrten. Diese, zwar zum Theil wundersame und abstoßende Karikaturen, wie die Erde sie heute nicht mehr trägt, erweckten doch mehr Interesse durch ihre Beschäftigung und ihre Kenntnisse und es war nie Carolinens Art, wenn ihr etwas nicht zusagte, sich gleich mürrisch zurückzuziehen; sie suchte vielmehr dem, was sich ihr darbot, immer noch das Mögliche abzugewinnen. So beschäftigte sie sich in jener Zeit bisweilen mit Gegenständen, die sie sonst keinen Augenblick gereizt haben würden. Dadurch eine einseitige Verstandesrichtung zu nehmen und sich zu trocknem Wissen hinzugeben, dagegen sicherte sie ihre tiefe und entschiedene Weiblichkeit, nur was diese sich anzueignen würdigte, gieng in sie über und bildete sich in ihr aus, alles andere wich, ohne eine Spur zurückzulassen.

Niemand wirkte so bedeutend und so gerade in der entscheidenden Periode ihres Lebens auf Carolinens Entwickelung ein, als Rudolph Becker in Gotha. Durch eine ebenso vernünftige als glückliche Wahl hatte ihn ihr Vater zu sich genommen. Er sollte die Erziehung des Sohnes besorgen und nebenher auch der Tochter Unterricht geben. Wie es aber gewöhnlich in der Erziehung der Fall ist, so traf es auch hier ein, die Lehre, die wirklich bildend seyn soll, muß von dem gleichgestimmten Zögling ergriffen werden, geht nicht unmittelbar und von selbst in ihn über, und hier konnte man in der That sagen, daß Caroline die Eigenthümlichkeit Beckers wahrhaft an sich riß, da sie von ihrem Bruder vollkommen abglitt, und er auf diesen nicht mehr wirkte, als ein Lehrer von ganz gewöhnlichem Schlage gethan haben würde.

Becker und seine unläugbaren Verdienste um Deutschland sind allgemein anerkannt und geschätzt worden, aber sein tieferes inneres Wesen haben wohl nur die recht würdigen können, die ihn in seiner Jugend gekannt haben, oder mit seiner Jugendgeschichte vertraut sind. Das jugendliche Alter besitzt den schönen Vorzug, Alles, was die Anlage umschließt, ungetrennt, wie in einem schönen Blüthenkelche vereinigt zu zeigen, wenn auch das Leben in der Folge nicht alles zu entwickeln vermag. Daß das letztere bei Becker der Fall war, dazu lagen, die äußeren Umstände abgerechnet, wie ich gleich zeigen werde, noch andere Gründe in seiner Individualität selbst. Aber das Gefühl des Menschen erhält die Spuren auch desjenigen, was sich nicht entfaltet hat oder wieder untergegangen ist, und wenn dies bei irgend jemand eintraf, so war es bei Becker. Sein klares und bestimmtes Denken, die einfache Reinheit und Wahrheit der Gesinnung mußten jedem in seinen ausdrucksvollen und festen Zügen in die Augen fallen. Aber andere, besonders um die Nase und [den] Mund herum, bewährten etwas noch Tieferes und Feineres, sogar mehr als man schon in den Jahren, in welchen ich ihn zuerst sah, leicht in

seinem Umgange fand, und in seinem Auge lag ein Feuer, das mehr, als den Eifer für das Gemeinnützige, so lebendig auch dieser in ihm war, verrieth. Wirklich war er in früheren Jahren großer und schwärmerischer Leidenschaft fähig, und machte, da sie immer rein und unschuldig war, Carolinen nicht selten zur Vertrauten derselben.

Beckers ganzes inneres Streben war auf das tiefste Geistige im Menschen gerichtet. Er wollte nicht bloß Kenntnisse, Geschicklichkeiten, Erwerbsfähigkeiten mittheilen, noch weniger bloße Verfeinerung hervorbringen; er nahm die Gesittung in ihrer wahren und würdigen Gestalt, nicht wie sie oft unter dem Namen der Civilisation entartet erscheint. Ihn konnte daher keine untergeordnete, äußere Wirksamkeit befriedigen, und noch weniger der Grad unfruchtbarer Gelehrsamkeit, mit welchem sich die meisten der unter uns Studirenden begnügen. Er gieng gerade auf den Punkt hin, wo sich im Menschen das Denken, Empfinden und Handeln zur Gesinnung zusammenschließt; um eben diesen dreht sich auch das Höchste und Feinste in Philosophie, Dichtung und Kunst. Hier aber lag es wieder nicht in Becker, die Idee rein und als solche zu verfolgen. Rein wissenschaftlicher Sinn, dichterisches und künstlerisches Schaffen, mit Einem Wort eine idealische Seelenbeschäftigung waren ihm nicht eigen. Es hinderte ihn daran sogar etwas anderes, das er mit gleich leidenschaftlicher Heftigkeit verfolgte, der Drang nach dem Leben und dem Praktischen. Im Menschen und in den Menschen um ihn her wollte er sehen, was ihn innerlich begeisterte, nicht auf dem sicheren, aber immer längeren Wege es dem auch noch so lebendig ausgesprochenen, doch immer todt niedergelegten Worte vertrauen. Durch seine innerste Eigenthümlichkeit war Becker auf die Bildung des Volkes hingewiesen; im Menschen, in Vielen sollten seine Ideen ins Leben treten, das Wahre und das Gute sollte sich mit der größten, der Natur unmittelbar nahe bleibenden Einfachheit verbinden. Mit diesen Bestrebungen wandte er sich zum Volke, und zwar zu einem, das ihm mit gleicher Anlage und Stimmung entgegenkam, in dem Theile von Deutschland, in dem dies vorzugsweise der Fall ist. Hätte es einen Fürsten gegeben, der, Beckers Eigenthümlichkeit wahrhaft erkennend, ihm Gelegenheit verschafft hätte, gleichgeartete Männer sich anzubilden, so hätten diese, als Schullehrer und Prediger im Lande zerstreut, etwas sehr Bedeutendes zu wirken vermocht. So war Becker auf sich, und obgleich auf das Volk wahrhaft nur durch Umgang und lebendiges Wort gewirkt wird, auf das Mittel der Schriftstellerei verwiesen. Es erregt tief empfundene Achtung, wie er diesen Beruf, den er jedem anderen scheinbar einladenderen vorzog, durch eigne erfundene Mittel auszufüllen wußte, wie er, indem er nur durch Bücher zu wirken vermochte, die unmittelbar hierin liegenden Hindernisse zu schwächen verstand und wirklich seiner Wirksamkeit eine unglaublich scheinende Ausbreitung ertheilte. Er bewies dadurch eine, ihm ganz besonders eigne, und mit den Eigenschaften, die er sonst besaß, selten verbundene Lebensklugheit, die sich auch in seinem Gesicht merkwürdig zeichnete. Die Forderungen an die Idee aber hatte er mit dem Verlangen nach äußerer und unmittelbarer Wirksamkeit beschränkend bedingen müssen, in der Ausführung trat dies noch mehr ein. So entstand, was ich oben andeutete, daß die Eigenthümlichkeit seiner Trefflichkeit selbst ihm wieder zur einengenden Gränze wurde, und sich nicht alles entwickelte, was seine Jugend versprach, in welcher die im Dacheröden'schen Hause zugebrachten Jahre wohl die schönste Periode gewesen seyn mögen. Demungeachtet leistete er ungemein viel, und was ihn besonders auszeichnete, auf die richtige Weise. Es war ihm durchaus fremd, dem Volke eine gleichsam für sein Daseyn besonders berechnete Bildung mitzutheilen, und noch mehr war er entfernt, ihm etwas aufzudringen, wozu es die Grundlagen nicht in

sich selbst besaß. Er arbeitete allein auf die Gediegenheit des innern Gehaltes im Denken und der Gesinnung, also auf die weite Basis hin, auf der auch das Höchste und Feinste Wurzel fassen muß, wenn es sich sicher erheben will, es hernach dem freien menschlichen Streben überlassend, nach Vermögen und Verlangen weiter zu gehen. In der Klarheit des Bewußtseyns dieses, gerade das Wesen der Sache ergreifenden Strebens hat ihn schwerlich irgend ein Volkslehrer vor ihm und seit seinem Tode erreicht.

Die Gediegenheit des Sinnes und des Charakters in Becker, seine schlichte, aber kraftvolle Richtung auf das einfach Wahre und Gute im Menschen mußten Carolinen im ersten Augenblicke ansprechen und dauernd fesseln. Denn obgleich ihre Seele in jeder Weise, wenn ich mich so ausdrücken darf, zarter und feiner besaitet war, obgleich sie die Erscheinungen des Lebens in eine noch ganz andere Region übertrug, und das Ziel des Strebens ihres Geistes und der Sehnsucht ihrer Gefühle ihr in einer höheren und mehr idealischen gesteckt war, so machten doch jene Richtungen auch die Grundlagen ihres Wesens aus. Ein tief und wahrhaft menschliches Gemüth, dessen reinen Eingebungen zu folgen sie sich durch keinerlei Lagen und keinerlei Umstände abwendig machen ließ, begleitete sie durch ihr ganzes Leben. Dies fand Becker in ihr, auf diesem baute er fort. In ihren übrigen Umgebungen konnte sie etwas Aehnliches nur in schwachen Umrissen und mit vielem Fremdartigen gemischt und dadurch getrübt erblicken. In Beckers Umgang sprach sich das, was noch unenthüllt und dunkel in ihrer Seele lag, zuerst frei und ohne Scheu aus. Er war der erste, in dem sie wirklichen Anklang fand, der ihr Inneres in sich aufnahm und es ihr in größerer Klarheit und bestimmterer Gestalt zurückgab. Er führte sie zuerst in die Welt von Gedanken und Empfindungen ein, der sie durch ihre Anlagen heimisch angehörte, die sie ihr ganzes Leben hindurch ausbildete, die die Quelle ihres inneren Glückes war und durch die sie auf andere einen so wohlthätigen Einfluß ausübte. Es lag in dem hier bezeichneten Wege, daß Becker auch zuerst die Religionsgefühle in ihr weckte, die aus der Tiefe der Brust und nicht aus trockener Unterweisung und hergebrachter Gewohnheit stammen. Sie blieb ihnen unverbrüchlich treu, keine Periode ihres Lebens vermochte sie zu verdunkeln, aber die Folge dieser Blätter wird zeigen, wie sie in zwei sehr entgegengesetzten, der frühesten und der spätesten, leuchtender hervortraten. Becker leitete außerdem die Wahl von Carolinens Lectüre und erweiterte durch seinen Unterricht den Kreis ihrer Kenntnisse. Wie er gerade hierbei verfuhr, wüßte ich im Einzelnen nicht anzugeben. Der entscheidende Einfluß aber, den er auf alles ausübte, was ihren Geist und ihren Charakter wesentlich angieng, würde, erkennte man ihn auch nicht in dem Zusammenhalten ihrer beiderseitigen Eigenthümlichkeit, aus so vielen mündlichen dankbaren Aeußerungen Carolinens und aus den wiederholten Geständnissen hervorleuchten, die sich darüber in ihren Briefen aus allen Perioden ihres Lebens finden.

Von unendlichem Troste während des traurigen Winteraufenthaltes in Erfurt und höchst einflußreich für Carolinen war die Nähe Carl Dalbergs, des damaligen Coadjutors von Mainz. Er bewohnte diese Stadt schon, als Caroline sich noch in der frühesten Kindheit befand, und war der häufigste, beinahe tägliche Umgang ihres Vaters. Er hatte zuviel Sinn und Gefühl, als daß er nicht Carolinens ganzen Werth erkannt hätte, und sie wurde bald das hauptsächlichste Band, das ihn an das Dacherödensche Haus knüpfte. Auf der anderen Seite war auch sein äußeres und inneres Wesen vorzugsweise gemacht, ein weibliches, mit tieferem Sinne begabtes Gemüth zu ergreifen und zu fesseln. Beide aber verband noch enger die furchtbare Oede der Erfurtischen Gesellschaft, in der sie, bald durch eine

immer lebendige, geistvolle Heiterkeit, bald durch tiefere und ernstere Gefühle, gleichsam einen Inselpunkt bildeten. So entstand zwischen ihnen eine von Carolinens heranwachsender Kindheit an bis mehrere Jahre nach ihrer Verheirathung, wo sie äußerlich mehr aus einander kamen, dauernde und in gewissem Grade immer wachsende Vertraulichkeit ganz eigenthümlicher Art. Nach den gewöhnlichen Begriffen hätte man Dalberg Carolinens väterlichen Freund nennen müssen. Doch bezeichnete dieser Ausdruck nicht das eigentliche Verhältniß. Zwar blieb immer darin fühlbar, daß Dalberg Carolinen von Kindheit an gekannt und beobachtet hatte. Es entfernte jede Fremdheit aus demselben. Dalberg nahm lebendigen Antheil an ihrer geistigen Entwickelung, gieng in ihre Beschäftigungen ein und ließ es sich angelegen seyn, vorzüglich ihre Fortschritte im Zeichnen zu beaufsichtigen und ihr Unterricht im Mahlen zu ertheilen. Auch die Musik bildete einen Verbindungspunkt unter ihnen, und wenn sich Gelegenheit zu einem neuen Genuß darin darbot, versäumte Dalberg nicht, sie daran Theil nehmen zu lassen. So erinnere ich mich, daß sie bei Gelegenheit eines durchreisenden Künstlers auf diese Weise zum ersten Male eine Harmonika hörte, von diesen tief ergreifenden Tönen entzückt war, und nach einigen selbst darauf gezognen Accorden die Ueberzeugung gewann, daß sie bei geringer Uebung dem Instrumente würde seelenvolle Klänge entlocken können. Wie aber Caroline heranwuchs, zog sie Dalberg auch in den Kreis seiner eigenen Vertraulichkeit, und sie benutzte die ihr vergönnte Erlaubniß, ihm auch über das, was ihn betraf, ihre Ansichten mitzutheilen. Sie that dies besonders in der Angelegenheit einer vertrauten Freundin, die auch seinem Herzen sehr nahe stand. So entspann sich unter ihnen eine Freundschaft gleicher Rechte und gleicher Rücksichten, aber viel zarter und feiner, als sie unter Männern denkbar wäre. Auf der andern Seite war Carolinens Herz so von inniger Dankbarkeit und wahrer Verehrung durchdrungen, daß dieser Umgang für sie von viel ernsterem und größerem Gewichte war, als es jemals ein anderer hätte werden können. Er war auch darum offner und erhielt sich rein von jedem Misverständniß und selbst augenblicklicher Verstimmung, weil er von beiden Seiten von jedem, auch dem leisesten Anklange der Liebe frei war. Dalberg, der zu tief fühlte, um dieser Empfindung fremd zu bleiben, äußerte selbst Carolinen in späten Jahren seine Verwunderung hierüber, suchte aber sehr richtig die Ursach darin, daß er sie von Kindheit an gekannt hatte. So trug ihr Verhältniß zu einander den Charakter einer aus freier Uebereinstimmung der Gemüther entstandenen Zuneigung an sich, die in geistvoller Heiterkeit auch kleine Umstände des umgebenden Lebens an höhere Betrachtungen und edlere Gefühle knüpfte. Caroline besaß ungleich mehr Tiefe des Gemüths, als Dalberg, und der Blick war frei von den Schranken, welche ihn, seiner großen geistigen Vorzüge ungeachtet, doch sichtbar beengten. Lange ahndete sie dies selbst nicht, und als es ihr fühlbar zu werden anfing, beurtheilte sie ihn mehr nach seinen Anlagen und seiner ursprünglichen Natur, als nach dem, was die Welt und das Schicksal aus ihm gemacht hatten, nie aber vergaß sie, was sie ihm in ihrer Kindheit und Jugend schuldig war.

Auf diese Weise kann es nicht als eine Abschweifung von dem Gegenstande dieser Blätter erscheinen, wenn sie sich ausführlicher und auch ohne Beziehung auf sein Verhältniß zu Carolinen über Dalberg ausbreiten. Wäre es aber auch in der That eine Abschweifung, so würde sie der Name eines Mannes verzeihlich machen, der zu den ausgezeichnetsten seines Jahrhunderts gehörte, und dessen Leben in eine Periode fiel, wo Deutschland sich aus einer formlosen Nachahmung des Fremden zu der eigenthümlichen Gestaltung erhob, die bis jetzt noch immer der Gipfel seines gelingenden Strebens geblieben ist.

Auch zu diesem wertvollen biographischen Fragment sind nur wenige erläuternde Worte erforderlich. Die Gestalten des alten Präsidenten von Dacheröden, seines Sohnes, der den Spitznamen Bild oder Sternbild führte, der alten Gouvernante Madame Dessault, Dalbergs sind aus den Brautbriefen des Humboldtschen Paares genügend bekannt und den Lesern vertraut. Einen Brief Karolinens an Rudolf Zacharias Becker, den bekannten volkstümlichen Moralpädagogen, den Verfasser des „Not- und Hülfsbüchleins für Bauersleute" und des „Mildheimischen Liederbuchs", habe ich den Lesern dieser Zeitschrift im Juliheft 1913 (S. 137 ff.) vorlegen und erläutern dürfen, worauf ich hier hinweisen möchte, um nicht dort bereits Gesagtes wiederholen zu müssen. Der erwähnte reisende Künstler dürfte Johann Ladislaus Dussek gewesen sein, der als Virtuose auf der Glasharmonika Mitte der achtziger Jahre eine Konzertreise durch Deutschland unternahm, auf der er auch Erfurt berührte. Die Dalberg nahestehende vertraute Freundin Karolinens ist Karoline von Beulwitz, Schillers spätere Schwägerin.

Jeder Leser wird das Abbrechen der biographischen Erzählung aufs höchste bedauern, zumal uns damit die größere Charakteristik Dalbergs entgeht, die Humboldt hier einflechten wollte. Dalbergs Schriften erscheinen uns unbedeutend, sein politisches Verhalten, besonders in der Napoleonischen Zeit, nicht frei von Schwäche und Zweideutigkeit; aber alle bedeutenden Zeitgenossen, voran Goethe und Schiller, nahm der bestrickende Zauber seiner Persönlichkeit gefangen. Auch Humboldt träumte wie Schiller den schönen Traum, dereinst in dem goldenen Mainz, wenn Dalberg erst Kurfürst geworden wäre, sich mit andern Männern von Talent und Verdienst um ihn zu versammeln, um im Verein mit ihm das Bild einer musterhaften Regierung aufzustellen. Daß Humboldt in den letzten Lebensjahren der Wunsch nach einer würdigen Charakteristik Dalbergs sehr am Herzen lag, beweist auch sein Brief an Karoline von Wolzogen vom 14. April 1831, in dem er sie zur Abfassung einer solchen auffordert, als deren Grundlinien er aufstellt: „Man müßte es so machen, daß man weder auf seine schriftstellerische noch auf seine politische Seite Gewicht zu legen brauchte: in beiden giebt er Blößen. Man muß ihn zeigen, worin er wirklich einzig war, in dem großen Adel des Gefühls und der Gesinnung, der unendlichen Grazie, dem regbaren Sinne, dem unerschöpflichen Reichtume an Anregungen zu Ideen, wenn auch nicht immer wirklich Ideen daraus wurden, woraus auch sein Witz entsprang, seiner Freiheit von allen kleinlichen Rücksichten. Diese Seiten am Menschen verlöschen im Leben, die Geschichte deutet sie kaum an, sie sind aber doch die Angeln der Weltbegebenheiten, da sie von Geschlecht zu Geschlecht das Innerste der Menschen anregen und bilden."

Aus den Schicksalsjahren Persiens.

Ein Beitrag zur Geschichte englisch-russischer Politik im nahen Orient.

Von

H. Prehn-v. Dewitz.

Um die Septemberwende des Jahres 1848 war Muhammad Schahinschah[1]), der „Geliebte seines Landes", von tückischer Krankheit befallen, plötzlich und unerwartet dahingerafft. Sein Sohn und Nachfolger Nasiru'd-Din (der Glaubensverfechter) residierte noch als Väli-Ahd in Täbriz, als ihn die Trauerbotschaft erreichte. Es war keine gute Vorbedeutung für des jungen Herrschers spätere Regierung, daß sich der russische Gesandte, Prinz Dolgorouki, und der britische Chargé d'affaires, Colonel Farrant, alsbald aufmachten, um Muhammads Erstgeborenem des Reiches Krone anzutragen. Einstweilen lenkte des Königs Mutter das wildumtoste Staatsschiff und trotzte mit starker Hand den Intrigen und Aufständen, die bald heimlich, bald offen sieben Wochen lang das Land zerrütteten. Dann kam der neue Schah und wurde um die Mitternachtsstunde des 20. Oktobers mit allem Pomp seiner alternden Macht zum Könige gekrönt. Von Englands Willkür, von Rußlands Gnaden, der Herr Irans. Fast ein halbes Jahrhundert lang sollte er über sein Volk herrschen, fast ein halbes Jahrhundert lang die Zügel der Regierung in den kraftlos geknebelten Händen halten, bis ihn die Kugel eines Fanatikers vom wankenden Throne warf. Nasiru'd-Din, der vierte jener großen Quajarfürsten, die seit dem achtzehnten Jahrhundert das Szepter

[1]) Die im Text vorkommenden Namen und Titel sind möglichst genau der persischen Urschrift angepaßt. Es steht zum Beispiel Muhammad, nicht Muhammed, Mahomed oder Mohammed — Täbran, nicht Teheran — ebenso Nasiru'd Din an Stelle von Nasir-äd-Din, Nasr-ed-Din und ähnlichen Schreibarten. Worte, die auch bei uns Bürgerrecht erworben haben, wie zum Beispiel Schah, anstatt Sah (شاه) sind in der gebräuchlichsten Form wiedergegeben. Manche der häufiger vorkommenden Titel verlangen eine Erklärung. Die meisten von ihnen sind mit mulk (Königreich) oder Dauläth (Staat) oder Sältänäth (Herrschaft) zusammengesetzt. Es bedeutet zum Beispiel Nasiru'l Mulk (Helfer des Königreichs), Ämminu's Sultán (Vertrauter des Königs), Äynu'd Dauläth (Auge des Staates), Äminu'd Dauläth (Vertrauter des Staates), Sipähdar-i-Äzäm (der mächtigste General), Säyyid, Mulla, Mujtähid sind Bezeichnungen für Geistliche. Ein dem Eigennamen angehängtes Wort, zum Beispiel Shirazi, Isfähani, bedeutet, daß der Betreffende aus Shiraz oder Isfähán stammt. Mirza dem Namen vorangestellt ist etwa unserm „Herr" vergleichbar, nachgestellt aber bedeutet es Prinz, Fürst.

Persiens führten, ist seinem Lande zum Verhängnis geworden. Von Nord und Süd zog wie ein greulich kralliges Gespenst die Gier ihr dichtgesponnenes Fangnetz über das schlafende Reich, und der Verfechter des Glaubens fand nicht die Mittel, das erdrosselnde Werk der Maschen zu lösen. Da hatte Albions Ränkekunst, da hatte des Moskowiters tönerne Macht leichtes Spiel. Von Schritt zu Schritt trieben sie den Schwächling, den Willenlosen, bis das freie Land ohnmächtig darniederlag und die Mordwaffe Mirza Muhammad Rizas ein verfehltes Fürstenleben endigte.

Im Jahre 1873 unternahm Nasiru'd-Din seine erste europäische Reise. Niemals vorher hätte ein Schah dergleichen gewagt. Der Monarch gehörte seinem Lande voll und ganz — in ihm mochte er reisen, in ihm mochte er seine Zelte in den vier Himmelsrichtungen verlegen — aber den Fuß außer Landes zu tragen, galt von jeher für eine Anmaßung, die den König der Könige seines hohen Amtes unwürdig erscheinen ließ. Zwar war schon ein anderer Quajar, Fath Ali Schah, mit einem Heere über die Grenzen Irans gerückt, doch jener Zug galt der Größe seines Landes und fand die Billigung aller Mächtigen und Weisen. Aber diesmal handelte es sich nicht um kriegerische Unternehmungen. Wie zu einem Feste wollte der Schah sein Land verlassen, wollte in die Reiche der Ungläubigen fahren. Die ganze Geistlichkeit widersprach. Revolten sprangen hier und da über die erregten Provinzen und wurden blutig unterdrückt. Der englische Geschäftsträger trieb zur Abreise. Um diese Zeit war der Einfluß Britanniens in Tähran auf dem Gipfel seiner Macht. Rußlands Prestige hatte unter der klugrechnenden Politik des britenfreundlichen Großveziers Mirza Husein Khan eine gewaltige Schlappe erlitten.

Die Englandsreise Nasiru'd-Dins sollte das englisch-persische Bündnis zur Reife bringen. So wollte es der ehrgeizige Husein Khan, so wollte es der widerstandslose Schah. Noch war eine Schwierigkeit zu überwinden. Die Kassen des Monarchen standen leer, die Fonds des Staates vermochten nicht die Summen vorzustrecken, deren der Großherr bedurfte. Aber auch diesmal wußte Albion Rat. Ein britischer Untertan, Baron Julius de Reuter, bewarb sich um Konzessionen im Lande. Die englische Gesandtschaft unterstützte sein Vorhaben. Jener Mann war in der Lage, die gewaltigen Summen zu leihen, deren der Schah zur Ausführung seines Vorhabens benötigte. Keinen Augenblick zögerte Nasiru'd-Din, das Angebot anzunehmen. Noch im Juli des Jahres 1872 unterzeichnete er die später so berühmt gewordene Reuterkonzession, durch die dem Telegraphenkönig die Ausbeutung der Minen und Wälder, die Anlage von Bahnen und Wegen und schließlich die Erhebung der Zölle im ganzen Land übertragen wurde.

Wie eine Bombe schlug dies inhaltsreiche Dokument ein, als es wenige Wochen vor des Schahs Ausreise in Europa bekannt wurde. Schon jetzt wähnte man Persien völlig in der Gewalt des nimmersatten Britenlöwen.

Aber während St. James zum festlichen Empfange Nasiru'd-Dins sich rüstete, begann an der Newa das Gegenspiel. Der Antagonismus zwischen Rußland und England, der, so lange geschickt in Banden geschlagen, nur hier und da sich hatte zeigen dürfen, ward mit einem Schlage in seiner ganzen, ungeahnten Größe sichtbar. Des Zaren Gesandter trat offen gegen die Konzession auf — drohte sogar mit der Intervention seines Herrschers, und fand in seinen Bemühungen, den lästigen Fremdling abzuschütteln, im ganzen Lande begeisterte Anhänger. Downingstreet hielt die Zeit nicht für gekommen, um einen Streit vom Zaune zu brechen, und ließ Reuter fallen.

Nasiru'd-Dins Rückkehr brachte den Stein ins Rollen. Der Schah selbst mochte finden, daß die Situation sich zur Unhaltbarkeit ausgewachsen hatte, und suchte nach einem Ausweg. Diesen gab ihm der Artikel 8 des Übereinkommens. Nach ihm war Reuter verpflichtet, innerhalb eines Zeitraumes von fünfzehn Monaten das Gigantenwerk zu beginnen, dessen alleinige Ausführung er sich in der Konzession ausbedungen hatte — widrigenfalls das bereits gezahlte Kautionsgeld verfallen sein sollte. Nach Ansicht der persischen Regierung hatte der Vertragschließende durch verzögerte Inangriffnahme der Arbeiten den fraglichen Paragraphen gröblich verletzt[1]). Der Schah trug keine Bedenken, die Nutzanwendung daraus zu ziehen und die hinterlegten Sicherheiten einzubehalten. So war mit dem Schein des Rechts die gefahrdrohende Krise vorerst überwunden. Wie von einem bösen Alpdruck befreit, atmete das Land auf. Noch einmal war das Schicksal fremder Ausbeutung, wie es später mehr und mehr über Iran hereinbrach, dem Reiche erspart geblieben.

Sechs Jahre darauf unternahm der Schah seine zweite Reise nach Europa. Während er auf der ersten nur England besucht hatte, führte ihn diesmal der Weg über Rußland und Deutschland nach Frankreich und Österreich. Man geht wohl nicht fehl, wenn man dies neue Unternehmen ausschließlich den prädominierenden Einfluß Rußlands in Tähran zuschreibt. Zwischen zwei Mächten schwankte der schwache Herrscher und ließ sich willig am Gängelband führen. Seinem Lande brachten jene verschwenderischen Züge, die mit dem ganzen Pomp, dessen ein östlicher Monarch fähig ist, in Szene gesetzt wurden, keinen Gewinn. In vollen Strömen zog das Gold mit ihm über die Grenzen des Reiches und entglitt für nutzlosen Tand und Schmuck seinen leichten Händen.

Eine neue Dekade brach an. Die Jahre von 1880 bis 1890 sahen den Schah in Persien. Äußere und innere Zerrissenheit, soweit sie eben in einem orientalischen, von den heterogensten Elementen und Stämmen bewohnten Lande möglich ist, zeichneten diese Regierungszeit Nasiru'd-Dins. Rußland und Frankreich, die beiden gleich anspruchsvollen Rivalen, hielten sich die

[1]) England and Russia in the East, p. 122—128.

Wage. So konnte es kommen, daß der Staat, der für einen Augenblick aus seiner jahrhundertealten Lethargie erwacht war, von neuem dem lähmenden Schlaf verfiel. Einige gutgemeinte Proklamationen, wahrscheinlich die Frucht zweier Europafahrten, die der Schah erließ, namentlich die Verkündigung der Freiheit für Leben und Eigentum seiner Untertanen (1888), fanden wohl vorübergehend freudige Anerkennung, kamen aber bald in dem Tohuwabohu eines ungeordneten Staatswesens zu Fall und verschwanden fast eben so schnell, wie sie gekommen waren. Noch war Jungpersien nicht erwacht, und es bedurfte erst einer kräftigen Weckarbeit, um es standfest auf die Beine zu stellen. Doch auch diese Zeit sollte kommen. Aus Not und Trübsal wurde der neue Staat geboren.

Die letzten Regierungsjahre Nasiru'd-Dins brachten sein Land dem Ruin nahe. Im Januar des Jahres 1889 rüstete sich der Schah zu einer neuen, seiner dritten Europareise. Und wieder war es die leidige Geldfrage, die ihn den „Fremden" in die Arme trieb; wieder waren es, wie die „besten Kenner der persischen Geschichte in den letzten Jahrzehnten" es mehr oder weniger offen andeuten, Konzessionen, aus denen der Schah das Geld zog, das ihm die Kassen des Reiches weigern mußten. „Wie ein Schwarm gieriger Heuschrecken", sagt Curzon[1]), „ließen sich diese Menschen, deren einziges Ziel in der Aussaugung des Landes lag, auf Persiens Boden nieder. Der Schah war für jedes, selbst das kleinste Konzessionsgesuch zugänglich, wenn er sich nur Gewinn von ihr versprach. Baron de Reuter, ein Sohn des großen Julius, war der erste, einen neuen Versuch zu machen, das ehemals verlorene Geld wiederzuerlangen. Er hatte vollen Erfolg. Noch vor seiner Abreise verschrieb ihm Nasiru'd-Din das Recht, auf eigene Kosten eine persische Staatsbank zu errichten, der die alleinige Ausgabe von Banknoten und Geldsurrogaten in jeder Form zustehen sollte. Diesmal, gewitzigter als 1872, bedachte er nicht minder die Gegenpartei — und Prinz Dolgorouki erhielt für Rußland die Zusage der Gewährung jeglicher Eisenbahnkonzession, die in den nächsten fünf Jahren abgeschlossen werden sollte.

So ging es fort. Der Schah schien Gefallen an dem neuen System gefunden zu haben. Selbst nach seiner Rückkehr aus Europa blieb er auf der einmal beschrittenen Bahn. Geflissentlich wußte er sogar das Tempo zu beschleunigen. Immer gleißender floß das Gold aus dem alternden Europa über die schlafenden Lande Irans. „Bald wird ganz Persien völlig in der Hand der Fremden sein," schrieb damals des Schahs französischer Leibarzt Dr. Feuvrier. Dann brachte der Frühling des neuen Jahres (1890) endlich den langersehnten Umschwung. Eine abermalige „Erlaubnis" Nasiru'd-Dins gab einer englischen Gesellschaft, an deren Spitze ein gewisser Talbot stand, das Tabakmonopol über ganz Persien. Fünfzig Jahre lang sollte die gesamte

[1]) Honor. G. Curzon, Persia and the persian question. London 1892.

Tabakerzeugung, ihre Kontrolle und Verkauf allein in den Händen der englischen Konzessionäre liegen. Man bedenke, was das heißt für ein Land, in dem der Tabakbau von jeher gepflegt und frei war, in dem jeder, vom Jüngsten bis zum Ältesten, selbst das weibliche Geschlecht nicht ausgenommen, dem Genuß dieses Narkotikums huldigt. Und nun sollte alles, was so lange dem Volke zur geheiligten Gewohnheit geworden war, was im offenen Verkehr Gut gegen Gut gestanden hatte, unter die Kontrolle fremder Geldmänner kommen, die damit nach ihrem Belieben schalteten und walteten, und deren einziges Trachten naturgemäß danach ging, die größtmöglichste Dividende zu erzielen! Wie nie zuvor empfand Iran diesmal seine Unmündigkeit.

Der 23. Februar des folgenden Jahres war für die offizielle Einführung des Tabakmonopols vorgesehen. Langsam strich die Zeit — doch nicht nutzlos. Ungeahnt erwuchsen dem Volke Führer und Männer, derem Geiste es gelang, die träge Masse zu erwecken und für ihre Ideen zu begeistern. Aus London schickte Malcolm Khan, einst Nasiru'd-Dins Gesandter am Hofe von St. James, aber wegen einer anderen Konzessionsangelegenheit völlig mit ihm zerfallen, seine aufklärenden Schriften, deren Inhalt von Haus zu Haus, von Mund zu Mund, gleich einer glückverheißenden Prophezeiung das Reich durchlief und den grauen, blickhindernden Schleier herabriß, der so lange schwer und atembeklemmend darüber gelegen hatte. Aber noch machtvoller als jener gefallene Höfling in der Verbannung, entstanden die Führer aus dem Volke selbst. Hajji Mirza Häsän aus Schiraz, der Mujtähid von Samärra, schrieb einen langen Brief an den Schah, in dem er die Konzession als widersprechend dem Quuran und dem Geiste des Islam verwarf [1]), ein anderer, Säyyid Alämgir aus Kalar-Dasht, predigte offen die Auflehnung gegen die verruchten Beutezüge der Fremden, und Hunderte von Gefolgsleuten pflichteten ihm bei.

Aber noch widerstand der Schah, noch wähnten er und sein Getreuer, der Äminu's Sultan (Erster Minister), das Heft in den Händen zu haben. Vielleicht war auch der englische Gesandte Sir H. Drummond Wolff nicht unbeteiligt an der entschlossenen Haltung des sonst so schwachen Monarchen. Wie dem aber auch sei: die Tat bewies, daß Nasiru'd-Din die Unterdrückung der überall ausbrechenden Aufstände mit Waffenhilfe durchzusetzen sich anschickte. Nur allzubald sollte er allerdings seine Ohnmacht erkennen. Die Geistlichkeit, die Mullas mit ihren beredten Zungen gewannen das Volk für sich, und willig folgte ihnen die gläubige Menge. Hajji Mirza Häsän aus Schiraz schlug seinen Meisterstreich. Er gebot den Gläubigen, sich des Tabakgenusses so lange zu enthalten, bis die Konzession zurückgezogen wäre. Gleich einem Wirbelwind fegten des Mujtähid Worte durch ganz Iran. Die Tabakhändler schlossen ihre Läden, die Qualyans standen leer, und statt des gurgelnden

[1]) Conf. E. G. Browne, The persian revolution 1905—1909, p. 52.

Rauches zog Fäulnis in ihr Wasser — „nirgends," sagt Dr. Feuvrier[1]), „nicht in der Stadt, nicht in des Schahs Umgebung, selbst in den Frauengemächern nicht, sah man rauchen". Bewundernswürdig war die Disziplin, bewundernswürdiger der kluge Hieb des Mujtähid. Nasiru'd-Din war der Lage keineswegs gewachsen. Unentschlossen schwankte er hin und her, bis er schließlich fast fluchtartig die Hauptstadt verließ, um in ihrer Umgebung die langentbehrte Ruhe wiederzufinden. Den Äminu's Sultan ließ er in Täbran zurück.

Schon begann das Wetter zu grollen. Im ganzen Lande brach jetzt der Widerstand offen hervor. Die Mullas hetzten und schürten, bis es zu Todesdrohungen gegen die Fremden kam. Nun verlangte der russische Gesandte gebieterisch die Rückkehr des Monarchen. Nasiru'd-Din gehorchte nicht nur, am 28. Dezember zog er auch wohl oder übel die so heftig befeindete Konzession zurück. Doch nach wie vor lag die Wolke schweren, kaum zu bändigenden Unmuts über dem Reiche. Noch hatte Muhammad Häsän nicht gesprochen — nach wie vor bestand das Rauchverbot.

In Täbran ist man in fieberhafter Spannung. Wird der fanatische Mujtähid endlich nachgeben? Schließlich kommt die Depesche. Hajji Mirza Häsän geruht dem Schah seinen Glückwunsch für die Rückziehung der Tabakkonzession auszusprechen und ihn gleichzeitig zu ermahnen, auch alle anderen, an Ausländer übertragenen Vergünstigungen rückgängig zu machen. Das Rauchverbot berührt die Depesche mit keinem Wort[2]). Ein anderer Mulla, Häsän-i-Ashtiyani, predigt nach wie vor die Enthaltsamkeit vom Tabak. Die Unruhe in der Hauptstadt ist allgemein. Die Shares der „Imperial Bank" (Reuter-Konzession) fallen auf die Hälfte ihres Wertes[3]). Man scheint am Vorabend einer großen Umwälzung zu stehen. Der Schah sendet den neu ernannten Untergouverneur von Täbran an Häsän-i-Ashtiyani, um ihm die Wahl zwischen Landesflucht oder Aufhebung des Rauchverbots zu stellen. Häsän-i-Ashtiyani wählt das erstere, bleibt aber in der Hauptstadt.

Des Volkes bemächtigt sich eine ungeheure Erregung. Ein Säyyid im dunkelblauen Turban stellt sich an die Spitze der rasenden Massen und führt sie gegen den Palast des Großherrn, Steine durchschwirren die Luft, Schreie der wütenden Rache werden laut — da feuern die Truppen. Als einer der ersten fällt der Säyyid. Ihres Führers beraubt, fluten die Massen zurück. Ein paar Tote und zwanzig Verwundete bleiben auf dem Platze. Zwei Tage später empfängt Häsän-i-Ashtiyani einen Brillantring vom Herrscher als äußeres Zeichen der Versöhnung und gleichzeitig vom Direktor der Tabakgesellschaft die Versicherung, daß die Konzession endgültig aufgehoben sei. Am 26. Januar verkünden Ausrufer allüberall in der Hauptstadt und in den Provinzen das Ende des Rauchverbots.

[1]) Docteur Feuvrier, Trois ans à la cour de Perse, p. 328.
[2]) Ibidem, p. 328.
[3]) Conf. E. G. Browne, The persian revolution 1905—1909, p. 54.

Das Schlimmste war dem Reiche erspart geblieben. Doch die Folgen jener Geschehnisse sollten sich nach und nach bemerkbar machen. Vorerst war die Angelegenheit mit einem nicht zu unterschätzenden Prestigeverlust Englands abgetan. Rußland prädominierte in Tähran. Der Äminu's Sultan hing den Mantel nach dem Winde, und anstatt der britischen Botschaft war es jetzt häufiger denn je die russische, der sein Besuch galt. Damals war Butzof russischer Gesandter in der Hauptstadt Persiens. Ihm soll Nasiru'd-Dins erster Minister den Umschwung seiner Gesinnung kundgetan und hinzugefügt haben: „Wenn Sie nicht meinen Worten trauen, so mögen Ihnen meine Taten ihre Aufrichtigkeit beweisen" [1]). Noch blieb eine der schwersten Aufgaben zu erledigen: die Abfindung der Konzessionäre und ihrer Forderungen. Nach langem Hin und Her einigte man sich auf die Summe von fünfhunderttausend Pfund Sterling, das heißt zehn Millionen Mark, die das Volk Irans den Aussaugern seiner Wirtschaft zahlen mußte. Zu sechs Prozent nahm die persische Regierung diese Schuld bei der Imperial Bank auf und verschrieb als Garantie die beträchtlichen Zolleinnahmen des persischen Golfs.

Nur ein Gutes hatte die ganze, so schmählich verlaufene Affaire gezeitigt — sie hatte das Perservolk aus seinem totenähnlichen Schlafe wach gerüttelt und ihm endlich die Mittel und Wege gezeigt, sich seiner Bedrücker zu erwehren.

Sechs Jahre später, am 1. Mai 1896, fiel Nasiru'd-Din unter Mörderhänden. Während er in Shah ʿAbdul-ʿAzim, etwa zwölf Kilometer außerhalb der Hauptstadt, weilte, traf ihn die Kugel Muhammad Rizas, des Kismaners. Einen Toten fuhr man an der Seite des Äminu's Sultan in großherrlichem Gepränge nach Tähran zurück. Die Zeitungen der ganzen Welt rieten hin und her, wer den Mord veranlaßt, wessen Rache Nasiru'd-Din aus dem Wege geräumt haben könnte. Bald waren es russische, bald englische Machenschaften, bald sogar die so häufig mit Unrecht angefeindeten Bábies (eine religiöse Sekte in Persien). Schließlich gestand Muhammad Riza, daß er allein aus Vergeltung für die eigene erlittene Unbill, die des Schahs Minister während der Tabakrevolten und wegen seines offenen Wortes ihm angetan hatten, zur Tat geschritten sei. Am 12. August büßte er sein Verbrechen mit dem Tode. Wenige Tage vorher hatte man drei seiner Anhänger und Mitwisser im Gefängnis zu Täbriz heimlich abgetan.

Es war schon der neue Schah, der das Bluturteil bestätigte. Am 8. Juni 1896 war Muzäffäru'd-Din zum Herrscher von Persien gekrönt worden. Ein weiches, melancholisches Gemüt zeichnete ihn aus. Die Schwäche seines Vaters hatte sich auf den Sohn in erhöhtem Maße übertragen. Nasiru'd-Din mochte noch einen Rest eigener Initiative besessen haben, mochte vielleicht sogar tyrannische Gelüste gleich einem Agha Mohammad im Innersten

[1]) Dr. Feuvrier, a. a. O.

gezeitigt haben. Muzäffäru'd-Din glich dagegen dem Willenlosen. Er lenkte nicht, er wurde gelenkt und ließ sich willig führen. Er stieß nicht Persien, er ließ es in den Abgrund stoßen. Die Art, der einst die königlichen Bourbons ihr Ende verdankten, wiederholte sich auch hier in der Geschichte der Schahs von Iran, sie hatten nichts gelernt und nichts vergessen.

Die erste wichtigere Regierungshandlung des neuen Herrschers war die Verbannung des Äminu's Sultans und die Ernennung des liberalen Äminu'd Dauläth zum Premierminister. Der Schritt kam so überraschend und traf sich zeitig mit der Bestallung des ebenfalls reformfreudigen Nasiru'l Mulk als Finanzminister, daß die große Menge tatsächlich an das Heraufdämmern einer anderen schöneren Zeit glauben mochte.

Allein schon die nächsten Monate sollten alle Zukunftpläne wie ein schlecht gebautes Kartenhaus zusammenstürzen lassen. Muzäffäru'd-Din war krank, und seine Ärzte rieten ihm zum Besuch der Mineralquellen in Europa. Getreu dem Vorbilde seines Vaters schickte sich der Schah zur Reise an und, ebenso wie jener, verlangte er skrupellos die nötigen Gelder vom Lande. Der Versuch, eine Anleihe in London aufzunehmen, schlug indessen fehl, und der Äminu'd Dauläth mußte sich zurückziehen.

Muzäffäru'd-Dins einziges Streben schien jetzt dahinzugehen, eine möglichst große Summe Geldes so schnell wie möglich und zu jedem Preise zusammenzubringen. Im Juli 1898 berief er den Äminu's Sultan von neuem und beauftragte ihn mit der Beschaffung einer ausreichenden Anleihe in Rußland. Das staatsmännische Geschick des früheren Särdär-i-Azäm [1]) ist bekannt. Auch diesmal ließ ihn seine vielerprobte Gewandtheit nicht im Stiche. Was tat es, daß er ganz Persien dem russischen Machthunger auslieferte, was tat es, daß er große und fruchtbare Provinzen durch ein ungeheuerliches Steuer- und Zollbedrückungssystem an den Rand des Ruins brachte — das Experiment gelang.

An der Newa zeigte man Verständnis für seine Pläne, und zu fünf Prozent kam die erste russische Anleihe im Betrage von achtundvierzig Millionen Mark zustande. Die Zolleinnahmen Irans, mit Ausnahme jener von Fars und aus dem persischen Golf, sollten als Sicherheit für Kapital und Zinsen dienen. Die persische Regierung verpflichtete sich überdies, den schon früher seitens der Imperial-Bank gewährten Kredit in Höhe von fünfhunderttausend Pfund Sterling unverzüglich zurückzuzahlen. So hatte der russische Bär abermals einen gewaltigen Schritt zur „friedlichen" Eroberung des Landes vorwärts gemacht. Belgier kamen ins Land und kontrollierten die Einnahmen. Iran war unmündig wie vordem. Schließlich aber hatte der Schah seinen Zweck erreicht, und das mochte ihm die Hauptsache sein. Im Januar 1900 begab sich Muzäffäru'd-Din auf seine erste europäische Reise. Um die Wende des Jahres war er wieder zurück.

[1]) Särdär-i-Azäm, ein Ministertitel — hier der Äminu's Sultan.

Der kommende Frühling brachte abermals Unruhen über das Land. Das Volk erhob sich gegen die neuen Steuern, deren schwere Lasten die Lebensmittel ins Ungemessene verteuerten. Besonders aber richtete sich die Wut der großen Massen gegen die belgischen Zolleinnehmer, deren Bedrückungs- und Aussaugesystem man die Hauptschuld an den unhaltbar werdenden Zuständen beimaß. Hier und da kam es zu offenen Revolten, hier und da griff die persische Landbevölkerung zu den Waffen. Doch umsonst. Des Schahs Kosaken waren bei der Hand und unterdrückten jede sich zeigende Bewegung schon im Keime.

Das Jahr 1902 sah Persien abermals am Rande des Ruins. Die Staatskassen waren leer, Mißernten und die Verschwendungssucht der Großen, denen die anvertrauten Gelder des Landes nicht selten wie ihre eigenen durch die Finger liefen, hatten das Wirtschaftsleben dem Verfall nahe gebracht. Aus dem Vollen war genommen worden, als könnten die Millionen, die Rußland geborgt hatte, niemals ein Ende nehmen — und nun stand man dem traurigen Rest gegenüber. Natürlich hatte jede Kontrolle, jede, auch nur die geringste Nachprüfung von vornherein gefehlt. Die Gelder waren vertan — man mußte für andere sorgen. Wieder fand man in Petersburg willfährige Ohren. Einige Konzessionen forderten die Diplomaten an der Newa. Was tat das — die gab man gerne. Rußland verlangte die Baugerechtsame für eine neue Handelsstraße von Julfa (an der persisch-russischen Grenze am Araxes) über Täbriz und Quäzwin bis hinab gen Tähran. Für zehn Millionen Rubel verkaufte ihm der Schah dies Recht.

Abermals hatte Rußland sein Ziel erreicht. Die gewaltige Einfallsstraße ins Perserreich war fortan in seinen Händen; sie nach eigenem Belieben auszubauen, blieb ihm vorbehalten. Da wurde eine breite Heerstraße daraus, für Wagen und Roß, für Reiter und Reisige, die der Zar seinem Schützling ins Land schickte. Muzäffäru'd-Din nutzte einen Teil der so leicht gewonnenen Millionen, um seine zweite Reise nach Europa anzutreten. Die Nowoye Vremja aber schrieb im Herbst desselben Jahres: „Der Hauptweg nach dem offenen Meere führt durch Persien — damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß wir des Schahs Besitzungen antasten möchten[1])."

Das war deutlich genug. Albions Einfluß schien für immer in Persien ausgeschaltet zu sein. Doch nicht so leichten Spieles ergab sich das Britenreich. Der südafrikanische Krieg hatte seinen erfolgreichen Abschluß gefunden, und die englischen Staatsmänner, die solange mit bangen Sorgen dem Vernichtungskampf gegen ein kleines freies Volk zugeschaut hatten, konnten sich wieder anderen Problemen zuwenden. Am wichtigsten mochte ihnen um diese Zeit die persische Frage gelten; war es doch keineswegs der Wille Downingstreets, einer anderen Macht im Lande des Löwen und der Sonne den Platz

[1]) Zitiert bei Browne, The persian revolution 1905—1909, p. 105.

einzuräumen, dessen Anrecht der britische Imperialismus sich seit Jahren gesichert zu haben wähnte. Zunächst hieß es, den Herrscher Irans selbst für die neuen Ziele zu gewinnen. Eine besondere Mission unter Viscount Downe machte sich auf den Weg, um Muzäffäru'd-Din die Insignien des Hosenbandordens zu überbringen. Man hatte bei des Schahs letzter Anwesenheit in London mit Aufmerksamkeit bemerkt, daß er nicht unempfänglich für eine solche Ehrung sein würde. Jetzt wollte man den billigen Versuch wagen. Prompt kam der Gegenzug Rußlands. Noch während der Anwesenheit des britischen Gesandten erfolgte die Veröffentlichung des russisch-persischen Handelsübereinkommens, das, wie aus dem Boden gestampft, der kurzen Spanne weniger Tage seine Entstehung verdankte. Der Schah konnte seiner Dankbarkeit den Ordensbringern gegenüber nicht anders Ausdruck geben, als daß er auch in den Abschluß eines englisch-persischen Handelsvertrages willigte. Doch blieb dieser vorerst nur ein reines Staatsdokument, dem jede realere Bedeutung vollends abging. Er war die schwächliche Parade gegen einen mit voller Überlegung und mit allem Nachdruck einer obsiegenden Staatsmannskunst geführten Hieb.

Mittlerweile hatten die Steuer- und Zollunruhen in Persien immer weitere Kreise gezogen. Im innersten Kern war das Volk unzufrieden. Die Geistlichkeit, so namentlich der machtvolle Mujtähid von Täbriz, traten in Wort und Schrift gegen die fremden Bedrücker (die belgischen Zolleinnehmer vor allem) auf und trieben die Massen gegen das bestehende Regime. Daneben kam von Tag zu Tag die Rivalität Englands und Rußlands deutlicher zur Geltung. Im Mai 1903 verkündete Lord Landsdowne der aufhorchenden Welt die Monroe-Doktrin Britanniens im persischen Golf, — und wenige Monde später verließ der erste russische Dampfer Odessa, um eine neue Handelsroute nach den Häfen des persischen Meerbusens ins Leben zu rufen. Die Spannung hatte ihren Höhepunkt erreicht. In Tähran hielten sich England- und Russenfreunde die Wage. Selbst in den Ministerien schienen nicht mehr Perser, schienen Russen und Engländer zu sitzen, denen das Geschick Irans ein Nichts war, denen das Wohlergehen jener Großmächte alles galt, und die das Interesse ihres eigenen Vaterlandes willig den Intriganten fremder Botschaftshöfe unterordneten. Eine Verschwörung, den Schah zu entthronen und seinem zweiten Sohn die Krone Irans zu übertragen, scheiterte noch im letzten Augenblick. Immerhin zeichnete sie die damalige Stimmung. Ministerien kamen und gingen, je nachdem die eine oder andere der fremdenfreundlichen Parteien in dieser oder jener Richtung obsiegte.

Der Auftakt zu dem letzten gewaltigen Ringen zwischen Rußland und Albion schien gekommen. Da brach der Krieg mit Japan aus und zwang Rußland auch in Persien ins Hintertreffen. Ungestört konnte sich der britische Löwe am persischen Golf festsetzen.

Zwar mochte eine Zeitlang die äußerste Gefahr, die aus dem Kampfe

Rußlands und Englands entsprang, vom Reiche abgewandt sein, aber im Innern konnte das in seinen Grundfesten mächtig erschütterte Land nicht zur Ruhe gelangen. Die belgischen Zolleinnehmer erwiesen sich als immer größere Bedrücker. Ihr Chef, ein Individuum minderer Herkunft, der es in Persien zum Post- und Finanzminister gebracht hatte, war allen verhaßt und nährte durch ein unkluges, herausforderndes Benehmen nur noch die feindlichen Gefühle, die das Volk ihm gegenüber empfand. Dazu kam die stetig wachsende Verschwendungssucht des Schahs und das Bekanntwerden seiner auf den europäischen Reisen getriebenen Extravaganzen. Zuletzt fiel noch die Unbeliebtheit des neuen Ministerpräsidenten, des Äynu'd Dauläth, der am 15. September 1903 dem Äminu's Sultan gefolgt war, nicht unerheblich ins Gewicht. Kurz, im Lande gärte es wie kaum je, und dieser Prozeß, der schon solange begonnen hatte, drohte jetzt energisch die lange gefürchtete Umwälzung herbeizuführen.

Aus Tähran zogen in langen Reihen die Kaufleute und Gewerbetreibenden vor die Tore der Stadt, um in den Heiligtümern Zuflucht vor den Übergriffen des Äynu'd Dauläth und seiner Helfershelfer zu suchen. Geistliche und Literaten gesellten sich in großer Zahl ihnen zu. Muhammad Ali, damals noch Schah-zadä, und der Äminu's Sultan unterstützten die Geflüchteten mit Geld und Lebensmitteln.

Der Schah konnte endlich diese klar und deutlich zu Tage tretende Willensäußerung seines Volkes nicht länger unbeachtet vorübergehen lassen und versprach in einem offenen Briefe sowohl die Entlassung des Äynu'd Dauläth wie auch die Errichtung der schon früher geforderten Adalät-khanä, eines Gerichtshofes, der nicht nur die Überwachung der Gesetzausführungen, dem auch die Abschaffung aller Mißstände, wie sie im Günstlings- und Standeswesen vorhanden waren, übertragen werden sollte. Allein, das uralte Sprichwort der Perser „Die Eile ist vom Teufel" bewahrheitete sich auch diesmal wieder. Muzäffäru'd-Din dachte gar nicht daran, seine Versprechungen so schnell einzulösen. Doch diesmal ließen sich die argwöhnisch gewordenen Mullas nicht vertrösten. Bittschrift auf Bittschrift sandten sie an den Herrscher, und jede enthielt die dringliche Mahnung, seiner Pflicht gerecht zu werden.

Der Äynu'd Dauläth herrschte noch immer — nichts hatte sich in seinem Benehmen geändert — vielleicht nur noch grausamer war er geworden. Tief und nachhaltig senkte sich die stetig wachsende Unzufriedenheit in die geknechteten Massen. Wieder ward ihnen die Geistlichkeit zum Führer — und als einige der bekanntesten Mullas aus der Hauptstadt nach Qum verbannt wurden, folgte ihnen ein großer Teil des Volkes freiwillig nach. Die anderen aber, und namentlich die wohlhabenden Klassen, suchten in der englischen Gesandtschaft Schutz vor des Äynu'd Dauläth Willkürgewalt. Immer mehr wuchs ihre Zahl. Der ganze große Gesandtschaftsgarten glich endlich einem einzigen gewaltigen Zeltlager.

Bis gegen Ende Juli des Jahres 1906 mochten es etwa zwölf- bis vierzehntausend Ausgewanderte sein, die sich hier versammelt hatten — und noch war kein Ende abzusehen; da lenkte der Schah abermals ein und erneuerte feierlich sein schon einmal gegebenes Versprechen. Diesmal war das Volk nicht zufrieden — es verlangte mehr — weit mehr. Zum erstenmal prägten die Mullas das Wort von der Konstitution, die allein das Land aus seinen Nöten erretten und zugleich ein wirksames Mittel gegen Übergriffe des Herrschers sein könnte. Bald war die Forderung nach einer Verfassung in aller Munde.

Die wildtosenden Wellen der russischen Revolution hatten nicht zuletzt in Persien ihren Widerhall gefunden. Muzäffäru'd-Din gab nach und bekräftigte mit heiligem Eide seine Zusagen. Alsbald kehrte die Geistlichkeit aus Qum zurück — die weiten Gründe des Gesandtschaftsgartens leerten sich, das Volk zog wieder ein in seine Heimstätten und Läden. Die Basars öffneten ihre Tore, der Kleinhändler verkaufte auf der Straße seine Waren, der Derwisch zog bettelnd und singend von Haus zu Haus — alles war wie vordem.

Um die Mitte des August feierte das Volk ein großes Fest — das Fest des nationalen Sieges und der beginnenden Freiheit. Wenige Tage darauf schon fand die Eröffnung des ersten Parlaments, der „Mäjlis", statt. Im Oktober begannen die Wahlen. Hundertsechsundfünfzig Mitglieder sollten als Volksvertreter in das neue Parlament einziehen. Sechzig waren aus Täbran und sechsundneunzig aus den Provinzen.

Die Freude des Volkes war unbeschreiblich. Ein paar Wochen später nahm die Mäjlis ihre Arbeiten auf. Die vielen, und namentlich die Vertreter fremder Staaten, die in ihr schließlich doch nichts weiter sehen wollten, als ein gefügiges Werk des Großherrn, wurden gleich zu Anfang eines bessern belehrt. Wie schon so oft waren die Kassen des Landes leer, und der Schah hatte von neuem um die Gewährung einer Anleihe von vierhunderttausend Pfund Sterling nachgesucht. Rußland und England hatten ihre Bereitwilligkeit erklärt, je zur Hälfte die nötigen Gelder vorzustrecken. Schon war der Schah nahe daran, das Übereinkommen zu unterzeichnen, da widersprach die Mäjlis. Zum ersten Male sahen sich die beiden Großmächte, deren fast souveränen Anordnungen das Land bisher willig und ohne Einspruch gefolgt war, einem neuen Faktor gegenüber, den sie bis jetzt widerspruchslos hatten vernachlässigen dürfen, — dem Volk. Wie aus dem Boden gestampft war das Bewußtsein der solange entrechteten Massen mächtig emporgewachsen. Parteien bildeten sich, die den Kampf gegen den Absolutismus auf ihr Panier schrieben, und eine von ihnen die sogenannten Fidays, waren es, die später, als die Konstitution in Stücke zu zerschellen drohte, aus den Ruinen das neue Persien retteten.

Noch hatte der Schah die Verfassung nicht unterzeichnet. Am 10. Dezember 1906 ermahnte ihn die Mäjlis, dieses Versäumnis nachzuholen. Muzäffäru'd-Din war ein dahinsiechender Kranker, als er die Aufforderung

des Parlaments erhielt. Vielleicht wäre er dahingegangen, ohne jene späte große Zusage seines Lebens erfüllt zu haben, wenn nicht noch die Geistlichkeit in letzter Stunde ihm die Unterschrift gleichsam erpreßt hätte. Auf dem Totenbett setzte er seinen Namen unter dieses wichtige Staatsdokument, das für alle Zeiten den Beginn des neuen Perserreiches künden sollte.

*

Am 8. Januar 1907 schloß Muzäffäru'd-Din Schah die Augen. Fast unbeachtet, ein Haltloser, dem erst der Tod das Ufer bietet, dessen sichern Hafen ihm das Leben weigerte, ging er dahin. Sein Sohn und Nachfolger, Muhammad Ali Schah, setzte sich elf Tage später in verschwenderischer Pracht die sonnenstrahlende Demantkrone Irans aufs Haupt.

Muhammad Ali Mirza war dem Volke kein Unbekannter mehr. Schon als Väli-ahd und Statthalter der Provinz Azärbayjan hatte er sich wiederholt politisch betätigt. Reaktionär bis zum äußersten, der geborene Verfechter des Absolutismus und seiner göttlichen Gewalt, hatte er in Täbris mehr als einmal das drohende Werden des Liberalismus mit Gewalt zu unterdrücken versucht.

Ein finsterblickender, herrschsüchtiger Despot, Grausamkeit und Sinnenlust in den Zügen, bestieg der neue Schah den Thron. Sein Widerstand gegen die Volksvertreter wurde bereits bei den Krönungsfeierlichkeiten offenbar, als ihre Namen geflissentlich unter denen der Eingeladenen fehlten. Die Mäjlis fühlte den Hieb und beschloß, auf ihrer Hut zu sein. Ihre Vorsicht war durchaus nicht unberechtigt, denn immer deutlicher traten im Lauf der nächsten Monate des Schahs Absichten hervor, das Parlament gänzlich in seine Gewalt zu bringen.

Um die Mitte des März mußte sich der liberale Mushiru'd-Dauläth, der als Ministerpräsident noch einen gewissen Einfluß auf die Übergriffe der reaktionären Richtung auszuüben vermocht hatte, vom Amte zurückziehen und wurde bald darauf durch einen Mann von ausgesprochen absolutistischem Gepräge, den allbekannten Äminu's Sultan, oder mit seinem noch höheren Titel Ätabäk-i-Äzäm, ersetzt [1]). Abermals zeigte der persische Staatsschatz gähnende Leere. Muhammad Ali war entschlossen, auch ohne die Zustimmung des Parlaments, ein neues Darlehen bei Rußland oder England aufzunehmen, während der Äminu's Sultan den Ausgleich der immer dringender werdenden Geldnöte schließlich doch mit Hülfe der Mäjlis durchzusetzen hoffte. Unzweifelhaft sprachen verschiedene Momente zu seinen Gunsten. Ein großer Teil der gemäßigten Partei stand auf seiner Seite, und täglich wuchs die Zahl seiner Anhänger, die eine neue Anleihe als einzige Möglichkeit der finanziellen Rettung des überschuldeten Landes ansprachen. Vergebens war der Versuch

[1]) Der Name dieses berühmten Mannes, der drei Herrschern als Ministerpräsident diente und bis zu seinem Tode die alte absolutistische Richtung vertrat, war Mirza Ali Äsghär Khan-Äminu's Sultan und Ätabäk-i-Äzäm.

gewesen, bei Deutschland die nötigen Mittel aufzutreiben. So blieb nur Rußland oder England. Die allgemeine Stimmung stand entschieden auf Seiten Englands. Schon ging der Äminu's Sultan daran, dem Parlament den fertigen Plan mit allen Einzelheiten zu unterbreiten, schon wähnte er sich als Sieger — da fiel er am 31. August 1907, von der Kugel eines Fiday getroffen. Es war der gleiche Tag, an dem der englisch-russische Vertrag über Persien in St. Petersburg seine feierliche Unterzeichnung fand.

Über dieses Übereinkommen, durch das Persien gleichsam in drei Zonen zerlegt wurde, von dem die größere nördliche als alleiniges Interessengebiet Rußlands, die kleinere südöstliche als Einflußgebiet Britanniens, während die mittlere als neutrale Sphäre gelten sollte, ist so Vieles und Unterschiedliches geschrieben worden, daß es sich tatsächlich erübrigen dürfte, heute nochmals des Genaueren darauf einzugehen. Nur soviel sei gesagt — die gesamte junge Presse Irans war einig in der Verurteilung dieses Vertrages, den man, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch in seiner praktischen Bedeutung als Aufteilung Persiens ansprach. Die Ermordung des Äminu's Sultan hatte die Gemüter vollends in Erregung gebracht. Ein Kabinett löste das andere ab. In den Provinzen trat das Gespenst offenen Aufruhrs immer deutlicher zu Tage. Die Zeitungen trieben ihre politisch-freiheitliche Propaganda über das ganze Land und ermahnten das Volk, die Waffen zu ergreifen, um bis zum letzten Blutstropfen die kostbaren Güter der Heimat und Freiheit zu verteidigen.

Am 12. November besuchte der Schah das Parlament und erneuerte den beim Regierungsantritt geleisteten Eid auf die Verfassung. Es war eine Farce, ein Schauspiel für die Augen und Ohren der Fremden. Jedermann wußte es, jedermann fühlte es — und doch genügte diese Geste der Unehrlichkeit, um den drohenden Sturm noch einmal auf kurze Zeit hinauszuschieben. Im geheimen allerdings steuerten der Schah und sein Getreuer, Ämir Bähadur Jäng, auf kein geringeres Ziel zu, als die Wiederherstellung vollsten Absolutismus.

Am 15. Dezember befahl der Schah das Kabinett, dessen Rücktritt am Vortage vollzogen war, in den Palast. Ahnungslos folgten die Männer dem königlichen Ruf. Schon beim Eintritt in die Residenz sahen sie sich von einer ungewöhnlichen Anzahl Leibkosaken umgeben. Ihr Erstaunen und ihre ohnmächtige Wut erreichten aber die Höhe, als Muhammad Ali ihnen entgegentrat und mit harten, unbeugsamen Worten die Verhaftung des Nasiru'l Mulk und mit ihm zweier anderer hervorragender Persönlichkeiten befahl, die man alsbald in Ketten davonführte. Die Versammlung der Volksvertreter war nur zu sehr von diesem, einem Staatsstreich ähnlichen Schritt des Schahs überrascht, als daß sie im Augenblick wirksame Gegenmaßregeln hätte treffen können. Muhammad Ali hatte vorerst sein Ziel erreicht. Der britischen Gesandtschaft gelang es, den Nasiru'l Mulk vor dem drohenden Schicksal zu

bewahren. Noch am folgenden Tage verließ er in äußerster Eile die Hauptstadt, um sich nach Europa in Sicherheit zu begeben.

Zum ersten Male seit seiner Thronbesteigung war der Schah offen und ungeschminkt seinem Volke entgegengetreten. Die solange bewußt getragene Maske der Heuchelei war gefallen, und der Kampf begann. Nachdem der erste Schrecken sich gelegt hatte und man sah, daß Muhammad Ali in unbegreiflicher Schwäche nicht weiter ging[1]), holte das Parlament zum Gegenstreich aus. Von allen Seiten bot es die nationalen Freiwilligen zum Schutze des Bähariſtan (Parlamentsgebäude) auf. Stündlich wuchs die Zahl jener Männer, die mit den Waffen in der Hand dem Absolutismus Paroli zu bieten sich anschickten. Zwischen dem 16. und 18. Dezember sollen es nach den besten Schätzungen nahezu zweiundeinhalbes Tausend wohl bewaffneter Freiwilliger gewesen sein, die sich zum Kampf auf Leben und Tod um den Sitzungssaal ihrer Volksvertreter scharten. Unterdessen fanden Muhammad Alis undisziplinierte Horden, die zum größten Teil dem großstädtischen Gesindel und Proletariat entstammten, keine andere Beschäftigung, als auf dem Majdani-tup-khanä (Artillerieplatz) herumzulungern — den Verkehr zu stören und die Läden der Juden in bestialischer Weise zu plündern. Die fremden Gesandtschaften schritten ein — und auch diesmal wich der Schah zurück. Mit dem Versprechen, die Aufrührer, deren Anstifter er selbst war, zu bestrafen und seine reaktionären Ratgeber zu entlassen, gedachte er seinen unüberlegten Schritt wieder gut zu machen.

Und tatsächlich hatte es den Anschein, als ob das Parlament noch einmal zum Frieden neige. Aus der Volksvertretung heraus bildete sich eine Abordnung, um bessere Beziehungen zwischen den Nationalisten und dem Herrscher anzubahnen. Die Stimmung war nicht ungünstig. Muhammad Ali schien immer geneigter zu werden, den Worten seines Volkes zu lauschen — und schließlich ging die Aussöhnung so weit, daß bei den beiden folgenden großen nationalen Festen der Schah eine Deputation empfangen konnte, die ihm die Glückwünsche der Mäjlis überbrachte[2]). Waren so die offiziellen Beziehungen zwischen dem Herrscher und dem Volke wieder hergestellt, so durfte man doch keineswegs verkennen, daß es in der großen Masse, die durch die tumultuösen Vorgänge im Dezember aufs äußerste erregt war, noch tief und nachhaltig wühlte. Dies ward deutlich, als gegen Ende Februar 1908 zwei Bombenanschläge gegen das Leben des Schahs unternommen wurden. Zwar beeilte sich die Mäjlis, dem Herrscher ihre Glückwünsche zu seiner

[1]) Diese Schwäche Muhammad Alis ist allen Geschichtsschreibern unbegreiflich. Wenn er noch am gleichen Tage unter dem Schutze der allgemeinen Verwirrung das Parlament hätte besetzen lassen, wäre sein Triumph wahrscheinlich vollständig gewesen. Statt dessen aber unternahm er nichts. Einige meinen, ein Nervenchok hätte ihn daran gehindert.

[2]) Conf. E. G. Browne, The persian revolution 1905—1909, p. 197.

Errettung aus der Gefahr zu übersenden, und ebenso wurde sie nicht müde, das Attentat als den persönlichen Racheakt einzelner unzufriedener Elemente hinzustellen — Muhammad Ali war durch den Anschlag aufs neue in seinen reaktionären Ideen bestärkt worden. Die Freiheit des Volkes mochte ihm jetzt wie ein wildes, zügelloses Tier erscheinen, dem es mit aller Kraft Fesseln anzulegen galt.

Von Monat zu Monat verschlechterten sich nun die Beziehungen des Schahs zur Mäjlis. Im Mai waren sie so gespannt, daß wieder eine Anzahl angesehener Männer, unter ihnen der bejahrte Äzudu'l Mulk[1]), sich anschickten, eine neue Vermittlung zwischen den gegenseitigen Interessen zustande zu bringen. Muhammad Ali's Forderungen gingen dahin, daß die Presse und die öffentlichen Redner ihre Anklagen gegen ihn einstellen sollten, während die Mäjlis die Entlassung von sechs Hauptführern der reaktionären Partei, unter ihnen Ämir Bähadur Jäng und Shäpsal Khan (des Schahs Vertrauter und notorischer Russenfreund), verlangte. Wohl gab Muhammad Ali nach, doch diesmal war seine Willfährigkeit nur eine scheinbare. Er entließ die reaktionären Höflinge, indes diese fuhren fort, in des Schahs Umgebung zu bleiben, und änderten keineswegs ein Verhältnis, das bis dahin bestanden hatte. „Nur dem Namen nach", wie unter dem alten Regime so vieles in Persien, war auch diese Entlassung der reformfeindlichen Höflinge. Von neuem mischten sich die fremden Gesandtschaften ein, und jetzt war es besonders der russische Gesandte de Hartwig, der heftige und anklagende Worte gegen das Perservolk und seine Vertreter fand. Er erklärte dem Minister des Äußeren — das Leben des Schahs sei in Gefahr — die Nationalisten und ihre wildesten Vertreter, die Änjumäns, wünschten den Herrscher zu entthronen — doch dies würde Rußland keinesfalls dulden, und England stände hierin auf seiner Seite.

Die drohende Rede des Gesandten übte den gewünschten Einfluß auf die Mäjlis. Täqui-zadä, der von jeher vor fremder Einmischung gewarnt hatte, schwang sich auf die Rednertribüne und rief mit donnernder Stimme: „Besser eine kranke Nation, als eine tote." Das Wort wirkte — wie mit einem Schlag änderte sich die Lage, und die vorher noch oppositionsfreudigen Mitglieder ließen in Ansehung der weit größeren Gefahr von ihrem Vorhaben. Diesmal hatten Muhammad Ali und seine russenfreundlichen Helfershelfer einen entschiedenen Sieg davongetragen. Der Schah jedoch gab sich keinesfalls mit diesem immerhin billigen Erfolge zufrieden. Am nächsten Tage verließ er die Stadt. Ergriff er die Flucht vor seinem Volke — suchte er jene zu überlisten, die ihm so wirksam widerstanden hatten? Beide Ansichten sind bis auf den heutigen Tag vertreten worden.

Unter dem Schutz einer starken, bewaffneten Kosakeneskorte hatte sich

[1]) Conf. E. G. Browne, The persian revolution 1905—1909, p. 199.

Muhammad Ali nach dem Bagh-i-Schah begeben. Ein Schreiben erklärte sein Benehmen als den Ausfluß eines langgehegten Ruhe- und Erholungsbedürfnisses. Dem Unbefangenen mochte das einleuchten, aber Volk und Parlament waren nicht mehr vertrauensselig genug, um der Versicherung eines Herrschers, der sie so oft und mutwillig getäuscht hatte, Glauben zu schenken. Wilde Panik durchlief die Hauptstadt. Um den Bähariſtan scharten sich die Freiwilligen, bereit, die Freiheit ihrer Volksvertreter mit dem eigenen Blute zu erkaufen.

Am 4. Juni sandte der Schah abermals einen Boten, der die unzufriedenen Parteiführer zur Unterredung nach dem Bagh-i-Schah einlud. Die List gelang. Sieben jener Männer, die bisher in Wort und Tat dem Liberalismus gedient hatten, gingen in die klug gestellte Falle. In äußerer Liebenswürdigkeit empfing sie Muhammad Ali — aber dann, als sie sich zum Gehen wandten und der Monarch selbst sich in seinen Harem zurückzog, sprangen auf ein gegebenes Zeichen versteckt gehaltene Häscher hinzu und verhafteten sechs von ihnen. Nur einer entkam und überbrachte der aufs tiefste erregten Mäjlis die Nachricht vom Verrat des gewissenlosen Herrschers [1]).

Dies war nur das Vorspiel. Am nächsten Tage ging der Schah offen zu Feindseligkeiten über. Über Tähran wurde der Belagerungszustand verhängt. Kosakenpatrouillen durchstreiften die Stadt und besetzten die Ausgänge des Bähariſtan. Die Telegraphenämter wurden unter Zensur gestellt und jeder Verkehr zwischen dem Parlament und der Provinz unterbunden. Die Erregung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Am 12. Juni schickte der Schah ein Ultimatum und verlangte die Entfernung von acht Unzufriedenen, die er namentlich bezeichnete. Drohender denn je zog das Gespenst der Umwälzung herauf, und unterdessen wurde Muhammad Ali nicht müde, immer neue Angriffe auf das bedrängte Volk zu unternehmen. Gleich einer verängstigten Herde flohen die Massen nach dem Bähariſtan, um in den Moscheen seiner Umgebung Schutz und Schirm vor dem Gewaltregiment ihres Herrschers zu suchen. In Täbriz, in Kirman, in Isfähan, in Räsht zeigte die Revolution ihr blutiges Haupt. Der Schah spielte va banque. Im geheimen oder offen (spätere Veröffentlichungen machen den unverhohlenen Treubruch wahrscheinlich) rief er Rußland zur Hilfe. Und des Zaren Freiheitsbringer ließen sich nicht lange bitten. Raub und Mord fielen wie wilde, rasende Bestien über die arme Stadt. Kolonel Liakhoff umzingelte mit seinen Kosaken das Parlamentsgebäude [2]). Dann ließ er Geschütze in Stellung bringen — und während er davonritt, begannen die Vernichtungsmaschinen ihr grausiges Werk. In wilder Flucht suchten die Abgeordneten

[1]) Nach der Erzählung des Muhammad-i-Khäquän.

[2]) Diese Kosaken, die eigentliche Leibwache des Schahs, bestanden zum größten Teil aus Persern, doch sollen ihr nach und nach immer mehr Russen untermischt worden sein. Ihre Offiziere waren Nationalrussen, so auch Kolonel Liakhoff, der seine Befehle direkt vom Generalstab des Kaukasus erhielt.

ihr Leben zu retten, doch die Kugeln der Kosaken waren schneller — die einen mähte das spitzige Blei zu Boden, die anderen fielen in die Hände der aufgestellten Wachen und wurden in Ketten gelegt nach dem Bagh-i-Schah geschleppt. Nur wenige entkamen. Wo einst der Bähariſtan gelegen hatte, reckte eine Ruine ihr trauriges Gemäuer gegen den nächtlichen Himmel. Kolonel Liakhoff aber wurde zum Militärgouverneur von Tähran ernannt.

Die Zertrümmerung des Bähariſtan gab das Signal zum Bürgerkriege. Überall im ganzen Lande ſtanden ſich Royaliſten und Nationaliſten mit äußerſter Erbitterung gegenüber. In Täbriz, der alten Hochburg freiheitlicher Ideale, hielten die Nationaliſten das Banner des Liberalismus mit ſtarker Hand und wehrten mit Glück und Geſchick Muhammad Alis Truppen den Einzug in die Stadt. Zehn Monate lang erſchöpften ſich die royaliſtiſchen Heere an dem Widerſtand der tapferen Verteidiger, zehn Monate lang verſuchten des Schahs Trabanten vergeblich Zwietracht und Unruhe in die Herzen der heldenmütigen Bürger zu ſäen. Täbriz hielt aus, und als dann endlich Hunger und Auszehrung ihre gräßlichen Fratzen immer deutlicher hervorkehrten, da ſchickte ſich die „Allertreueſte der Freiheit" zum Sterben an.

Aber noch einmal ſollte ihr das härteſte Schickſal erſpart bleiben. Die Hilfe kam freilich von anderer Seite, als die Vorkämpfer der Volksrechte ſie erwartet haben mochten. Von Norden her rückten des Zaren Heere gegen Täbriz, um den mörderiſchen Kampf zu enden und die Feſtung zu entſetzen. Die gefahrvolle Lage der Europäer in der eingeſchloſſenen Stadt, die Unſicherheit des Handels in Azärbayjan, mußte den Vorwand geben. Zum erſten Male zeigte ſich die Probe aufs Exempel. Der engliſch-ruſſiſche Vertrag tat ſeine Schuldigkeit. Albion ließ Rußland ungeſtört in ſeiner Intereſſenſphäre ſchalten. Das Ende war kurz. Am 30. April 1909 zogen die erſten Truppen des Moskowiters in die endlich erlegene Stadt ein. Vor der Übermacht hatte ſie kapitulieren müſſen.

Die nationale Sache hatte einen tödlichen Streich empfangen. Übermütig gebärdete ſich der friſch gekräftigte Abſolutismus.

Unterdeſſen hätten ſich hinter den Kuliſſen der hohen Politik, und in der Hauptſtadt ſelbſt, Dinge abgeſpielt, die alles andere eher als den Untergang der nationalen Sache heraufzuführen ſchienen. Im November 1908 war der ſtockreaktionäre ruſſiſche Geſandte de Hartwig abgerufen worden, und Iswolski war an ſeine Stelle getreten. Daß dieſer Geſandtenwechſel im Grunde nur eine Konzeſſion an England war, ſteht heute feſt. Immerhin brachte der neue Mann, der ſich bald als gefügiges Werkzeug Greys und ſeiner Drahtzieher an der Themſe erweiſen ſollte, einen gänzlichen Umſchwung für die innere Politik des Landes. Hatte ſein Vorgänger bisher dem Schah und ſeinen abſolutiſtiſchen Beſtrebungen willkommen Gefolgſchaft geleiſtet, ſo trat Iswolsky von Anbeginn mit aller Macht gegen die Reaktionäre hervor. Muhammad Ali mußte dies fühlen, und da ihm auch der britiſche

Gesandte, Mr. Marling, keine Unklarheit hinsichtlich seiner Gesinnung ließ, beschloß er, den Mantel nach dem Winde zu hängen und wohl oder übel nachzugeben. Diese Stimmung wurde noch dadurch gestärkt, daß Persien wieder einmal am Rande des Ruins stand und die schon lange vom Schah und seinen Anhängern vorbereitete Anleihe jetzt mehr denn je brauchte. Im Herbstmond des Jahres 1908 teilte er den Vertretern der Fremdmächte mit, daß er daran ginge, eine neue Mäjlis zu berufen. Offenbar war dies nur die Antwort auf die von Albion abgegebene Erklärung, die Gelder der neuen Anleihe nur dann gewähren zu wollen, wenn Sicherheit geboten würde, daß sie keineswegs zur Unterdrückung der Konstitution Verwendung fänden [1]). Im geheimen allerdings dachte der Herrscher gar nicht daran, ein neues Parlament zur Einschränkung seiner Rechte zu errichten. Zwei Monate später verwarf er den ersten Plan und erklärte offen, daß er nicht daran dächte, das Volk mit frischer Unbotmäßigkeit zu erfüllen.

Es war der letzte Trumpf, den Muhammad Ali ausspielte. Täbriz zu seinen Füßen, Tähran geknebelt in seiner Hand, glaubte er den großen Wurf wagen zu können. Die Ereignisse sollten ihn eines besseren belehren. In den Provinzen erhob sich das Volk wie ein Mann. In Isfähán, in Räsht, in Hamädán, in Schiraz, in den Hafenplätzen des Golfs selbst, in Bushire, in Bändär-i-ʿAbbas rotteten sich die Massen zum Kampf für die Freiheit. Aus Räsht zogen die Nationalisten, aus Isfähán die kriegerischen Bäkhtiyaris gegen die Hauptstadt. Muhammad Alis Truppen vermochten dem doppelten Ansturm nicht zu trotzen. Von Tag zu Tag verschlechterte sich die Lage. Am 22. April überbrachten die fremden Gesandten dem Schah eine Note, in der sie ihn mit dringenden Worten zur Nachgiebigkeit ermahnten. Und wirklich wich der Schah auch diesmal vor der zwingenden Notwendigkeit zurück. Am 10. Mai gab er die förmliche Zusicherung, eine neue Mäjlis zu berufen und die unbeliebt gewordenen Würdenträger aus seinem Dienst zu entlassen. Die Diplomaten mochten sich mit dieser Erklärung begnügen, für das im wilden Aufruhr tobende Land war es schon zu spät. Wie immer bei derartigen Maßnahmen, die langer Hand vorbereitet, im letzten Augenblicke kurz vor dem Ziele mit Gewalt zurückgehalten werden sollen, überstürzten sich die Geschehnisse. Die Nationalisten trauten den Worten ihres Herrschers nicht — noch immer war der berüchtigte Kolonel Liakhoff in seiner Umgebung, und die Royalisten wiederum hofften zum Schluß doch mit Rußlands Unterstützung ihre gefährdeten Stellungen behaupten zu können.

Unterdessen schloß sich der Ring um Tähran dichter und dichter. Die Gesandten am großherrlichen Hofe warfen ihr Schwert in die Wage und drohten den Nationalisten offen mit der Intervention ihrer Mächte, wenn sie den Vormarsch auf die Hauptstadt nicht einstellten. Umsonst. — Zwar zeigte

[1]) Blue Book, Nr. 234, p. 179.

sich der Sipähdar[1]) zum Unterhandeln bereit, aber das Kriegsglück hatte seine Forderungen bis zum Übermaß gesteigert.

So mußte das Schwert entscheiden. Und es entschied. Am 14. Juli drangen die Scharen der Freiheitsbringer in die nur schwach verteidigte Stadt, der Kolonel Liakhoff vergebens das Ansehen eines starken Waffenplatzes zu geben versucht hatte. Am nächsten Tage waren die Haupttore und alle wichtigen Plätze in ihrem Besitz. — Dann kam das Ende. Um die achte Morgenstunde des 16. Juli hielt ein sonderbarer Zug vor dem Palast der russischen Gesandtschaft in Zärgändä, einige Meilen außerhalb der Hauptstadt. Schah Ali Muhammad war es mit fünfhundert seiner alten Soldaten und Getreuen, die Zuflucht vor der Rache des Volkes suchten. Wenige Minuten später wehten Rußlands und Albions Banner über der Freistatt der Gefallenen. Noch am Abend desselben Tages trat in Tähran der Nationalrat zusammen und erklärte Muhammad Ali des Thrones verlustig. Seinem minderjährigen Sohn übertrug er des Reiches Krone. So sollte ein zwölfjähriger Knabe das gefährdete Staatsschiff lenken, und ein Greis, der ehrenhafte Äzudu'l Mulk, das Haupt der Quajars, trat ihm zur Seite.

Am 9. September verließ der Exschah Persien, um auf russischem Boden das freiwillig gebotene Asyl zu finden. Zwei Monate später fand die feierliche Eröffnung der zweiten Mäjlis statt. Die ganze Stadt war beflaggt und reich geschmückt. In dem wiedererstandenen Bähariştan sammelten sich die Abgeordneten, die Minister, die Vertreter der Geistlichkeit, der Armee und der fremden Mächte wie zu einem großen Feste. Jubelnd tönte das Jauchzen des Volkes herauf, als ein Zeichen den Einzug des jungen Herrschers kundtat, und schier endlos hallte es wider bis in die sinkende Nacht. Ganz Persien glich in den nächsten Tagen einer einzigen im Freudenrausch schwelgenden Menge. Siebzehn Monate des Sturms waren über das erwachende Land dahingebraust, nun sollte endlich die Sonne, die so lange hinter Wolken verborgen ihren Segen den kampfdurchtobten Landen Irans geweigert hatte, sich wieder zeigen.

Mit großen Hoffnungen nicht minder, als mit frischem Wagemut, ging die zweite Mäjlis an die gewaltigen Aufgaben, die ihrer harrten — und festes Vertrauen sprach zu ihr aus dem mählich gesundenden Reiche. Zunächst hieß es, die Finanzen des Staates, die nach wie vor in arger Zerrüttung darniederlagen, von neuem zu ordnen. Die belgischen Zollkontrolleure hatten sich im Verlauf der Zeit als gänzlich unzulänglich erwiesen. Ihr Chef, der schon früher erwähnte, berüchtigte M. Naus, galt den Nationalisten gleich einem Landesfeinde. Überall in den Provinzen herrschte die krasseste Steuerbedrückung. Im April 1911 hatte das Parlament in äußerster Bedrängnis einer neuen Anleihe in Höhe von eineinviertel Millionen Pfund Sterling zustimmen müssen, deren Beschaffung die Imperial Bank zugesagt hatte. Es

[1]) Der Führer der Nationalisten.

war nur wenige Tage vor Ankunft der amerikanischen Finanzbeamten, deren Mitwirkung in ihrem großen Reformprogramm die Mäjlis vom Staatsdepartement in Washington erbeten hatte. Am 12. Mai trafen diese unter Führung des später so bekannt gewordenen Mr. Morgan Shuster in Tähran ein. Unzweifelhaft war es ein kluger Schritt, den das Parlament mit der Heranziehung dieser Mission unternahm, und er wäre auch ebenso sicher gelungen, wenn nicht Rußland doch noch im letzten Augenblicke Schwierigkeiten gemacht und getreu seinem Programm, Nordpersien unter seine alleinige Verwaltung zu stellen, den fähigen und den schwierigen Umständen allein gewachsenen Mr. Shuster aus dem Amte getrieben hätte.

Die Treibereien gegen den „Amerikaner" begannen schon in den ersten Wochen seiner Niederlassung in der Hauptstadt. Noch immer sah Tähran eine stattliche Anzahl mehr oder minder gefährlicher heimlicher Reaktionäre, die sehnlichst die Rückkehr des entsetzten Schahs wünschten. Diesen, deren Verbindung mit der russischen Botschaft offenbar war, konnte aber nichts unangenehmer sein, als die ständige Gegenwart eines Finanzkontrolleurs, der gewissermaßen ihr eigenes System und das ihrer russischen Freunde (den belgischen Zoll- und Steuerdienst) ausschaltete. Zunächst versuchte man mit allen Ränkekünsten, den Neuling auf die Seite der Monarchisten zu ziehen. Als aber alle noch so schlau eingefädelten Machenschaften an der derben Geradheit und Aufrichtigkeit des Amerikaners abprallten, ging man zu offener Feindschaft über. Es kam zu erregten Szenen zwischen Naus und Mr. Shuster. Die Insubordination wurde unter den belgischen Beamten förmlich großgezogen. Vergeblich — Shuster wußte mit starkem Arm sich Platz zu schaffen — ihn trafen die kleinlichen Stiche nicht, die von allen Seiten, nicht zuletzt aus dem russischen Botschaftspalais, gegen ihn angewandt wurden. Und das Parlament hielt seinen Mann. In Petersburg mochte man eingesehen haben, daß unter dem klugen Walten der zweiten Mäjlis die reaktionäre Sache rettungslos verloren sei — man mochte auch fühlen, daß mit schwächlichem Intrigenspiel der verlorene Boden nicht wieder zu erringen war, und daher beschloß man, im großen zu handeln. Muhammad Ali war in Rußlands Gewalt — ihn gegen das bestehende Regime auszuspielen, mußte ein leichtes sein — vielleicht gelang der Streich — dann wäre alles gewonnen und Rußland würde wieder wie einst in Tähran herrschen — so kalkulierten die Diplomaten.

Und sie hatten richtig gerechnet. Noch um die Mitte des Julimondes verließ der Exschah Rußland, und am neunzehnten stand er wieder auf persischem Boden. Seine beiden Brüder Prinz Sálárud Daulâth und Prinz Shuáu's-Sáltánáth warfen ihr Los mit dem seinen zusammen und sammelten Truppen, um gegen die Hauptstadt zu marschieren. Tähran war um diese Zeit tatsächlich von Streitkräften fast entblößt; kaum achtzehnhundert Gendarmen lungerten in den Straßen herum, unfähig, einem ernsthaften Angriff wirksam

zu begegnen. Diese Tatsache und der Umstand, daß die Haltung des Sipáhdár zu berechtigten Zweifeln ob seiner Loyalität der Konstitution gegenüber Veranlassung gab, ließ die Royalisten im Lande immer kühner das Haupt erheben. Im letzten Augenblicke erst gelang es einem Armenier, dem militärisch vorzüglich geschulten Ephraim Khan, die zersplitterten Kräfte der Nationalisten zu sammeln und mit großer Bravour gegen die Eindringlinge und ihre Bundesgenossen zu führen.

Von diesem Augenblicke an war das Schicksal Muhammad Alis entschieden. In den ersten Septembertagen lagerten die Truppen des Exschahs nahe Tähran. Ephraim zog ihnen entgegen — seine wenigen Stücke leichter Artillerie hatte er dem Befehle des deutschen Majors Haase unterstellt. Auf der Gegenseite kommandierte Muhammad Alis Vertrauter, der Arshädu'd Dauläth. Es kam zu einem erbitterten Ringen. Die Streitmacht des Schahs war bei weitem überlegen, aber Ephraims hervorragend strategisches Talent, und des deutschen Majors zielbewußtes Eingreifen trugen schließlich den Sieg davon. Der Arshädu'd Dauläth selbst wurde am Fuße verwundet, gefangen genommen und schon am nächsten Tage hingerichtet. Mit ihm verlor der Exschah einen seiner tüchtigsten Generale.

Kaum eine Woche später erlitt Muhammad Ali eine zweite, noch schwerere Niederlage. Diesmal waren er und sein Bruder Shuáu's-Sältänäth persönlich bei den kämpfenden Truppen, um sie zum äußersten anzutreiben. Nur mit Mühe gelang es ihnen später, sich vor dem verfolgenden Bákhtiyaris in Sicherheit zu bringen. Auch des Schahs zweiter Bruder, Sálárud Dauläth, der von Hämädan gegen Tähran heranrückte, wurde völlig geschlagen. Zum zweiten Male hatte Muhammad Ali ausgespielt. Ephraim Khans Verdienst aber belohnte die Mäjlis durch Überreichung eines edelsteingeschmückten Ehrensäbels und durch die Gewährung einer Pension von dreitausend Tumans im Jahr.

Nachdem so der Schah und sein royalistischer Anhang aufs Haupt geschlagen war, ging das Parlament daran, die Güter seiner mitschuldigen Brüder, als dem Staate verfallen, einzuziehen. Mr. Morgan Shuster wurde mit der Durchführung dieser Aufgabe betraut. Als aber die Schatzgendarmen [1]) zur Besitzergreifung der verfallenen Liegenschaften schritten, fanden sie heftigen Widerstand. Rußland mochte oder wollte nicht dulden, daß die Güter jener Männer eingezogen würden, denen es bis zuletzt seine Hilfe zugesichert hatte. Poklewski-Koziell, des Zaren Gesandter am Hofe in Tähran, gab Mr. Shuster die offene Erklärung, daß er die Konfiskation nicht dulden könne, weil dadurch die Rechte russischer Untertanen, die als Hypothekarier an den fraglichen Besitzungen interessiert seien, berührt würden. Es war nur ein Vorwand, unzweifelhaft, aber er genügte den Wissenden, um die Schwere der Situation zu zeigen. Keinen Schritt weiter wollte Rußland sich aus Persien zurück-

[1]) Die von Morgan Shuster gegründete Truppe, der die Einziehung der Zölle und Steuern oblag.

drängen lassen — mehr denn früher mußte es jetzt darauf bedacht sein, den verlorenen Boden wieder zu gewinnen. Gegen Ende Oktober landeten plötzlich und unerwartet russische Truppen in Änzäli, und andere wurden, so hieß es, zur Überfahrt in Baku bereitgestellt. Der Auftakt hatte begonnen. Kaum ein paar Tage später stellte Poklewski-Koziell im Auftrage seiner Regierung ein förmliches Ultimatum an Persien, in dem die Rückziehung der Schatzgendarmen aus den Liegenschaften Shuáu's-Sältänäths und ihre Ersetzung durch Kosaken von der Leibbrigade verlangt wurde. Die Antwort der Mäjlis war über Erwarten fest und überraschte die russischen Staatsmänner, die bedingungslose Unterwerfung erhofft haben mochten. Am 18. November brach Rußland die diplomatischen Beziehungen ab und ließ gleichzeitig durchblicken, daß es viertausend Mann aus dem Kaukasus nach Persien schicken würde. Das Ziel der moskowitischen Politik war klar vorgezeichnet. Nordpersien, das russische Einflußgebiet, sollte auch fortan von Rußlands Truppenmacht im Zaume gehalten werden.

Doch noch ehe die Besetzung erfolgte, überreichte Poklewski-Koziell ein zweites Ultimatum, in dem diesmal nicht nur eine Geldentschädigung für die in Persien eingefallenen russischen Heere, in dem auch die Entlassung Mr. Shusters und aller von ihm in Dienst gestellten Persönlichkeiten gefordert wurde. Achtundvierzig Stunden Zeit sollte der persischen Regierung zur Beratung dieses abermaligen Verlangens gewährt werden.

Im Kabinett waren die Meinungen geteilt — schließlich aber einigte man sich, den Wünschen Rußlands nachzugeben. Mit dieser Entschließung trat der Ministerrat am 1. Dezember, wenige Stunden nur vor Ablauf der gestellten Frist, vor die Mäjlis. Tiefe Stille herrschte im Saal der Abgeordneten, als der Sämsámu's Sältänäth mit erhobener Stimme die Annahme des Ultimatums vorlas und das Parlament um seine Genehmigung bat. Weniger, denn des Zeigers kurzer Kreislauf, blieb noch Zeit zur Entscheidung. Der Kanzler drängte zur Abstimmung, er wollte lange Debatten vermeiden. Da erhob sich ein alter weißhaariger Priester, und tief und ernst wie eherner Glockenklang schwang der Schall seiner Worte über die Versammelten. „Allahs Wille mag es sein, daß die Freiheit und Selbstherrschaft von uns mit Gewalt genommen werde — aber laßt uns den Akt der Vernichtung nicht mit unseren eigenen Händen unterzeichnen“ [1]). Unbeschreiblich war der Eindruck der kurzen Rede. Wie eine Eingebung schien plötzlich die Erlösung über alle gekommen. Offen, unter Namensaufruf, erfolgte die Abstimmung, und einstimmig verwarf die Mäjlis das Ultimatum.

Der junge Morgen aber sah die Stadt in fieberhafter Erregung. Durch die Straßen zog das Volk singend und betend und Allah zu Zeugen anrufend, daß es sein Leben dem Lande zu opfern bereit sei. — Vier Tage später brachen die russischen Heere über die Grenze Irans, um den letzten Rest der Freiheit zu vernichten. Fünfzehn- bis achtzehntausend Mann zählte ihre

[1]) Nach dem Berichte Morgan Shusters aus: The Strangling of Persia.

Streitmacht und Persien hatte kaum dreitausend Fidays und zweitausend Bäktiyaris ihnen entgegenzustellen. Unbeschützt nach außen lag Iran dem übermächtigen Eindringling gegenüber, während in seinem Innern der rollende Rubel das lange begonnene Bestechungswerk vollendete. Das Kabinett stand völlig im Solde Rußlands, Würdenträger und Staatsbeamte zählten noch immer zu seinen gefügigen Dienern.

An der Newa plante man einen neuen Schlag gegen den Widerstand der Mäjlis. Am Tage des Heiligen Abends 1911 schritt das Kabinett zu ihrer Auflösung. Mit Waffengewalt wurden die Abgeordneten vertrieben, und die Tore des Parlaments geschlossen. Rußlands Hilfe hatte dem Staatsstreich ein leichtes Gelingen zugesichert. Nun war auch das letzte Bollwerk Jungpersiens gefallen — und während in Tähran die Umwälzung ihren Gang ging, und Mr. Morgan Shuster fast fluchtartig die Stadt verließ, raubten und mordeten die russischen Horden in den Provinzen und hoben das blutigrote Fanal ihrer Gesittung hoch über die Lande Irans.

Jahre vergingen und Jahre kamen, ein Kabinett löste das andere ab, und ein Parlament folgte dem andern — aber das Volk im alten Achamänidenlande blieb willenlos wie zuvor. Albion ließ Rußland immer mehr freie Hand in Persien. Lange bevor der Weltkrieg ausbrach, fühlte man sein dumpfes Raunen über Iran. Die Politik Britanniens redete eine nur zu deutliche Sprache. Das Übereinkommen von 1907 war für England zunächst nur eine Farce gewesen — eine Möglichkeit, sich zeitlich mit dem unbequemen Gegner auseinanderzusetzen. Nach und nach aber wurde es mehr, weit mehr. An Stelle der einstigen Gegnerschaft trat ein jugendfrisches Bündnis, und dieses Bündnis galt der Einkreisung Deutschlands. Überall, wo Britanniens Staatsmannskunst im letzten Jahrzehnt auf Verständigung hinauslief, sei es im fernsten Ostasien, sei es an den Küsten Afrikas, sei es an den Grenzen Ägyptiens, im Türkenlande oder Iran, galt sein Werben der Gewinnung neuer Bundesgenossen, um den deutschen Aar zu vernichten.

In Persien schaltete der Russe beinahe unumschränkt. Nach dem Weggang Mr. Shusters nahmen die belgischen Beamten ihre sattsam bekannte Tätigkeit wieder auf. Noch einmal machte Albion seinen Einfluß geltend, als es die Berufung schwedischer Ausbildungsoffiziere für die persische Gendarmerie befürwortete und durchsetzte. Als diese jedoch in bewundernswerter Selbstlosigkeit die Wahrung der rein persischen Interessen sich zur Aufgabe setzten, und Rußland offen gegen sie hervortrat, gab England auch hierin nach. Vor ein paar Monaten verließen die letzten jener Männer, die dem armen bedrückten Lande zu wahrhaften Freunden geworden waren, das Interessengebiet des russischen Bären.

Der Ausbruch des Gigantenringens ließ Persien nicht unberührt. Zwar erklärte der junge Schah auf Rußlands Geheiß die Neutralität seines Landes; doch Rußland ward nicht müde, diese nach allen Seiten hin zu verletzen. Eine

schonungslose Verfolgung und Hetze gegen die Deutschen setzte alsbald ein. Die deutschen Konsuln wurden völkerrechtswidrig gefangen genommen und die Vermögen deutscher Handelshäuser ohne Rechtsspruch eingezogen[1]). Starke russische Armeen rückten von Azärbayjan gen Süden und suchten von Isfähan aus die Verbindung mit dem persischen Golf herzustellen. Wird es gelingen? Wird England den Einfall in seine bisher so selbstsüchtig gehütete Domäne dulden? Der Haß gegen Deutschland gibt auch hier den Ausschlag, und anstatt der Konstantinsstadt, deren Eroberung Britannien zu schnell und wagemütig versprochen hatte, findet Rußland am persischen Golf den sehnlichst erwünschten Ausgang zum offenen Meere.

Die Türkei steht als treue Hüterin westlicher Kultur an den Grenzen Irans. Das deutsch-türkisch-österreichisch-bulgarische Bündnis hat ihren Bestand von neuem und fester denn je gesichert. Der Hochweg des Handels aus dem Herzen Deutschlands hinab bis in die weiten Gebiete Kleinasiens ist eröffnet. Da gewinnt Persien auch heute für uns und unsere Bundesgenossen wachsendes Interesse. Auch wir verlangen unsern Anteil an der Erschließung jenes reichen Landes, das den Zugang nach Indien sichert, das sich wie ein Bollwerk Britanniens unersättlicher Ländergier entgegenstellt. In Kleinasien dehnt und weitet sich das Bahnnetz auf türkischem Boden. Bis hart an die Scheide Irans fährt der Dampfzug. Persien selbst ist noch heute auf den Karawanen- und Wagendienst angewiesen. Bahnen sind projektiert, aber noch nicht ausgeführt. Rußland hat sich unter dem Druck der nach und nach gewährten Anleihen die Konzessionen für die wichtigsten in Betracht kommenden Linien zu sichern gewußt. Der Potsdamer Vertrag von 1911 sprach Deutschland das Recht zu, eine Bahn von Tähran bis Khaniquin (an der persisch-türkischen Grenze) zu bauen, deren Kontrolle jedoch den russischen Konzessionären obliegen sollte. Die Handelsinteressen Deutschlands in Nordpersien fanden dabei offene Anerkennung. Die Politik der „offenen Tür" sollte von Rußland jederzeit gewahrt werden.

Das ist jetzt alles anders geworden. Die Verträge sind hinfällig. Deutschland geht seinen eigenen Weg, unbekümmert um russische oder englische Machenschaften. Die Politik der offenen Tür in Persien ist und muß sein Ziel sein. Von Jungpersien allein ist nichts zu hoffen. Der Knebel sitzt zu fest, der ihm die Bewegungsfreiheit raubt. Erst der kommende Friede, nach siegreich überlegenem Kampf, vermag auch uns den Platz an der Sonne zu verschaffen. Das erwachende Land aber wird dermaleinst der deutschen Kultur lohnen, was sie uneigennützig ihm darbringt. Von Berlin bis Tähran, von der Nordsee bis an die Gestade des persischen Golfs, ein neuer Weg des Handels und des Schaffens — das mag die Losung sein.

[1]) Einzelheiten gibt die Broschüre: Persien und der europäische Krieg. Von einem persischen Patrioten. Berlin 1915. Karl Curtius Verlag.

Aus der Asiatischen Welt.

Hausbootleben in Kaschmir.

Von

Marie von Bunsen.

(Schluß.)

Islamabad, 14. Mai.

Islamabad, Kaschmirs zweite Stadt, erstreckt sich etwas landeinwärts, am Abhang der Berge. Ihr Vorort liegt am Fluß; ich suche mir eine hübsche Stelle zum Anbinden aus, eine, von der ich die gute Balkenbrücke mit ihrer hin und her ziehenden Menschheit sehe. Auch die Uferstelle, an der die Frauen Wasser schöpfen, an der sie mit hocherhobenen Armen ihre langen, schweren Mörser in das Korngefäß fallen lassen.

Nachmittags ging ich nach Islamabad, an der Pappelreihenstraße entlang; wenn, wie hierzulande, die Pappeln dicht zusammengepflanzt werden, geben sie einen ganz annehmbaren Schatten. Die weißen Flocken ihrer baumwollartigen Blüten flogen umher, bildeten weiße Häufchen am Weg, zur Seite floß ein durchsichtiger, über Riedgräser gleitender Bach unter Weidengrün. Die Stadt war ungepflastert, die Häuser aus Lehm oder Backsteinfachwerk; oft waren nette Schnitzereien zu sehen, so am Postgebäude, das ich zu allererst aufsuchte. Ja, es kamen einige stattliche, geradezu vorzügliche neue Häuser; ein vorstehendes Sparrendach, geschmackvoll durchbrochene Fensterfüllungen, zurückliegende Läden, davor der von Holzsäulen getragene Vorraum, an den kleinen Dachecken hingen lustige hölzerne Gehänge. Die Kaschmir-Provinzstädte sind unscheinbar, aber gut, das Grauenvolle beschränkt sich auf Srinagar.

Bald wurde ich der eigenartigen Sondernote gewahr — überall rauschten Quellwasser aus dem langgezogenen, steilen Abhang. An der heiligen Hauptquelle lagen rings umher Häuser für Pilger und Sadus, vollfließendes, durchsichtig grünes Wasser ergoß sich in einen großen, steingefaßten Teich, in ihm schwammen heilige Fische. Der Pandit warf einen Kuchen hinein, zu Hunderten kamen sie an. Diese Quelle darf nur von Hindus benutzt werden, einige ihrer rohen, fetischartigen Götterreliefs standen umher. Unter mächtigen Platanen waren hübsche, mit Kaschmirlack geschmückte Palkis (Tragsänften) hingestellt; denn bald kommen vom Pir-Panjal-Paß die Ranis (Fürstinnen des Maharadschas), und in diesen Sänften werden sie weiterbefördert. Ein ummauerter Garten grenzt an die Quelle; dort ist das Zenana, das Frauenhaus, an-

scheinend ein neu-nüchternes Gebäude, jedoch von uralten Bäumen umgeben. Der verwilderte Hain muß reizvoll sein, die Pirole schlugen. Die bald darauf folgende Quelle gehört den Muhammedanern; wie in den Mogulgärten, rauschte das Wasser über eine ziselierte Kaskadenplatte hernieder. Etwas weiter entspringt mitten unter Häusern eine hellblinkende Schwefelquelle, zu ihr stiegen kranke Pilger hernieder.

Durch enge Gassen kam ich zu dem Ziarat, der Grabmoschee. Ein reich und edel geschnitztes Portal mit erzenen Gehängen führte hinein, ich fand gutgeschnitzte Durchbruchfenster und Friese in den halbbedeckten erhöhten Galerien. Sehr häufig ist hier in Islamabad eine gefällige Rosettenfüllung zu sehen, von den Dachecken, von den Stützen fielen blumenartige Gehänge herab, an den Wänden waren leichte Stuckornamente und Malereien. Auch hier rauschte ein Quell hervor, wurde in ein Becken gefaßt. Diese Grabmoschee ist hochangesehen; um den hier ruhenden Heiligen zu ehren, wird in der Stadt und weiten Umgegend an sieben Tagen im Jahre gefastet. Wer sich dieser Sitte nicht unterzieht, kann auf Brandstiftung rechnen.

Zwischen den graubraunen Häusern und auf den Dächern wuchsen Schwertlilien, auch eine große kugelförmige Lauchart; große Platanen gaben Schatten, es blühten Rosen, auch der süßduftende persische Jasmin. Am Abhang wucherten weiße Schwertlilien, zwischen ihnen wurden Schafherden geweidet.

Die gestickten Teppiche von Islamabad sind berühmt, sie sind erstaunlich wohlfeil, aber nicht alle waren in der Farbe gut. Endlich fand ich einen, der mir zusagte, ja, mich beglückte. Ich kaufte ihn sofort; dem Teppichsticker am Fluß wird es schmerzlich sein; kaum legte meine Dunga an, so hing er bereits seinen Vorrat mit Verbeugungen und Lächeln an seiner Veranda auf. Aber mein großes Gepäck wird bereits mit Büffelkarren nach Rawal Pindi in Indien, dem nächsten Eisenbahnpunkt, vorausgeschickt, so muß ich mich wirklich mit dem einen begnügen. Die Läden waren ganz unterhaltend; vor einem standen erzählende Knaben, der Besitzer hörte ihnen belustigt und bewundernd zu, so auch die sie umringende Menge. Das, so wurde mir gesagt, sind persische Knaben, die, weil sie „so hübsch Persisch sprechen", Geschenke erbetteln und ihren Unterhalt bestreiten. Ähnlich haben vielleicht einstmals griechische Knaben in Alt-Indien ihr Glück versucht.

Islamabad, 15. Mai.

Ein wundervoller Morgen, leicht verschleierte, sonnige Luft; um acht Uhr zog ich mit Ahad nach dem etwa elf Kilometer entfernten alten Mogulgarten von Achibal. Ehemals kamen die Kaiser, wie noch jetzt die Maharadschas und die Ranis es tun, vom Pir-Panjalpaß hierher und rasteten in dem Quellengarten.

Auf der Landstraße war ein reges Treiben; überaus höflich begrüßten mich alle, auch in den Dörfern. Unter den Weiden wurde Wolle über Räder

gespult, abgesteckt, in lange Strähnen gewickelt. Im Platanenschatten lagerten fremdartig aussehende Männer, die aus dem benachbarten Ladakhstaat kamen; die Männer trugen einen roten Tarbusch mit rotem Tuch umwickelt. In den Basaren hatte ich Bewohner aus Jammu gesehen; auch diese Nachbarn waren auffallend, hatten wilder, mongolischer gewirkt. Schwerbeladene Landleute trugen auf dem Rücken Weizensäcke, die nach Srinagar verladen werden sollten, und wohlhabendere Dorfbewohner ritten auf unansehnlichen Pferdchen mit gutbestickter Satteldecke, mit bunten Bündeln; öfters galoppierten sie mir etwas vor! Ein stattlicher Wanderer wurde von einer ungewöhnlich großen Frau, von Schleiern und Silberschmuck umhangen, gefolgt. Ihre männlichen Züge fielen mir auf; ich frug Ahad, ob dies wirklich eine Frau sei. „Nein, Riksa, das ist ein Tänzer; ich weiß nicht, wie man das auf Englisch sagt: es ist kein Mann, aber auch keine Frau." Also ein Verschnittener.

Wir verfolgten noch immer den Bergabhang von Islamabad mit seinen weidenden Herden, seinen Heckenrosen, Gräsern und Irislilien. Dann ging es über eine Reisfeldebene. Sie war fast überschwemmt, überall rieselten die kleinen Bäche, verteilten das Wasser; halbnackte Männer wateten umher, stützten sich auf Stäbe, zerstampften mit den Füßen den Boden. Zwischendurch gab es viele Weidenhaine, die Zweige werden abgeschnitten, die Blätter dienen als Futter für die Schafe, das Holz zur Feuerung im Winter. Ein verwitterter, ergrauter Bettler kam uns entgegen; als ich ihm eine Münze gab, erzählte Ahad, daß er von und nach Srinagar wandere, dort in den Basaren „tanze".

Sehr ansprechend wirkten die Dörfer unter Platanen, am fließenden Wasser gelegen; oft wurde der Bach mitten durch die Häuser geführt. An der Straße stand eine Moschee mit guter Holzschnitzerei, ein großer Feldstein war in ihre Wand eingelassen, er wird von den Hindus verehrt und mit der sakralen Milchbereitung „Gi" begossen. Wie auf dem Suleimans-Thron der den Muhammedanern heilige Aprikosenbaum neben dem Shivatempel, lagen auch hier die heiligen Symbole der beiden Religionen in nächster Nähe; wahrscheinlich sind es unvordenklich alte Kultstätten. Nun kamen die gewaltigen Bäume von Achibal in Sicht, Wiesen wurden von Bächen durchflossen, Platanen und Ulmen erhoben sich, rings umher zog sich die Gartenmauer.

Es wird die Eingangsstelle sein, durch welche der Märchenzug der Kaiser sich begab; mit Begeisterung werden die aus dem verdorrten Delhi Kommenden den Hain, die Blumenbeete, die beglückenden Quellwasserfälle genossen haben. „Un lieu de plaisance des anciens Rois de Kaschmire, à présent du grand Mogul. Ce qui fait la principale beauté, c'est une fontaine . . . en telle abondance, qu'on la pouvait plutôt appeler Rivière que Fontaine. L'eau est admirablement bonne, le jardin est très beau par des allées, par la grande quantité d'arbres fruitiers, de jets d'eau, espèce de cascade très haute qui en tombant fait une grande Nape de 30—50 pas de long, dont

l'effet est admirable, particulièrement la nuit, plusqu'on a mis par dessous cette nappe d'eau une infinité de petites lampes, qui s'ajustent dans des trous faites exprès dans la muraille." So ist noch heute der Garten. Die einfachen erneuten Baharbaris stehen auf den alten Steinpostamenten; ehemals waren sie gewiß herrlich geschnitzt und bemalt. Um die steingefaßten Becken erhoben sich verglaste Tongefäße, Nelken, Petunien und Cosmea spiegelten sich im Wasser. Eine wundervolle Frische, noch jetzt um elf Uhr lag der Tau auf dem Rasen, lange saß ich in der Sonne auf einem der Baharbari inmitten der Wasserbecken, bewunderte die harmonische Einfachheit der Anlage. Dort der Waldberg tiefbeschattet, mit glitzernd durchleuchteten Baumwipfeln, als Abschluß eine niedrige Nischenmauer, ehemals gewiß mit Kacheln und Friesen geschmückt. In ihrer Mitte stürzt sich der Quell hervor, angeblich auf unterirdischem Wege vom Pir Panjal kommend, durchsichtig grün, kalt, in üppiger Fülle. Er durchströmt die Steinteiche, den Hain, wird von Obstbäumen und Platanen beschattet, plätschert Kühlung spendend unter den Baharbaris, auf dessen Steinpostamenten ehemals die seidenknisternden Menschen ruhten, den Blumenduft einatmeten, dem Vogelgesang lauschten.

Islamabad, 16. Mai.

Den ganzen Vormittag goß es in Strömen. Nachmittags wanderte ich stromaufwärts am Ufer entlang. Da kam ich auf unglaublich schöne Vögel, so groß etwa wie eine Möwe, metallschillernd wie Eisvögel; am langen Schwanz hatten sie einige schwarze Federn, am Rücken eine zimtfarbene Stelle, im übrigen waren sie leuchtend märchenhaft blau. Einige graue Reiher stolzierten auf den Feldern, schwebten, anscheinend ohne sich zu bewegen, die Brust vorgeschoben, in der Luft vorüber. Zwischen den Feldern führten einige kleine Pfade; ich folgte einigen, kam an größeren, von niedrigen Lehmmauern umfriedeten Gehöften vorbei. Kinder liefen auf ein nahes Begräbnisfeld, pflückten von den dort wuchernden Schwertlilien einen großen Strauß und boten ihn mir an.

Von meiner Dunga sehe ich auf die nicht sehr alte, aber vorzügliche Balkenbrücke, freue mich an der vorbeiziehenden Menschheit. Einmal wurde eine rote Sänfte von vier Männern vorübergetragen. Das war ein Babu (gebildeter Hindu) auf Reisen. Dann hörte ich Trommeln und Sackpfeifen, es kamen mehrere Musikanten, dann ein halbes Dutzend berittener Männer — eine wandernde Schauspielertruppe.

Jhelum, 18. Mai.

Gestern war in Islamabad das Wetter geradezu trostlos; es regnete ununterbrochen, die Temperatur schwankte zwischen acht und zehn Grad Reaumur, ich fror und langweilte mich. Geeignetes Wetter, um Rechnungen durchzusehen, so die Zettel, die Ahad mir immer bringt. Angesichts der in ganz Europa aufsteigenden Linie wirken diese Zahlen wohltuend. Ein Dutzend

Eier 25 Pf., ein Hühnchen 35 Pf., ein Pfund Hammelfleisch 35 Pf., ein Pfund Fisch 15 Pf. Gemüse täglich 10 oder 25 Pf. Leider werde ich die Obstzeit verpassen; man soll in Erdbeeren und Kirschen schwelgen, soll im Spätsommer für große, schöne Pfirsiche 10 Pf. das Dutzend geben!

Am Ufer lagen mehrere Dungas und Hausboote; niemand kannte sich, niemand suchte sich zu kennen. Eine Ungeselligkeit wie die der Hausbootbewohner in Kaschmir habe ich noch niemals erlebt. Dabei sind es die nämlichen Engländer, die, das haben wir doch alle erfahren, auf Dampfern und in Gasthöfen sich als besonders umgänglich erweisen. Da alle in der gleichen betrüblichen Lage waren, schickte ich einige Worte zu den nächsten benachbarten Hausbooten, bat die Insassen, den Tee bei mir trinken zu wollen. Mehr Menschen Gastfreundschaft zu erweisen, verbat die beschränkte Zahl meiner Stühle und Tassen.

Um fünf Uhr erschienen in Regenmänteln und Gummischuhen zwei triefende Damen. Es waren würdige amerikanische Missionarinnen aus Madras, die in Kaschmir ihre Ferienzeit verlebten. Es überraschte sie, daß ich keine Beziehungen zu dem Missionswesen hatte; natürlich hielten sie dieses für den Kulturmittelpunkt Indiens. Sie erzählten mir über die Schulen, über die Intelligenz und strebsame Aneignungsfähigkeit der Brahmanentöchter, über die geringere geistige Lebhaftigkeit der Muhammedaner; sehr schwer könnten diese sich zu Neuerungen entschließen. Ahad hatte Kuchen gebacken, der Tee war vorzüglich, sie schieden mit Dankesbezeugungen. Vom anderen Boot schickten die Insassen einige Worte, es wäre wohl ein Mißverständnis, sie hätten nicht das Vergnügen meiner Bekanntschaft. Heute morgen früh schrieb ich dann: nein, es sei kein Mißverständnis, aber in anbetracht des jämmerlichen Wetters hätte ich sie gebeten, leider führe ich jetzt bereits weiter, worauf sie sehr höflich und freundlich sich für die Aufmerksamkeit bedankten.

Ganz warm wurde ich überhaupt nicht, kaum im Bett; eine Wärmflasche wäre beglückend gewesen.

Heute früh eine merkliche Besserung, es regnete nicht, ab und zu durchbrach die Sonne das schwere Gewölk. Die Dunga wurde gewendet, der fernste Punkt ist erreicht, jetzt fahre ich ununterbrochen nach Hause, in genau vier Wochen, wenn alles glückt, lande ich in Triest. Zwischendurch werde ich so ziemlich die heißesten Gegenden Indiens in der heißesten Jahreszeit durchqueren, auch im Roten Meer dürfte ein Maximum herrschen. Es ist recht schwer, sich dies alles vorzustellen. (Planmäßig geriet ich in die Hitze; zwölf Tage nachdem ich bei acht Grad Reaumur vor Kälte klapperte, zeigte in Radschputana das Thermometer in meinem Eisenbahnwagen sechsunddreißig Grad Reaumur [fünfundvierzig Grad Celsius]. Ich kam nach zwei Tagen und zwei Nächten unausgesetzter Fahrt vollkommen frisch in Bombay an. Im benachbarten Wagen starb jedoch, kein ungewöhnliches Ereignis, ein Herr am Hitzschlag; vier Tage bevor traf es einen jungen Deutschen, der mit meinem

Dampfer heimfahren wollte, so kam nur sein Gepäck an Bord! Die Luft war farblos und fahl, von der umflorten Sonne wurden blasse Schatten auf den versengten Erdboden geworfen, die Eingeborenen hüllten sich in ihre weißen Laken, wirkten gespenstisch. Es war eine merkwürdig eindrucksvolle Fahrt.)

Natürlich hat das Treideln jetzt aufgehört, wir fahren mit dem Strom, am Bug sitzt Muhameddu oder Rasaka und steuert mit dem Paddel.

Heute feierte ich Vergangenheitserinnerungen in Bijbehara (so schreiben die Engländer; Vijayesvara ist der richtige Name). Auf der Hinfahrt hatte ich das Städtchen spät abends erreicht, heute sah ich es im Sonnenschein mit seinem schimmernden Schneehintergrund. Es ist eine der anziehendsten Ortschaften am Jhelum, hochgelegen, mit guten Häusern. Eine alte Holzbrücke führt zu einem Platanenhain; dort liegt ein neuer Steintempel, in seiner Form dem alten ähnelnd, vielleicht ähnelt er auch dem ehemaligen berühmten Shivaheiligtum Vijayesvara, das sich nicht weit von dieser Stelle erhob. Im elften Jahrhundert dankte der König Ananta ab und floh hierher mit seinen Frauen. „Als die Angstvollen", so schreibt Kalhana, „den Tempel von Vijayesvara erkannten, fühlten sich ihre Herzen erleichtert, als hätten sie einen geliebten Verwandten erblickt. Sie verbrachten den Tag damit, ihre Schätze, ihre Pferde und Diener unter Dach und Fach zu bringen. Den Platz bedeckten die Bündel, in denen sie ihr Hab und Gut verwahrten." Die verschnürten Bündel, die geschirrten Rasttiere, die Dienerschaft, all dieses wird sich nicht allzusehr von den heute noch auf Landstraßen anzutreffenden Zügen unterschieden haben.

Zu Kalhanas Lebzeiten hörte der Kronprätendent Prinz Sussala, jener interessante Fürst, dessen ich in Srinagar an der Stätte seines ehemaligen Palastes gedachte, von der Ermordung seines Vaters, von dem verzweiflungsvollen freiwilligen Feuertod seiner Mutter und der Prinzessinnen. Wutentbrannt verfolgte er die Truppen des Königs Harsa, die fliehend sich in diesem Vijayesvaratempel in Sicherheit brachten. Sussala bestieg das Dach des Schatzhauses (wie erinnert diese Erwähnung an klassische Tempelanlagen), sah auf die „einer erschrockenen Herde gleiche" Menge, ließ die Anführer heraufziehen, behandelte sie freundlich. Am folgenden Tag „gehorchte er einem seltsamen Drange, tat, was wahrlich selbst den Körper des Schöpfers durchzucken muß. Er ließ das Tor öffnen, ganz allein, das Schwert in der Hand, trat er mit beleidigend strengen Worten inmitten der den Tempelhof anfüllenden Menge zu den Prinzen, Generälen, Radschputanführern und Vasallen. Dann verhieß der König allen, die sich vor ihm niederwarfen, Sicherheit, hat dieses angesichts des Shivastandbildes gelobt."

Die Stätte des Heiligtums ist jetzt überbaut. Viele der Steinblöcke sind aber zum neuen Tempel benutzt worden, haben Sussala und die Vasallen des Harsa, gewiß auch den Kalhana erlebt.

Jetzt wandere ich das Ufer hinunter, nach dem Schauplatz einer noch heute wohlbekannten anziehenden, exotisch-einfachen Legende, die in der Königschronik steht. In einem Hain unweit von Vijayesvara lag ein Teich mit klarem, wohlschmeckendem Wasser; in diesem lebte ein Naga (Schlangenkönig), Sussavas genannt. Ein junger, von seiner Wanderung ermüdeter Brahmane ging dorthin zur Mittagszeit, um im Schatten zu ruhen. Erfrischt durch die im Baumschatten wehenden Lüfte, badete er und aß dann die mitgebrachten Speisen. Da vernahm er den Knöchelringklang, den bereits die im Teich sich ergehenden Schwäne bemerkt hatten. Er sah vor sich zwei schönäugige Jungfrauen in blauen Mänteln, welche aus einem Rankenhain hervortraten. Als diese Mondlichtgleichen sich ihm nahten, hörte er mit seiner Mahlzeit auf, war vor Erstaunen wie benommen. Da er sah, daß sie sich Gräser pflückten und aßen, gab er ihnen von seiner Speise, auch Wasser in einem großen gefalteten Blatt. Er frug, wer sie seien, und weswegen so schöne und zarte Jungfrauen gezwungen wären, Gräser zu essen. Da sagten sie ihm, sie seien die Töchter des Naga Sussavas, wolle er den Grund ihrer Armut erfahren, müsse er den Vater fragen. Dieser werde zum kommenden Fest den Naga des nahen Dorfes besuchen und werde am wassertriefenden Haarschopf erkennbar sein.

Zum Fest kam viel Volk, auch Tänzer und Spieler; der Brahmane erkannte den Nagafürsten, neben dem seine Töchter standen, und sprach ihn an. Der Naga vertraute ihm sein Los, da nun einmal die „kindischen Mädchen" davon gesprochen hätten, sonst hätte er das nie getan. „Denn Menschen, die sich achten und den Unterschied des Schicklichen und Unschicklichen kennen, halten es für unziemlich, von Mißlichkeiten, die ertragen werden sollen, zu reden." Ein Asket habe ihn ins Unglück gestürzt. Flurwächter nähmen sich von den frischen Saaten, die sie beschützen sollten; das Gleiche dürften die Nagas sich erlauben, falls nicht einer der Flurwächter aus Gewissenhaftigkeit davon abstände, die Fluren zu bestehlen. Solch ein Gewissenhafter sei dieser Asket, keinen Kornhalm habe er berührt, daher hungere jetzt der Naga.

Der Brahmane versprach, ihm beizustehen, ließ unbemerkt frisches Korn in die Speiseschale des Asketen gelangen; hierauf verursachte der Naga einen Hagel- und Regensturm und nahm die reiche Ernte an sich. Von aller Not befreit, lud er den Brahmanen zu sich, und auf ihres Vaters Geheiß erwiesen die beiden Jungfrauen ihm jegliche Ehre. „So genoß er Tag für Tag Freuden, wie sie sonst nur den Unsterblichen zu Teil werden." Als er sich verabschiedete, erhielt er, obschon eigentlich zu einer solchen Verbindung nicht berechtigt, aus Dankbarkeit die eine Tochter zur Frau. „Überaus schön, war sie auch eine hingebende Gattin und beglückte ihren Gemahl durch ihre edle Gemütsart und ihre meisterhafte Haltung."

Da hörte der König von ihrer Schönheit, versuchte, sie durch Sendboten zu verführen; als ihm das nicht gelang, forderte er sie vom Brahmanen, und

als dieser sich weigerte, wollte er sie durch Soldaten rauben lassen. So flüchtete der Brahmane mit ihr hilfesuchend zum Naga. Als sie sich dem Nagafürsten näherten und ihm alles berichteten, erhob dieser sich wutentbrannt aus dem Teich, entfesselte tiefe, Finsternis verbreitende Sturmwolken und verbrannte den König wie seine Stadt durch niederprasselnde Donnerkeile.

Die Stätte des Nagateiches und der versunkenen Stadt ist noch immer bekannt; ich wanderte hier umher. Eine junge Frau trug ein kornblumenblaues Gewand, sie war aber keine schönäugige Nagatochter, schüttelte das Korn vor ihrer kümmerlichen Hütte.

Jetzt liegen wir an einem der kleinen Nebenflüsse, inmitten einheimischer Dungas. An der Mündung in den Jhelum erhebt sich ein Hindutempel aus Backstein; zu ihm führt eine Steintreppe, im Tempelgebiet sind Blumen- und Gemüsebeete, schattengebende Platanen. Jetzt, bei einbrechender Nacht, ertönt der Klang der großen Conchamuschel, denn die Priester haben ihren Gott zu Bett gebracht. Der tiefhohle Muschelklang gibt eine uraltertümliche Stimmung; griechische Tritonen haben sich daran erfreut.

Srinagar, 19. Mai.

Sonnenschein und Wolken, herrliche Berge.

An vereinsamten Stellen lagen Dungas und Hausboote der Engländer. Mit zahlreicher Dienerschaft hatten sie am Ufer unter den Bäumen Zelte aufgeschlagen, Deckstühle und Tische. Sie fischten und führten ein beschauliches Dasein. An einem solchen Lager warteten mehrere Pferde mit den Dienern. Zwischen ihnen ging eine junge Dame in weißer Hemdbluse und den denkbar knappsten Reithosen. Hätte sie nur die ihres Gatten getragen, wäre das nicht so auffällig gewesen, diese waren aalglatt, herausfordernd. Es entsprach durchaus der Einschätzung aller „natives". Vor keinem europäischen Stallknecht hätte die Mem Sahib sich so gezeigt; diese Eingeborenen waren ihr jedoch keine Männer, ebenso gut hätten sie Paviane sein können.

Gern begrüßte ich wieder den Suleimans-Thron, ungern die jetzt sich zeigenden neuen nüchternen Häuser. Dem Klub und der Dalkanalbrücke gegenüber ankerte ich dann, hatte besonders herrliche Baumgruppen vor Augen. Am Ufer ging ein Mann auf und ab und erkundigte sich nach meinem Namen. Bald darauf ließ ein Beamter sich melden, ein eleganter Kaschmiri im grünen Turban, weißen europäischen Flanellhosen, europäischer Jagdjoppe aus den hellen rauhen Kaschmirstoffen. In tadellosem Englisch eröffnete er mir, daß mein vor zehn Tagen an den Maharadscha von J... gerichteter Brief irrtümlicherweise von seinem Maharadscha eröffnet worden sei. (Meinem liebenswürdigen Gastfreund, der mir in Radschputana erzählte, daß er im Mai den Maharadscha von Kaschmir besuchen werde, hatte ich den Namen meiner Dunga und die Zeit meiner Ankunft mitgeteilt. Außerdem, und dies machte mir Spaß, hatte ich geschrieben, alles hier sei bezaubernd, zum Weinen die

jetzt vorherrschende Architektur, so schlecht sei keine im ganzen indischen Reich; das hatte nun der Herrscher des Landes gelesen.) Ich möge, so lautete die Bestellung, das Versehen freundlichst entschuldigen, der Maharadsha von J... sei gestern angekommen und habe meinen Brief erhalten.

Der Herr gehörte zum Motamud Durbar, der Regierungsbehörde, welche alle Angelegenheiten der Reisenden unter sich hat, dafür sorgt, daß diese nicht gehindert oder übervorteilt werden. Tee durfte er leider nicht bei mir trinken, da von einem Muhammedaner zubereitet, doch blieb er längere Zeit gemütlich plaudernd. Er erzählte mir von seinem Herrn, vervollständigte das Bild, wie ich es mir bereits durch die Schilderungen der Leute von ihm gemacht hatte. In seinen Gewohnheiten ist er grenzenlos einfach, ja asketisch. Er sitzt nicht auf Polstern, sondern auf Matten, selbst im Winter trägt er nicht Wolle, sondern nur weißen Mull. Seine Nahrung ist dementsprechend, besteht fast nur aus Reis, Gemüse und etwas Obst. Fisch und Fleisch rührt er nicht an, geschweige Spirituosen. Als einziges Genußmittel gönnt er sich eine gelegentliche Opiumpfeife; mit Maß genommen, ist dieses ja keineswegs schädlich. Dabei werden ihm natürlich zu den Mahlzeiten vierzig bis fünfzig Speisen, wie sich das ziemt, vorgesetzt. Seufzend erwähnte der Herr die schreckliche Steigerung aller Lebensmittel(!). Deshalb wolle man keine Eisenbahn bauen, wolle das Getreide im Lande bewahren. Er erkundigte sich nach meinen Erfahrungen; mit irgendeiner Klage solle ich mich an den Motamud Durbar wenden.

Srinagar, 20. Mai.

Heute früh wurden mir zwei zierlich geflochtene Körbchen mit den ersten Erdbeeren, den ersten Kirschen gebracht; der Maharadsha von J... schickte sie, ließ sagen, er würde mich nachmittags zur Teezeit besuchen. So schickte ich den Nasaka aus, um mir Blumen zu holen. Für vier Annas (vierzig Pfennig) erhielt ich einen prachtvollen Rosenstrauß, einen ebenso großen von Mohnblumen, einen von violettem Rittersporn und ungewöhnlich großen goldgelben Skolzien (zwei ganz verschiedene Blumen, aber beide interessant in der Farbe, beide von einem besonderen Adel der Linien). Als blutrote Masse hing noch Mohn von einer persischen Messingampel herunter, über den bequemsten Korbsessel legte ich die farbenreich gestickte Islamabaddecke.

Es besuchte mich der sympathische englische Offizier, den ich in Baramulla angetroffen hatte, erzählte mir über seine Poloerlebnisse, über das rege gesellschaftliche Leben von Srinagar. Auch ihm war die verblüffende Ungeselligkeit der Hausbootmenschen aufgefallen. „Selbst wenn die Dungas in der Flußeinsamkeit tagelang nebeneinander liegen, wird nie ein Wort gewechselt, mißbilligend sieht man aneinander vorüber!" Auch er hatte diesen Ton mit der sonstigen Umgänglichkeit dieser selben Menschen verglichen. In Srinagar dagegen trifft man sich bei Tennis und Polo im Klub und beim

Residenten. Er lud mich ein, mit ihm Tee unter den gewaltigen Platanen vor dem Klubhaus zu trinken. Man sitzt hart am Wasser im grünen Schatten, Khitmagars in weißen Gewändern und Turbanen bedienen leise und geschickt.

Um fünf Uhr nahte sich ein langer Hofshikari mit acht Ruderern, die Khakiröcke, rote oder gelbe Turbane und Gürtel trugen; vorn saß ein in Rot und Gold gekleideter Chaprassi. Das Sonnendach, die Kissen waren hellblau und mit Blumen bestickt; dort saß der Maharadsha und sein Adjutant. Er reichte mir drei wundervolle duftende Blumensträuße, einen aus Rosen, einen aus wohlriechenden Wicken, einen aus weißem Jasmin. Meine Dunga war ein Blumenboot geworden!

Er blieb lange; wir hatten ein angenehmes Gespräch über indische Verhältnisse, über die hiesige Bevölkerung. Deren Schönheit war ihm ebenso bemerkenswert, als sie mir erschien; was er an ihnen bewunderte, entsprach unserem Geschmack. Eine Wohltat war ihm dies grüne Land, diese hohe frische Luft; in seinem Radshputana hatte er vierunddreißig Grad Reaumur gehabt, alle Fenster wurden durch feuchte Matten, durch welche die Luft fuhr, verhängt, er hatte das Haus gar nicht verlassen.

Auf das freundschaftlichste bat er mich, ihn ein anderes Jahr wieder, aber auf längere Zeit, zu besuchen. Dann würde er mir noch Empfehlungen an die vielen einheimischen Höfe, mit denen er verwandt ist, geben.

Als er fortgegangen war, kam der Maharadsha von Kaschmir auf einer Abendspazierfahrt in seinem Shikari vorbei. Es mögen dreißig rasch rudernde Männer in gelben oder roten Turbanen und Schärpen gewesen sein; im Heck saß der alte Herr.

Shadipur, 22. Mai.

Nach der langen Sprechabstinenz war es doch recht wohltuend gewesen, in Srinagar wieder mit Menschen zusammenzukommen. Auch waren die Gärten, sowohl die der Europäer wie die der Einheimischen, entzückend: Päonien und Akelei, Fingerhut, Margariten, Löwenmaul, Skolzien und eine Rosenflut.

Das Wetter war vollkommen, die angenehmste Luft, merkwürdige Wolkengebilde in durchsichtigem Blau.

Es kam die Abschiedsstunde, ich fuhr auf dem sich windenden Jhelum durch Srinagar, die uralte Residenz, statt wie auf dem Hinweg den abkürzenden Kanal zu benutzen. Wenige der Gebäude sind auch nur ein paar Jahrhunderte alt, doch hat sich vermutlich das Aussehen der Stadt nicht allzu sehr verändert. Besser als bei der Ankunft „sah" ich nun die vielen malerischen Winkel. Ich wußte jetzt, wie es in den graubraunen windschiefen Häusern der Gassen aussah, kannte die Holzstiegen, die Höfe, die geschnitzten Läden, die Gärtchen mit Weinlaub und Blumen. Zum letztenmal freute ich mich

an den leuchtenden Farbenpunkten der sich an den Fenstern, an den Flußstufen zeigenden Frauen und Kinder.

Dann lag die Stadt hinter mir. In der still-sommerlichen Luft spiegelten sich vereinzelte Riesenbäume, als Hintergrund der hellblau und weiße Berghintergrund. Ich lebte im Blumenduftrausch. Bald überwogen die Wicken, bald der Jasmin, bald die Rosenmenge; als einschneidende aromatische Note dazwischen der Mohngeruch.

Im Spätnachmittagsschein landete ich hier in Shadipur, suchte mir eine Stelle unter den herrlichen Doppelreihen von Platanen, da, wo der Sintfluß in den Jhelum mündet. In der Strommitte liegt eine kleine ummauerte Insel mit einer einzigen Platane; der Überlieferung nach ist sie uralt, wächst jedoch nicht wild, bleibt sich immer gleich. Gegenüber spiegelte sich die baumumgürtete Ortschaft. Abu Fazl, Kaiser Akbars Minister und Geschichtschreiber, erwähnt Shadipur, erwähnt den „Lieblingsaufenthalt", seine großen Platanen; diese jetzige Baumreihe, dieser jetzige Hain geht auf seine Zeit zurück. Ich wanderte umher, kam oft auf alte Mauerreste, graue, alte Hausteine waren zu Grabanlagen, zu einem neuen Tempel benutzt; durchsichtig klar rauschte der Sintfluß vorbei. Ich fand ein inmitten von Maulbeerbäumen und Weiden und Pappeln liegendes Dorf, kehrte über die schwertlilienbesäete Hochebene zurück. Hier stand eine zertrümmerte Säule, von überwucherten, schön behauenen Quadern umgeben.

Wularsee, 23. Mai.

Dies war ein Märchentag. In Sammal hielten wir an; auch dort mündete ein Flüßchen, von einheimischen Dungas angefüllt, eine alte Brücke führte herüber. Bei strahlendem Morgensonnenschein ließ ich mich im Shikari das Flüßchen hinaufrudern, war bald im Manasbalsee. Von drei Seiten wird er von Bergen umschlossen, die freie Seite läßt das ferne Schneegebirge sehen. Die hart am Ufer aufsteigenden Berge sind kühn und schroff, haben eine zartgrüne Narbe von Gräsern und Büschen, nicht dicht genug, um die strengen Einfurchungen, den Gliederbau zu verwischen. Am Uferstreifen Baumgruppen, Ortschaften, leuchtend grüne Wiesen, Irisblumenstrecken, und alles spiegelte sich im glattklaren Wasser.

Vom Shikarirand sah ich hinunter. Eine grüngläserne Tiefe, von schwankenden, zerfließenden Wasserpflanzen und von Fischen belebt; gelegentlich schwammen anmutig geformte Blätter mit einer weichzerdrückten, zitronengelben Blume auf der Fläche, und gelegentlich schimmerten weiße Wasserlilien in ihrer mystischen Schönheit.

Es war ein zauberhafter Tag.

Auch die Mogulanlagen fehlten nicht; Muhameddu zeigte auf einen Vorsprung, das wäre der ehemalige Bagh, Garten der Kaiser. Ich ließ dorthin rudern, denn dies war der Sommerwohnsitz des größten, des edelsten, des

interessantesten aller indischen Herrscher, des Kaisers Akbar, gewesen. Der Vorsprung ist von alten Mauern eingefaßt, an den Ecken bilden sie Bastionen, in der Mitte liegen die verwitterten Stufen des Ghat, deutlich waren die aufsteigenden Terrassen noch erkennbar. Ein kleiner bröckelnder Pfad führte hinauf; über das Gemäuer fielen Büsche der anziehenden, großblättrigen, ungefüllten gelben Kaschmirrose. Auf der oberen Terrasse hat sich ein alter Bauer eingenistet, zieht Obst und Gemüse. Im grauen Choja (Rock), im kleinen Käppchen stand er vor seiner kleinen Hütte, nahte sich mir mit tiefem Salaam und bot mir auf großen Blättern als Gabe einige Walnüsse dar. Ich nahm eine, gab ihm einen Nickel. An den Mandelbäumen hingen die grünen Früchte, es wucherten scharlachblühende Granatenbüsche von weißen Rosen durchschossen, es erhoben sich alte Bäume. Weit sah ich umher, dieser Vorsprung beherrschte den verträumten See, die aufragenden Berge, den fernen Schnee.

Dann fuhr ich im Shikari weiter. Einige Fischer warfen ihre Netze, gebrauchten seltsam geformte, vielzackige Speere. Klassisch hoben sich die dunklen oder vollbeleuchteten Menschenumrisse vom blaugrauen Wasserwiderschein der Berge. Am Ende des Sees landeten wir an einer alten Terrassenanlage. Unter einem Walnußbaum stand eine Frau im hochroten Gewand, am Abhang weideten zahllose blökende Schafe. Ich wanderte umher, kam auf den Einschnitt der Berge. Hier hatte ich die Aussicht auf die intimen Reize des Manasbaesees und auf alle Schönheiten der weiten Srinagar-Dalsee-Ebene; zum letzten Male erblickte ich den so vertrauten Umriß von Suleimans Thron. Hier war die alte ausgetretene, ausgefahrene Paßstraße. Um mich her waren die Felsblöcke und Gräser und Büsche von durchsonnt aromatischem Thymian durchduftet, eine mir neue, niedrige, aber große weiße Nelke blühte zwischen hochrosa Heckenrosen.

Nasaka führte mich zu einer schlichten Fachwerkmoschee, die sich auf einer baumbestandenen Terrasse am fließenden Bach erhob. Neben ihr lag ein hochheiliger, glattgeschliffener Feldstein; wahrscheinlich hat man ihn seit unvordenklichen Zeiten um Beistand und Trost angefleht. Daneben befand sich eine Einsiedlerhöhle; der Zugang war, ähnlich wie die alten Hinduportale, vorgekragt. Am Ende eines langen Ganges kam ich in einen runden Raum, kaum hoch genug, um darin zu stehen; kahl, feucht und kalt. Hier hatte sich der fromme Mann zurückgezogen; sein Grab lag nahe der Moschee, neben dem heiligen Stein; als Wächter des Gotteshauses hat man seinen Sohn angestellt.

Mit weißen Wasserlilien beladen, kam ich heim.

Nun nahten wir uns dem Wularsee, hier wurde er von Deichen, Schilfstrecken und Wiesen durchzogen. Nachdem wir uns an einem grünen Damm befestigt hatten, ruderte ich umher. Eine gute Bewegung, denn es kamen starke Strömungen. Es war auch nicht immer leicht, zwischen dem Schilf

hindurchzufinden. Ein reizvolles Binnenseeleben; hier schwammen zierlich geformte Wassernußpflanzen, weißblütige kleine Gewächse, und pathetisch liebliche Seerosen blühten in verschwiegener Stille. Allerliebst war ein schwarzweißer Vogel mit unwahrscheinlich langen schwarzen Schwanzfedern, Möwen schrillten kläglich, flatterten aufgescheucht umher. Der feuchtmodrige, aber reine Duft erinnerte mich an die Havel; genau diesen heimatlichen Binnenwasseratem hatte auch der See im kaiserlichen Sommerpalast bei Peking gehabt.

An unserem Deich lagen einheimische Dungas mit Männern, Frauen und Kindern und Vieh. Mit immer neuem Genuß besah ich mir diese Menschheit, die patriarchalischen Greise, die „sizilianische" Schönheit der jungen Frauen, den geraden, geschmeidigen Wuchs der Männer, ihre regelmäßigen, feinen Züge. Kein Kind war jedoch so hübsch als Muhameddus kleine Tochter. Jetzt stand sie unter den fremden Kindern, hatte viel zu erzählen, gab die Spiele an. Jedes ihrer Glieder entzückend geformt, ein Raffaelisches Engelsgesichtchen, gesund, großäugig und schön.

Wie leise Musik wirkte der Sonnenuntergang; über der fern verschwimmenden blassen Schneekette hingen mattrosenrote Wolken und spiegelten sich im glatten Opal der Flut.

Sopor, 24. Mai.

In der Morgenfrühe wurde aufgebrochen; den mit Deichen durchzogenen, vielfach von Wasserlilien und Schilf bedeckten Teil verlassend, gelangten wir in den eigentlichen Wularsee. Hier hatten wir tiefklares, grünes Wasser, zur rechten Hand türmte sich das Hochgebirge; schwerbeladene Dungas, malerische Fischerboote zogen uns entgegen.

Kalhana erzählt eine Wularsee-Episode. Der tatkräftige König Jayapida (um 800 n. Chr.) träumte, daß ein göttlich aussehender Mann mit gefalteten Händen um seinen Beistand bat. Er sei der Nagafürst vom Wularsee, ein Dravidischer Zauberer wolle ihn entführen, damit er mit seinen Fluten ein ödes Land bewässere. Wolle der König ihn schützen, verspräche er, ihm einen goldhaltigen Berg zu zeigen.

Der König ließ den Zauberer herführen, frug ihn, wie er denn den Nagafürsten aus dem tiefen See zu entführen gedenke. Dieser begab sich, vom König gefolgt, nach dem Ufer des Sees, ließ Zauberpfeile fliegen, worauf das Wasser verlief. Auf dem Schlamm sah der König eine sich windende kleine Schlange mit einem menschlichen Antlitz, um sie her andere kleine Schlangen. Darauf sagte der Zauberer: „Jetzt, wo der Nagafürst dank meiner Künste hilflos daliegt, werde ich ihn greifen." Aber der König hielt ihn zurück und nötigte ihn, den Zauber der Pfeile nichtig zu machen. Darauf floß das Wasser von allen Seiten zurück, und der See erstreckte sich wie zuvor. Nun erhoffte der König den ihm verheißenen Lohn, den goldhaltigen Berg. Aber der Nagafürst erschien wiederum im Traum und sprach tiefgekränkt:

Keine Schande treffe einen König empfindlicher als die, vor seinen Untertanen gedemütigt zu werden. „Wie kann ich mit Selbstgefühl vor jene Frauen treten, die gesehen haben, daß ich weder mich selbst noch die anderen vor Schande bewahren konnte? Weswegen sollte ich mich jedoch über die ungereimte Handlungsweise der Könige wundern? Von der Macht berauscht, gehen sie ohne Überlegung vor. Die Demütigung von Edelleuten ist ihnen ein Zeitvertreib, jenen aber ein lebendiger Tod." Immerhin sollte den König nicht gereuen, ihn kennen gelernt zu haben, und er wies ihm einen kupferhaltigen Berg.

Immer näher rückte das schöne am Ufer gelegene Sopor. Avantiwarman, der im neunten Jahrhundert lebende Gründer von Avantipur, und sein großer Minister Sura hatten im größten Stil die Entwässerung dieser Gegend betrieben. Wir kennen den Namen des anscheinend genialen Wasserbaukünstlers. Er hieß Suyza, war ein weiser, hochangesehener Lehrer, der sich Mittel erdachte, um den Strom zu regeln, den verheerenden Überschwemmungen zu steuern. Seine Wirksamkeit erstreckte sich über das ganze Wularsee-, Jhelum- und Sintgebiet, überall wurden noch jetzt zu verfolgende Deiche und Dämme errichtet. Hier, am Wularsee, gründete Suyza eine Stadt, Suyzapura, jetzt Sopor benannt.

Kalhana meint, die Stadt ähnele dem Himmel; das ist wohl eine Übertreibung, aber sie ist recht anziehend, und schwerlich werde ich den Blick von der alten Holzbrücke aus vergessen. Dort lehnte ich mich abends lange an das Balkengeländer. An Vorsprüngen und Buchten erstreckte sich die Stadt, unter den Resten der Sikhfestung lag meine Dunga, es umgaben sie einheimische Fahrzeuge, es wurde gefischt, es wurde gebadet. An den Ghatufertreppen bewegten sich wasserschöpfende Frauen, andere scheuerten ihre blanken zinnernen Schüsseln. Auf einem kleinen Vorsprung saß ein Mann, schnitzte die üblichen geschmackvollen Schnitzerei-Schmuckbretter der Shikaris und Dungas. Das Muster war mit schwarzer Farbe aufgezeichnet, er arbeitete mit einem Hammer, mit einem nagelartigen Bunzen — mehr brauchte er nicht. Zu beiden Seiten der Brücke mündeten die Basare, da saßen Hökerfrauen mit Gemüsen, da gab es Tonpfeifen, Haargehänge für die Frauen, Mehlwaren, Stoffe, Eisengeräte und Krüge. Europäische Fabrikware weniger als man im eigentlichen Indien antrifft.

Die Sonne ging unter, es kam die fahlbeleuchtende Nachglut. Das architektonisch Unbedeutende der Häuser wurde verwischt, als ruhige Masse, von der tiefgrünen Weichheit der Baumgruppen unterbrochen, lagen sie im Dämmerschein. Am Ufer, einander gegenüber, erhob sich unter Baumriesen hier die Moschee, dort der Hindutempel. Umrißhaft kamen Männer und Tiere über die Brücke gezogen, es roch würzig nach dem Diodarzedernholz, aus den Häusern kräuselte sich der Abendrauch. Von allen Seiten zogen sich die Berge, in purpurgrauer Nähe über dem See, fernerhin milchweiß im hingehauchten Blau.

25. Mai.

Zum letztenmal die Blumen geordnet, die Rosengeranien begossen. Baramulla kam in Sicht. Ich erledigte die Abrechnungen, Männern und Frauen und Kindern wurde Bakschisch gegeben. So unwahrscheinlich es klingt, die alles einschließenden Tageskosten hatten acht Mark fünfzig Pfennige betragen! Ich verließ die Dunga, saß wieder wie vor fünf Wochen auf der Uferbank unter den alten Pappeln, lauschte dem Pirolgesang, sah die vortreibenden Balken auf dem Fluß, sah zum letztenmal Kaschmirs unvergleichlichen Schneebergenkranz.

(In Srinagar hatte man mir lebhaft angeraten, länger zu bleiben; ich brauche ja nur einige Zelte zu mieten, den Juli und August über in die hochgelegenen Bergtäler zu ziehen, dann den bezaubernden Herbst wieder in der Dunga auszukosten. Nach längerem Überlegen entschloß ich mich jedoch, meinen ursprünglichen Plan auszuführen. Hätte ich mich verleiten lassen, säße ich heute dort in politischem Gewahrsam, nur auf Lügennachrichten angewiesen, im höchsten Grade der Spionage verdächtig. Die große Zeit hätte ich nicht in Berlin verlebt, wäre um diese Lebensbereicherung gekommen!)

Ahad blieb bei mir, bis die Posttonga, die mich in zweieinhalb Tagen nach der indischen Bahn bringen sollte, eintraf. Jetzt erst sagte er mir, wie er sich um seine gefährlich erkrankte Frau in Srinagar sorge. Er hätte die Heirat nicht gewollt, seine Mutter habe jedoch darauf bestanden, da sie sich eine Hülfe im Hause wünschte; die junge Frau sei erst eben vierzehn Jahre geworden. — Wiederholentlich bedankte er sich für die „gute und rücksichtsvolle Behandlung". Ich war alle die sechs Monate über immer mit ihm zufrieden gewesen; er hatte mir meine Wünsche an den Augen abgelesen.

Nun wurden meine Sachen aufgeladen, als einziger Fahrgast saß ich neben dem beturbanten tiefbraunen Kutscher. Meine Zeit war um, ich fuhr im Hochgebirgstal am rauschenden Jhelum der Indischen Ebene entgegen.

Musik.

Berliner Musikleben.

Die letzten Monate haben im Berliner Musikleben eine Erscheinung von so seltsamer Art gezeitigt, daß man nicht achtlos daran vorübergehen kann. Wollte man äußeren Anzeichen glauben, so müßte man annehmen, der Stern Richard Wagners sei im Erbleichen und seine Stelle solle durch den in erneutem Glanze aufleuchtenden Meyerbeers eingenommen werden. Unverhältnismäßig selten erschienen des Meisters Werke auf dem Spielplan; es ist — ein früher unerhörter Fall — vorgekommen, daß unsere beiden Opernhäuser eine ganze Woche ohne eine einzige Wagner-Aufführung hingehen ließen. Dagegen hat die Königliche Opernbühne mit Meyerbeers halb schon vergessener Afrikanerin einen außerordentlichen Erfolg erzielt und das Werk unter stets gleichem Andrang des Publikums eine große Anzahl von Aufführungen erlebt. Sollen wir zwischen den beiden Tatsachen einen inneren Zusammenhang suchen? Sollen wir aus dem Jubel, mit dem Meyerbeers Melodien empfangen werden, eine demonstrative Verurteilung Wagnerscher Methoden heraushören und glauben, daß die vierzig Jahre feurigster Wagner-Begeisterung, die wir durchlebt haben, doch im Grunde nicht höher zu bewerten seien, als die vierzig Jahre hochgehender Meyerbeer-Bewunderung des vergangenen Jahrhunderts? Wir wollen zur Ehre des deutschen Geistes einen solchen Verdacht weit von uns weisen, und wir können das, ohne doch die Bedeutung Meyerbeers für die Geschichte der Oper, die nur blindester Unverstand hinwegleugnen könnte, zu unterschätzen. Keiner hat bereitwilliger als Richard Wagner, in jenen Tagen, da ihm noch nicht die Notwendigkeit der Reform des gesamten Opernwesens aufgegangen war, die Eigenart und Kraft, die aus den Hugenotten sprechen, anerkannt. Wenn er später Meyerbeer mit unversöhnlicher Bitterkeit bekämpft hat, so geschah es, weil er in ihm den Gegensatz zu seiner eigenen Art am kraftvollsten verkörpert sah — er bekämpfte in ihm das gegnerische Prinzip. Das Ergebnis des Kampfes freilich war, daß Wagner zwar Meyerbeer, aber nicht das Prinzip überwand. Es gelang ihm, Meyerbeer zeitweilig von der Bühne zu verdrängen, aber nur um Platz zu schaffen für — Viktor Nessler, an dem gemessen Meyerbeer als ein wahrhafter Riese erscheint und der sich doch ein Jahrzehnt lang mit Wagner in den Ruhm teilte, der am häufigsten aufgeführte Komponist Deutschlands zu sein. Wenn je, so wurde damit der Beweis erbracht, daß die alte Oper, die sich nicht auf tiefschürfende seelische Konflikte, sondern eine äußerlich packende Handlung, nicht auf Wahrheit der Empfindung, sondern wirkungssicheren Ausdruck stützt, nicht totzumachen ist — nicht einmal, wenn sie so inhaltsleer und erfindungsarm ist, wie die Afrikanerin. Denn Meyerbeer hatte mit seinen Hugenotten alles, was an ursprünglichem schöpferischen Vermögen in ihm war, verausgabt. Die Wirkungen, die er hier intuitiv erzielt hatte, suchte er später — wo das ängstliche Bestreben nach einem zweiten gleichgroßen Erfolg ihn im Banne hielt — auf dem Wege zielbewußter Berechnung zu erreichen. Und daß er ein guter Rechner war, das bewies auch jetzt wieder der Erfolg der Afrikanerin. Es gibt nicht viele Opern, die großen Sängern so glänzende Gelegenheit zur Entfaltung ihres Könnens bieten, wie diese. Sie steht und fällt mit ihren Darstellern, und der Jubel, mit dem sie von neuem begrüßt wurde, galt nicht Meyerbeer, sondern dem in seiner Art außerordentlichen Künstlerterzett Kemp-Jadlowker-Schwarz.

Aber diejenigen, die daraus triumphierend auf das Wiederaufleben des Meyerbeer-Kults und den Niedergang Wagners schließen, sind ebenso übel beraten wie die, welche nun mit unheilschwangeren Mienen von einer Verwilderung des deutschen Geschmacks sprechen. Die Afrikanerin ist nicht schlechter und in vielen Beziehungen um ein Beträchtliches besser als die meisten italienischen Opern älteren und neueren Datums, die zum eisernen Bestande unserer Bühnen gehören, und was das Publikum betrifft, so kann einer tief aus dem Born Shakespeareſcher und Goetheſcher Schönheit getrunken haben und deswegen doch zeitweise mit Behagen den Werken viel geringerer dramatischer Gestalter lauschen, besonders, wenn hervorragende Darsteller sich in ihren Dienst gestellt haben. Eines schickt sich nicht für alle, und nur puritanische Einseitigkeit könnte dem Verlangen der Vielen, die im Theater zunächst Unterhaltung und Zerstreuung suchen, die Berechtigung absprechen, zumal in einer Zeit, wie der unsrigen, wo der tiefe Ernst des Daseins auf das Leben fast jedes Einzelnen seinen Stempel gedrückt hat.

Vielleicht haben wir hiermit zugleich einen Hauptgrund für die scheinbare Abnahme des Interesses an den Wagnerschen Werken angedeutet. Die meisten Menschen wollen augenblicklich nicht auch von der Bühne noch an die erschütternde Tragik der Wirklichkeit erinnert werden. Und das tun die meisten Wagnerschen Musikdramen in viel höherem Maße als die Opern der Bizet, Puccini, d'Albert, obwohl diese Episoden aus dem Leben darzustellen vorgeben. Gerade der Widerspruch aber, der sich hier zwischen dem Stoff und dem Darstellungsmedium auftut, gerade die Unmöglichkeit, die Erscheinungsformen der Wirklichkeit durch das der Wirklichkeit so widersprechende Mittel des gesungenen Wortes überzeugend wiederzugeben, macht jede Oper dieser Gattung zum Spiel, das wir nur als Leistung, nicht als Erlebnis empfinden. Bei Wagner hingegen läßt eben das Unwirkliche der äußeren Begebnisse die Musik als das natürliche Ausdrucksmedium erscheinen, das mit einer Eindringlichkeit, die weit über das Vermögen des gesprochenen Wortes hinausgeht, die erschütternden Gefühlskonflikte zum Ausdruck bringt, die den Ausgangspunkt und Kern seiner Werke bilden. So atmen die Sagenopern Wagners viel größere Wahrheit, erzwingen eine viel innerlichere Anteilnahme als die „veristischen" Opern der anderen. In dem Geschick zeitloser Gestalten wie Elsa, Isolde, Siegfried, Brünnhilde, klagt das Herz der Menschheit selbst sein ewiges Leid; Santuzza, Carmen, Nedda aber sind Romanfiguren, deren tragisches Geschick wir mit dem wollüstigen Behagen des fernstehenden Zuschauers genießen. Und damit soll nicht etwa den Werken des Meisters jene höchste Eigenschaft des Kunstwerks, die befreiende Wirkung, abgesprochen werden, die unserm Empfinden das irdisch Schwere zu nehmen, es so mit dem Bewußtsein einer neuen außerweltlichen Schönheit zu erfüllen vermöge, daß die Welt mit ihren Kümmernissen davor versinkt. Denjenigen, die über das Stoffliche hinaus das Kunstwerk als solches zu sich sprechen lassen, werden gerade auch von diesem Gesichtspunkt aus Wagners Werke als höchste künstlerische Offenbarungen erscheinen. Sie fühlen beispielsweise die ungeheure Tragik der Begebnisse in der Schlußszene des Tristan kaum; der unvergleichlich herrliche Schlußgesang der Isolde umgibt dieselbe mit einer solchen Glorie erdentrückter Schönheit, daß vor der Macht des künstlerischen Eindrucks die des Stoffes verschwindet. Aber wie wenige Menschen können sich zu solchem Erfassen des Kunstwerks erheben! Die weitaus meisten stehen ganz unter dem Bann des Inhalts, die seelenerschütternde Macht der Musik läßt dessen Tragik mit doppelter Eindringlichkeit zu ihnen sprechen, und Schlußszenen wie die eben erwähnte des Tristan, der Walküre, mit dem tiefergreifenden Abschiedsgesang Wotans, der Götterdämmerung mit dem gewaltigen Trauermarsch lösen keine befreiende Stimmung in ihnen aus, sondern packen und halten sie mit der Wucht

eines persönlichen Erlebnisses. Eines steht somit fest: es wäre ganz und gar falsch, zu glauben, daß Wagner nicht mehr die alte Macht über die Gemüter habe; vielmehr ist es gerade die erdrückende Wirkung seiner Werke, die das Publikum für den Augenblick schreckt. Wenn erst die dunklen Fragen, die unseren Sinn jetzt gefangen halten, gelöst sind und der Welt die Sonne des Friedens neu aufgegangen ist, wird sie sich mit verdoppelter Liebe wieder in die rätselvollen Tiefen der Wagnerschen Werke versenken.

Inzwischen hat uns das vorbildlich rührige Deutsche Opernhaus Weingartners „Dame Kobold" gebracht, ein Werk, das uns schon seiner symptomatischen Bedeutung wegen wertvoll ist. Man empfindet es dankbar, daß unsere Bühnenkomponisten endlich den Weg zurückfinden von jenen fernen Höhen, auf denen ein übergroßes Genie wie Wagner seine Stoffe suchen durfte und mußte, die aber auch nur er in unseren Gesichtskreis zu rücken vermochte. Freudig begrüßt man es, daß sie endlich einsehen, daß der Frohsinn ebenso viel Daseinsberechtigung hat wie der Tiefsinn und sich von dem Nebellande blutloser Allegorien wieder dem hellen Lichte einer dichterisch schönen Wirklichkeit zuwenden. So hat auch Weingartner der tragischen Muse, die nur widerwillig seinem Locken folgte, den Abschied gegeben und sich der heiteren in die Arme geworfen, — ob freilich die Früchte dieser Verbindung lebenskräftiger sein werden, als die der früheren, bleibt abzuwarten. — Das Textbuch hat er selbst nach Calderons gleichnamigem Lustspiel angefertigt. Es erzählt die Geschichte einer schönen jungen Spanierin Donna Angela, die nach dem Tode des ungeliebten Gatten von ihren gestrengen Brüdern Juan und Luis in klösterlicher Abgeschiedenheit gehalten wird. Doch einmal gelingt es ihr, ihre Wächter zu täuschen. Dicht verschleiert begibt sie sich zum Stiergefecht. Aber auch so noch zieht sie die Aufmerksamkeit eines jungen Ritters auf sich, der kein anderer als ihr eigener Bruder Don Luis ist. Liebeentbrannt folgt er der angstvoll Fliehenden. Da — hier setzt das Spiel ein — trifft sie ganz in der Nähe ihres Hauses einen Fremden, Don Manuel, und fleht ihn an, ihren Verfolger aufzuhalten. Kaum ist sie verschwunden, so erscheint Don Luis, Manuel vertritt ihm den Weg, und ein Zweikampf entspinnt sich. Durch das Geräusch gelockt, eilt Juan hinzu und erkennt in dem Fremden einen alten Waffenbruder. Rasch sind die Gegner ausgesöhnt, und der Fremde wird von den Brüdern eingeladen, ihr Gast zu sein. Das Zimmer, das ihm angewiesen wird, grenzt an das Donna Angelas, aber keine Türe verbindet die beiden, ja, die Eingänge zu ihnen führen nach verschiedenen Straßen hinaus. Donna Angela möchte wohl ihrem Beschützer ein Wort des Dankes senden — doch wie es anfangen? Da weiß ihr Kammermädchen Isabel Rat. In die Wand, die die Zimmer trennt, ist ein Schrank eingelassen, und Isabel hat durch einen Zufall entdeckt, daß er drehbar ist und so einen Durchgang von einem Zimmer ins andere eröffnet. Welch lustiges Spiel sich mit dem geheimnisvollen Kommen und Gehen der Frauen in das Zimmer des Gastes ergibt, ist leicht zu ersehen, und daß es Don Manuel schließlich beschieden ist, Angela aus ihrer Witwentrauer zu erlösen, ist selbstverständlich.

Was Weingartner an diesem Stoff reizte, war wahrscheinlich das lustige Nebeneinander der Vorgänge in den zwei Zimmern und die Möglichkeiten, die sich daraus für eine abwechslungsreiche musikalische Ausgestaltung ergaben. Aber was sparsam benutzt sich als ein ebenso originelles wie wirksames Mittel, überraschende und fein pointierte Steigerungen zu erzielen, erwiesen hätte, ist durch überreichen Gebrauch zur Klippe geworden, an der die Oper scheitern dürfte. Denn indem die Handlung sich fast unausgesetzt in beiden Zimmern zugleich abspielt, wird es dem Hörer unmöglich gemacht, sich darin zurecht zu finden. Seine Aufmerksamkeit ist beständig geteilt. Versucht er den Vorgängen in einem Zimmer zu folgen, so

verliert er den Zusammenhang der im anderen sich abspielenden. Während beispielsweise Angela die alles Weitere begründenden Verse singt:

„Er stritt für mich, ist in der Nähe,
ein Unrecht wär's, das ich begehe,
ihm nicht ein Wort des Danks zu senden"

erscheint im anderen Zimmer Luis, um Manuel, den er vorher im Kampf leicht verwundet hat, um Vergebung zu bitten, und gleichzeitig mit Angelas hören wir seine Worte:

„Der Sünder, der Euch frech verwundet,
kommt nun, zu Euren Füßen
für sein Vergehn zu büßen,
und hofft, daß baldig Ihr gesundet."

So geht es den ganzen Abend fort, und statt daß man die gleichzeitigen Szenen als besondere dramatische und musikalische Höhepunkte empfinden sollte, wirken sie sehr bald störend und verwirrend. Vielleicht würde sich der Hörer leichter damit abfinden, wenn die Musik von solchem Reiz wäre, daß sie ihn die Unverständlichkeit der Worte vergessen ließe, oder das Ineinandergreifen der beiden Handlungen dem musikalischen Aufbau ein besonderes Interesse verliehe. Aber keines von beidem ist der Fall. Wie in seinen ernsteren Werken, so zeigt sich Weingartner auch hier mehr als ein Nach-Empfinder, denn als ein Neu-Erfinder; ich könnte nicht auf eine einzige Stelle der Partitur deuten, welche persönliche Züge aufwiese. Harmonische und instrumentale Feinheiten und Witzigkeiten können wohl im ersten Augenblick über die Dürftigkeit des thematischen Materials hinwegtäuschen; aber um so verblüffender tritt sie zutage, wenn man die Musik am Klavier auf ihren wirklichen Gehalt hin prüft. Jeder Takt zeigt den gewandten Musiker, der alle Hilfsmittel der Technik, das, was man gemeinhin „die Mache" nennt, mit spielender Leichtigkeit beherrscht, aber nicht einer den Berufenen, der etwas zu sagen hat, was so nur er sagen kann.

Daß das Deutsche Opernhaus sein bestes Können für das Werk einsetzen würde, war zu erwarten. Immer von neuem muß man den hohen künstlerischen Geist, den erlesenen Geschmack und die peinliche Gewissenhaftigkeit, die über den Aufführungen dieser Bühne walten, dankbar anerkennen. Unter den Darstellern war nicht einer, der nicht seiner Rolle schauspielerisch und gesanglich gerecht wurde. Das mutwillige Kammerkätzchen fand in Elfriede Dörp eine ebenso treffliche Vertreterin, wie die lustige Witwe in Emmy Zimmermann und ihre liebebedürftige Freundin in Lulu Kaesser. Ein reizenderes Bild als diese drei Gestalten — lebendig gewordene Rokokofiguren — läßt sich nicht denken. Von den Herren wurde die lustige Verschlagenheit des Dieners Kosme durch Eduard Kandl ebenso sicher gezeichnet, wie die steife Geckenhaftigkeit Don Luis' von Rudolf Laubenthal und die vornehme Ritterlichkeit Juans und Manuels von Holger Börgesen und Carl Gentner. Orchester und Chor, wie immer aufs sorgfältigste geschult, wurden von dem selbst dirigierenden Komponisten zu ungewöhnlichen Leistungen angefeuert. Alles in allem ein Abend, auf den das Deutsche Opernhaus und sein Direktor Georg Hartmann mit Recht stolz sein können, und der den Wunsch doppelt rege macht, daß ihm bald einmal ein wirklicher Treffer in der großen Novitätenlotterie zufallen möchte. —

Was das Konzertleben der letzten Monate betrifft, so bildete die Häufigkeit, mit der uns darin der Name Beethovens begegnete, sein vorstechendstes Merkmal. In fast unablässiger Folge sind seine Orchester-, Kammermusik- und Klavierwerke in Gesamt- und Einzelaufführungen an uns vorübergezogen, und die versunkene Andacht ebenso wie der jubelnde Beifall der dichtgedrängten Menge legten jedesmal von neuem Zeugnis ab für die Macht, die dieser Meister der Meister in stets noch steigendem Maße über die Gemüter ausübt. Daß in dieser Zeit der

Prüfung der echteste, reinste, ernsteste aller Künstler unser Publikum am stärksten zu begeistern vermag, das allein sollte genügen, um den Zweiflern und Krittlern den Glauben an die unzerstörbaren idealistischen Triebkräfte der deutschen Volksseele zurückzugeben! Dabei ist es charakteristisch, daß es von seinen Symphonien nicht die von heiterster Laune eingegebenen sind, die man am liebsten hört, sondern jene, welche uns von Kampf und Sieg erzählen. Wie ein Strom von Zuversicht und Freude ergießt es sich aus diesen Werken über die Hörer; man vermeint in den heißen Kämpfen, von denen sie sagen, ein Echo des Ringens, das heute die Welt erschüttert, zu vernehmen, in den jubelnden Fanfaren, in denen sie ausklingen, die frohe Verheißung des Sieges auch unserer Sache. Unwillkürlich vergegenwärtigt jeder sich die Gestalt des Mannes, der, schwer wie wenige von der Hand des Schicksals getroffen, doch die Kraft hatte, die Mächte des Zweifels und Kleinmuts, den Feind in der eigenen Brust niederzuringen, um in den triumphierenden Klängen des Schlußsatzes seiner Schicksalssymphonie den Sieg des Geistes über das Fleisch, des Menschen über sich und damit über das Schicksal selbst zu feiern; dem das eigene Leid den fest im Grunde seiner Seele wurzelnden Glauben, daß die Menschheit zum Glück geboren sei, nicht zu erschüttern vermochte, und der als aller Weisheit letzten Schluß der Welt das Evangelium der Freude verkündete.

So wird uns der Künstler zum Propheten, seine Musik zum Symbol dessen, was kommen muß, kommen wird!

Wir hörten von Nikisch und den unvergleichlichen Philharmonikern die Heroische Symphonie, und nie hat dieses Werk uns tiefer ergriffen. Wie eine Erlösung war es, als Nikisch am Schluß des Trauermarsches durch eine Handbewegung jeder Beifallsäußerung vorbeugte; wie er, so fühlten die meisten, daß die Gewalt dieses Eindrucks sich nicht überzeugender als durch tiefstes Schweigen äußern könne. Wie dann der dritte Satz in scheuem Flüsterton ansetzte, als wagte auch er nach dem, was vorausgegangen, nicht, seine Stimme zu erheben, wie im Trio die drei Hörner mit seltenem Glanz ineinanderklangen, das alles war von unbeschreiblicher Wirkung. Und dann der letzte Satz, dieser so oft schnöde mißverstandene Satz, welcher vielen der zusammengefaßten Größe der übrigen gegenüber zu zerstückelt, zu friedlich froh, zu sehr des großen Zuges und Aufschwunges ermangelnd erscheint. Wie verstand es Nikisch, alles Einzelne als notwendig zum Bilde des Ganzen, dieses Ganze als notwendige Folge und würdigste Krönung alles Früheren darzustellen. Wenn je, so mußte es dem Hörer hier klar werden, daß dieser Satz ein Bekenntnis und eine Mahnung zugleich ist, ein Ausdruck der Überzeugung, daß nur im Dienst der Menschheit menschliche Größe ihre Heldenweihe empfange, und eine Mahnung an ihn, „auf" den das Werk ja geschrieben war, Napoleon Bonaparte, daß es nur *einen* Preis gebe, der der ungeheuren Opfer, die der große Zeitgedanke gefordert, wert sei: ein dauernder, freudiger Frieden!

Das urgesunde, kraftvoll Idealistische des *deutschen* Wesens wurde uns von neuem zum Bewußtsein gebracht, als Nikisch es wieder einmal wagte, des Russen Tschaikowsky Pathetische Symphonie aufzuführen, die ein etwas übertriebener Patriotismus seit Beginn des Krieges aus unseren Programmen verbannt hatte. War es nicht vielleicht gerade eine patriotische Tat, uns diesen Blick in die Abgründe der russischen Volksseele tun zu lassen? Eine Kampfsymphonie diese wie Beethovens fünfte, eine Schicksalssymphonie wie sie! Aber dort der Ausgang ein triumphierender Siegesgesang, hier der verzweifelte Aufschrei eines gebrochenen Herzens, ein letzter Abschied von der Hoffnung und vom Leben. Tschaikowsky hat einmal selbst von der Requiemstimmung, die in dem Werk herrsche, gesprochen. Er hat dieses Requiem, wie Mozart das seinige, für sich selbst geschrieben; wenige Tage nach der Erstaufführung raffte ihn in der Blüte der Kraft

der Tod dahin. Aber über das Persönliche hinaus ist das Werk auch eine dumpfe Klage um den Zusammenbruch alles dessen, was je in dem Herzen des russischen Volkes an Wünschen und Idealen gelebt. Lebensüberdruß und Todessehnsucht sind es, wovon dieses bedeutendste Werk des bedeutendsten russischen Musikers uns erzählt. Wir aber wenden uns von ihm zu unserem Beethoven und lauschen doppelt entzückt der Heilsbotschaft, die er uns zu geben hat.

Es ist kein Zufall, daß von den Brahmsschen Symphonien die schwerblütige erste heute die am häufigsten gespielte ist, obwohl die zweite und dritte auf einen viel volkstümlicheren Ton gestimmt sind. Man hat gerade um dieser Symphonie willen, die in ihrer Steigerung von dem dunklen ersten zu dem siegesfreudigen letzten Satz den Vergleich mit Beethovens fünfter so nahe legt, und das um so mehr, als beide in derselben Tonart C-Moll — C-Dur stehen, Brahms als bloßen Nachahmer Beethovens hingestellt. Man hat nicht sehen wollen, daß sie in ganz ähnlichen seelischen Prozessen wie die fünfte ihren Ursprung hat, daß in der langen Periode, während deren sie reifte, Brahms sich äußerlich und innerlich aus Nacht zum Licht durchdrang. Nicht von Nachahmung, nur von Verwandtschaft kann deshalb die Rede sein.

Daß Nikisch und die Philharmoniker Tschaikowsky und Brahms — jeden in seiner besonderen Art — in höchster Vollendung wiedergaben, darüber bedarf es keines Wortes. Wohl aber muß der Aufführung der seltener gehörten zweiten Symphonie Bruckners gedacht werden. Nikisch gestaltete auch sie ganz individuell, häufig unter völliger, aber ebenso wohlbegründeter wie berechneter Nichtbeachtung der Wünsche des Komponisten. Der erste Satz mit seinem eindrucksvollen ersten, seinem schönklingenden, wenn auch nicht eben eigenartigen zweiten Thema erfuhr eine Wiedergabe, die ihn in Umriß und Entwicklung in greifbarer Plastik dem Hörer klarlegte. Nikischs Kunst vermochte sogar dem Thema des langsamen Satzes, das schon Mendelssohn gute Dienste geleistet, wunderbar abgeklärte Wirkung zu verleihen, während den letzten Satz auch er den Hörern nicht näher zu bringen vermochte, trotz der bedeutenden Kürzung, die er vornahm und die, wenn ich nicht irre, noch über die vom Komponisten selbst vorgeschlagene hinausging. So haftet, wie fast immer bei Bruckner, auch hier die Erinnerung nur an Einzelheiten; als Ganzes vermochte auch „die Zweite" keinen einheitlich geschlossenen, voll befriedigenden Eindruck zu hinterlassen.

Einer Eigenheit Nikischs möchte ich noch gedenken, die sich in letzter Zeit gelegentlich etwas störend bemerkbar gemacht hat und die, wie alle Übertreibungen bedeutender Künstler, wahrscheinlich begierig von den Jüngeren aufgegriffen werden wird. Nikisch nimmt fast immer die zweiten (gesanglichen) Themen in verlangsamtem Tempo. Das gibt fraglos der Darstellung einen freien, persönlichen Zug und mag hier und da angebracht sein. In den meisten Fällen aber erhält das Gesangsthema ja schon durch die Art der Bewegung auch bei gleichem Tempo einen langsameren Charakter als das Hauptthema, und jede weitere Zurückhaltung muß als Verschleppung wirken. Solche Angewöhnungen werden leicht zur Manier und überschreiten als solche die Grenze des künstlerisch Schönen. Also — caveant consules!

Von neueren Werken hörten wir in den Nikisch-Konzerten Hauseggers „Wieland der Schmied". Und wieder bestätigte sich die oft gemachte Erfahrung, daß das Publikum Werken dieser Richtung im allgemeinen nur geringes Interesse entgegenbringt. Das Stück setzt vielversprechend ein; der Anfang fesselt durch eine Folge von Themen von melodischem und rhythmischem Reiz. Dann aber beginnt die eigentliche Geschichte: das stürmische Werben Wielands, die ängstliche Flucht Schwanhildens, der gelähmte Wieland (das Programmbuch weist auf die „wie in starrer Hoffnungslosigkeit einherschreitenden Bässe" hin), die innerliche Befreiung,

das Schmieden der Flügel, Wielands und Schwanhildens Sonnenflug. Alles das sind Vorgänge, welche die Musik wohl verklärend begleiten, nicht aber erklärend darstellen kann, wie sie es müßte, wenn der programmatische Gedanke irgendwie Sinn haben soll. Merkwürdig, daß unsere Programmatiker immer noch nicht sehen, daß die Freiheit, die sie durch Aufgabe der symphonischen Form gewonnen zu haben vermeinen, nichts als eine Selbsttäuschung ist. Denn auch jetzt sind sie nicht Herren über die Form, die ja durch den poetischen Vorwurf gegeben ist; und während sie sich früher hinsichtlich des Stimmungsgehaltes ganz vom eigenen Empfinden leiten lassen konnten, wird auch dieser jetzt von dem gewählten Stoff bestimmt. So tragen sie nun statt einer eine zwiefache Fessel — aber während das herrlichste, was die Instrumentalmusik besitzt, im (vermeintlichen) Zwang jener geschaffen wurde, hat diese sich überall da, wo wirklich schöpferische Kraft vorhanden war, als lästiges Hemmnis bewährt und auch da, wo eine lahme Phantasie in dem Programm eine willkommene Stütze sah, nur scheinbar Dienste geleistet. Ganz gewiß wäre es freudig zu begrüßen, wenn ein neues Zeitempfinden sich auch neue musikalische Formen schüfe, — auf dem seit achtzig Jahren mit so geringen Resultaten beackerten Boden der Programmatik werden sie uns aber sicherlich nicht erblühen.

Der Richtung ganzer Jammer faßte uns an, als Felix Weingartner, dem sich nun wieder endgültig die Pforten der Berliner Konzertsäle erschlossen haben, uns jüngst wieder einmal Berlioz' Phantastische Symphonie bot, das Werk, das der modernen Programmmusik die Wege gewiesen hat. Wir wollen die grundlegende Bedeutung desselben nicht unterschätzen; wir können sogar die Überschätzung, die man ihm lange Zeit zuteil werden ließ, begreifen: die neue Verwertung des programmatischen Gedankens, der geniale Einfall der Benutzung desselben Motivs in immer neuen Umgestaltungen in allen Sätzen, die trotz entschiedener Anlehnung an die alte Symphonie vielfach eigenartige Formgestaltung, und endlich die ungeahnte Perspektiven eröffnende Behandlung des Orchesters, — das alles nahm die Aufmerksamkeit so ganz gefangen, daß man darüber die Armut der eigentlichen musikalischen Erfindung vergaß. Auch heute noch überrascht und erfreut hier wie in allen Berliozschen Werken manche Feinheit der instrumentalen Wirkung; aber mir kommt dabei immer ein Wort Böcklins über Feuerbach in den Sinn: er denke sich erst — so etwa lautete es — ein Farbenproblem aus und male dann ein Bild danach! Das trifft auch auf Berlioz zu, auf ihn in viel höherem Grade noch; denn wenn Feuerbach wirklich von der Farbe ausgegangen sein sollte, so ist er doch nie bei ihr stehen geblieben; wir empfinden sie bei ihm schließlich doch nur als Mittel, nicht als Zweck. Sehen wir aber bei Berlioz von der Farbe ab, so ist, was übrig bleibt, meist von erstaunlicher Dürftigkeit. Schon das geschraubt sentimentale, unglaublich triviale Motiv, das als die „Idée fixe", die Musik gewordene Geliebte, in sämtlichen Sätzen wiederkehrt, dann der philiströse, schwunglose Walzer, dessen Armut uns so recht deutlich wird, wenn wir ihn an ähnlichen Sätzen Tschaikowskys oder — Weingartners messen, dann die Szene auf dem Felde, die nach einigen hübschen Ansätzen sich in trostlose Öden verliert und schließlich in dem an den Haaren herbeigezogenen Gewitter einen wirkungsvollen Abschluß sucht! Ein wirklich genialer Zug geht nur durch den vierten Satz, dessen Vorwurf „Gang zum Hochgericht" mit fabelhafter Kraft erschaut und mit grausigem Realismus wiedergegeben ist, wobei freilich zu bemerken ist, daß das grotesk Phantastische ein viel leichter zugängliches Gebiet bildet, als etwa das poetisch Empfindungsmäßige. Die Erwartungen, die dieser Satz dann für den nächsten, „Hexensabbath" — schon die Wahl des Stoffes ist ein Attentat auf den guten Geschmack — erweckt, werden bitter enttäuscht. Es ist alles viel zu künstlich und in seinen Absichten durchschaubar, als

daß es auch nur eine Spur des gewünschten unheimlichen Eindrucks hervorrufen könnte. Die Wiedergabe des schwierigen Werkes war vielleicht die vollendetste, die es je erfahren hat. Sie brachte es fertig, den tönernen Gebilden Berlioz' bisweilen den Hauch wirklichen warmblütigen Lebens einzuflößen. Mit ungleich größerem Behagen lauschte ich aber doch Weingartners „Lustiger Ouverture". Es ist echte musikfreudige Musik, die er uns hier bietet, nicht vornehm tuend, wie das meiste Zeitgenössische, lustig und was das Wichtigste — keinen Augenblick langweilig.

Ernst Wendel setzte sich wieder einmal für Mahler ein; aber wenn die vierte Symphonie dieses problematischsten aller Komponisten auch weniger verstiegen, auf einen einfacheren Ton gestimmt ist als die andern, so scheint doch auch sie uns den Beweis nicht zu erbringen, daß Mahler über ein großes ursprüngliches Schaffenstalent verfügt habe. Das Werk trägt durchgängig einen heiter naiven Charakter; aber man wird den Eindruck nicht los, daß diese Naivität keine echte ist. Mahler spielt wohl den Naiven; aber um es zu sein, dazu war seine Natur eine viel zu komplizierte. Wunderschön klingt das Andante, das schon durch seine Klarheit im Harmonischen besticht. Gerade ein Satz wie dieser aber zeigt, ein wie künstliches Produkt die ultramoderne Harmonik, die einen so hervorstechenden Zug des Mahlerschen Schaffens bildet, ist. Denn bedeutete sie eine in organischer Entwicklung entstandene, unserm Zeitempfinden gemäße, unsern Komponisten natürliche Sprache, so müßten sie sie überall sprechen, ganz besonders aber, wo das Gefühl am stärksten durchbricht. Gerade da aber versagt sie regelmäßig, und Mahler ebenso wie Strauß u. a. brauchen ohne Besinnen die Ausdrucksweise der älteren Romantiker, wenn ein wärmeres Empfinden sie sich einmal selbst vergessen läßt.

Die Einführung einer Solostimme im letzten Satz ist ein interessantes und vielleicht entwicklungsfähiges Experiment, kommt aber darüber auch nicht hinaus. Sie hatte übrigens in Fräulein Ohlhoff eine vortreffliche Vertreterin. Ernst Wendel selbst ist etwas zu schwer, zu nordisch für diese Musik; sie verlangt südliche, draufgängerische Leichtigkeit und wirkt doppelt banal, wenn ihre naiven Sentimentalitäten ernst genommen werden. So wurde beispielsweise das zweite volksliedartige Thema des ersten Satzes durch einen Überschwang des Empfindens völlig seines Charakters beraubt. — Ganz ausgezeichnet war die Wiedergabe der 8. Symphonie von Beethoven — der Schluß des ersten Satzes hätte nicht feiner pointiert, der zweite nicht anmutiger gegeben werden können, und wenn dem Menuett durch eine zu schnelle Temponahme etwas von seiner altväterischen Gravität genommen wurde, so zeichnete sich dafür das Trio durch eine Klangschönheit aus, die im Hinblick auf die schwierigen Cello-Passagen doppelt bewunderungswert war. Nur im letzten Satz wollte der Beethovensche Humor mit seiner einzigartigen Mischung von Tränen und Lachen nicht so recht zu Worte kommen — das Treiben des Tempos im zweiten Thema, das seiner ganzen Art nach (auch der plötzliche Tonartenwechsel ist charakteristisch dafür) einen Stimmungsumschlag dem bacchantisch ausgelassenen ersten gegenüber bedeutet, mußte diesen Gegensatz verwischen. — Herr Wendel bewährte sich auch als ausgezeichneter Begleiter und trug damit nicht wenig zu dem Erfolge des jungen Geigers Duci von Kérékjarto bei, der das Mendelssohn-Konzert mit kleinem aber hübschem Ton, sauberer Technik und geschmackvollem Vortrag spielte.

Auch Siegmund von Hausegger brachte sich wieder als Dirigent in Erinnerung und gewann als solcher ungleich reichere Lorbeeren, wie jüngst als Komponist. Wer den Gehalt zweier so grundsätzlich verschiedener Werke wie Liszts „Faust-" und Beethovens „7. Symphonie" so restlos auszuschöpfen vermag, der hat ein Recht, den Großen seines Faches zugezählt zu werden. Alles, was Hausegger gibt, trägt den Stempel der Persönlichkeit, und wenn man die neuartige Beleuchtung, in die altbekannte Werke dadurch bisweilen gerückt werden, nicht immer als angebracht

anerkennen kann, so fühlt man doch stets, daß es nicht Neuerungssucht, sondern innerste Überzeugung ist, was ihn von altgewohnten Bahnen ablenkt. So war es wohl der Wunsch, ein möglichst lebensvolles Porträt des Helden des Collinschen Dramas „Coriolan" zu geben, das ihn die Beethovensche Ouverture dazu mit fortwährendem Tempowechsel spielen ließ — der Programmatiker wies dem Musiker die Wege! Aber das Stück gewann dadurch nicht, es verlor an Straffheit, und die Umrisse schienen verwischt — vielleicht war es der Collinsche Coriolan, den wir erhielten; dem Bilde des Beethovenschen wollte die Darstellung sich nicht recht anpassen. — War es Hausegger, der Frau Kwasts Vortrag des Beethovenschen G-dur-Konzertes, das der Coriolan-Ouverture folgte, beeinflußte? Die meisterliche Ruhe, die sie sonst auszeichnet, hatte diesmal einer seltsamen Fahrigkeit Platz gemacht. Schon der übertrieben empfindsame Vortrag der ersten Takte, die, dem Satz gewissermaßen als Motto vorangestellt, einen Vorgeschmack seiner stillen Anmut geben sollen, ließ Schlimmes ahnen. Und in der Tat konnte man der Leistung trotz vieler vortrefflicher Einzelheiten nicht froh werden. Was wir hörten, war nicht ganz Beethoven und nicht ganz Frieda Kwast. Es fehlte der große Zug, den ihr Spiel sonst hat und der allein mit dem Willkürlichen auszusöhnen vermag.

Wer dieses Konzert in seiner ruhigen Schönheit erfassen und voll genießen will, der muß es in guter Stunde von Eugen d'Albert hören. Wie dieser impulsivste aller Pianisten sein Temperament hier zu abgeklärtester Ruhe zu zügeln versteht, wie jeder Takt unter seinen Fingern neues Leben gewinnt und doch ganz und gar von Beethovenschem Geist erfüllt ist, das ist so außerordentlich, daß es doppelt schmerzt, den Künstler, der von allen Lebenden allein berufen schien, den Mantel Anton Rubinsteins zu tragen, beständig vom alten Ruhm zehren und auf die kritiklose Gunst der Masse rechnen zu sehen. Täte er das nicht, so würde er es nicht gewagt haben, mit einer Leistung wie die Schubertsche Wanderer-Phantasie in der Liszschen Bearbeitung vor das philharmonische Publikum zu treten, einer Leistung, die das von Liszt gerade genügend mißhandelte Werk bis zur Unkenntlichkeit verunstaltete. Selbst der unvergleichliche langsame Satz wurde mit unbegreiflich liebloser Gleichgültigkeit heruntergespielt, und das Finale, dessen Wirkung ganz und gar auf der gewaltigen Steigerung von dem machtvoll gehaltenen Anfang bis zu dem orkanartig hinbrausenden Schluß beruht, wurde in einem unmöglichen Tempo begonnen und artete zu einer so wüsten Orgie der Kraft aus, daß man erleichtert aufatmete, als endlich der letzte Akkord verhallt war.

Es gab eine Zeit, in der das Klavierspiel für d'Albert eine höchste künstlerische Aufgabe war. Das ist lange her, und heute sieht er in ihm nur noch die — „tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt". Vielleicht erkennt er aber eines Tages noch, daß auch eine Kuh gewartet und gepflegt werden muß, wenn sie nicht aufhören soll, Milch zu geben!

Unter den neuen Werken, die die letzten Monate uns gebracht haben, hat den nachhaltigsten Eindruck das Tedeum von Gernsheim hinterlassen, das seine Erstaufführung bei der Kaisersgeburtstagsfeier der Königlichen Akademie der Künste erlebte. Aus der Not der Zeit ob des „großen Zornes", der über die Welt gekommen ist, und aus dem Gebot der Zeit, in kraftgeborener Zuversicht dem Herrn zu vertrauen, ist das Stück entstanden. In machtvoller Steigerung schreitet es von frohlockend dankbarem Jubel über die Macht und Größe Gottes fort zur Schilderung seines Zornes, der verderben wird, „die die Erde verderbet haben," um dann in Klängen, die mächtig wie Quadern aneinandergefügt sind, mit fast bildhafter Kraft die Worte der Apokalypse: „Und der Tempel Gottes ward aufgetan im Himmel," zu versinnlichen. Ein tiefgläubiges Empfinden, eine reiche Phantasie und ein großes Können haben hier zusammengewirkt, um ein Werk zu schaffen, das in höherem Maße als alles, was die große Zeit bisher hervorgebracht, ihren Geist spiegelt.

Wenn der Glaube, der in ihm lebt, seine Erfüllung gefunden und ein ruhmreicher Frieden unserem Lande aufgegangen ist, dann sollte seine Wiederkehr in allen Gauen Deutschlands mit diesem Stück gefeiert werden.

Die Singakademie brachte in ausgezeichneter Wiedergabe ihres Dirigenten Georg Schumanns „Ruth" zur Aufführung — der Komponist hat in kluger Berechnung jede nähere Bezeichnung des Werkes, das im Stile bisweilen hart an die Oper streift, in der Form sich als dramatische Kantate gibt, vermieden und so dem Vorwurf, der sich aus der ersteren Eigenschaft leicht ableiten ließe, die Spitze abgebrochen. Es ist seltsam, wie diese Musik auf dem Papier sich so ganz anders darstellt, als sie tatsächlich ist. Das Auge wird von der fast unausgesetzten komplizierten Chromatik erschreckt, das Ohr dagegen lauscht ihr ohne Schwierigkeit und mit Behagen von Anfang bis zu Ende. Gerade damit aber erbringt das Werk, wie nur wenige unserer Zeit, den Beweis, daß man modern sein kann, ohne den Zusammenhang mit einem in langem stetigen Fortschreiten entstandenen Musikempfinden zu verlieren. Hier wirkt einmal das Moderne nicht als das künstliche Gewand, das innere Leere trügerisch verhüllen soll, sondern als die Form, die ein eigenartiger Gehalt sich als die ihm gemäße gefunden hat. Daß diese Musik auch am Klavier noch klingt und damit die strengste Prüfung, der eine nicht für das Instrument gedachte Musik unterworfen werden kann, zu bestehen vermag, zeigt, daß es nicht die glänzende Einkleidung ist, die sie zum Erfolge führt, sondern ihre blühende Melodik, immer interessante und nie verletzende Harmonik und kraftvolle Rhythmik, die im Dienste einer starken Empfindung ihr ihren Charakter geben. Oft erreicht sie in leidenschaftlichem Aufschwung Höhepunkte von so dramatischer Kraft, daß sie geradezu nach szenischer Darstellung zu verlangen scheint, und nur einmal versagt sie an einer bedeutsamen Stelle, nämlich bei Ruths Worten: „Wo du hingehst, will auch ich hingehen," wo ihre wilde Erregtheit in zu starrem Gegensatz zu der rührenden Einfachheit des biblischen Textes steht. — Daß den Solopartien durch Frau Brügelmann, Fräulein Leisner und Herrn Biden volle Gerechtigkeit geschah, soll nicht unerwähnt bleiben.

Der Philharmonische Chor hatte bei seinem vierten Konzert (Kirchenkantaten Bachs) mit ungewöhnlichen Hindernissen zu kämpfen Die Erkrankung Johann Messchaerts und Frau Martha Thanners machte eine plötzliche Programmänderung notwendig, und es spricht für die Meisterschaft, zu der Siegfried Ochs seine Scharen erzogen hat, daß sie die von Schwierigkeiten strotzende Kantate „Es erhub sich ein Streit" auch ohne besondere Vorbereitung mit unverminderter Sicherheit und demselben hinreißenden Feuer wie bei früheren Gelegenheiten zu Gehör bringen konnten. Neben diesem unbeschreiblich herrlichen Stück hatte anderes einen schweren Stand, und die Frage drängt sich unwillkürlich auf, ob es nicht im Sinne einer höheren Pietät gehandelt wäre, wenn man mit vorsichtiger Hand die Kantaten von manchen Stücken befreite, aus denen — ich denke besonders an die Arien — gar zu deutlich „die alte Perrücke", eine Bezeichnung, mit der sein mißratener Sohn Christian das Schaffen des alten Meisters zu charakterisieren beliebte, hervorlugt. Daß der Abend deswegen aber doch eine Folge erlesenster Genüsse bot — unter denen vier Lieder, von Emmi Leisner gesungen und von dem unvergeßlichen, kaum ersetzbaren Irrgang begleitet, hervorzuheben sind — ist selbstverständlich.

Ein vielversprechendes Dirigententalent stellte sich dem Berliner Publikum in Ludwig Rüth vor. Die Art, wie er die Brahmssche F-Dur-Symphonie anpackte, zeugte von Selbständigkeit der Auffassung und der Fähigkeit, auch ein durch den fortgesetzten Verkehr mit Meisterdirigenten verwöhntes Orchester seinem Willen fügsam zu machen. Ein neues Lied von Pfitzner, „Klage", für Baritonsolo, Orchester und Männerchor, der Zeitstimmung mehr angepaßt, als entsprungen,

wurde von Herrn Sedlmayr in wenig erfreulicher Weise gesungen. Aber auch ein vollendeter Vortrag hätte ihm kaum zu nachhaltigem Erfolg verholfen; es ist eines jener jetzt so häufigen Produkte, die zwischen volkstümlicher Biedermeierei und vornehm tuender Modernität schwankend weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin zu überzeugen vermögen.

Der Kompositionsabend, den Frau Lio Hans mit dem verstärkten Philharmonischen Orchester unter Leitung von Werner Wolff gab, lenkte die Aufmerksamkeit wieder einmal auf das Problem der Frauen in der schaffenden Kunst. Die Frage ist oft gestellt, nie aber befriedigend beantwortet worden, weshalb sie, die von den Tagen der Sappho und Korinna bis zu denen der Angelika Kaufmann und Rosa Bonheur sich auf den verschiedensten Gebieten der Kunst zur Geltung zu bringen wußten, auf dem der Komposition so ganz versagt haben. Das Problem kompliziert sich noch mehr durch die Tatsache, daß das eben Gesagte in besonderem Maße auf die deutschen Frauen zutrifft; denn die in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Komponistinnen sind fast ausnahmslos Nichtdeutsche. Fast will es scheinen, als ob die erste Frau, welche die Geschichte der Musik nennt, die Italienerin Franceska Caccini, die Tochter jenes Giulio Caccini, der 1594 zusammen mit Peri die erste Oper verfaßte, zugleich als bedeutendste aller komponierenden Frauen weiterleben werde — ein so gewichtiger Zeuge wie Ambros spricht von ihr als einem wirklichen Genie. In weitem Abstande schließen sich ihr in unserer eigenen Zeit die Französinnen Augusta Holmes, die mit größeren Chor- und Orchesterwerken, und Frau Chaminade an, die mit zahllosen graziösen Klavierstücken hervorgetreten ist. Dazu kommen die Engländerin Ethel Smythe, deren Oper „Die Strandräuber" ja auch in Leipzig aufgeführt wurde, und die Norwegerin Agathe Backer-Gröndahl. Dagegen ließen eine Fanny Mendelssohn und Klara Schumann ihre liebenswürdigen Talente mehr im verborgenen blühen, und die ehrgeizigere Ingeborg v. Bronsart vermochte die Welt nicht für ihre Opern zu interessieren. Wollte man an eine Untersuchung der ganzen Frage herangehen, so müßte man zuerst feststellen, was unter einem musikalisch-schöpferischen Talent zu verstehen sei. Lebhafte Phantasie, ein reich entwickeltes Gemütsleben, eine gewisse angeborene organisatorische Begabung sind notwendige Vorbedingungen, aber noch kein Beweis seines Vorhandenseins; man kann sie — wie das bei den Frauen so oft der Fall — besitzen und doch der Befähigung ermangeln, sein Empfinden in eine persönliche musikalische Sprache umzusetzen. Es wäre hochbedeutsam, wenn einmal eine Komponistin erschiene, die diese Fähigkeit besäße und damit die Musik in neue, dem andern Geschlecht verschlossene Bahnen lenkte — alles, was die Frau bisher geleistet hat, ist aber über schwächliche Nachahmungen männlicher Vorbilder nicht hinausgekommen. Daß Lio Hans berufen sein sollte, diese wichtige Mission zu erfüllen, ist zu bezweifeln; Talent besitzt sie unstreitbar, aber was sie bis jetzt zu bieten hat, zeigt keine irgendwie charakteristischen Züge. Den nachhaltigsten Eindruck machte unter den vorgeführten Werken eine symphonische Dichtung für großes Orchester mit Baritonsolo „Die Hexe", ein wirkungsvolles, sehr klangvoll instrumentiertes Stück von starkem dramatischen Einschlag, welches das Interesse bis ans Ende wachhält und, von Herrn Joseph Schwarz mit packender Leidenschaft vorgetragen, einen vollen Erfolg errang. Das Orchester stand unter der Leitung von Werner Wolff, der sich immer mehr als einer der berufensten unter den jüngeren Dirigenten bewährt. Er dirigiert, als wäre er ganz beherrscht von der Musik, und verliert dabei doch keinen Augenblick die Herrschaft über die Massen unter ihm. Vor allem aber versteht er es, sein Empfinden dem Orchester mitzuteilen und dadurch auch den Kontakt zwischen sich und dem Publikum herzustellen. Frau Lio Hans hat ihm nicht zum wenigsten für die freundliche Aufnahme ihrer Kompositionen zu danken. —

Cläre Huth erwies sich in ihrem volkstümlichen Liederabend von neuem als die geschmackvolle Künstlerin, als die sie sich längst bekannt gemacht hat. Sie behandelt ihre nicht große, aber sympathische und ausdrucksfähige Stimme mit ungewöhnlichem Geschick, und ein warmes Empfinden und heller Kunstverstand befähigen sie, Gesängen der verschiedensten Art, von der hochdramatischen Andromache-Arie Max Bruchs bis zum neckischen Kinderliede Tauberts, gleich große Wirkungen abzugewinnen. Besonderen Dank verdient sie für den glücklichen Griff, den sie in die Volksliederschätze verschiedener Länder getan. Es wäre zu wünschen, daß viele ihrem Beispiele folgten; es liegen Perlen von seltenem Glanz dort verborgen, und vielleicht tragen gerade diese alten urwüchsigen Weisen die Keime ganz neuer Entwicklungen in sich. Dazu wäre freilich nötig, daß unsere Komponisten den Weg zu diesem ewigen Jungbrunnen suchten — Johannes Brahms tat es, und wie reich er belohnt wurde, das können wir aus seinen Liedern erfahren.

Den tiefsten Eindruck hat mir unter den Liederabenden der Emmi Leisners hinterlassen, die sämtliche vierundzwanzig Lieder der Schubertschen Winterreise zu Gehör brachte. Der Erfolg dieses Abends ist um so höher zu veranschlagen, als im allgemeinen der Vortrag einer so großen Reihe von Liedern, die nur durch das Band der Gleichartigkeit der Stimmung zusammengehalten werden, alles andere eher als zu empfehlen ist. Die große Masse des Publikums empfindet nur diese Gleichartigkeit, nicht aber den ungeheuren Reichtum an Ausdrucksmitteln, der demselben Gehalt immer neue Seiten abzugewinnen vermochte; sie fühlt ermüdende Leere, wo wir andern die unerschöpfliche Fülle anstaunen. Fräulein Leisner gelang es, ihre Hörer mit dem ersten Liede in ihren Bann zu zwingen und bis zum letzten darin festzuhalten. Dazu trugen neben der herrlichen Stimme, die im Liedergesang auch die im Oratorium bisweilen bemerkbare Neigung zu übertriebenem Portamento gänzlich verleugnet, die musterhafte Aussprache und ein Gestaltungsvermögen bei, das Emmi Leisner in die erste Reihe unserer Vortragskünstlerinnen stellt. Besonders wohltuend wirkt dabei die Abwesenheit all der jetzt so beliebten schauspielerischen Zutaten. Bei solcher Wiedergabe wurde es doppelt klar, wie töricht alles Gerede von der Weiterentwicklung ist, die das Lied besonders durch Hugo Wolff erfahren haben soll. Die Bedeutung dieses ursprünglichsten und vielseitigsten modernen Lyrikers soll wahrlich nicht unterschätzt werden; aber ihn über die Köpfe von Schumann, Robert Franz und Brahms hinweg neben Schubert zu stellen, wie es jetzt landesüblich ist, beweist nur die denkbar oberflächlichste Kenntnis der Werke entweder Wolffs oder Schuberts, wo nicht beider. Man sucht das Besondere Wolffs darin, daß er die Grundsätze der Wagnerschen Bühnendeklamation auf das Lied übertragen, das heißt die Melodie Schritt für Schritt aus den Worten entwickelt, also das Deklamatorische in den Vordergrund gerückt habe. Dazu wird dann noch die Selbständigkeit, mit der der Klavierpart das Wort untermale und ausdeute, hervorgehoben. Aber ist es denkbar, daß die Verse der Winterreise mit größerer deklamatorischer Kraft und Freiheit, die Begleitung malerischer, plastischer behandelt sein könnte, als es durch Schubert geschehen ist? Man braucht nur die Winterreise mit den Müller-Liedern zu vergleichen, um zu erkennen, daß die Weiterentwicklung des Liedes, die man für Wolffs erlösende Tat erklärt, sich bereits zwischen den beiden Zyklen, also zwischen 1823 und 1827, vollzogen hatte. Daß es Schubert hier vor allem auf charakteristischen Ausdruck ankam, ist ja auch der Grund dafür, daß diese Lieder mit wenigen Ausnahmen nicht denselben melodischen Reiz atmen wie die Müller-Lieder. Sie sind von Todesahnungen durchwehte Geständnisse — „sie haben mich mehr mitgenommen, als irgend etwas je", hat Schubert selbst darüber gesagt. Ich wüßte kein Lied von Hugo Wolff zu nennen, das von so ergreifender Wirkung wäre, wie fast jedes dieser vierundzwanzig.

Es war überaus interessant, eine Auswahl daraus wenige Tage nach Emmi Leisner von Therese Schnabel zu hören. Wollte man die beiden Leistungen gegeneinander abwägen, so dürfte man nicht vergessen, daß Frau Schnabel neben sich ihren Gatten hatte, den feinsinnigsten Poeten des Klaviers, den wir augenblicklich besitzen, während Fräulein Leisner gegen die Begleitung des Herrn Professor Straube anzusingen hatte, dessen selbstherrliches Wesen sich mehr als einmal störend bemerkbar machte. Aber schon die ganz verschiedene Art der beiden Damen verbietet es, die eine Leistung zum Wertmesser der anderen zu machen. Selbst in der Erscheinung schon — Frau Schnabel hat etwas Präraphaelitisches, Fräulein Leisner etwas Dürersches — drückt sich diese Verschiedenheit aus. Damit ist auch ihre Art schon charakterisiert; Frau Schnabel vergeistigt, Fräulein Leisner versinnlicht den Inhalt mehr, die erstere gibt uns den Gefühlsextrakt des Liedes, die andere das Lied als unmittelbaren Gefühlserguß, die eine ist bewußter und bringt auch ihre Persönlichkeit dem Hörer in jedem Augenblick zum Bewußtsein, die andere erscheint ganz unbewußt und tritt völlig hinter das Lied zurück. Und vielleicht können wir beiden Künstlerinnen kein größeres Lob spenden, als wenn wir sagen, Frau Schnabel läßt uns vergessen, wie beschränkt, Fräulein Leisner, wie groß ihre Stimmittel sind. —

Alfred Höhn gehörte einmal zu den großen Hoffnungen der pianistischen Welt. Die technische Abrundung und eine gewisse Selbständigkeit der Darstellung des kaum dem Knabenalter Entwachsenen ließen von ihm, wenn zerfließende Sentimentalität zu kraftvoller Leidenschaft, launische Willkür zum künstlerischen Persönlichkeitsausdruck geworden, ganz Großes erwarten. Nun ist er selbst zum Manne gereift, aber sein Spiel trägt noch immer dieselben Züge, und was damals als Hoffnung erfreute, enttäuscht jetzt als Erfüllung. Die Technik ist Selbstzweck geworden, die Darstellung trägt, wo sie eigene Wege geht, nicht den Charakter der Notwendigkeit, sondern der Laune, sie überzeugt und ergreift nicht. Häufig wirkt sein Spiel wie eine Improvisation — das wäre das höchste Lob, das man einem Interpreten zollen könnte, wenn diese Improvisation (wie das bei Liszt und Rubinstein der Fall war) den Geist der Komposition atmete. Aber es ist immer derselbe Alfred Höhn, den wir hören, ganz gleich, ob er eine Beethovensche oder Chopinsche Sonate spielt; das Thema des langsamen Satzes der Appassionata war ebenso weichlich verzerrt, wie das Gesangsthema des ersten Satzes der H-Moll-Sonate von Chopin. Wo er dann wie in Stücken von Scarlatti seine außerordentliche Fertigkeit und Sicherheit oder wie in den Walzern von Schubert seine rhythmische Energie und Feinheit des Anschlags ins Treffen führte, war sein Sieg ein vollständiger. Aber gerade, wo soviel vorhanden ist, bedauert man es doppelt, daß das eine fehlt, vor dem all dieses Können als ebenso nebensächlich wie selbstverständlich vergessen würde: das Bewußtsein von der alleinwürdigen Aufgabe der darstellenden Kunst, sich so mit dem gespielten Werk zu identifizieren, daß die Wiedergabe das Persönliche als das Notwendige erscheinen läßt.

Es waren sehr ähnliche Empfindungen, mit denen wir Bruno Eisner lauschten. Auch hier ein bedeutendes Können, welches Stücke wie die G-Moll Fuge von Bach-Liszt und die 32 Variationen von Beethoven zu eindringlicher Wirkung brachte, und auch hier und zwar in höherem Maße noch als bei Höhn ein gänzliches Versagen, wo es galt, ein großes Werk aus eigenem Empfinden heraus neu vor dem Hörer erstehen zu lassen. Wer die D-Dur Sonate Opus 10 von Beethoven so trocken, so poesielos spielen kann, der hat seines Geistes auch nicht den leisesten Hauch verspürt. Die erschütternde Tragik des Largo e Mesto ließ Herrn Eisner so unberührt, daß er den darauf folgenden Menuett als ein vergnügtes Tanzstück herunterrasseln konnte. Daß dieses Sätzchen uns aus der schwermütigen Stimmung des Largo nicht mit grellem Lachen, sondern mit mildem Zuspruch erlösen soll, daß es

der Hoffnungsstern ist, der dem Verzweifelnden in Nacht und Leiden plötzlich verheißungsvoll entgegenleuchtet, daß erst so der tränenvolle Humor des letzten Satzes und der versöhnt versöhnende Abschluß des Ganzen begreiflich werden, das alles ist Herrn Eisner offensichtlich noch garnicht aufgegangen. Und was sollen wir wohl von der Klaviersonate von Paul Dessau sagen, die Herr Eisner uns bescherte? So hoch es anzuerkennen ist, wenn ein Künstler einem jungen aufstrebenden Talent die Pforten der Öffentlichkeit erschließt, so sehr ist es zu bedauern, wenn er sich kritiklos für ein Werk einsetzt, mit dessen Vorführung er dem Komponisten so wenig wie dem Publikum einen Dienst erweist. Wir verkennen den ernsten, auf hohe Ziele gerichteten Sinn, der in der Sonate waltet, nicht, wir zweifeln auch nicht an der Begabung Paul Dessaus, der das Werk siebzehnjährig geschrieben haben soll. Aber noch viel weniger zweifeln wir daran, daß der Weg, auf dem er hier wandelt, der falsche ist und ihn nicht zu den sonnigen Höhen freien, empfindungsstarken Schaffens führen, sondern in der trostlosen Öde einer grüblerischen Neuerungssucht verkümmern lassen wird. Mit Ausnahme ganz weniger Stellen überall ein falsches, verzerrtes Pathos, ein Schwelgen in künstlich erzeugten Schmerzgefühlen, ein Umsichwerfen mit innerlich leeren großen Worten, dazu eine verblüffende Unkenntnis der Grundbegriffe musikalischer Architektonik, ein planloses Dahinwandern ohne Steigerungen und Höhepunkte, das die einzelnen Sätze ebenso ohne zwingende Notwendigkeit aufhören läßt, wie sie angefangen haben, und das Ganze im Banne jener Disharmonik, die sich um so origineller bedünkt, je greller ihre Wirkungen sind, und der jeder natürliche Wohlklang als ein Vergehen gegen den heiligen Geist der Modernität erscheint. Seltsam: während die ältere Generation der Komponisten (Strauß im „Rosenkavalier", Weingartner in der „Dame Kobold") sich wieder energisch älteren Methoden zuwendet und zugleich den Ton ungesuchten Frohsinns anschlägt, gefallen sich die jüngsten noch immer in der Rolle derer, so die ganze Welt der Schmerzen zu tragen haben und glauben die Kunst zu fördern, indem sie alles, in Jahrhunderte währender Entwicklung Gewordene mit stolzer Gebärde beiseite schieben. Als ob das bloße Negieren des Alten je Neues von positivem Werte hervorgebracht hätte; als ob ein Mensch dadurch, daß er sich auf den Kopf stellt, aufhörte, derselbe Mensch zu sein. Als ob die Methoden und nicht die Resultate das Wichtigste wären! Raphael wandelte Peruginis, Beethoven Mozarts und Haydns Bahnen, als sie ihre Schritte zum erstenmal in die Öffentlichkeit lenkten; sie wurden zu eigenen Persönlichkeiten nicht, weil sie Neues gaben, sondern sie gaben Neues, weil sie allmählich sich zu eigenen Persönlichkeiten entwickelten. Eines solchen natürlichen Wachstums aber glaubt die neue Generation entraten zu können. Sie will der Natur vorgreifen und begibt sich des schönen Vorrechts der Jugend, jung zu sein, um alt zu erscheinen. Und ahnt doch nicht, daß sie uns damit nur an die Erdmännchen der deutschen Märchen gemahnt, die mit ihren kleinen Körperchen und greisenhaft ernsten Gesichtern so tragikomische Gestalten bilden.

„Zurück zur Natur!" Es ist an der Zeit, daß der alte Notschrei Rousseaus von neuem erhoben werde, und es ist an der Zeit, daß unsere Jugend sich daran erinnere, daß jede Begabung, wenn sie nur als Vorrecht, nicht auch als Verpflichtung sich selbst und der Welt gegenüber erfaßt wird, wertlos ist. Ihre höchste Pflicht aber ist es, sich selbst die Möglichkeit kraftvoll natürlicher Entfaltung zu gewähren und sodann das Reifste und Beste nur eben für gut genug für die Öffentlichkeit zu halten. Die Produkte der Schulstube gehören nicht in den Konzertsaal und die so oft von jungen Komponisten vorgebrachte Entschuldigung: das Werk ist schon einige Jahre alt, verurteilt ebenso sehr sie selbst, wie das Werk!

Gustav Ernest.

Literarische Rundschau.

Paul Schlenther †.

Mit dem Hinscheiden Paul Schlenthers hat ein reiches, bedeutsames literarisches Wirken einen jähen, allzufrühen Abschluß gefunden. Er hatte die Sechziger bereits überschritten; aber sein kräftiges Aussehen schien noch lange Jahre fruchtbarer Tätigkeit zu verheißen. Seine letzte kleine Schrift, die über seine Fahrt in die ostpreußische Heimat berichtete, zeigt ihn in der Vollkraft seines Wesens. Wir haben mit ihm einen gediegenen, scharfsichtigen Kritiker, erfüllt von ernster Kunstanschauung, einen ausgezeichneten Journalisten, einen Meister literarischer Darstellung verloren. Er ist ein entschlossener Vorkämpfer jener realistischen Richtung gewesen, die um die Wende der achtziger Jahre die Bühne und Literatur Deutschlands zu beeinflussen anfing und sich schließlich inmitten leidenschaftlichen Ringens und erregter literarischer Fehden Geltung errang. Er hat seine Sache tapfer, mit ausdauernder Arbeitskraft, er hat sie vornehm geführt.

Er stammte aus der Stadt Insterburg, deren friedliches Kleinleben vor zwei Jahren durch den unaufhaltsam hereinstürmenden Krieg aufgeschreckt wurde. Dort ist der Knabe in der stillen Behaglichkeit eines Bürgerhauses aufgewachsen. Auf der Hochschule wandte er sich der Germanistik zu. Eine günstige Fügung brachte ihn in den Bann einer machtvollen Gelehrtenpersönlichkeit: In Straßburg, an der neuorganisierten Universität der Reichslande lehrte damals der Österreicher Wilhelm Scherer, ein genialer Forscher, ein Lehrer, der die Herzen der Jugend sich zu eigen machen wußte. Der hat Schlenthers kritische Begabung und literarische Neigungen erkannt und ihm die Wege für seinen Aufstieg gewiesen. Er zog den fleißigen Studenten in seinen engeren Kreis, und der Schüler hat dem leider so früh dahingerafften Meister und dessen Familie eine dankbare, treue Ergebenheit bewiesen. An der Seite Scherers begann damals Erich Schmidt zu lehren, im Schülerkreise fand sich zu Schlenther ein Genosse, der ein werkeifriger Freund werden sollte; vor wenigen Jahren ist er Schlenther vorausgegangen, und der Überlebende hat ihm, Otto Brahm, mit der Herausgabe der Kritischen Aufsätze ein würdiges Denkmal besorgt. Gleich in dem Beginn seines schriftstellerischen Wirkens fallen Schlenthers Studien und Kritiken über deutsches Theaterwesen. Wir durften von ihm in dem großen Sammelwerke des Bondischen Verlags, dessen Herausgeber er war, eine umfassende Darstellung der Entwicklung des deutschen Theaters im neunzehnten Jahrhundert erwarten. Die karge Zeit seiner Muße hat er zu eingehender Forschung benützt; er schien, wie kein anderer, zu solcher Arbeit berufen. Dies zeigten schon seine ersten literarischen Äußerungen. Damals jedoch begann bald die Zeit des Kampfes. Die genialen französischen Erzähler, die damals heraufkamen, vor allen der gelesenste, Zola, ihm zur Seite Flaubert und die Goncourts und endlich Maupassant, hatten literarischer Darstellung neue Aufgaben gewiesen. Für die Bühne hatte dasselbe Ibsen getan. Wissenschaft und Kunst stellten mit einem Male neue Forderungen. Ein tieferes Erfassen ihres Schaffens sollte die bestehenden sittlichen, sozialen und ästhetischen Werte auf ihr Lebensrecht

untersuchen und rücksichtslos hinwegräumen, was als unwahr und morsch befunden worden. Der Kampf der Meinung äußerte sich auf der Bühne durch eine bisher kaum dagewesene kühne Behandlung sittlicher Probleme. Die neue Dramatik und ihre darstellenden Künstler verfolgte ein Wirklichkeitspostulat, das vor allem das Publikum aufschreckte. Weitab vom akademischen Drama, ebenso wie vom harmlosen deutschen Lustspiel, wurde es jetzt durch die Darbietungen der neuen Kunstrichtung geführt. Um durchzudringen, bedurfte es einer Zeitungskritik, die über das Programm und auch über den Wert der jungen Literatur und über die Leistungen der verjüngten Schauspielkunst aufklärte. An den großen Norweger konnten die Verteidiger des Alten nicht gut heran. Die jungen deutschen Poeten jedoch, die das Theater erstürmen wollten, die wild um sich herumschlugen und vor keiner Ungeheuerlichkeit, keinem grellen Wagnis der Schilderung zurückschreckten, hatten Freunde wie Schlenther und Brahm nötig, die mit verständnisvollem Lächeln die Ungebärdigkeiten hinnahmen oder beiseite schoben, die aber die große Öffentlichkeit auf das noch in Gärung befindliche Talent, auf die innewohnende Kraft aufmerksam machten. Mit tausend Mühen mußte nach Bühnen gesucht werden, die die Erstlingswerke der literarischen Jugend aufzuführen wagten, umtost von vielfachem Angriff. Erst nach Jahren winkte langsam reifende Anerkennung. Die Aufführung der „Nora", der „Gespenster", des „Volksfeindes" hatten Schlachttage bedeutet. Wichtigere Entscheidungen waren die Erfolge deutscher Dramatiker wie Gerhart Hauptmann und Max Halbe. Die Hauptschlacht und der Sieg der neuen Richtung, der auch den beiden organisierenden Kritikern eine literarische Führerrolle in Berlin zusicherte, wurden bei der Erstaufführung der „Weber" entschieden. Die „Freie Bühne" hatte sich durchgesetzt.

Eine fruchtbare Tätigkeit begann jetzt für Schlenther als Kritiker von Geltung, vor allem auf dem Gebiet der Bühne. Ihm war es gegeben, die journalistischen Obliegenheiten des Tages von einem höheren Standpunkte aus zu erledigen. Wiederum wie in den Zeiten Lessings und später während der Grenzbotentätigkeit Freytags und Julian Schmids trat der Zusammenhang des Theaters, der schönen Literatur mit dem gesamten öffentlichen Leben der Nation in würdiger Deutlichkeit zur Schau. Schlenther, wohl ausgerüstet mit dem gesamten Rüstzeug germanistischer Philologie, schrieb und stritt in seinen Feuilletonspalten für Ideen, die jedermann angehen sollten. Nicht bloß jugendliche Ästheten und das vornehme Publikum, das Theater sollte die Massen gewinnen und erziehen. Er gab „Ludwig Holbergs dänische Schaubühne" heraus; eine treffliche Ausgabe Ibsens, besorgt von ihm, Brahm und Elias, begann zu erscheinen. Dem Schaffen Gerhart Hauptmanns widmete Schlenther ein stattliches Buch, von liebevollster Beobachtung und froher Anerkennung getragen, das als mustergültige Monographie einen ehrenvollen Platz in der Literarhistorie behaupten wird. Da erging an ihn ein Ruf, der die Bedeutung, die Schlenthers Wirken erlangt hatte, im Gesamtgebiet deutschen Theaterwesens dartat. Er sollte an Stelle des zurücktretenden Burckhardt die Leitung des Wiener Burgtheaters übernehmen. In der alten Kaiserstadt hatte er vielfache Beziehungen angeknüpft. Erich Schmidt war dabei behilflich gewesen. Schlenther galt als einer der werktätigsten Bewunderer Anzengrubers. Ein namhaftes Verdienst hatte er sich um die Heimischmachung des österreichischen Dramatikers auf der norddeutschen Bühne erworben. Daß ein vornehmes Theater von mehr als hundertjähriger Tradition, vom Kaiserhause großherzig gehegt und dotiert, nun diesem Führer der jungen literarischen Generation anvertraut wurde, mußte als ein wichtiges Ereignis in der deutschen Kunstwelt begrüßt werden.

Ein Wirken auf weithin sichtbarer Höhe hob jetzt für Schlenther an. Mehr

als ein Jahrzehnt hat es gedauert, eine lange, lange Zeit mühereichster Arbeit. Sie bildet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des Burgtheaters, der eine Reihe ausgezeichneter kunstreifer Leistungen, eine Fülle von künstlerischem Neugewinn und von Versuchen, wie sie nur eine Bühne ersten Ranges unternehmen kann, in sich birgt. Mit dem Namen des Burgtheaters-Schlenther bleibt der vortreffliche Schiller-Zyklus verknüpft, ein prächtiges Denkmal, das die Burg dem größten deutschen Dramatiker errichtet hat, ein Denkmal mächtig emporgeführt, das auf der breiten Grundlage aller Schiller-Philologie und aller Bühnenerfahrungen des neunzehnten Jahrhunderts ruht. Schlenther brachte die Orestie zur Aufführung; ein ganzes Jahr gründlichsten Studiums verlangte die Faust-Dichtung. „Emilia Galotti", „Tasso" und „Clavigo" wurden neu inszeniert. Die Ästhetik der Moderne gelangte hier zum Wort. Es fehlte hier keineswegs an Wagnissen, die nicht durchzudringen vermochten und die heute als Irrtümer abgetan sein dürften. Niemals jedoch konnte solchen Versuchen das ernste Wollen und die aufgewandte Summe dramaturgischer Arbeit bestritten werden. In die Direktionszeit Schlenthers fielen die Neuaufführungen einer ganzen Reihe Hauptmannscher Werke. Neben ihm kam das stärkste dramatische Talent, welches das Österreich von heute besitzt, Karl Schönherr, zur Anerkennung. Dem herben Tiroler Poeten ist der Aufstieg keineswegs leicht geworden. Fremdartig stand er Wiens künstlerischem Wesen anfangs gegenüber. Der Zug unerbittlicher Wahrheit, der Gestalten und Geschehnissen aufgeprägt ist, vermochte sich nur allmählich durchzusetzen. Auch die Kritik verhielt sich zumeist ablehnend, oder sie fertigte den mühsam sich hinaufringenden Dichter mit Worten kühler Anerkennung ab, die sich wie ein Verdikt anhörten. Nur Schlenther ließ sich nicht abschrecken. Als die „Familie" sich nicht zu behaupten vermochte, setzte er sich trotzdem für die Annahme des nächsten Werkes mit voller Energie ein. Die „Erde" war's, und die brachte endlich einen vollen, wenn auch von mißgünstigen Kritikern angefochtenen Erfolg. Die Aufführung der „Erde" und die des „Tantris" von Hardt (beiden Dramen wurde der große Berliner Schiller-Preis zuteil) zählen zu den schönsten Erfolgen der gesamten Bühnentätigkeit des Dahingeschiedenen.

Eine Zeit schwerer Kämpfe, bittersten Verdrusses ist's gewesen, dies Wiener Walten Schlenthers. Bald nach seiner Berufung begann ein feindseliges Treiben gegen seine Direktion. Theaterkämpfe sind nichts Neues, sie bieten keine Überraschungen mehr. Daß ein Kotzebue gegen Goethe, daß ein Saphir gegen die große Kunst in Wien ankämpft, daß literarische Richtungen, alte und neue Kunstanschauungen sich bis aufs Messer befehden, das füllt ja ganze unerquickliche, aber lehrreiche Kapitel der deutschen Theatergeschichte aus. Eine wohltätige Läuterung des Bühnenwesens und der Kritik steht noch aus. Auch heute bleibt aller künstlerischen Berichterstattung, namentlich in den großen Literaturzentren, ein verhängnisvoller Zug von „Theater-Politik" beigemischt, an dem üppig entwickeltes Cliquenwesen und nicht minder die Tantiemensucht ebenso wie die geschäftlichen Tricks großer Verlagsunternehmungen ihren traurigen Anteil haben. Daß Theaterkritik in erster Linie anregen, führen, daß sie für die aufstrebende Jugend fördernd wirken soll, daß sie nur dann unbarmherzig das Schwert zu führen berufen ist, wenn Unfähigkeit anmaßend, wenn Philistertum herrschsüchtig wird, wird zwar bei feierlichen Trinksprüchen als leitende Theorie gepriesen; dabei aber hat es sein Bewenden. Nur zu oft mußte Schlenther gewahren, wie vortreffliche Aufführungen, deren Wiederholung wichtige Kassenerfolge verhießen, durch die Tageskritik nur um seiner Persönlichkeit willen so ausgiebig schlecht gemacht wurden, daß ein erheblicher Teil des Publikums dadurch abgeschreckt wurde. Schlenther war schon harte

Kämpfe gewohnt, als er nach Wien kam. Seine guten Nerven hielten auch hier stand, er fühlte sich seinen Gegnern überlegen, er war des Beistandes eines vornehm gesinnten Obersthofmeisters und eines künstlerisch freidenkenden Zensors sicher. Wenn freilich die dürftigen Kassenrapporte sich geltend machten, sah sich die Direktion zu dem kläglichen Aushilfsmittel gezwungen, die hohen Kosten der rein künstlerischen Veranstaltungen durch die Erträgnisse platter Lustspiele und Possen decken zu lassen, deren Publikum sich durch keine Kritik von dem Besuche der Burg fernhalten ließ.

Die Mehrzahl der Darsteller, die unter ihm tätig gewesen, wird ihm ein dankbar anerkennendes Gedächtnis widmen, denn an ihm ist im Verkehr mit ihnen vor allem eine wichtige Eigenschaft offenkundig gewesen: die Sachlichkeit. Unbeliebt mag sie machen, sie weckt nicht flüchtige Sympathien, sie muß manch bitteres Leid, manche zornige Stunden machen; nur ruhige Erwägung würdigt sie. Aber einer solchen verläßlichen Sachlichkeit wird doch zumeist eine späte Anerkennung zuteil, der freilich ein bißchen Wehmut anhaftet. Schlenther ist keine Persönlichkeit gewesen, die sich leicht zu geben vermochte; aber er hat seine Künstler gut beraten, er verstand sie zu führen und ihrem Wesen die zugedachten Aufgaben anzupassen. Der Schauspieler fühlte, wie ernst sein Direktor jedes Aufführungsproblem erfaßte. Mochte Schlenther im Irrtum sein, seine ganze Persönlichkeit erschien für seine Auffassung eingesetzt; und noch eins: der anscheinend kühle Mann fand in vertraulicher Stunde ein inniges Wort der Freundschaft, das packen mußte.

In glücklichster Ehe ist er mit einer Wienerin, mit Paula Conrad, der ausgezeichneten Bühnenkünstlerin, verbunden gewesen. Er liebte es, nach vollbrachtem Tagewerk in einem Kreise von Freunden und Bekannten Entspannung zu suchen. Er, der über eine ganz gewaltige Arbeitskraft verfügte, erwies sich hier gern als kunstverständiger, froher Zecher in bestem deutschen Sinne. Auch hier in Wien bildete sich um ihn, der treu ausharrte, wie nicht leicht ein anderer, eine stattliche Tafelrunde. Hier gab es keine Alters-, keine Rangunterschiede. In stattlicher Zahl waren selbstverständlich die Künstler und Künstlerinnen der Burg vertreten. Die vorsichtige Würdigung des gebotenen „Stoffs" kam zu ihrem Recht, der Witz des Augenblicks, das leichte Gespräch des Tages. Aber auch manch voller und ernster Ton klang in die feuchte Stimmung hinein; das unverwüstliche studentische Element im Wesen Schlenthers hatte allmählich den Zusammenkünften einen guten Wesenszug aufgeprägt. Die Vielseitigkeit dieses „Theaterdirektors" offenbarte sich inmitten solch geselligen Verkehrs. Der schwerflüssige ostpreußische Germanist mit den uns Österreichern ungewohnten spröden Umgangsformen offenbarte hier frische Beweglichkeit des Geistes und selbständige Auffassung des politischen Lebens, ebenso wie der die Gegenwart in ihren Bann haltenden philosophischen Probleme. Schlenther war souveräner Herr der Technik in der Germanistik; aber allem engen wissenschaftlichen Betrieb erwies er sich überlegen durch seinen scharfen Blick, der auf das Ganze gerichtet war.

Zwölf Jahre Theaterherrschaft bedeutet eine hohe Zahl, bedeutet das Herannahen gefährlicher Alterserscheinungen. Eine Gegnerschaft, die wohl allezeit und überall da ist oder sich zum mindesten herausbilden muß, wird mächtig einflußreich, und es bedarf nur des Mitwirkens widriger Zufälligkeiten, um siegreich zu werden. Der geräuschvolle Durchfall einer Lustspielnovität ward 1910 die letzte Veranlassung von Schlenthers Rücktritt. Er siedelte nach Berlin über, wo er sofort wiederum eine erste Stellung in der Theaterkritik einnahm. Die Freunde durften sich der alten, guten Art freuen, wie er sein kritisch Handwerk anfaßte. Ein Meister des Stils und des wissenschaftlichen Apparates, ein Mann voll sicheren Kunstgefühls und ernster Gesinnung. Das hat er sich inmitten harter literarischer Kämpfe er-

worden, und da mag von daher manche Antipathie und Laune, manche allzu eifrige Vorliebe haften geblieben sein. Dem Charakterbild dieses ehrenfesten, tüchtigen Mannes vermögen solche leichte Schatten keinen Eintrag zu tun. Ein ausgezeichneter Schriftsteller, ein vornehmer Journalist, einer der verdienstlichsten deutschen Dramaturgen ist mit ihm dahingeschieden, ein guter Mensch, wahrhaftig sich und der Welt gegenüber.

Franz Zweybrück.

Die ungarländischen Deutschen während des Krieges.

Ist schon die Kenntnis, die der Reichsdeutsche durchschnittlich von den etwa zehn Millionen Deutsch-Österreichern hat, nicht sonderlich groß, so kann man den ungarländischen Deutschen gegenüber kaum noch von Kenntnis reden. Ein engerer Kreis begleitete zwar ihre Geschicke mit Teilnahme, aber die Masse des reichsdeutschen Volkes verhielt sich vollständig gleichgültig.

Gewiß kommen die zwei bis zweieinhalb Millionen ungarländischer Deutschen den Deutsch-Österreichern weder an Zahl noch an politischer und kultureller Bedeutung gleich; aber es wäre verfehlt, sie deshalb zu ignorieren. Auch sie sind von Bedeutung. Sie haben ihre bestimmte Stellung und bestimmte Aufgabe als Angehörige des deutschen Gesamtvolkes, als Bürger des ungarischen Staates, als Glieder der habsburgischen Doppelmonarchie. Um diese ihre Aufgaben erfüllen zu können, bedürfen sie eines moralischen Rückhaltes an den Deutschen des Reiches und Österreichs. Völlige Isoliertheit müßte auf die Dauer verhängnisvoll wirken. Das Mindeste aber, was der Reichsdeutsche tun kann, ist, daß er sich wenigstens über ihre Lage und ihr Leben orientiert.

Erschwert wird die Orientierung dadurch, daß die Deutschen Ungarns keine Einheit bilden, weder geographisch noch geschichtlich, noch konfessionell. Das ist nun einmal so. Es ist eine Naturtatsache, die sich nicht wegdekretieren läßt.

Der Überblick über die Lebensäußerungen, die von den verschiedenen Gruppen der ungarländischen Deutschen vorliegen, beginnt am besten bei den Siebenbürger Sachsen; nicht bloß deshalb, weil man von ihnen im Reich immerhin noch am meisten weiß, sondern vor allem deshalb, weil sie das kräftigste und einheitlichste Eigenleben entwickelt haben.

Das Ethos des Sachsentums ist die bewußte Pflege des eigenen Volkstums, kraft deren es sich durch die Jahrhunderte behauptet und als Sonderart des Deutschtums in fremdvölkischer Umwelt entwickelt hat. Die sächsische Kirche ist das festeste Bollwerk des Volkstums. Bei dieser ihrer Stellung, bei der Verankerung des Volkstums in der Kirche ist es nur natürlich, daß die Kirche den Volksgenossen, die ins Feld zogen und ziehen, ein Wort der Stärkung mit auf den blutigen Weg gab und gibt — das kleine Heft (denn nur, wenn es klein ist, kann der Soldat es wirklich mit sich tragen): „Mit Gott für König und Vaterland! Zum Geleit ins Feld“ [1]). Der Sachsenbischof selbst leitet es mit ein paar kräftigen Worten ein. Dann folgen Psalmen, eine Auswahl der wertvollsten Kirchenlieder, einzelne Sprüche zu Trost und Mahnung (meist aus der Bibel, aber auch von reichsdeutschen und siebenbürgischen Patrioten); den zweiten Teil macht — zum Kennzeichen dessen, daß hier die Scheidung des Profanen und Religiösen aufgehoben

[1]) Hermannstadt, bei W. Krafft. Mir liegt das einunddreißigste bis vierzigste Tausend (1915) vor. Im Auftrage der Landeskirche herausgegeben und von den einzelnen Pfarrämtern den Soldaten ins Feld gesandt.

ist und das Leben aus einer Quelle sprudelt — eine Sammlung der beliebtesten Vaterlands-, Kriegs- und Volkslieder aus. Außer den uns vertrauten begegnen wir hier den speziell sächsischen Liedern: denen, die zum Ausdruck des sächsischen Nationalempfindens dienen („Ich bin ein Sachs", „Sachs, halte Wacht!", „Siebenbürgen, Land des Segens"), und denen, die Perlen der sächsischen Volkslyrik sind. Ein Lied aber darf die besondere Aufmerksamkeit derer, die Bescheid wissen, erregen, das Lied „Gott erhalte, Gott beschütze". Nicht daß damit die bis zum Ausbruch des Krieges verpönte österreichische Kaiserhymne nach Ungarn eingeschmuggelt würde, vielmehr ist das Lied eine ungarische Königshymne, so daß staatsrechtliche Bedenken gegen seine Zulässigkeit nicht geltend gemacht werden können. Die erste Strophe beginnt

Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern König unser Land!

und sie schließt:

Innig bleibt mit Habsburgs Throne
Ungarlands Geschick vereint.

Durch geschickte Modifikationen des Seidlschen Textes (von 1854) ist es gelungen, den Haydnschen Hymnus für Ungarn zu retten. Den bisherigen ungarischen Nationalliedern, dem „Hymnus" Köleseys wie dem „Aufruf" Vörösmartys, fehlt die Huldigung vor der Dynastie; zudem sind sie im Grunde nur die Nationallieder einer der Nationalitäten, der Magyaren, und können daher von der andern Hälfte der Ungarn nicht mit derselben Begeisterung angeeignet werden.

So ist es eine wertvolle Gabe, mit der die Kirche ihre streitenden Mitglieder beschenkt hat.

Wertvoll sind auch die Kriegspredigten, die einer der angesehensten sächsischen Geistlichen, Adolf Schullerus, in Hermannstadt gehalten und dann in Deutschland veröffentlicht hat[1]). Ihre fachmännisch-homiletischen Eigenschaften interessieren uns hier nicht, um so mehr ihr Sachgehalt: wie nämlich sich dem Siebenbürger Sachsen seine Stellung zu Volk und Vaterland im Licht der Ewigkeit darstellt. Die Grundtatsache ist da, daß sich für ihn — anders als für den Reichsdeutschen — Volk und Vaterland nicht decken. Sein Vaterland ist Ungarn, sein Volk aber die sächsische Nation, die selbst wieder ein Teil der großen deutschen Gesamtnation ist. Wie stellt sich für ihn nun das Verhältnis von Vaterland und Volk? Ist es harmonisch oder disharmonisch? Ein eigner Vortrag, den Schullerus seinen Predigten als Einleitung vorausschickt, dient dazu, diese fundamentale Frage abhandelnd zu erörtern. Es ist ja keine bloß theoretische Frage. Hermannstadt liegt nur wenige Meilen von der rumänischen Grenze, und ginge es nach dem Wunsch einer gewissen Partei in Rumänien, so hätte Rumänien längst an Ungarn den Krieg erklärt, um die Rumänen Siebenbürgens, des Banats (und der österreichischen Bukowina) sich anzugliedern, und bei der Gelegenheit auch die zweihundertdreißigtausend Siebenbürger Sachsen sich einzuverleiben. Bei dieser gespannten Situation ist es für den Siebenbürger Sachsen wahrlich keine müßige Frage, wenn er sich darüber klar wird: wie stehst du zu deinem Vaterlande, zu Ungarn, dem Lande der heiligen Stephanskrone? Was würde für dich die Vernichtung Ungarns bedeuten? — Im Angesicht dieser Gefahr kann kein Zweifel bestehen: mit der Zerstückelung Ungarns würde

[1]) Um Volk und Vaterland. Siebenbürgische Kriegspredigten von Adolf Schullerus. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1915. XIV und 121 Seiten. [= Moderne Predigt-Bibliothek, herausgegeben von Pastor Lic. E. Rolffs-Osnabrück, XII. Reihe, 1. Heft.]

auch dem sächsischen Volk als Volk der Boden unter den Füßen weggezogen. „Unser sächsisches Volk ist so sehr mit dem Boden unseres Vaterlandes Ungarn verwachsen, daß ein solcher Untergang Ungarns zugleich den Bestand unseres Volkes als Volk in seinem innersten Kern bedrohen würde." Die allgemein ungarländischen und die speziell siebenbürgischen Interessen decken sich. Und so kann der Sachse nicht bloß ungeteilten Herzens, er kann mit Begeisterung, Hingabe und zukunftsfroher Hoffnung in den Kampf ziehen. Schullerus erhofft für sein Vaterland einen „neuen Morgen", an dem es in den Wehr- und Schaffensbund mit dem mächtigen Deutschen Reich tritt, und für sein sächsisches Volk gehobene und gesteigerte Tätigkeit im Zeichen des Deutschtums, so daß es „Träger, Gestalter, Mehrer deutscher Bildung nun nicht nur in unserm engen Heimatsbereich Siebenbürgen, sondern auf dem weiten Boden unsers Vaterlandes" Ungarn ist. Dies letztere wird es unbehelligt sein können, denn das neue Ungarn ist „stark genug, dort, wo sich eigenes Volkstum treu auf seinem Boden entfaltet, ihm freie Bahn zu lassen und nicht eine Gefahr, sondern eine Bereicherung und Sicherung des eigenen Bestandes darin zu sehen". Möchte dieser Hoffnung keine Enttäuschung folgen!

Die Predigten selbst spiegeln wider, was die Siebenbürger Sachsen in den ersten sieben bis acht Monaten des Krieges erlebt haben. Zuerst, noch vor dem Ausbruch, aber schon den Ausbruch ankündigend, der Blitz, der aus schwülem Himmel niederfuhr und den Erzherzog-Thronfolger niederstreckte. Der Klage um ihn ist die erste Predigt gewidmet (gehalten im Trauergottesdienst am 5. Juli 1914), erfüllt von ernster Sorge: was wird nun aus dem Vaterland, das der Haß der Sprachen, des Glaubens, der Parteien zerklüftet und die Gier der Feinde umlauert, werden? Doch schon hier keine Mutlosigkeit; schon hier der Glaube an den Segen der Not: „Wenn je, so haben wir in diesen schweren Stunden als Naturgewalt die vereinende Kraft des dynastischen Gefühls empfunden. Zeigt uns das nicht den Weg, wie wir solche Not zum Segen zwingen könnten? Sollte nicht aus solcher Gemeinschaft des Leides und der Treue heilende Kraft hineinströmen können in den Boden des Lebens und des Alltags, daß wir lernen, über dem, was uns trennt, das Gemeinsame zu suchen, in der Arbeit, in der Wehr, im Frieden des Vaterlands" — im Frieden des Vaterlands; denn noch war ja der Krieg nicht entfesselt. Dann der Krieg selbst. Die Probleme, die der Prediger erörtert, sind teils die allgemeinen, auch uns bekannten (zum Beispiel der Krieg als Erzieher, Brotsorgen), teils die speziell aus der Lage Ungarns sich ergebenden (zum Beispiel die schwere Zeit des Harrens, als die österreichisch-ungarischen Heere zurückwichen), teils die spezifisch sächsischen: die letzte Predigt führt den Titel „Sächsischer Glaube".

Der einleitende Vortrag von Schullerus über das Verhältnis des sächsischen Volkes zum ungarischen Vaterland ist mit einer Rede des Sachsenbischofs D. Friedrich Teutsch über die „Treue zum Herrscherhaus", die die Sachsen oft unter schweren Opfern bewährt haben, zu einem Heftchen vereinigt [1]) auch den Kriegern bequem zugänglich gemacht worden.

Während die drei bisher besprochenen Schriften eine bestimmte geistige Einwirkung — teils auf die Kämpfenden, teils auf die Daheimgebliebenen — versuchen, liegt der Wert des Sammelwerkchens von Hajek und Hiemesch [2]) darin,

[1]) Treue um Treue. Ein Weihnachtsgruß an unsere sächsischen Krieger. Hermannstadt, bei Jos. Drotleff. 1915.

[2]) Um Heimat und Herd. Ein Kriegslesebuch für Schule und Haus. Herausgegeben von Hajek und Hiemesch. Verlag Ed. Kerschner, Brassó (Kronstadt). 1916.

daß in ihm zum Ausdruck kommt, was in den Seelen der Kriegsteilnehmer lebt. Ob es wirklich zweckmäßig war, dem Buch eine Doppelbestimmung — für Kinder und Erwachsene — zu geben, ist eine Frage, die sich bei allen derartigen Versuchen, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, wiederholt und hier nicht entschieden zu werden braucht. Der Hauptakzent ist immerhin darauf gelegt, daß die Sammlung der sächsischen Jugend einen faßlichen Eindruck von den Kräften, die in diesem Kriege wirksam sind, vermittelt. Die einzelnen Berichte und Gedichte sind überwiegend sächsischer Herkunft; gelegentlich treten reichsdeutsche verstärkend ein. Die Stücke vom serbischen und italienischen Kriegsschauplatz dürfen auf besonderes Interesse rechnen. Die Absicht der Herausgeber ist, an der Rückwirkung des großen Krieges auf die heranwachsende Generation in der Weise mitzuwirken, daß sie aus dem Mitgeteilten ein Motiv zur ethischen Kräftigung erhält.

Auch an die Zukunft denkt Guido Gündisch. Er fragt, welche Schäden im Volksleben der Krieg aufgedeckt hat, und versucht, in seiner Broschüre [1]) bereits Richtlinien für die Zeit nach dem Kriege zu ziehen, Richtlinien speziell für das, was seinem sächsischen Volk innerhalb des ungarischen Staatsverbandes nottut. Vier Forderungen, die unter sich zusammenhängen, sind es, die besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Erstens: Steigerung des Nachwuchses. „Der Krieg ist ein großer Aufrüttler ... Auch die Behaglichkeit und Gemütlichkeit, die bis zum Krieg die Götzen so vieler in Stadt und Land gewesen sind, dürfen nicht wiedererstehen! Es ist doch nicht möglich, daß zum Beispiel das Zweikindersystem, unsere allergrößte Volksgefahr, das traurigste Zeichen eines sündhaft und überständig gewordenen Menschengeschlechts, daß dieser Volkswürger nach dem Kriege unbekümmert wieder an die Arbeit gehe?!" Zweitens: Stärkung und Vermehrung des bäuerlichen Besitzes. Ein gesunder, kräftiger Bauernstand ist das Rückgrat des Volks, „vier Fünftel unseres Volkes bestehen aus Bauern". Drittens: Ansiedlung von Kolonisten. „Ich meine, daß soviel über Kriegerfürsorge, über staatliche Ansiedlung von Kriegsbeschädigten, Kriegskrüppeln und Kriegswitwen gesprochen wird, daß vielleicht doch etwas daraus werden dürfte, und da hätten wir Sachsen den Wunsch auszusprechen, daß in unsere Gegenden deutsche Ansiedler gebracht werden. Wir geben dem Staate, was dem Staate gebührt. Darum werden wir auch etwas vom Staate verlangen können." (Zeitungsnachrichten zufolge hätte tatsächlich ein entsprechender Plan führender sächsischer Männer die Zustimmung der ungarischen Regierung gefunden [2]). Ob etwas daraus wird, bleibt abzuwarten.) Endlich fordert Gündisch für ganz Ungarn intensiveren Betrieb der Landwirtschaft: „Der deutsche Grundbesitzer und Landwirt schafft auf seinem schlechteren Grund um achtundsechzig Prozent mehr Getreide, als wir auf der gleich großen Fläche guten ungarischen Grundes! Gibt es eine herrlichere Bestätigung des Wertes der menschlichen Arbeit, des Fleißes und der Tüchtigkeit?!" Daß diese Wünsche irgendwie in die Tat umgesetzt werden, ist um so nötiger, als der Krieg für das sächsische Volk, dessen Männer einen überraschend hohen Prozentsatz von Kämpfern stellen, einen besonders starken Aderlaß bedeutet.

Natürlich fehlen auch solche Schriften nicht, die dem unmittelbaren Bedürfnis des Tages dienen, sei es, daß sie nachweisen, wie die Berechtigten in den Genuß der staatlichen Unterstützungen kommen, sei es, daß sie der Hausfrau Anleitung geben, wie sie unter den erschwerten Lebensbedingungen während des Krieges

[1]) Der Krieg, das Volk und die Wirtschaft. Zerstreute Gedanken von Dr. Guido Gündisch. Hermannstadt, W. Krafft. 1915.

[2]) Vgl. meinen Artikel in der „Hilfe", Nr. 5, vom 3. Februar 1916.

praktisch und billig wirtschaftet. Während die Schrift von Schöpp[1]) nur für den ungarischen Staatsbürger Interesse hat, hat die Schrift von Johanna Graeser[2]) (nach dem Urteil von weiblichen Sachverständigen, die sie auf meine Bitte durchgesehen und ihre Rezepte zum Teil ausprobiert haben) auch für die Reichsdeutschen in dieser Zeit des Durchhaltens vermöge kluger Wirtschaft mit den in Mitteleuropa vorhandenen Lebensmitteln Bedeutung: man lernt daraus, wie Maismehl (und Maisgries) richtig behandelt wird. Auch an diesem scheinbar so unbedeutenden Punkt sieht man, wie falsch das Vorurteil ist, dem man gelegentlich begegnet, daß wir den Auslanddeutschen gegenüber nur die Gebenden seien. Vor allen Dingen können wir in der Pflege der spezifisch völkischen Interessen viel von ihnen lernen; nicht von allen, aber von denen, die den Kampf um ihr Volkstum mit Erfolg geführt haben und führen.

Noch verschiedene andere Äußerungen liegen vor, zum Beispiel Dichtungen einer Frau[3]), die sich aber nicht über das Niveau des Dilettantismus erheben, und Berichte mehrerer Pfarrer[4]), die darlegen, wie weit das Gemeindeleben vom Krieg beeinflußt ist. Die Äußerungen würden noch zahlreicher sein, wenn nicht die Kronstädter Halbmonatsschrift zur Pflege des geistigen Lebens, „Die Karpathen", seit dem Ausbruch des Krieges ihr Erscheinen eingestellt hätte.

In dieser Beziehung wenigstens sind die Schwaben Südungarns günstiger daran. Ihre entsprechende Monatsschrift „Von der Heide" (in Temesvar) hat ihr Begründer und Herausgeber Viktor Orendi-Hommenau, ein eingewanderter Sachse, unbekümmert um die Schwierigkeiten der Zeit, aufrecht erhalten, um auch während des Krieges dem Deutschtum unter den Schwaben dienen zu können. Seine Zeitschrift wächst sich mehr und mehr zu einem Organ aller „Karpathendeutschen" — um diesen von Kaindl geprägten Ausdruck zu gebrauchen — aus.

Unter den Deutschen Südungarns sind die Banater Schwaben die lebendigsten. Doch ist das Ethos des Banater Schwabentums ganz anders als das des Sachsentums; nicht die Leistung nationaler Selbstbehauptung und nationaler Eigenentwicklung, sondern die wirtschaftliche Leistung der Kultivierung früher ertragloser Bodens ist die Basis seines Selbstbewußtseins. Volkstum wie Geistesbildung kamen darüber zu kurz. Erst seit der Jahrhundertwende etwa macht sich ein Wandel bemerkbar. Aber nicht von heute auf morgen kann hier Gesundung erwartet werden. Denn den Schwaben ist ein Unheil widerfahren, das schlimmer ist als ihr Mangel an Organisation und die verschiedenerlei Nöte, die von außen her auf ihnen lasten: sie sind innerlich gespalten, die größere Zahl derer von ihnen, die in die Schicht der „Intelligenz" aufsteigt, wendet sich auch heute noch dem Magyarentum zu und tritt damit in die Reihe der Gegner des schwäbischen Volkstums. Es ist das alte fatale Bild: Deutsche gegen Deutsche.

Von diesen schwierigen Verhältnissen aus muß man würdigen, was trotzdem von Schwaben geleistet wird. Das beginnende geistige und völkische Erwachen der

[1]) Staatliche Unterstützungen aus Anlaß des Weltkrieges. Von J. Schöpp. Hermannstadt, W. Krafft. 1915. [= Der Rechtsfreund im Dienste der Volksbildung, 4. Heft.]

[2]) Sparsame Küche. Ratgeber zur Herstellung einer gesunden und billigen Kost mit Hilfe der Kochkiste. Von Johanna Graeser, Wanderlehrerin. Herausgegeben von der Oberverwaltung des Siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereins. Hermannstadt, W. Krafft. 1915.

[3]) Kriegslieder von Regine Ziegler. Südungarische Buchdruckerei in Temesvar. 1915.

[4]) Mitteilungen an die Mitglieder der Konferenz für evangelische Gemeindearbeit, August 1915, Nr. 11, Berlin-Dahlem.

Schwaben hat schon eine eigene Literatur hervorgebracht, und eine Studie, die während des Krieges erschienen ist, verschafft uns einen willkommenen Überblick über das Geleistete [1]). Aber sie ist mit Vorsicht zu lesen. Man erhält daraus leicht einen günstigeren Eindruck vom deutschen Geistesleben im Banat, als er den Tatsachen entspricht. Viele Autoren nämlich leben, wie auch der Verfasser der Studie selbst, seit langen Jahren, zum Teil seit der Kindheit, außerhalb des Banates; manche verraten in ihren Werken nicht, daß sie dem schwäbischen Stamm angehören. Mit welchem Recht werden ihre Leistungen in die „deutschbanater Geistesgeschichte" eingegliedert? Was hat zum Beispiel der „Robespierre" von Marie Eugenie delle Grazie, die mit zehn Jahren das Banat verließ, mit Banat und Schwabentum zu tun? Nicht einmal die bekannten, auch bei uns im Reich bekannten, und wertvollen Schwabenbücher von Adam Müller-Guttenbrunn gehören als dichterische Schöpfungen in die „deutschbanater Geistesgeschichte". Außerhalb des Banates erwachsen, treten sie vielmehr von außen in das dortige Geistesleben (soweit man diesen Ausdruck gebrauchen darf) hinein und wollen es in ihrem Sinne beeinflussen. Also nur die Wirkungen seiner Bücher, falls sie eintreten, nicht die Bücher selbst gehören dem Banater Geistesleben an. Die geistigen Wurzeln von Adam Müllers Werken sind ganz wo anders zu suchen: das Siebenbürger Sachsentum brachte den Jüngling zum ersten Male zum Bewußtsein seines Volkstums, und später berührte ihn in Österreich die deutsch-völkische Bewegung. Als er endlich reifen und deutschbewußten Geistes sich wieder dem Banat zuwandte, konnte die Heimat ihm doch nur den Rohstoff liefern. Für die literarische Eingliederung eines Werkes ist aber nicht die Materie, sondern der gestaltgebende Geist maßgebend [2]).

Tatsächlich gibt also Stein nicht eine Geschichte der Banater Literatur in den letzten fünfundzwanzig Jahren, sondern einen Überblick über alles, was die Schriftsteller, die zufällig im Banat geboren sind, während dieser Zeit produziert haben. Inhalt und Titel decken sich also nicht. Wollte er wirklich die deutschbanater Geistesgeschichte skizzieren, so durfte Stein die Tätigkeit eines Schriftstellers, der den größeren Teil der behandelten Periode unter den Banater Schwaben im Dienst des Volkstums wirkt, nicht deshalb ignorieren, weil er — es ist Viktor Orendi-Hommenau — als Siebenbürger Sachse geboren ist. Dieser Mann dürfte für die nationale Entwicklung der Banater Schwaben und ihre bodenständige Literatur nicht weniger Bedeutung haben als die meisten der aufgeführten Schwaben.

Auf jeden Fall hat aber Stein das Verdienst, zum erstenmal wertvolles Material gesammelt und allgemein zugänglich gemacht zu haben.

Steins Schrift ist nicht durch den Krieg hervorgebracht, sondern nur zur Zeit des Krieges entstanden. Einer der darin behandelten Autoren aber, Nikolaus Schmidt, hat dem, was der Krieg an Empfindungen und Gedanken in ihm ausgelöst hat, dichterischen Ausdruck gegeben [3]). Schmidt ist selbstverständlich im Reich

[1]) Fünfundzwanzig Jahre deutschen Schrifttums im Banate. Ein Beitrag zur deutschbanater Geistesgeschichte der Jahre 1890—1915. Von J. Stein. Temesvar, Südungarische Buchdruckerei. 1915. [Deutschbanater Volksbücher, Nr. 22.]

[2]) Adam Müllers Buch „Völkerkrieg! Österreichische Eindrücke und Stimmungen," Graz 1915, gehört nicht in diesen Zusammenhang, denn es ist vom Standpunkt des Österreichers, nicht des Ungarn geschrieben.

[3]) Nikolaus Schmidt, Weltenbrand und Vaterland. Patriotische Gedichte. Verlag: Universum Literarische Gesellschaft Budapest. — Schmidt ist zur Zeit verantwortlicher Schriftleiter des „Budapester Tageblattes", lebt also auch außerhalb des Banates.

unbekannt; der Reichsdeutsche wird daher zunächst fragen: ist er ein Dichter oder nur einer von den Versemachern, von denen wir selbst überreichlich genug haben?

Das kürzeste Gedicht der Sammlung, ein „Kriegsbild", lautet:

Ein langer Wagen rasselt durch die Straßen
Mit Feinden schwerverwundet auf dem Rücken
Verfolgt von Sonnenstrahlen und von Mücken ...

Nur Einer von den Unsern, voll Erbarmen,
Befächelt ihre Stirnen glühend heiß
Und scheucht mit seinem Tuch das Aasgeschmeiß
Und trocknet sie, die Ärmsten aller Armen.

Darin steckt plastische Gestaltungskraft. Die wenigen Zeilen genügen, dem Leser ein konkretes Bild vor die Augen zu zaubern: der Transport Schwerverwundeter unter der glühenden Sonne des ungarischen Tieflandes und der Feind, der mütterlich um sie besorgt ist.

Und doch ist der Eindruck nicht ganz rein. Es wird nicht deutlich, warum es so betont wird, daß nur ein einziger der Begleiter den Leidenden ihre Qualen zu erleichtern sucht; es ist auch kaum innerlich begründet. Und können die Mücken wirklich als „Aasgeschmeiß" bezeichnet werden? Mit andern Worten: der zweite Teil hat nicht dieselbe Vollendung erreicht wie der erste.

Woran liegt das?

Ist es die auch sonst sich geltend machende Neigung, eine einheitliche Stimmung durch einen Ausdruck, der einer andern Sphäre angehört, zu stören? Oder hat der Dichter seinen Produkten nur nicht die nötige Zeit zum Ausreifen gelassen? Auf dem Titelblatt vermerkt er ausdrücklich, daß alle Gedichte (mit bestimmten namhaft gemachten Ausnahmen) im August 1914 entstanden seien. Vierzig Gedichte in dreißig Tagen — das ist etwas viel; selbst Goethe hätte das kaum leisten können. Manche bleiben denn auch unterhalb des Niveaus der Poesie[1]). Es ist schade, daß der Verfasser nicht die Selbstkritik besessen hat, das, was nur die Form der Poesie hat, ohne Poesie zu sein, von vornherein auszumerzen. Weniger wäre mehr gewesen.

Für ihn ist, wie für Schullerus, die Ermordung Franz Ferdinands der Beginn des Weltenbrandes:

Der Schuß verhallte ... Feierliche Stille
Liegt reglos auf der kalten Totenhalle ...
Die Opfer ruhn: aus ihrem schnöden Falle
Sproß über Nacht ein starker Tatenwille.
Kein Erdengeist mag hemmen seinen Lauf!
W i r a t m e n a u f,

denn endlich ist die Stunde der Tat gekommen. Und er begrüßt sie in einer jubelnden Hymne:

Endlich erschien sie am wolkig-zerrissenen Himmel,
Die Morgenstunde wundergebärender Taten ...
. . . . .
Hosiannah dir, glühende Morgensonne, die Löwen und Adler gebiert,
Heil dir, Gefahr, die widerspenstige Kräfte zur heiligen Einheit schweißt.

[1]) Du Bois Reymond würde für seine These, daß der Südosten des deutschen Sprachgebietes der Herd der Sprachverwilderung sei, bei Nikolaus Schmidt manchen Beleg finden. Schmidt gebraucht zum Beispiel allen Ernstes ein schwaches Verbum „ich hiebe", den schwachen Imperativ „helfe!" und dergleichen.

Das größte Wunder, das die Gefahr hervorbrachte, ist die Einheit und Einigkeit der habsburgischen Völker —

Und da geschah das Wunder aller Wunder:
Die Völker, die sich gestern noch befehdet,
Magyaren, Deutsche, Slawen und Rumänen,
Sie alle griffen tiefempört zum Schwert,
Um dich, geliebtes Vaterland, zu rächen!

Aber auch den Dichter selbst hat die gewaltige Zeit umgewandelt. Von Haus aus Sozialdemokrat, der eine schwere Jugend und das Jammerleben des Proletariers durchgemacht hat, hatte der ehemalige Tischlergeselle und Schankwirt schärfste Kritik an den bestehenden Verhältnissen geübt:

Ich führte einst ein düstres Saitenspiel:
Es sprühte Haß und wilde Feuersbrunst.
. . . .
Das Vaterland, verdorben und verhunzt,
Bot nur noch Parasiten Brot und Gunst,
Und alles Edle stürzte und zerfiel.

Das war einst, das war noch eben —

Doch jetzt, wo neidentfachte Feuerbrände
Bedrohen deine blühenden Gelände
In Nord und Süd von frevelhafter Hand;

Wo deine Söhne heldenmütig streiten:
Greif ich verjüngt in die verjüngten Saiten,
Dein Lied zu singen, teures Vaterland.

Er hat sein Vaterland entdeckt. Wahrlich, ein hohes Gut hat ihm der Krieg geschenkt!

Diese Gedichte sind auch stofflich wertvoll, als Dokument dafür, wie ein ungarländischer Deutscher die große Krisis empfindet.

Von den übrigen Deutschen Ungarns, besonders den behaglich dahindämmernden Deutschen an der westungarischen Grenze und den zermürbten Zipser Sachsen, sind mir Äußerungen ihres Eigenlebens aus der Kriegszeit nicht bekannt geworden. Doch muß ein Dialektdichter aus Westungarn genannt werden: Josef Reichl; er bedient sich seiner heimatlichen Mundart, lebt aber in Wien. So muß er zwar als isoliertes Individuum beachtet werden, kann aber nicht als Repräsentant seiner Heimat gelten. Seine Gedichte sind noch nicht gesammelt, so daß sich ein geschlossener Eindruck von seiner Art noch nicht gewinnen läßt. Als Probe seiner Poesie — und zugleich seines Dialektes, der Raabtaler Mundart — sei das Gedicht „Deutscha Fleiß" mitgeteilt:

Die Muada sticht in Gortn um
Und bloint[1]) die hortn Ockakrum,
Sie sticht und grobt und pflaonzt und saat,
Wals Mürznlöftal[2]) holt scho waht.

[1]) Verkleinert, zerschlägt.
[2]) Märzenlüfterl.

Und is maonchs Körndl z'truckn gsetzt,
Mit hoaße Tränan hot si's gnetzt,
Wals imma um ihrn Mao' holt röhrt,
Va den s' scho seit Neujohr nix ghört.
Und 's rüglsame Diandl trocht,
Daß ah a nutze Orbat mocht,
Sie setzt und steckt und tuat ah mit —
Sist[1]) richts alloa di Muada nit.
Die Ahnl kocht dahoam und wocht,
Daß koans da Kinda si' wos mocht.
Wals nao gaonz kloane Botschaln, mei,
Und spielat wia di Hundln sei.
Da Aehnl wieda, fuadat 's Viach,
Da Knecht und Bauer sein in Kriach,
's fuchzehnjahri Büabal bstellt
Dahoam schö fleißi 's Woatznfeld.
Hoach drüba hi' a Lerchal schwimmt,
Ma woaß, daß grod van Himmöl kimmt,
Da Gruaß, den 's ünsa Hoamat bringt
Und wia Gebet olln z' Herzn dringt:
Wal gor sao fleißi ollas schofft,
Nit z'brechn is die deutsche Kroft,
Und geht die gaonze Welt ah los
Af üns, sao freß ma doch koa Gros —
Mir ockan d' Felda, daß gideiht
Die Frucht, wia in da Friednszeit —
Und wüll da Hunga üns am Krogn,
Wird er, wia d' aondan Feind, darschlogn.

Schwäbischer Hausfreund.
[Herausgegeben von Adam Müller-Guttenbrunn.]

So sind die Äußerungen, welche von den Deutschen Ungarns aus Anlaß des Krieges vorliegen, nicht einheitlich, — so wenig einheitlich als das deutsche Element in Ungarn. Vom stark entwickelten Volksbewußtsein bis zum völligen Schlummern desselben sind alle Nuancen vertreten. Es fehlt noch viel, daß bei allen Deutschen Ungarns das Wort eines sächsischen Dichters selbstverständliche Wirklichkeit ist:

Deiner Sprache, deiner Sitte,
Deinen Toten bleibe treu!
Steh in deines Volkes Mitte,
Was sein Schicksal immer sei!

Wie die Not auch dräng' und zwinge,
Hier ist Kraft, sie zu bestehn;
Trittst du aus dem heil'gen Ringe,
Wirst du ehrlos untergehn.

Gottfried Fittbogen.

[1]) Sonst.

Der arabische Orient und der Krieg. Von A. Mi-Baschan. 40 Seiten. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1916.

Unter den vielen und meist recht mäßigen Broschüren über den Krieg im Orient nimmt dieses Heftchen eine Sonderstellung ein. Ist er eigentlich Freund oder Feind, der Verfasser? Er sucht die Engländer mit Hilfe von Gänsefüßchen lächerlich zu machen, und er schimpft auf die Türken. Aber ich glaube, er ist weder unser Freund noch unser Feind — er ist Orientale. Dies Büchlein ist von einem Orientalen geschrieben und diktiert von der Sehnsucht des Orientalen, wieder Herr zu werden im eignen Hause. Es enthält nicht eine einzige jener gezwungenen Phrasen von europäisch-orientalischen Interessengemeinschaften, sondern es sagt klar und nüchtern, daß jede fremde Herrschaft oder Beeinflussung diesen jahrhundertelang geknechteten Völkern gleich lästig und verhaßt ist. Und nach unseren, auf mehrjährigen Wanderungen im Morgenlande gewonnenen Erfahrungen müssen wir dem Verfasser beipflichten. Die kleine Schrift, die manche Ungenauigkeiten enthält und deren Deutsch hin und wieder nicht ganz sauber ist, behandelt in der Hauptsache nur die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse in Syrien. Auf der Grundlage der englisch-französischen Wühlarbeit der letzten Jahrzehnte und begünstigt durch Teurung und Lebensmittelmangel sowohl wie durch Beunruhigung von seiten englischer Kriegsschiffe und Flieger und durch das Scheitern der türkischen Suezkanal-Offensive zu Anfang 1915: soll sich dortzulande eine recht unruhige Stimmung im Volke breitgemacht haben. Die Türken haben zwar in Syrien während des Krieges neue Bahnlinien und viele Automobilstraßen angelegt, sie haben Straßenreinigung und Sauberkeit im Lebensmittelhandel eingeführt, aber sie haben nicht verhindern können, daß der größte Teil der 1915er Ernte durch die Heuschrecken zugrunde ging, daß die Blockade der Küste die Preise ungeheuer steigerte, alle Arten von Wucher hervorrief und Petroleum, Kerzen und Leder fast völlig vom Markte verschwinden ließ. Andererseits erregte der Fortfall des Außenhandels eine starke Belebung des Binnenhandels, der vorher nicht als lohnend empfunden wurde; ja es kam in der Not sogar zur eigenen Erzeugung von Industrieprodukten, so von Spiritus aus Orangen- und Limonenschalen, von Fischkonserven, zur Gründung von Aktiengesellschaften und Schulen. Die Lösung der arabischen Frage, das heißt der Sonderbestrebungen der arabisch redenden Bewohner der mittleren und südlichen Türkei, sieht Mi-Baschan in der Errichtung einer arabischen Eidgenossenschaft mit völliger Selbständigkeit nach außen hin, regiert von den Vertretern aller dort wohnenden Nationalitäten. So berechtigt autonomistische Bestrebungen dieser Art nun sein mögen, so stehen ihnen zur Zeit doch noch gar zu viele Bedenken von deutscher Seite entgegen. Wir wissen, daß eine solche arabische Politik sehr bald unter englischen Einfluß geraten würde, und wir können nicht zugeben, daß unser Sorgenkind, die Türkei, in der Weise zerstückelt wird, wodurch sie an wirtschaftlicher Aufnahmefähigkeit für uns ungeheuer leiden würde. Wir dürfen eben diese Frage nicht mit den Augen des Orientalen sehen, so gerecht das sein würde, sondern wir müssen durch die deutsche Brille blicken, etwa so wie es Ewald Banse in seinem neuen Werke „Die Türkei" vorgezeichnet hat, dessen zweite Auflage jetzt bei G. Westermann in Braunschweig erscheint. Im Orient hat es noch niemals Republiken gegeben: ob eine solche Staatsform dort überhaupt lebensfähig ist? *βδ.*

England. Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland. Von Eduard Meyer. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Von den vielen Büchern, die in der letzten Zeit über England erschienen sind, ist dies eins der besten. Einer, der das straffe Gefüge unseres Staates als gut und notwendig erprobt hat, charakterisiert der Verfasser großzügig und doch treffend das englische Staatsgebilde und den englischen Freiheitsbegriff, und als unzertrennlich von beiden die englische Armee, die englische Gesetzgebung und das Manchestertum, die Behandlung Irlands und der schottischen Hochlande sowie den gesamten Gang der englischen Politik. Die englische Unkenntnis kontinentaler Verhältnisse wird als wichtiger Faktor der englischen Haltung gewürdigt, wobei uns die gesunde Wahrheit nicht vorenthalten wird, daß auch gewissen, im deutschen Staate einflußreichen Kreisen eine gründlichere Kenntnis des Englischen und damit englischer und amerikanischer Verhältnisse zu wünschen gewesen wäre. Von einigen der weniger bekannten Tatsachen, die das Buch dem weiteren, gebildeten Publikum bringt, sei die Rolle Portugals hervorgehoben, die es schon seit Jahrhunderten als britischer Vasallenstaat gegenüber Spanien und Frankreich zu spielen hat, und der Geheimvertrag, den England mit Österreich und Frankreich während des Wiener Kongresses einging, um Preußens Ansprüche auf Sachsen gegebenenfalls mit

Waffengewalt niederkämpfen zu lassen. Mit seiner Beurteilung des amerikanisch-deutschen Professorenaustausches, überhaupt unserer Politik Amerika gegenüber, wird der Verfasser heute gewiß allgemein Beifall finden, weniger wohl mit der Anschauung, Deutschland habe besser daran getan, schon 1895/96 nicht mit Frankreich und Rußland gegen Japan zusammenzuarbeiten. Höchst beachtenswert ist der Ausblick auf die Zukunft der gesamteuropäischen Kultur, mit dem das Buch abschließt. *svo.*

Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten. Von Leo Planiscig. Mit 115 Abbildungen. Wien, Kunstverlag Anton Schroll und Co. 1915.

Täglich macht man die Erfahrung, daß man mehr Geographie, Kunst und Kulturgeschichte lernen muß. In jedem Zeitungsbericht tauchen wieder neue Namen auf, nach denen man oft vergeblich die Schulerinnerungen seines Gedächtnisses durchsucht, und selbst wo von bekannten Gegenden die Rede ist, ertappt man sich über der Entdeckung, daß man eigentlich von den Orten, die unsere tapferen Truppen mit ihrem Blute düngen, verzweifelt wenig weiß. Eine Reise nach Rom, Florenz, Venedig ist für jeden Gebildeten eine Selbstverständlichkeit; aber wer kennt das Friaul, wer kennt das Trentino, wer kennt gar Istrien oder Dalmatien? Und doch stehen diese Gegenden sowohl mit den Denkmälern der Kunst als den Schönheiten der Natur in durchaus berechtigtem Wettstreit mit den von den Fremden bevorzugten Ländern. Leo Planiscig, Assistent am kunsthistorischen Hofmuseum in Wien, ein mit diesen Gebieten besonders vertrauter Kunsthistoriker, hat eine reiche Auswahl von Bildern getroffen, die er mit kurzem, aber alles Wesentliche prägnant hervorhebendem, geschichtlichem Text begleitet. Das Buch ist nicht nur ein trefflicher Reiseführer geworden, sondern auch ein bequemes Handbuch, das uns wichtige Nachschlagedienste für das Studium der Kunstentwicklung in den germanisch-romanischen Grenzgebieten leistet. Können wir doch gerade in diesen Ländern die merkwürdigsten Zusammenstöße der verschiedensten Kulturen verfolgen. In Südtirol und im Isonzogebiet begegnen sich deutsche und welsche Kunst in wechselndem Hinundwiderfluten durch alle Epochen hindurch seit der Antike. In Dalmatien trifft venezianischer Einfluß auf byzantinischen, zugleich spielt der Islam herein. Dalmatien ist aber auch das Land einer besonders konservativ entwickelten Volkskunst, wo sich das Kunstgewerbe noch mancherlei Anregungen holen könnte. Planiscig hat sein großes Material in knapper Form trefflich bewältigt und den Text durch schöne und zahlreiche Abbildungen angenehm belebt, so daß das Buch wohl rasch Verbreitung finden dürfte. *με.*

Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna v. Sydow. Siebenter Band. Berlin, Mittler und Sohn. 1916.

Mit diesem Band ist das Werk abgeschlossen; das Erscheinen jedes einzelnen der sieben Teile wurde überall beifällig erwähnt; immerhin ist die kostbare Bedeutung dieser Veröffentlichung ungenügend beachtet und gewürdigt worden. Es ist ein bleibendes Denkmal voll entfalteter deutscher Wesensart. Bei aller Versenkung in Wissenschaft und Kunst zeigt sich die rege Anteilnahme an öffentlichen Fragen, bei aller fraglosen Treue zum Vaterland bekundet sich die leidenschaftliche Liebe zu Italien, das dankbare Gefühl der Befruchtung, Erweiterung und Beglückung, welches jenes Land ihnen gewährte. Trotz ihrer Beziehungen zur großen bewegten Welt tritt eine anmutende Bevorzugung des Familienlebens hervor, ein Hang zur Einsamkeit und ihrem stillen Glück. „Aus der Einsamkeit sprießt doch eigentlich alles Höhere, Bessere und Kräftigere auf." Die Lebensweisheit wird veranschaulicht, verwirklicht durch die Schicksale zweier begnadeter Menschen. Heiter durchzieht das großzügige Werk die bewußte Fähigkeit, auch alternd Genuß, Befriedigung und Freude überall zu finden. Vom Leben schreibt er: „Die Kraft des Genusses und die Freude nimmt zu." Im Grunde bedauert er die Jugend, denn er „besitzt die Vergangenheit; es ist gar nicht wahr, daß etwas vorgeht". Als Caroline die Parthenon-Statuen in London erblickt: „wird sie von einem Gefühl höheren Daseins umfangen". Er betont die Wirkensmöglichkeiten der Käufer großer Kunstwerke, die Früchte, die „sie damit für Jahrhunderte in den Menschen aufgehen lassen!" Mit Ausnahme der ihm fast unangenehmen Musik erfaßt er mit innigster Anteilnahme alles Schöne. „Man ist ein anderer Mensch, wenn man aus der Tragödie kommt, geht doch das Große so lebendig an einem vorbei. Das Schauspiel, würdig und ruhig genossen, bleibt das edelste aller Vergnügen." — Beide standen auf hohen Zinnen, aber er schreibt: „Man kann nie genug Achtung für das wahrhaft Menschliche in den Personen ganz ungebildeter Stände und nie genug Demut haben." — Wie er es oft ausspricht, bewundert er in immer steigendem Maß seine Frau. „Du bist einzig in der Welt, und so ganz wie du das bist, weiß doch niemand, geliebtes Wesen, als ich. Das Leben ist anders, sowie man

dich nahe fühlt." Dieser Staatsmann schreibt der abwesenden Gattin anmutig plaudernde Briefe über seinen von ihm geführten Haushalt (fünf Groschen täglich pro Person stellte sich die letzte Wochenrechnung, dabei hatte es einen Kapaunen gegeben). Er versteht es, den alltäglichen Vorkommnissen eine gefällig durchdachte Wendung zu geben. So preist er den Schlaf, „es wirkt nichts so auf die Heiterkeit des Gemütes, selbst auf den Verstand"; Kammerherr ist ihm recht, dies „ist eine leichte, poetische Würde". Es wird uns gestattet, mit diesen auserwählten Menschen in ihrer engsten Vertraulichkeit zu verkehren, und dankbar empfinden wir den Vorzug so erlesener Gesellschaft. $\mu\beta$.

Studien zu Heinrich v. Kleist. Von Hermann Schneider, Professor an der Universität Berlin. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1915.

Selten wird man ein Buch so unbefriedigt und verstimmt aus der Hand legen wie das vorliegende, denn tatsächlich gehört es zu den seichtesten und leichtfertigsten Elaboraten, die das an literarischen Seichtheiten und Leichtfertigkeiten gewiß nicht arme Jahr 1915 auf den Markt geworfen hat. Von einem Eindringen in den Gegenstand ist trotz der Stellung des Verfassers kaum etwas zu spüren; was er gibt, ist mit Ausnahme von ein paar interessanten Seiten über Kleist und Cervantes längst überholt. Das entwertet zunächst den rein fachlichen Teil des Bändchens, der eine „ältere philosophische Tendenz" zu verfolgen vorgibt. Hier wird bogenlang über die metrischen Unterschiede der „Familie Ghonorez" und der „Familie Schroffenstein" doziert, ohne die gründliche Untersuchung H. Füsers (Münster 1911) zu berücksichtigen, die weit vollständigere Ergebnisse liefert; weiterhin wird die Entstehung des „Zerbrochenen Kruges" erörtert, ohne den von Minde-Pouet in dieser Zeitschrift veröffentlichten Brief Kleists an Christian v. Massenbach heranzuziehen. Gegen Erich Schmidt wird polemisiert, weil er das Kleistsche Meisterlustspiel angeblich in das moderne Holland des achtzehnten Jahrhunderts verweist, obwohl es sich bei dieser Behauptung lediglich um einen Druckfehler des Schneiderschen Handexemplars handelt, der dem neuesten Kleistkommentator erst post festum aufgegangen ist. Bei gleicher Gelegenheit wird Walzel verbessert, der den geschichtlichen Hintergrund des „Zerbrochenen Kruges" auf die Schilderungen des Chronisten Famianus Strada zurückgeführt hat, ohne den Gegenbeweis zu liefern, daß in anderen Geschichtswerken die von Kleist verwendeten Züge fehlen: Schneider hebt dafür die Niederländische Geschichte von Wagenaar (den er in Waagenaer umtauft!) auf den Schild, verfällt aber natürlich in den gleichfalls bei Walzel gerügten Fehler. In dieser Weise geht es weiter; Schneiders „ältere philologische Tendenz" scheint nichts anderes zu sein als blutiger Dilettantismus. Damit ist aber der Band noch nicht erschöpft: er verfolgt nämlich nach der Vorrede, obwohl er rein wissenschaftlich gehalten ist, noch eine zweite „Tendenz", und diese besteht darin, „Kleists Stellungnahme zu den brennendsten Gegenwartsfragen zu beleuchten und auf eine einfache Formel zu bringen". Wie diese Aufgabe in einer Abhandlung über „Kleists Deutschtum" gelöst wird, ist schlechthin unbezahlbar. Schneider geht dabei nämlich von der kuriosen Annahme aus, daß breite Schichten des deutschen Volkes den Dichter des „Prinzen von Homburg" „als Vertreter ganz moderner Ideen, als Propheten des neuen Reichsgedankens" auffaßten. Natürlich wird es ihm leicht, das Gegenteil zu beweisen. Geradezu spaßhaft wirkt er aber durch die Gespreiztheit, mit der er Kleist als politische Individualität wertet, ohne die Bedingungen, unter denen sich die politischen Anschauungen des märkischen Dichters entwickelten, auch nur zu ahnen. Denn daß Kleist „als erster die dem achtzehnten Jahrhundert noch unbegreifliche und unannehmbare Vereinbarkeit der höchsten sittlichen, geistigen und künstlerischen mit intensivsten politischen Interessen" gezeigt hätte, ist doch eine Übertreibung, die man sich nur dann leisten kann, wenn man von den politischen Strömungen und Idealen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts ebensowenig versteht wie von dem politischen Leben der dichterischen Zeitgenossen des Märkers; ein Blick in Meineckes schönes Buch ist Schneider zur Abrundung seiner Kenntnisse auf diesem Gebiet dringend zu empfehlen, umsomehr, als er Adam Müller überhaupt nicht zu kennen scheint. Wie absurd es ist, den sich in eigener Unrast verzehrenden Schöpfer der „Hermannsschlacht" zuguterletzt als ein Vorbild für die Gegenwart hinzustellen, die von ihm „Ausdauer im Existenzkampf, Beharrlichkeit, die nicht nur alle Opfer trägt, sondern sich auch gegen einen allzu billigen (!) Frieden wehrt", lernen kann, braucht kaum betont zu werden. — Unterstrichen sei nur zum Schluß, wie bedauerlich es ist, wenn sich Männer in Schneiders Stellung zur Veröffentlichung derartig unreifer Früchte bereit finden lassen. Der deutsche Büchermarkt ist doch wahrhaftig voll genug; jeder Tag trägt einen neuen Schwall wertloser Makulatur in die Öffentlichkeit, der ohne weiteres in die Papiermühle zurückgeleitet werden könnte. Da ist es wahrhaftig nicht nötig, daß Gelehrte, die vom Staate hin-

reichend bezahlt werden, ihre Feder zu buchindustriellen Zwecken mißbrauchen. Wenn sich Schriftsteller in den Dienst verlegerischer Spekulationswut stellen, so tun sie das zum größten Teil aus bitterer Not; die Wissenschaft sollte fühlen, daß sie aristokratisch bleiben muß, zumal sie aristokratisch bleiben kann. Bücher wie das Schneidersche gehören daher zu den bedauerlichsten Erscheinungen, die unsere Zeit zu bieten hat. *τολμ.*

E. T. A. Hoffmanns Tagebücher und literarische Entwürfe.

Mit Erläuterungen und ausführlichen Verzeichnissen herausgegeben von Hans v. Müller. Erster Band. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1915.

Die 1912 in Wien versammelten Bibliophilen beschenkte Feodor v. Zobeltitz mit einem Heftchen, das nach seinem Titel „Ergänzungen zu Hans v. Müllers grundlegendem Werke" zu bieten schien. Das Vorwort, das den Druck der ersten sechzehn Zeilen als zehn Jahre zurückliegend verkündet, und noch deutlicher der erste Satz der eigentlichen Ergänzungen belehrt aber zur Genüge, worum es sich handelt. „Am 4. Juli 1822 sendet Hitzig an den Kammergerichtssekretär Seefisch[1] in Berlin, Jerusalemerstraße[2] Nr. 11[3] ‚sechs kleine runde und fünf gewöhnliche Flaschen Wein' aus dem Nachlaß Hoffmanns zur Aufbewahrung." Dazu stehen, wie ersichtlich, drei Anmerkungen, die sich unter anderem über die Möglichkeit, Jerusalem mit m oder mm zu schreiben, auslassen. Vier Register, die jedes einzelne Wort sachlich und alphabetisch ordnen, vervollständigen des weiteren die Absicht einer freundlichen Satire auf die Arbeit, die Hans v. Müller mit seinem Werk „E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr" geleistet hat. Wer danach zu diesen Bändchen selbst greift, wird erstaunt sein, wieviel mehr die kleine Spottschrift „Realismus" als Übertreibung bot; wird er sich doch überzeugen müssen, daß gar nicht wenige Seiten in drei bis vier verschiedenen Typen gesetzt sind, so daß man oft schwerlich aus noch ein weiß. Nimmt man hinzu, daß nur wenige Anmerkungen nicht in sich noch kommentiert sind und tausend Nebensächlichkeiten eine wichtige oder doch mitteilenswerte Tatsache umranken und erdrücken, so wird man begreifen, daß es selbst dem Freunde unmöglich war, satiram non scribere. Die Kritik aber darf bei halber Arbeit nicht stehen bleiben. Offenbar hat nämlich der freundschaftliche Hieb nicht vermocht, grobe Auswüchse der Editionstechnik beseitigen zu helfen; denn der uns vorliegende erste Band der Tagebücher Hoffmanns zeigt mit seinen „Erläuterungen und ausführlichen Verzeichnissen" das gleiche Prinzip, obschon diesmal wenigstens das eigentlich Bedeutsame der Einführung, die Charakterisierung des Tagebuches an den Anfang gerückt und, wie gleich gesagt werden soll, durchaus treffend und gut ausgeführt ist. Daß Hans v. Müller aber der Mann ist, in seinen langjährigen Hoffmann-Studien nicht bloß in die Breite, sondern auch in die Tiefe zu dringen, bewiesen schon seine freilich in einem Wust toter Materie vergrabenen, feinsinnigen Bemerkungen über Hoffmanns Kunst und Künstlertum, verbürgte zumal die sichere Heraushebung der Brambilla, der er, als zu den großen Märchen gehörig, einen bei Publikum und Durchschnittskritik verweigerten und heute selbst von Ellinger ungern zugestandenen ersten Platz einräumte. Vollends keiner Erwähnung bedarf es, daß die Einwände, die zu erheben sind, schlechterdings in keinem Punkte den eigentlichen Inhalt des Buches angehen. Wie uns die Briefe lieb und wert geworden sind und wir aus ihnen gern Belehrung gezogen haben zu richtiger Datierung der Werke, die es in der neuen Gruppierung teilweise neu zu werten galt, so begrüßen wir mit Freuden die Tagebücher, in denen die Quellen zu Hoffmanns Aufenthalt in Bamberg wie in Dresden und Leipzig reichlicher fließen, und die uns so intimen Einblick gewähren in all die niederdrückenden Nöte dieses Künstlers, die allein schon das Philisterium des „dies ordinarius" ihm schlug. Natürlich sollen auch an keiner Stelle die außerordentlichen Verdienste des Herausgebers verkannt oder nur geschmälert werden, der in unermüdlicher, erfolgreicher Sammeltätigkeit uns die genannten Stücke zugänglich gemacht und zum großen Teil überhaupt erst ans Licht gezogen hat. Was also dagegen zu sagen ist, bezieht sich lediglich auf den historisch-kritischen Apparat. Der aber ist in beiden Editionen recht umfänglich ausgefallen. Und da wird gleich zu fragen sein, ob dazu eine Notwendigkeit vorlag. Als 1912 Hans v. Müller sein vierbändiges Hoffmann-Werk auf den Markt brachte, mußte ihm klar geworden sein, an wen diese Veröffentlichung gerichtet war: es kam, wie selbstverständlich, kein unterhaltungslüsternes Kränzchen dafür in Betracht. Da er zudem „seine Leser nicht für unwissender hält, als er selber ist", so hätte sich mit Bestimmtheit das richtige Ausmaß für Einleitung und Kommentar erwarten lassen müssen. Fraglos hätte eine solche Arbeit philologischer Akribie nicht entraten dürfen, aber daß die „Andacht zum kleinen", die dabei heilig sein muß, eine derartige, jeden Begriff von romantischer Ironie verketzernde Auslegung erfahren würde, bleibt völlig unfaßbar. Indes bringen in der Tat Dispositionsunfähigkeit und mangelnde

Konzentrationskraft mit dem Herausgeber den Leser um die schönsten Früchte. Dadurch, daß auf einer Seite neben dem Texte mit seinen nicht kärglich gebotenen Anmerkungen auch Vor- und Klammerbemerkungen stehen, die sich oft über mehrere Seiten hin erstrecken, gewinnt man häufig selbst beim besten Willen kein einheitliches Bild. Für eine derartige Umständlichkeit scheint das Titelblatt symptomatisch. Darauf findet sich nicht nur ein „Enthält u. a.", sondern das Innenblatt hält bereits die Dauer des Druckes fest, über die doch im Buch noch genügsam geredet wird, und das zweite Heft des zweiten Bandes bringt neben der gleichen Notiz den Vermerk „mit Hensels Hoffmann-Porträt, einem Selbstporträt Hoffmanns und je fünf sonstigen Zeichnungen und Faksimiles mit drei weiteren Selbstporträts", obwohl auch dazu ein Exkurs an Ort und Stelle folgt. Das mögen Äußerlichkeiten sein, die zu tadeln kleinlich erscheinen kann. Doch heißt es hier, das Übel bei der Wurzel packen, denn darin liegen die Ursachen, warum die Entstehungsgeschichte so unerträglich breit geriet. Der Herausgeber hat zwar gemeint, die Formlosigkeit wenigstens in den Grisebach-Partien damit verteidigen zu können, daß er den älteren Freunden seines Unternehmens eine Rechtfertigung schuldig zu sein erklärte. Man darf aber billig bezweifeln, ob darum die peinlich-genaue Verzeichnung sogar des Postaufgabestempels bei dem Hin und Her seiner Korrespondenz erforderlich gewesen wäre. Außerdem wird uns auch an anderen Stellen diese Umständlichkeit nicht erspart, wo wir dann etwa gelegentlich eines Namenträgers aus dem Hoffmannschen Freundeskreise Familienlisten erhalten, daß man versucht sein könnte, in einschlägigen Zeitschriften Genealogen auf solche Fundgrube aufmerksam zu machen. Hans v. Müller ist so unglaublich eng mit seiner Arbeit verwachsen, daß er nur an ihr noch sich und uns orientieren zu können scheint. Im zweiten Heft des zweiten Bandes Seite 368 hat er einen Namen in Hoffmanns „Briefen aus den Bergen" zu kommentieren. Man würde es dankbar hinnehmen, dabei zu erfahren, daß ein dort genannter „Capellan Jeremias" einer der ersten Besitzer der Hampelbaude im Riesengebirge war. Aber das genügt dem Herausgeber noch nicht, sondern er fährt in egozentrischer Naivität fort: „Der Wirt dieser Baude (die während der Korrektur des vorliegenden Bogens, in der Nacht zum 1. April 1906, abgebrannt ist) . . ." Nicht minder komisch berührt es, wenn es in seinen Ausführungen über die Erbschaft der Witwe Hoffmanns (3. Heft S. 756) heißt: „Am 1. März wurden die Schriftstücke hergestellt und . . . dem Gerichtsdiener Stange übergeben. Stange ertrank jedoch auf dem Hinwege im Zacken (an dem Hoffmann vor 61 und vor 40 Jahren entlang gegangen: I 170 f., II 376)." Neben solchen Absonderlichkeiten fehlt es nicht an technischen Unzulänglichkeiten. Wenn der Herausgeber im ersten Heft des zweiten Bandes auf S. LIII ein Siglenverzeichnis gibt, so will man sich nicht beim fünften Stichwort (Eitner) zur Erklärung auf das dritte Heft „S. 734/35 unter Nr. 12" verwiesen sehen; desgleichen können Dubletten wie „A. D. B. auch ADB" oder „Houben I oder Houbens Repertorium I" als Abkürzungen nicht zu den „kleinen Schwankungen in den Editionsprinzipien" gerechnet werden, die sich „aus der langen Dauer der Herstellung erklären", sondern es ist hier die mangelhafte Aneignung von technischen Fähigkeiten zu beklagen, deren Beherrschung man von jedem Studenten nach der ersten Seminararbeit verlangt. So wird es begreiflich, daß man sich zuweilen wie in einem Irrgarten in den Bänden verliert, deren saubere Abgrenzung ein leichtes hätte sein müssen. v. Müller hat das versäumt. Seine „Einmischung einer subjektiven Ansicht in eine objektive Edition" erscheint so unfruchtbar, störend und schädlich, daß einmal ausdrücklich darauf hingewiesen werden mußte, um den Herausgeber in seinen weiteren Arbeiten vielleicht doch noch auf andere Wege zu bringen. Denn Ausgaben wie die angezeigten sind schon deshalb nicht einem Kreisler-Stück („Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers"), in dem allerdings Hoffmann „jeder anscheinenden Exzentrizität Platz und Raum zu gönnen" beabsichtigte, gleich zu erachten, weil es sich hier nicht um anscheinende, sondern um höchst wirkliche Exzentrizitäten handelt. *ωχ.*

Heidelberg und die deutsche Dichtung. Von Philipp Witkop, Professor an der Universität Freiburg i. B. Mit sechs Tafeln. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Der Vertreter der deutschen Literaturgeschichte an der Universität Freiburg i. B. stellt sich in dem vorliegenden Bande die Aufgabe, mehr als ein Stück Literaturgeschichte zu geben: er will Heidelberg als literarischen Inspirationsfaktor, als „Symbol der Poesie" werten und darüber hinaus zum erstenmal „die Wechselwirkung großer atmosphärischer Lebensgewalten und der Dichtung" aufzeigen. Ein anspruchsvolles Problem; daß ihm seine Lösung geglückt wäre, läßt sich nicht behaupten. Witkop übersieht nämlich vollständig, daß Heidelberg an sich erst dann eine literarische Rolle zu spielen begonnen hat,

als sein Schloß endgültig in Trümmer gesunken war und Rousseau den Sinn für landschaftliche Schönheiten wiedererweckt hatte; mit anderen Worten, daß seine Darstellung erst mit den Stürmern und Drängern einzusetzen hatte. Statt dessen beginnt er mit rein lokalgeschichtlichen und als solche nicht einmal neuen Studien über die Heidelberger Humanisten, über Schede, Opitz, Zinegref, das siebzehnte Jahrhundert; daß Opitz nur deshalb an den Neckar gezogen ist, weil ihn „die unschätzbare Bibliothek, der Glanz des kurfürstlichen Hofes und der Ruf seiner Räte" bestachen, berichtet er zwar selber, schildert ihn deshalb nicht minder eingehend und gibt dem Kapitel über ihn drei Seiten in Heidelberg entstandener Gedichte bei, obwohl er sie eben noch als rein formale, künstlerisch ganz bedeutungslose Schreibübungen abgetan hat. Als dann die Darstellung endlich dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts zustrebt, da bespricht Witkop nicht nur die Persönlichkeiten, denen Heidelberg ein wirkliches Erlebnis bedeutet hat, also Männer wie Schubart, wie Heinse, wie Maler Müller, sondern auch Lessing, Stolberg, Jung-Stilling und Matthisson, denen die Musenstadt am Neckar notorisch so gut wie gleichgültig geblieben ist. Goethes viermalige Anwesenheit in Heidelberg wird in aller Umständlichkeit beschrieben und sein Verhältnis zu Marianne von Willemer unter völliger Preisgabe des Themas ausführlich beleuchtet, ohne daß schließlich mit wünschenswerter Deutlichkeit hervorginge, was Goethe nun eigentlich Heidelberg verdankt hätte, wenn er dort Mlle. Delph, den Boisserées und Suleika nicht begegnet wäre — und darauf sollte es doch nach dem Vorwort allein ankommen. Das Kapitel über Brentano, Arnim und Görres wird zu einer philologischen Untersuchung über den Werdegang des „Wunderhorns" und verwandter Arbeiten, in breiten Strichen wird der Streit der Romantiker mit dem alten Voß ausgemalt, ohne daß man begriffe, was derartige Repetitionsmaterialien in diesem Rahmen zu suchen hätten. Wenn sich der darauffolgende Abschnitt über Eichendorff besser liest, so können die weiteren Kapitel, in den Loeben, Schenkendorff, Jean Paul, Lenau, Hebbel, Keller und Scheffel in ihren Beziehungen zu Heidelberg geschildert werden, nur bestätigen, daß der Verfasser bei aller Belesenheit seiner Aufgabe künstlerisch keineswegs gewachsen war. — Daß der Verlag seine Arbeit mit sechs teilweise farbigen Ansichten und zahlreichen Vignetten geschmückt hat, sei nichtsdestoweniger dankbar anerkannt.

τολμ.

Französische Staatsmänner. Von Max Nordau. (Sammlung „Männer und Völker".) Berlin, Ullstein und Co. 1916.

Nordaus neuestes Buch bringt mehr, als sein Titel andeutet: es will nur eine Reihe von Porträts bieten und bildet schließlich, hintereinander gelesen, eine für die breitesten Schichten berechnete, mit sicheren Strichen hingesetzte Übersicht der französischen Entwicklung von der Revolution und im engeren Sinne von 1870 bis auf die Gegenwart. Was das heißen will, wird verständlich, wenn man Nordaus scharfe Charakterisierungsgabe kennt und weiß, wie anziehend und bildhaft er über die trockensten Dinge zu plaudern versteht. So vermittelt sein Buch eine klare Anschauung von den Kräften, die das heutige Frankreich geformt haben: während der einleitende Aufsatz die politischen Strömungen an sich beleuchtet und das ganze Staatsleben der Franzosen auf das ewige Duell zwischen den Erben und den Gegnern der Revolution zurückführt, nehmen die folgenden zehn Bildnisse aus der Geschichte der dritten Republik einzelne Abschnitte ihres Werdens unter die Lupe und klingen schließlich in einem übrigens mit fühlbarer Sympathie geschriebenen Aufsatz über Jaurès aus. Über die Auswahl an sich könnte man streiten; weshalb neben Combes noch Clemenceau stehen mußte, ist nicht recht ersichtlich, da Clemenceaus Wirken in dem Abschnitt über Combes bereits gestreift wurde; dafür vermißt man ein Porträt des symptomatisch bedeutsamsten französischen Staatsmannes der Gegenwart, Delcassés. Ebenso ließe sich über manche Einzelfrage reden; die Geschichte vom Abbé Loriquet, der Napoleon als Konnetabel Ludwigs des Achtzehnten bezeichnet haben soll, auf dessen Geheiß er die Heere des Königs geführt hätte, ist erwiesenermaßen ebenso fabelhaft wie das berühmte Wort Mirabeaus zum Marquis de Dreux-Brézé, der am 4. August 1789 die Nationalversammlung auflösen wollte. Die Auffassung Louis Philipps, der als gemütlicher Trottel hingestellt wird, befremdet nicht weniger als die Charakteristik Napoleons des Dritten, der durchaus nicht der Despot gewesen ist, als der er gewöhnlich hingestellt wird. Der Vater des Grafen Chambord war nicht der „einzige" Sohn Karls des Zehnten. Thiers scheint überschätzt, Jules Simon etwas zu leicht gezeichnet. Im großen und ganzen werden diese kleinen Mängel aber nur wenig an dem erfreulichen Gesamteindruck ändern, der das technisch durch Kolumnentitel, Zeittafel und Register ungemein handlich gestaltete Bändchen der Beachtung der breitesten Leserwelt empfiehlt.

τολμ.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bartels. — Ein' feste Burg ist unser Gott. Deutschchristliches Dichterbuch herausgegeben von Adolf Bartels. 682 S. Halle (Saale), Richard Mühlmann (Max Grosse). 1916.

Bertholet. — Aus heiligen Quellen. Ein Büchlein von Krieg und Sieg. Herausgegeben von A. Bertholet. 64 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Böckel. — Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt von Dr. Otto Böckel. Zweite Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 262.) 122 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1914.

Boerschel. — Eine Dichterliebe. Joseph Victor von Scheffel und Emma Heim. Von Ernst Boerschel. Mit Briefen und Erinnerungen. Mit vielen Bildbeigaben. 364 S. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Brausewetter. — Wer die Heimat liebt wie du. Roman von Artur Brausewetter. 417 S. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Brauweiler. — Die Brüder im Weltkrieg. Von Dr. jur. Heinz Brauweiler. 91 S. Köln, J. P. Bachem. 1916.

Büchel. — Das vergnügte Büchel. Des „Fröhlichen Buches" 61. bis 70. Tausend als bedenklich verkleinerte Taschenausgabe. Herausgegeben vom Kunstwart. 368 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Chamberlain. — Hammer oder Amboß. Dritte Reihe der Kriegsaufsätze. Von Houston Stewart Chamberlain. 61 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Delbrück. — Der Untergang des Postdampfers. Erzählung von Joachim Delbrück. 135 S. München, Georg Müller. 1916.

Dibelius. — Charles Dickens. Von Wilhelm Dibelius. Mit einem Titelbild. 525 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Ebhardt. — Hebbel als Novellist. Von Dr. Rolf Ebhardt. 161 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1916.

Enderling. — Der Hungerhaufen und andere Novellen. Von Paul Enderling. 172 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1916.

Flaskamp. — Die deutsche Romantik. Ein Vortrag aus dem Jahre 1912. Von Christoph Flaskamp. 60 S. Warendorf i. Westf., J. Schnell'sche Verlagsbuchhandlung. O. J.

Floericke. — Die Masurenschlachten. Von Dr. Kurt Floericke. 78 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1916.

Franz. — Auf der Kriegszeit Bildungswegen. Ein goldener Gedankenschatz. Gesammelt von Wilhelm Franz. 801 S. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. 1916.

Gaupp. — Wahn und Irrtum im Leben der Völker. Von Robert Gaupp. 31 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1916.

Goedel. — Klar Deck überall! Deutsch-Seemännisches von Gustav Goedel, Kaiserl. Geheimem Konsistorialrat, Marineoberpfarrer a. D. Herausgegeben von der Vereinigung „Quickborn" in Hamburg. 80 S. Hamburg, Quickborn-Verlag. 1916.

Grimm. — Die Lehre des Buddha. Die Religion der Vernunft. Von Dr. Georg Grimm. 512 S. München, R. Piper und Co. 1915.

Hadina. — Sturm und Stille. Kriegsdichtungen. Von Emil Hadina. 48 S. Wien, Selbstverlag des Deutschen Schulvereins. 1916.

Hallström. — „Der Volksfeind". Vier zeitpolitische Aufsätze. Von Per Hallström. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. 62 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Hanslik. — Die neue Weltkultur-Gemeinschaft. Von Erwin Hanslik. Erster Teil: Durch Wissenschaft zur neuen Weltkultur. 64 S. Zweiter Teil: Durch Weltkrieg zur neuen Weltkultur. 39 S. Dritter Teil: Der Weg des Slawentums zur neuen Weltkultur. 53 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Hoesch. — Die wirtschaftlichen Fragen der Zeit. Von Ökonomierat Dr. Hoesch, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. 185 S. Berlin, Reimar Hobbing. 1916.

Jacobsklötter. — Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen. Von Ludwig Jacobsklötter. Dritter Teil. 126 S. Hamburg, Gustav Schloeßmann (Gustav Fick). 1916.

Jaeger. — Persien und die Persische Frage. Von Professor Dr. Th. Jaeger, Hamburg. Mit einer politischen Übersichtskarte von Persien. 179 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.

Kaindl. — Die Deutschen in Osteuropa. Von Dr. Raimund Friedrich Kaindl, Professor an der Universität Graz. Mit 14 Abbildungen. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1916.

Karte. — Karte von Belgien und dem angrenzenden Nord-Frankreich. 10 Blatt in Schummerungsmanier gezeichnet. Maßstab 1 : 200 000. Blatt 1: Ostende—Ypern. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. O. J.

Kaukasielli. — Der Kaukasus im Weltkrieg. Von Kaukasielli. 41 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.

Kießling. — Richard Wagner und die Romantik. Von Dr. Arthur Kießling. 136 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1916.

Landauer. — Der Verruf des Fremden. „Gott strafe England". Die Wacht an der Donau. Von Dr. Georg Landauer. 93 S. Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1916.

Lauterbach. — Der Große Krieg 1914—1916. Dem deutschen Volke geschildert von F. Lauterbach, Rektor. Mit 22 Bildnissen nach Zeichnungen von V. O. Stolz und 22 Kartenskizzen. 151 S. Leipzig, Otto Spamer. 1916.

Lilienfein. — Ein Spiel im Wind. Roman von Heinrich Lilienfein. 361 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1916.

Lothar. — Österreichische Schriften. Weltbürgerliche Betrachtungen zur Gegenwart. Von Ernst Lothar. 91 S. München, R. Piper und Co. 1916.

Marbe. — Die Gleichförmigkeit in der Welt. Untersuchungen zur Philosophie und positiven Wissenschaft. Von Dr. Karl Marbe, o. ö. Professor der Philosophie und Pädagogik, Vorstand des Psychologischen Instituts der Universität Würzburg. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Norden. — Das neutrale Belgien und Deutschland im Urteil belgischer Staatsmänner und Juristen. Von Dr. F. Norden, Advokat am Appellationsgericht zu Brüssel. Mit einem Geleitwort von Geh. Justizrat Dr. Josef Kohler, Professor an der Universität zu Berlin. 96 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Nostradamus. — Die Franzosen wie sie sind. Gegenwart und Zukunft. Von Nostradamus. 335 S. Freiburg i. Br., J. Bielefeld's Verlag. 1916.

Peez. — Europa aus der Vogelschau. Politische Geographie, Vergangenheit und Zukunft. Zeitgemäßer Neudruck der gleichnamigen Studie von Alexander von Peez, Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Mit Bildnis und biographischer Skizze. 129 S. Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1916.

Pronold. — Weltkriegsbilderbuch. Franzl. Michl. Mohammed. Text von Ludwig Pronold. Bilder von Albert Henselmann. Teil I. 31 S. Straubing (Bayern), Cl. Attenkofersche Verlagsbuchhandlung. O. J.

Redlich. — Das europäische Problem. Von Alexander Redlich. 51 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Rehm. — Der Weltkrieg und das humanistische Gymnasium. Ein Wort zur Abwehr und Verständigung. Von Dr. Albert Rehm, o. ö. Professor der klassischen Philologie und der Pädagogik an der Universität München. 41 S. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung Oskar Beck. 1916.

Rörig. — Feindliche Urteile über Deutschland und wir. Vortrag von Dr. Fritz Rörig. 34 S. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Gesellschaft m. b. H. 1916.

Scherer. — Die Fraue von Ingelheim. Ein Roman vom Chiemsee aus der Zeit Karls des Großen. Von Franz Wolfram Scherer. 309 S. Hannover, „Hans Hübner Verlag". 1916.

Scherer. — Lacrimosa und andere Erzählungen. Von Franz Wolfram Scherer. 116 S. Hannover, „Hans Hübner Verlag". 1916.

Schlein. — Erziehung zum Glück. Morgengedanken eines Menschenfreundes. Von Gustav Schlein. 135 S. Wien, A. Hartleben. O. J.

Schneider. — Mitteleuropa als Kulturbegriff. Von Karl Camillo Schneider, a. o. Professor an der Universität Wien. 76 S. Wien, Orion-Verlag G. m. b. H. 1916.

Schwann. — Der Sinn der deutschen Geschichte. Von Mathieu Schwann. 229 S. Berlin, Georg Reimer. 1916.

Shakespeare. — Shakespeares Werke in fünfzehn Teilen. Übersetzung der Dramen von Schlegel und Tieck, der Gedichte von Wilhelm Jordan und Max Josef Wolff. Herausgegeben, nach dem englischen Text revidiert und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Dr. Wolfgang Keller, ord. Professor an der Universität Münster. Mit zehn Beilagen in Gravüre und Kunstdruck. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. O. J.

Siebert. — Marie Ellenrieder als Künstlerin und Frau. Von Klara Siebert. Mit 12 Bildern. 122 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. O. J.

Sommer. — Geistige Veranlagung und Vererbung. Von Georg Sommer, Dr. phil. et med. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 512.) 118 S. Leipzig, und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Spectator. — Spectator Galliae. Frankreichs Kriegsvorbereitungen in Bild und Wort. 32 S. Leipzig, Zeitschrift für Bücherfreunde. 1916.

Steinart. — Der Hauptmann. Eine Erzählung aus dem Weltkriege. Von Armin Steinart. 332 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1916.

Stern. — Gedichte. Von Clara Stern. 78 S. Zürich, Rascher und Cie. 1916.

Strobl. — Die Kristallkugel. Neue Novellen von Karl Hans Strobl. 352 S. Leipzig, L. Staackmann. 1916.

Thormeyer. — Philosophisches Wörterbuch. Von Dr. Paul Thormeyer, Oberlehrer in Hannover. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 520.) 96 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Wibbelt. — Ein Heimatbuch. Worte des Trostes und der Mahnung. Von Augustin Wibbelt. 365 S. Warendorf i. Westf., J. Schnell'sche Verlagsbuchhandlung (C. Leopold). O. J.

Winkler. — Wir von der Südfront. Ernstes und Heiteres aus den Kämpfen in Serbien und am Isonzo. Von Dr. Wilhelm Winkler, Oberleutnant i. d. R. d. k. u. k. 52. Inf.-Regts. 100 S. Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1916.

Zapolska. — Sommerliebe. Roman von Gabryela Zapolska. 349 S. Berlin, Oesterheld und Co. 1916.

Ziehen. — Die Psychologie großer Heerführer. Der Krieg und die Gedanken der Philosophen und Dichter vom ewigen Frieden. Zwei Vorträge aus der Kriegszeit. Von Professor Dr. Theodor Ziehen. 94 S. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1916.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.167

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY